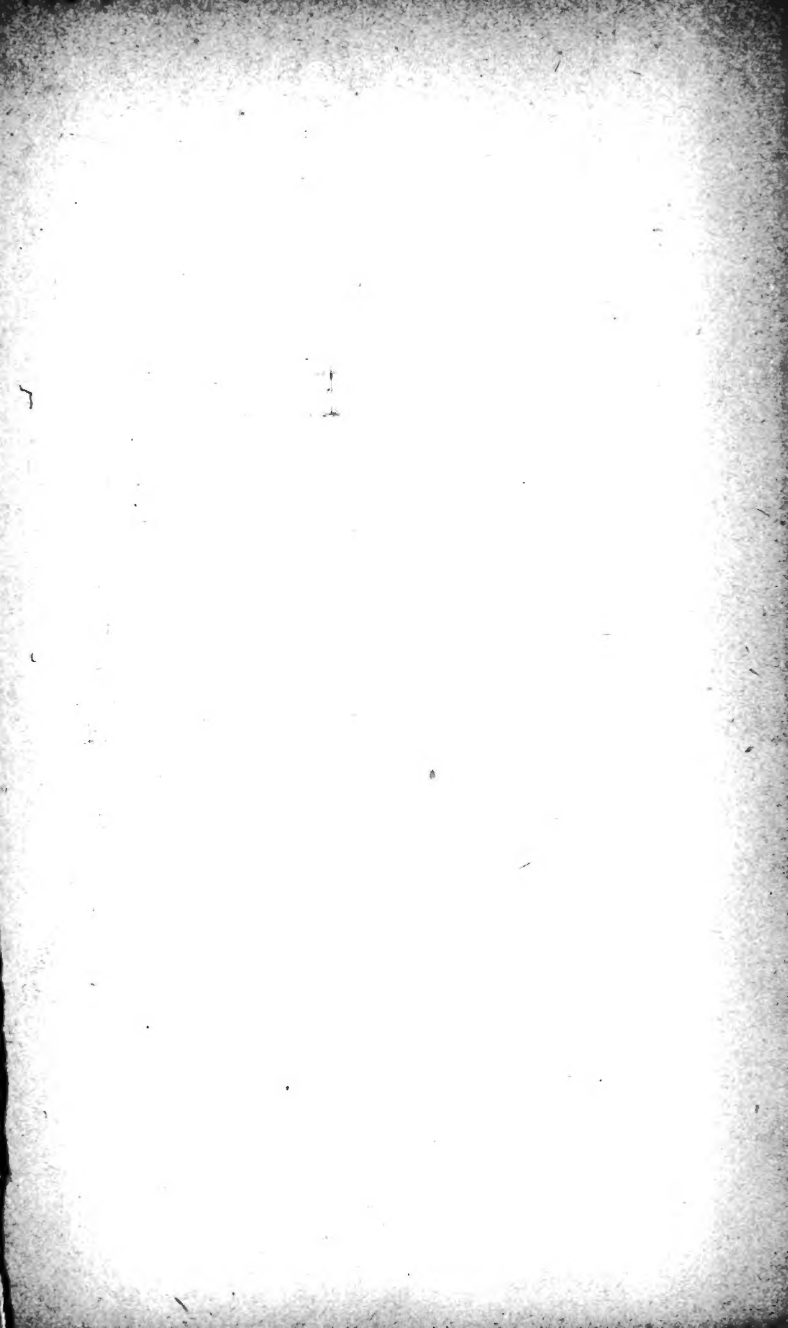




Friedrich Halm's

(Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen)

Werke.

Siebenter Band.

Neue Gedichte.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1864.

Neue Gedichte

von

Friedrich Halm.

Wien.
Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.
1864.



Inhalt.

Vermischte Gedichte.

Festreden.

Erzählende Gedichte.

Vermischte Gedichte.



An die Natur.

Wie achtlos ging ich einst vorbei,
Natur, an deiner Reize Prangen,
Als in den Adern frisch und frei
Der Blutes Wellen mir noch sprangen!

Da horchte trunken nicht mein Ohr
Des Wasserfalles wildem Rauschen;
Es hatte auf den mächt'gen Chor
Der Geister in mir selbst zu lauschen!

Vergebens wehte Hag und Strauch
Mir Blüthenschnee und Duft entgegen;
Berauschend fühlt' ich Gottes Hauch
In meiner Brust die Flügel regen!

Stumpf ging an Berg und Thal ich hin
Und stand nicht still am Seegestade;
Denn in den Wolken schwamm mein Sinn
Und stählte sich im Aetherbade!

Aufschäumend hob ein brandend Meer
In mir die dunklen mächt'gen Wogen,
Und Sterne glänzten drüber her
Und goldner Hoffnung Regenbogen! —

Wie anders jetzt! — Wie zieht's mein Herz
Nun mächtig hin nach grünen Matten!
Wie blick' ich sehnend alpenwärts,
Und lechze heiß nach Waldesschatten!

Wie winken nun so süß vertraut
Mich Berg und Thal in ihre Mitte;
Wie kos' ich nun mit Blatt und Kraut,
Zertreten sonst mit raschem Schritte.

Natur, wie lieb' ich nun so heiß
Dein üppig Grün, dein Blüthenprangen,
Daß nimmer ich zu ruhen weiß,
Hält nicht dein Arm mich traut umfangen.

Ist's Weisheit, die so spät mir reift?
Ist's Unvermögen zu genießen,
Das nach dem letzten Zweige greift,
Wo rothe Beeren noch ihm sprießen?

5

Wie, oder zieht mich unbewußt
Ein Ahnen zu dir, grüne Erde,
Daß bald an deiner Mutterbrust
Ich still und friedlich schlummern werde?

Mädchenträume.

Sie sitzt so stumm, sie starrt so bleich
Vor sich hinaus in's Weite,
Als ob ihr aus dem Schattenreich
Ein Geist vorüberschreite!

Ein Thränchen rinnt in hast'gem Lauf
Ihr an der Wange nieder,
Und um die Lippen gleich darauf
Sprüht Lächeln sonnig wieder!

Der Frühling blüht, der Vöglein Sang
Ertönt aus allen Zweigen;
Ihr aber dringt der süße Klang
Nicht in der Seele Schweigen.

Der Vater sorgt; die Mutter fragt:
„Was mag dem Kind nur fehlen?
„Was ist es, daß sie bangt und zagt,
„Und darf sie mir's verhehlen?

„Mir, die sie pflegte Tag für Tag,
„Mir, die ich sie geboren,
„Mir birgt sie ihres Herzens Schlag;
„Hab' ich mein Kind verloren?“

O laßt nur, laßt! — Mag stumm und still
Ihr Aug' in Thränen schwimmen,
Sie horcht, was in ihr werden will,
Und bebt den fremden Stimmen.

Und ringt sie wie mit Bergeswucht,
So ist's des Keimes Ringen,
Der tief im Grund die Spalte sucht,
An's Tageslicht zu dringen.

Und was sie beugt, es ist die Last,
Die, wenn die Blüthen sanken,
Zur Erde beugt des Baumes Ast,
Weil Früchte nun dran schwanken.

Was in ihr wühlt, es ist der Drang
Das Wort zum Lied zu finden,
Das sie umschwirrt mit seinem Klang
Seit ihrer Kindheit Schwinden!

Noch ahnt sie nur, noch weiß sie nicht,
Noch sucht sie nach dem Spruche,
Der ihr die Siegel schmilzt und bricht
An ihres Schicksals Buche!

Geduld denn! Bald vom Mastkorb: Land!
Tönt's ihrer Seele nieder,
Und wenn sie selbst sich wiederfand,
Dann habt auch ihr sie wieder!

Einem jungen Dichter.

Hab' Geduld nur, faß' nur Muth,
Wirrer Geist, die Zeit wird kommen!
Was im Traum, da du geruht,
Unbewußt du aufgenommen,
Bald zum Lied siehst du's entglommen:
Hab' Geduld nur, faß' nur Muth!

Nicht der Wille ist's, der schafft;
Allen Wesen hier auf Erden
Reift der Zeugung Götterkraft
In geheimnißvollem Werden!
Willst den Zauber du gefährden
Blind in blinder Leidenschaft?

Blühe hin- und hergewiegt
Wie des Apfelbaumes Blüthen;
Träume still in dich geschmiegt,
Wie ihr Ei die Vögel hüten;
Laß Natur zur Reife brüten,
Was in deiner Seele liegt!

Dann erst, wenn der Keim erwacht,
Grün emportreibt aus den Schollen,
Wenn der Ahnung Werk vollbracht,
Dann ist's Zeit zu kräft'gem Wollen,
Bis die Frucht nach wonnevollen
Wehen dir entgegenlacht!

Hab' Geduld denn, wirrer Geist!
Meide wild umherzuschweifen;
Woll' nicht unbesonnen dreist,
Eh' zum Umriß Schatten reifen,
Hastig schon zum Pinsel greifen;
Warte bis der Schleier reißt,

Bis geworden, was da soll,
Bis die Wolken rings sich lichten,
Bis die Schemen lebensvoll
Zu Gestalten sich verdichten,
Bis verklärt aus Nebelschichten
Dir dein Traum entgegenquoll!

Der Christbaum.

Jüngst sah ich einer Mutter treue Hand
Des Christbaums dunkle Zweige sorgend schmücken;
Goldnüsse schwankten da an losem Band,
Und Blumen gab es, Naschwerk allerhand;
Daneben Fruchtgewinde, goldne Brücken
Von Ast zu Ast einladend ausgespannt,
Und zwischen Kerzlein, die sich rings erhoben,
Berittene, Lebkuchen Mann und Thier,
Und Sterne aus buntfärbigem Papier
Mit Meisterhand geflochten und gewoben;
Und zwei der letztern sah zuhöchst ich oben

Umstrahlen golden eines Engels Bild,
Der niedersah, als ob er Wache hielt!

Und als nun Abends Licht für Licht entbrannte
Und Feenpracht den dunklen Baum verklärt,
Und segnend jeder Brust der langverbannte,
Harmlose Traum der Kindheit wiederkehrt,
Da lag auch leuchtend rings auf allen Zügen
Ein Sonnenstrahl von kindlichem Vergnügen,
Nur mich — mich wehte stille Wehmuth an;
Still träumend starrt' ich in des Baumes Zweige,
Und als ich spät erwachend mich besann,
Da ging verglimmend schon die Pracht zur Neige,
Und Licht für Licht ward wieder ausgethan!

Zuerst die unten, die der Arm erreichte,
Die höhern wurden bis zuletzt gespart;
Und wie's nun unten immer dunkler ward,
Da sah ich, daß der Flitter mit erbleichte!
Wo Glanz erst war, da lag nun graue Nacht;
Die Blumen lockten nicht mehr sie zu pflücken,
Versunken waren in des Dunkels Schacht
Der üpp'gen Fruchtgewinde gold'ne Brücken.

Und als das Löschhorn immer höher stieg
Und nur den Wipfel Lichter noch umkränzten,
Bis endlich aus der Dämm'rung vollem Sieg
Ganz oben die zwei Sterne nur mehr glänzten,
Und jener Engel, der dort Wache hielt:
Da war es mir in meinem tiefsten Herzen,
Der Christbaum mit den ausgelöschten Kerzen
Bedeute mir des eignen Lebens Bild!

„Ja, Jugend," dacht' ich, „ja, dein goldner Schimmer
„Vergoldet rings um dich her Zeit und Raum;
„Selbst Frühling blüht um dich auch Frühling immer
„Und jeder Tag ist dir ein Weihnachtsbaum!
„Du weißt von jedem Zweig die Frucht zu pflücken,
„Denn nah steht jedes Ziel dem leichten Sinn,
„Und wenn auch eins unnahbar erst dir schien,
„So baut die Hoffnung Regenbogenbrücken,
„Und Sehnsucht trägt dich durch die Wolken hin!

„Doch will der Jugend Zauber von dir weichen,
„Verglimmt dir im verwundeten Gemüth
„Der Himmelsfunken, der es hell durchglüht,
„Dann siehst du auch den Flitter mit erbleichen;

„Wo Glanz erst war, da liegt dann graue Nacht,
„Die Blumen locken nicht mehr sie zu pflücken,
„Kein Hoffen wölbt dir ferner Nebelbrücken,
„Schwankst schwindelnd du an grauser Tiefen Schacht,
„Und immer dunkler wird's, die Lüfte schwerer:
„Je mehr dein Fuß der Lebensstufen stieg,
„Umrauschen dich die Zweige leer und leerer! —
„Beglückt, wem in des Dunkels vollen Sieg
„Noch leuchtend aus des Wipfels kahlen Aesten
„Die letzten Zierden, aber auch die besten,
„Wie mir herunterschauen traut und mild:
„Zwei lichte Sterne und ein Engelbild!"

Streitfrage.

Die Menschheit muß dir groß und heilig sein,
Wie oft die Menschen würdig auch des Spottes;
Der Einzelne sei immer schwach und klein,
Aus der Gesammtheit weht der Athem Gottes!

Grad umgekehrt! — Die Menschheit insgesammt
Umfangen dumpfer Geistesarmuth Schranken;
Und nur aus Einzelnen hell leuchtend flammt
Der Gottesfunken ewiger Gedanken!

„Wo Glanz erst war, da liegt dann graue Nacht,
„Die Blumen locken nicht mehr sie zu pflücken,
„Kein Hoffen wölbt dir ferner Nebelbrücken,
„Schwankst schwindelnd du an grauser Tiefen Schacht,
„Und immer dunkler wird's, die Lüfte schwerer:
„Je mehr dein Fuß der Lebensstufen stieg,
„Umrauschen dich die Zweige leer und leerer! —
„Beglückt, wem in des Dunkels vollen Sieg
„Noch leuchtend aus des Wipfels kahlen Aesten
„Die letzten Zierden, aber auch die besten,
„Wie mir herunterschauen traut und mild:
„Zwei lichte Sterne und ein Engelbild!"

Streitfrage.

Die Menschheit muß dir groß und heilig sein,
Wie oft die Menschen würdig auch des Spottes;
Der Einzelne sei immer schwach und klein,
Aus der Gesammtheit weht der Athem Gottes!

Grad umgekehrt! — Die Menschheit insgesammt
Umfangen dumpfer Geistesarmuth Schranken;
Und nur aus Einzelnen hell leuchtend flammt
Der Gottesfunken ewiger Gedanken!

Wollen und Sollen.

Ich will! Das Wort ist mächtig;
Ich soll! Das Wort wiegt schwer!
Das eine spricht der Diener,
Das andre spricht der Herr!

Laß beide Eins dir werden
Im Herzen ohne Groll;
Es gibt kein Glück auf Erden
Als wollen, was man soll!

Lieder ohne Worte

(an Julie Rettich, als ich sie im Nebenzimmer eine neue Rolle einüben hörte).

Im Finstern saß ich in einer Ecke,
Hört' aus meinem Lauschverstecke,
Gränzend hart an ihr Gemach,
Wie bewegt sie drinnen sprach!

Flüsternd bald, wie Frühlingshauch
Rauschend spielt im Rosenstrauch,
Langsam wieder ernst und prächtig,
Wie der Strom vorüberrollt,
Schmetternd laut jetzt, wild und mächtig,
Wie der Donner droht und grollt,
Jetzt verschwimmend trüb und trüber,
Wie verhallender Gesang,

Kam der lieben Stimme Klang
Durch die Wände mir herüber!

Was sie sprach, zu wem und wie,
Hört' ich nicht, und fragt' ich nie;
War doch, was herüber schallte,
Ob der Worte Klang verhallte,
Voll von Sinn auch ohne sie!
Drang doch Sehnsucht, Furcht und Trauern,
Lieb' und Haß und Lust und Schmerz
Mir so deutlich durch die Mauern,
Wortlos mir so tief in's Herz!

Ach, die Töne, die so weich,
Die so warm, so voll, so reich
Damals Dir vom Munde wehten,
Die jetzt zürnten, die jetzt flehten,
Die jetzt Wehmuth trüb umflorte,
Ach, noch immer hör' ich sie,
Jene Lieder ohne Worte,
Klang nur, aber Poesie!

An Julie Rettich

(am Tage der Taufe ihrer Enkelin).

Fern sei uns Mißgunst; was uns selbst Entzücken
Und Labung in des Lebens Dürre gab,
Das mög' nach uns auch Andere beglücken,
Und träufle Thau den Dürstenden herab!

Drum heut' am Tage, der zum Christenthume,
Zum Leben Deines Kindes Sprößling weiht,
Wünsch' flehend Eins ich nur der zarten Blume,
Und in ihr jetzt noch ungeborner Zeit!

Sie möge Dir in jedem Sinne gleichen,
An Herz und Geist und schöpferischer Gluth,
An Trieb und Drang, das Höchste zu erreichen,
An frischer Kraft und nie erschöpftem Muth!

Es mög' Dein Blick in ihrem Auge leben,
Auf ihren Lippen Deiner Stimme Klang,
Und Anmuth mög' den Veilchenkranz ihr weben,
Den duftend sie um Deine Stirne schlang!

Was Du uns bist, dazu nach manchen Jahren
Reif' kommenden Geschlechtern sie heran,
Daß jene auch, wie wir durch Dich, erfahren,
Was Kunst vermag und was Begeist'rung kann.

Und mög' beglückter in der Jahre Schwinden
Die Gley und Rettich einer fernen Zeit
Den Dichter auch, den Du nicht fandest, finden,
Der würd'gen Stoff so hohem Geiste leiht!

Deutsch oder Wälsch, Ristori oder Rettich,
Um Heimath und um Sprache frag' ich nicht,
Daß sie Dich wiederhole nur, erbet' ich,
Und Heil dem Volk, deß Sprache dann sie spricht!

Ruhm mög' in Strahlen ihren Namen kleiden,
Und wie zu früh in diese Welt sie kam,
So find' die Welt auch einst bei ihrem Scheiden,
Daß sie zu früh, zu früh nur Abschied nahm.

Die Danaiden.

Die fünfzig Töchter des Danaos —
So gebot haßglühend der Vater —
Sollten, in der Brautnacht sollten sie
Ihre Verlobten erschlagen,
Die Vettern, Aegyptos fünfzig
Blühende Söhne erschlagen;
Und sie thaten es, thaten es Alle.
Eine, Hypermnestra nur,
Menschlicher, weiblicher
Als die grausamen Schwestern,
Rettet den Gatten und flieht
Das fluchbeladene Haus!

Jene im Tartarus nun
Büßen dafür, äonenlang
Schöpfend in's löchrichte Faß,
Ewig bemüht es zu füllen,
Ewig getäuscht, und ewig
Trüg'rischer Hoffnungen voll

Wieder beginnend und wieder
Das vergebliche Werk!

Warne dich, Seele, ihr Loos!
Würg' nicht, traurig bethört
Von unseligem Wahn
Deiner Jugend Verlobten,
Mord' nicht den Genius Begeist'rung,
Erstick' nicht die heilige Flamme
Des Schönen in dir und häufe
Die Asche Gemeinheit darüber!

Warne dich, Seele, ihr Loos,
Daß dein Leben dereinst
Nicht gleiche dem löchrichten Faß,
Dessen Inhalt versickert im Sand,
Das leer bleibt, hohlklingend leer,
Ob hinein du auch schöpfest,
Wie jene, Tage und Jahre lang,
Endlos, ruhelos schöpfest,
Ewig wieder beginnend
Das vergebliche Werk!

Warne dich, Seele, ihr Loos!

Prometheus.

Eine Gestalt seh' ich
Auf des Kaukasus Gipfel,
Eine Titanengestalt,
Mit ehernen Klammern
Festgeschmiedet am Fels,
Ewigen Schmerz und ewigen
Trotz in den Zügen,
Vergeblich den Geier
Zu verscheuchen bemüht,
Der rastlos umkreisend
Mit unstillbarer Gier
An der Leber, der ewig
Sich wieder erneuenden
Leber ihm zehrt!

Du bist es, Prometheus,
Der, den ewigen Göttern
Uns gleichzustellen, dereinst
Vom Himmel herab

Frevelnd das Feuer
Uns holte, der Gesittung damit
Und Ordnung, Recht und Besitz
Den Sterblichen brachte:
Aber Bedürfnisse auch,
Fremd geblieben den Vätern,
Mangel, Sorgen und Noth,
Haarsträubendes Elend
Und verzehrenden Gram!

Dafür büßest du nun,
Und wie du mit ehernen Klammern
An die Steinwand der Noth
Die Menschheit geschmiedet,
Und den Geier Entbehrung
Am Mark ihr, am ewig
Erneuten Marke des Lebens
Ihr ewig zu zehren verhängt,
So büßest du, Gleiches erduldend,
Nun die vermessene That!

Und so harrest du nun,
Harrst Jahrtausende lang,
Ob nicht die Erde einmal

Aufächzend und spaltend
Des Steines granitene Wand
Aus den ehernen Klammern
Die Menschheit löse und dich,
Ob nicht mit Bogen und Speer
Ein Heros der Liebe dereinst
Rettend vom Himmel hernieder
Dir schwebe und mit sicherem Wurf
Den Geier euch beiden erlege,
Der rastlos umkreisend
Mit unstillbarer Gier
Ewig am Leben euch zehrt!

Wird er je kommen, der glühend
Ersehnte, gesegnete Tag,
Wär's in Jahrtausenden auch,
Wird er je kommen, der Allen leuchtet
Mit gleich erwärmendem Strahl,
Der Licht bringt ohne Schatten,
Wissen ohne Zweifel, Bildung
Ohne Entnervung? Wird er je kommen?

Ganymed.

Jagende Seele!
Des Jünglings gedenk,
Den aus dem Kreis der Genossen
Plötzlich der Adler des Zeus
Entraffend hinwegtrug!
Ganymedens gedenk,
Und wie tief in's zuckende Fleisch
Der Adler die Klauen ihm schlug
Und den Jammernden fortriß;
Aber aus Dunkel empor
Zum Licht, aus irdischem Wirrsal
Zu olympischer Ruh'
Trug den Liebling des Gottes
Sein gewaltiger Griff!

Ganymedens gedenk
Und scheu' nicht des Schmerzes
Läuternde Gluthen!
Fürcht' nicht den Adler des Zeus,

Zagende Seele!
Nur die Erwählten des Gottes
Faßt sein gewaltiger Griff,
Und zerdrückt dir die Klaue das Herz,
Trägt zu verklärendem Licht
Dich sein Fittich empor!

Die Römerstraße.

Die Sonne sinkt; die Gluth des Tages schwand!
Auf denn, Geselle, nimm den Stab zur Hand
Und nach dem Mahl, das labend uns erfrischte,
Folg' nun in jenes Waldes Laubgemach
Der Römerstraße Spuren mit mir nach,
Die längst im Saatgefild der Pflug verwischte!

Wir schreiten, komm nur, erst den Fluß entlang,
Dann rechts hinauf des Weinbergs steilen Hang,
Und wieder links durch den Kartoffelacker!
Da schallt schon, horch, der Wipfel dumpf Gebraus,
Als lachten sie ob uns'rer Hast uns aus:
„Ei, alte Knaben, lauft ihr noch so wacker?"

O kühler Hauch, der fächelnd uns berührt!
Der Pfad, der breit hier durch die Büsche führt,
Wie lockt er an, frohplaudernd fortzuschreiten!
Doch Nicht'ges nur erringt sich mühelos;
Wir müssen durch des Dickichts rauhen Schooß,
Durch Dorn und Disteln uns den Weg erstreiten!

Frisch auf! Hinein in's grüne Blättermeer,
Und setzt es sich mit Stacheln auch zur Wehr,
Wir dringen durch! — Und sieh, in Waldesmitten
Wallähnlich hebt das Erdreich sich empor;
Wir sind zur Stelle! — Hier ward Busch und Moor
Vom Straßenzug der Römer einst durchschnitten!

Nun wächst Gestrüpp, ja mächt'ges Bauholz d'rauf;
Des Gießbachs Wuth zerriß des Dammes Lauf,
Den stahlgepanzert einst Legionen traten;
Ihr Heerweg war es! — Grabe nur hinein;
Rings triffst du festen, wohlgefügten Stein,
Sie bauten für die Dauer, Roms Legaten!

Der hier im Busche lag, der Meilenstein,
Den mauerten beim Friedhofthor sie ein! —
Du sahst ihn wohl! — Und dort bei den drei Buchen,
Dort war ein Brunnen! — Sieh noch heut den Strahl
Durch Steingeröll und Trümmer dünn und schmal,
Im Sand versickernd, sich den Ausweg suchen!

Vor Jahren fand man eine Inschrift dort —
Sie schleppten in's Museum gleich sie fort —
Die angab, Cajus Flavius Carbo hätte,

Ein alter Kriegsmann, diesen Quell gefaßt,
Und Wandrern, müde von des Tages Last,
Ihn fromm geweiht zur kühlen Ruhestätte!

Auch einer Steinbank Reste, Röhrenblei,
Backsteine, Scherben, Münzen allerlei
Grub Forschergier aus diesem Trümmerhaufen;
Die Quelle aber, die mit hellem Klang
In's Marmorbecken einst hier niedersprang,
Die ließen sie wie vor im Sand verlaufen!

Warum auch sollt' sie nicht? — Kein Fußtritt schallt
Mehr auf der Römerstraße durch den Wald;
Verkehr und Handel nahmen and're Wege;
Wer suchte Labung noch an ihrem Rand,
Als nur der Vogel, zieht er über Land,
Das scheue Reh dort aus dem Wildgehege!

Es geht auf Erden eben Alles hin! —
Ich aber unweltläufig, wie ich bin,
Und mehr daheim in Büchern als im Leben,
Ich sitz' hier oft und koste gern vom Quell,
Der niederträuft vom Steine klar und hell,
Und lasse wirre Träume mich umweben!

Und weißt du, was ich oft schon hier gedacht
Und was mir immer wiederkehrt mit Macht,
So oft auf diesen Trümmern ich gesessen?
Der Dichter denk' ich, deren Lieder Schall
Erweckt vordem der Herzen Wiederhall,
Und die bis auf den Namen nun vergessen!

Nicht jene Großen, die da Strömen gleich
Fortrauschen ewig durch der Bildung Reich,
Des Ideals unsterbliche Propheten;
Die mein' ich, die da waren, was wir sind,
Die Ruhm erwarben und auch Ruhm verdient,
Doch, Kinder ihrer Zeit, mit ihr verwehten!

Die, wie der Quell hier, Tausenden vielleicht
Von müden Wand'rern Labung mild gereicht,
So lange Wand'rer noch des Weges kamen,
Und die versiegt, wie hier der Quell, im Sand,
Seit and're Ziele Geist und Bildung fand,
Und Zeit und Leben and're Wege nahmen!

Die, wie der Quell hier, bricht auch dünn und schmal
Aus Schutt und Steingeröll nur mehr sein Strahl,
Erquicken könnten heute noch und laben,

Wär' nur zerstört die Römerstraße nicht,
Wär' nur des Waldes Dickicht nicht so dicht,
Wär's anderswo nur leichter nicht zu haben!

Das ist es! Wen die Zeit trägt, reißt sie fort!
Heut geht die Straße hier und morgen dort,
Dort öffnet sie, verschüttet hier die Quellen!
„Heut grüner Lorbeer, morgen dürres Laub,
„Heut frische Rosen, morgen welker Staub!"
So rauscht es, Zeitenstrom, aus deinen Wellen!

„Leb' heut, streb' heut, sieg' heute," rauschen sie;
„Was du nicht heute hast, das hast du nie!
„Gebrechen dir des Genius höchste Gaben,
„So brauch', die dir geworden, wie ein Mann,
„Genieße was dein Streben dir gewann,
„Und frage nicht was wird, wenn du begraben!" —

Das ist es, was so oft ich hier gedacht
Am Römerbrunnen in des Dickichts Nacht;
Hier lernt' ich still mein Haupt dem Schicksal neigen! —
Doch komm nun — Abend dämmert um uns her,
Und über'm Moor wallt Nebel grau und schwer —
Komm, laß' in's Thal gemach uns niedersteigen! —

An —

(mit dem Manuscripte des dramatischen Gedichtes:
„Der Sohn der Wildniß").

Es ist vollbracht! — Der Lenz, der Sommer schwand,
Und wenn Dein Lächeln froh den Keim begrüßte,
Dein Blick die Blüthen aus der Knospe küßte,
Nun liegt die reife Frucht in Deiner Hand!

Mag's Schlehe nun, mag's Pomeranze sein,
Ich weiß nicht, was ich in den Schooß Dir lege;
Ich weiß nur, sie gedieh in Deiner Pflege,
Dir trug sie meine Seele, sie ist Dein!

Ich aber blick' zurück, den Tagen nach,
Den langen Nächten, ruhlos mir verronnen,
Da träumend meine Schöpfung ich begonnen! —
Sie ist vollendet und ihr Zauber brach.

Wo kaum noch Leben blühend mir erschien,
Füllt todte Schrift mir nun der Blätter Räume;
Es sind nur mehr die Leichen meiner Träume —
Die Worte blieben, doch ihr Trost ist hin!

Im Busen tief erwacht der alte Schmerz,
Der diese Bilder all' zur Welt geboren;
Ach! sie gebärend hab' ich sie verloren,
Und wieder einsam ward das wunde Herz!

Der Born versiegte, der mir Kühlung gab,
Und wie ich still von seinem Rand mich wende,
Drückt nur der Freund des todten Freundes Hände,
Geht nur die Mutter von des Kindes Grab!

Starb doch auch mir dies meiner Liebe Kind,
Und scheint's auch Andern Athem noch zu haben,
Und lebt's noch Jahre — mir ist's todt, begraben
Mit jenen Tagen, die vergangen sind!

Du aber, die des Bornes reichen Strahl
Mit Deinem Blick aus meiner Brust geschlagen,
Du, deren Lächeln mild mich hingetragen,
Wenn banger Zweifel Muth und Kraft mir stahl,

Laß, fleh' ich, Dein Gemüth den Himmel sein,
Wohin sich seine Kinderseele flüchtet,
Die Seele, die das Aug' der Welt nicht richtet,
Die Seele, die nur Du kennst, Du allein!

An die Freunde

(mit dem Manuscript eines dramatischen Werkes).

Der Dichter träumt und Engel kommen, gehen,
Und Himmelslieder singen sie ihm vor,
Und wie die Klänge kosend ihn umwehen,
So faßt's ihn an, als fühlt' er sie entstehen,
Als drängen sie aus seiner Brust hervor,
Als wären seinem Geiste sie entsprungen!
Und selig fährt er aus dem Traum empor,
Und horcht entzückt noch — doch sie sind verklungen!

Und Monden sitzt er dann und Jahre lange
Und sinnt den ew'gen Melodien nach,
Und hascht nach einem Ton, nach einem Klange,
Wie damals ihn durchzuckt im Fieberdrange,
Wie damals in der Seele Nacht ihm brach,
Und ringt und strebt und Lieder schafft er — Lieder;
Doch jene, deren Klang zu ihm einst sprach,
Die Himmlischen, sie kehren ihm nicht wieder!

Und Scham und Schmerz will ihn zu Boden drücken —
Da spricht ihn Euer Zuruf tröstend an,
Und milde Rührung sieht er mit Entzücken
Und Mitgefühl in Euren treuen Blicken,
Und von ihm weicht des Zweifels finst'rer Wahn! —
Gab auch nicht ganz er jene Töne wieder,
Es lebt im Lied, das Euer Lob gewann,
Ein Wiederhall doch jener ew'gen Lieder!

Und so empfangt dies Buch aus seinen Händen,
Denn Euer ist's und Euch gehört es an;
Denn Ihr, Ihr saht's entstehen und vollenden,
Und habt's geliebt beim ersten Blätterwenden!
Die laute Welt verfahre, wie sie kann,
Mit Lied und Dichter, huldvoll oder strenge;
Ihr winkt mir zu, mein Tagwerk ist gethan,
Und wenig acht' ich auf den Schrei der Menge!

Späte Liebe
(an Lilly).

Nein, Alter schützt vor Thorheit nicht;
Selbst mußt' ich es erfahren!
Jung bleibt die Seele, Reiz besticht
Die Herzen trotz den Jahren!

Gepanzert wähnt' ich meine Brust
Fortan vor Eros' Tücke,
Doch Er, dem Unheil schaffen Lust,
Ersah sich eine Lücke.

Er hat mein arglos Herz verstrickt
In blonder Locken Schlingen,
Er ließ ein Aug', das Unschuld blickt,
Mit Gluthen mich durchdringen!

O blaues Auge, licht und klar,
Du hast mich überwunden,
Du hältst mich, blondes Ringelhaar,
Gefesselt und gebunden!

O kirschenrother Purpurmund,
Wie lausch' ich deinen Tönen,
Wie jubl' ich, will zur guten Stund'
Ein Lächeln dich verschönen!

So leb' ich hin, mich still beglückt
An ihrem Reize weidend,
Die Blum', die sie im Spiel zerpflückt,
Um ihren Tod beneidend!

So leb' ich hin und wünsche nichts
Als nur ihr Glück zu mehren,
Als nur mit Fluthen Sonnenlichts
Ihr Leben zu verklären!

Erwied'rung fordr' ich, hoff' ich nicht;
Denn meine Sterne dunkeln,
Wenn ihre hell und demantlicht
Ihr über'm Haupte funkeln!

Nur Eines hoff' ich still und fromm:
Daß sie im Flug der Jahre
Mein Angedenken, was auch komm',
Im Herzen sich bewahre!

O später Liebe herbes Loos,
Ich weiß, du heißt: Entsagen,
Du heißt der Blume warten bloß,
Nicht sie am Herzen tragen! —

So sprach ich jüngst gerührt sie an;
Sie hört's mit trock'nen Augen,
Und führt zum Mund ihr Händchen dann,
Recht herzhaft d'ran zu saugen!

Ihr starrt mich an, als wie im Traum,
Betroffen und verwundert!
Nun ja, sie zählt zehn Monden kaum
Und ich ein halb Jahrhundert!

Lieder der Liebe.

1. Gewitterabend.

Ich weiß den Tag, ich weiß die Stunde noch,
Da meine Seele sich zuerst gestanden,
  Sie trage Deines Zaubers Joch,
Sie liege willenlos in Deinen Banden.

Du ruhtest still im Moose, weißt Du noch?
Am Waldsaum war's, schwül sank der Abend nieder,
  Du schliefest, oder schloßest doch
Im wachen Traum die müden Augenlider!

Ich aber, zitternd über Dich gebückt,
Ich sah Dich an in selig scheuem Zagen,
  Von Schmerz zugleich und Lust durchzückt,
Bis plötzlich Du die Augen aufgeschlagen!

Dein Blick berührt' mich, so berührt ein Blitz;
Und klar war Alles! Was in dunklem Triebe
Mein Herz ersehnt, war Dein Besitz,
Und was zu mir Dich zog, war Deine Liebe!

Ich weiß den Abend, weiß die Stunde noch!
Heiß war der Tag, Gewitter in den Lüften,
Und nachtendes Gewölke kroch
Empor schon feindlich aus der Berge Klüften!

Wir kehrten heim, denn finst'rer stets ringsum
Begann der Himmel drohend sich zu schwärzen,
Wir aber trugen selig stumm
Des Glückes vollen Sonnenschein im Herzen!

2. Eins möcht' ich sein!

Eins möcht' ich sein!
Auf Deines Lebens dunkler Fluth
Der Strahl, der zitternd auf ihr ruht,
Vom Mondenschein!

Eins möcht' ich sein!
In Deines Lebens Wüstensand
Der Born, an dessen Schattenrand
Du schlummerst ein!

Eins möcht' ich sein!
Wenn Alles Dir entflieht wie Traum,
Das Blatt, das Dir am Lebensbaum
Noch grünt allein!

Eins möcht' ich sein!
Wenn todte Stille Dich umringt,

Das Vöglein, das Dir Hoffnung singt,
In's Herz hinein!

O laß mich's sein!
Im Jugendflor und grauem Haar
Laß Eins mich bleiben immerdar:
Dein, ewig Dein.

3. Flamme der Liebe.

Wohl zehrt an mir der Krankheit Qual,
Dünn wird mein Haar, mein Antlitz fahl,
Du aber loderst noch wie vor
In tiefster Brust mir hell empor,
Flamme der Liebe!

Ob welkend auch, der Jahre Raub,
Der Leib dahin sinkt, Staub zum Staub:
Dich nähren, stockt das träge Blut,
Der Seele Mark, des Geistes Gluth,
Flamme der Liebe!

Du stirbst nicht, zieht der Geist auch aus
Aus seinem morschen Erdenhaus;

Du hüllst noch in Verklärungsschein
Den Heimberuf'nen leuchtend ein,
Flamme der Liebe!

Du stürzest mit ihm, licht und hehr,
Dich in das ew'ge Strahlenmeer,
Wo jede Welle, die da schwillt,
Wo jeder Tropfen, der da quillt,
Flamme der Liebe!

— —

4. Bei Dir sind meine Gedanken.

Bei Dir sind meine Gedanken
Und flattern um Dich her;
Sie sagen, sie hätten Heimweh,
Hier litt' es sie nicht mehr!

Bei Dir sind meine Gedanken
Und wollen von Dir nicht fort;
Sie sagen, das wär auf Erden
Der allerschönste Ort!

Sie sagen, unlösbar hielte
Dein Zauber sie festgebannt,
Sie hätten an Deinen Blicken
Die Flügel sich verbrannt.

5. In trüben Stunden.

O komm' in trüben Stunden,
Komm' an mein treues Herz,
Und zeig' mir Deine Wunden
Und klag' mir Deinen Schmerz!

Wer kann Dich am Busen hegen
So weich, Du krankes Kind;
Wer kann so treu Dich pflegen,
Als meine Hände lind?

Wer blickt so mild Dir nieder
Als meiner Augen Schein;
Wer weiß so schöne Lieder
Und singt in Schlaf Dich ein?

Die Freuden, die Dir sprießen,
Theil' froh mit aller Welt;

Dein Glück mag mitgenießen,
Wen Glück Dir nahgestellt!

Mich lass' die Thräne theilen,
Die Deine Wange netzt;
Mitbluten von den Pfeilen,
Die Deine Brust verletzt.

6. Ja, Du bist treu!

Ja, Du bist treu! In Schmerz und Lust,
In Worten, Thaten und Gedanken
Schlägt rein Dir in der reinen Brust
Ein Herz, das ohne Falsch und ohne Wanken!

Ja, Du bist treu! Du läßt nicht los,
Was Deine Neigung festgehalten,
Und ruhig stehst Du, wandellos
Im wirren Wechsel der Gestalten!

Du treues Herz, sei Du mein Halt,
Will Groll und Unmuth mich erfassen;
Die Welt, in der Dein Athem wallt,
Die schöne Welt ist nicht zu hassen!

7. Dank.

Wenn Viele Dank von mir erworben
Für Gaben, deren flücht'ger Werth
Oft im Berühren mir erstorben,
Ja, sich in Galle mir verkehrt,

Wie dank' ich Dir, die mir gegeben,
Was, immer reicher aufgeblüht,
Vorhaltend für ein halbes Leben
Noch heut mir hell im Herzen glüht?

Wie dank' ich Dir, daß Du Dich lieben
So gründlich mein Gemüth gelehrt,
Daß grün und frisch in allen Trieben
Im Herbst noch Frühling es verklärt?

Doch was zum Dank kann Liebe geben
Für das, was Liebe gab und gibt,
Als daß sie unerschöpflich eben,
Unsterblich liebt und wieder liebt!

8. Im Herbst.

Wie sich die Tage neigen,
Wie welk und lebenssatt
Allmählich von den Zweigen
Hintaumelt Blatt für Blatt!

Wie trüb der Sonne Schimmer,
Als wär's ihr letzter Strahl,
Mit wäss'rig blassem Flimmer
Aufleuchtet über's Thal!

Rings alles Grün verglommen,
Die Blumen all' verglüht;
Wo bist du hingekommen,
Lenz, der so frisch erblüht?

O laß nicht so uns sterben,
Du, die mein Herz erlas;
Nicht langsam uns verderben,
Wie Blume, Laub und Gras!

Laß nicht der Tage Drängen,
Was uns im Herzen schwillt,
Entblättern und versengen,
Wie Herbstreif das Gefild!

Laß nicht im Schnee der Jahre
Uns peinlich qualenvoll
Die Herzen wie die Jahre
Verbleichen Zoll für Zoll!

Laß nicht uns still verbluten,
Laß, frisch den Geist und warm,
Das Herz voll Liebesgluthen
Uns scheiden Arm in Arm!

Im vollsten Lebenstriebe
Laß gehen uns von hier;
Stirb' jung, Du, die ich liebe,
Und nimm mich jung mit Dir!

9. Frag' nicht: Warum?

„Verdüstert“, sagst Du, „ist mein Sinn,
„Verblüht und welk sind meine Wangen;
„Verwandelt traurig, wie ich bin,
„Wie kann Dein Herz an mir noch hangen?“

Ich liebe Dich! Frag' nicht: Warum?
Kein Weiser wird es je dir sagen!
Ich liebe Dich, und Du mußt stumm
Als Dein Geschick es eben tragen!

Ich lieb' Dich nicht, weil mir's gefällt,
Ich fühl' mein Herz zu Dir getrieben,
Und wär' die Wahl mir freigestellt
Und wollt' ich nicht, ich muß Dich lieben!

Ob Deine Wange blaß, ob roth,
Ob dein Gemüth trüb oder heiter,
Ich lieb' Dich hier bis in den Tod,
Und nach dem Tod im Himmel weiter!

10. Zum Abschied.

Du gehst von mir doch nur zum Schein,
Wie könnt' ich ohne Seele sein?
Und könnt'st Du leben ohne mich,
So wären wir ja Du und Ich,
So wären wir nicht Eins, nein Zwei,
Und liebten uns nur nebenbei;
Doch weil wir Eins von ewig her,
D'rum bist Du nie, wo ich nicht wär',
Und wenn ich bleib', bleibst Du bei mir,
Und wenn Du gehst, geh' ich mit Dir;
Hand läßt von Hand, wenn's Scheiden heißt,
Doch Eins untrennbar bleibt der Geist!

11. Sonnenfinsterniß.

Ich sah einmal den Mondesschatten
Verfinstern uns der Sonne Strahl,
Und Dämmerung umwob die Matten
Und Dunkel brütete im Thal.

Was forschend rings der Blick erspähte,
Hielt grauer Nebelduft umwallt;
Die Farben schwanden; es verwehte
Zum bleichen Umriß die Gestalt!

Kein Laut rings; ab und zu ertönte
Das Angstgekreisch der Vögel nur,
Und Sturmgeheul, als seufzt' und stöhnte
Die bang erwartende Natur.

O Dunkel, das mein Herz umnachtet,
Wie mahnst du jener Stunde mich!
Wie dort nach Licht die Welt geschmachtet,
Nach Dir jetzt, Theure, schmachte ich!

12. An die Ferne.

„Was ich treibe in der Ferne,
„Was ich schaffe, seit Du fort?
„Ob ich schreibe, ob ich lerne
„An der Meister ew'gem Wort?“

Also fragst Du, und ich bleibe
Nicht die Antwort schuldig d'rauf;
Ja, ich lese, ja, ich schreibe
Und ich rechne in den Kauf!

Was ich lese? — Den Kalender,
Dieses größte Buch der Welt,
Und ich schreib' an seine Ränder,
Wie der Trennung Schmerz mich quält

Und die Tage, die verrinnen,
Streich' ich mit dem Rothstift an;
Flog die Woche so von hinnen,
Mach' ein Kreuz ich d'rüber dann;

Und beginne dann zu zählen,
Emsig rechnend Tag für Tag,
Wie viel Stunden mir noch fehlen,
Bis ich Dich umarmen mag!

Sieh, das ist es, was ich treibe,
Was ich schaffe fern von Dir! —
Arme Verse, die ich schreibe,
Flattert hin und sagt es ihr!

13. Nach Jahren.

Der Mensch, tritt erst in's Leben er hinaus,
Stürmt vorwärts, jedem Eindruck hingegeben;
Kopfüber stürzt er sich in's Weltgebraus
Und aller Freuden Schätze will er heben.

Nach jeder Blume streckt er seine Hand,
Begehrlich blickt er auf nach jedem Sterne;
Nicht Meere schrecken ihn noch Wüstensand,
Und seinem Streben scheint kein Ziel zu ferne.

Erfahrung aber weiß den wilden Trieb
Allmählich sichern Bahnen zuzulenken,
Und mancher Wunsch, der unerfüllbar blieb,
Lehrt Muth und Kraft auf Wen'ges ihn beschränken;

Und immer eng're Kreise zieht er sich,
Und wenn im Kampf des Lebens aufgerieben
Die Jugend schwand und Alter ihn beschlich,
Wie wenig ist des Wen'gen noch geblieben!

Wohl dem, der früh in Einem Alles fand,
Der, wie von einem Zauberkreis umwoben,
Mitleidig lächelt, wenn um seinen Rand
Ohnmächtig zürnende Dämone toben.

Wohl dem, der liebt, und was ihn jung durchglüht,
Wie eine Rose in ein Buch geschlossen,
Gleich uns bewahrt und noch im Herzen blüht,
Wenn auch der Lenz der Jugend ihm verflossen!

14. Ewig Dein.

Mein Blick ist trüb, mein Geist gebrochen,
Doch frisch noch grünt des Herzens Kraft,
Voll Jugend noch in seinem Pochen,
Voll Sturm in seiner Leidenschaft.

Und Dein ist's, Dein und wird es bleiben,
Wird, wenn dereinst sie auf den Stein
Den Namen Deines Dichters schreiben,
Wird Staub und Asche Dein noch sein!

Nach dem Tanze.

Das Mädchen kehrt vom Tanz zurück;
Ablegend die Gewänder
Löst müd und matt und schläferig
Sie Schleifen auf und Bänder!

Die Haare steckt sie jetzt sich los,
Die wallen glänzend nieder!
Und leichter athmet jetzt die Brust,
Befreit vom starren Mieder!

Ein Sträußchen holt sie d'rauf hervor,
Besieht es lang und länger,
Und sieh — jetzt küßt sie es sogar,
Und seufzet bang und bänger!

Sie horcht — vom Tanzsaal kann doch nicht
Musik herüberschallen!
Wie, sollte süß'rer Klang ihr wohl
Im Ohre wiederhallen?

Sie steht im Hemd und Röckelein
Und seufzt und seufzet wieder,
Neugierig sieht das Mondenlicht
Durch's Fenster auf sie nieder!

Es wußte von des Busens Schnee
Nie früher zu erzählen;
Erst heut' vergaß sie, unter'm Tuch
Ihn züchtig zu verhehlen.

Auf's Lager streckt sie jetzt sich hin,
Zu schlafen nicht — zu sinnen;
Doch rasch fährt wieder sie empor —
Was will sie nun beginnen?

Sie sinkt im Bettlein auf die Kniee,
Ihr Nachtgebet zu sagen;
Zum erstenmal vergaß sie's heut
Seit ihren Kindertagen.

Jetzt flüstert sie, die Hände fromm
Gefaltet auf dem Pfühle:
„Vater, der Du im Himmel bist" —
„Wie ist mir nur so schwüle! —

„Dein Name soll geheiligt sein —
„Sein Blick ist so verständig —
„Und komme über uns Dein Reich —
„Sein Wesen so lebendig! —

„Geschehen soll der Wille Dein —
„Ach, wenn es Gott so wollte —
„Auf Erden, wie im Himmel dort —
„Daß er mich freien sollte! —

„Gib unser täglich Brod uns heut' —
„Und ging's auch spärlich eben —
„Gib unser täglich Brod uns heut —
„Wir hätten wohl zu leben! —

„Vergib uns uns're Schulden, Herr —
„Der Amtmann will mich haben —
„Wie wir auch unsern Schuldigern —
„Eh' laß' ich mich begraben! —

„Und in Versuchung führ' uns nicht —
„Ach, wenn er treulos würde —
„Erlös' uns — Nein mein Herz ertrüg'
„Nicht solchen Unglücks Bürde! —

„Erlöse uns vom Uebel, Herr —
„Viel lieber sterben! — Amen!
„In Gott des Vaters und des Sohns
„Und heil'gen Geistes Namen!“ —

Sie spricht's und netzt ihr Pölsterlein
Mit heißem Thränenregen,
Sie spricht's und weint und schläft so ein,
Wie müde Kinder pflegen!

Schlaf ein, schlaf ein, Du müdes Kind!
Gott hörte wohl Dein Beten,
Vernahm die Flehensworte all',
Die Deiner Brust entwehten!

Die Worte, die Du hingesagt,
Wie jene, die Du dachtest,
Und gnädig nimmt er beide auf,
Weil gläubig Du sie brachtest!

Er will die Form nicht, nur das Herz;
Und mögen Eif'rer schelten,
Ihm wird als Frevel nicht Dein Schmerz
Und seine Bitten gelten!

Sonette.

1. Dem Kaiser

(bei Uebergabe des Universitäts-Gebäudes an die kaiserl. Akadem der Wissenschaften).

Es wächst kein Moos am Stein, der unstät rollt,
Im warmen Nest nur will der Vogel brüten;
Nur wer vor Frost bewahrt die zarten Blüthen,
Dem dankt der Baum mit seiner Früchte Gold!

Und solcher Dank sei Dir, o Herr, gezollt,
Der schützend vor der Stürme rauhem Wüthen
Dies Dach Du läßt die Wissenschaft behüten,
Wie huldvoll schon Theresia gewollt!

Du gabst der Pilgerin der Heimat Frieden,
Und eingebürgert nun im alten Wien
Kein Wunsch mehr zieht sie in die Ferne hin;

Du hast ihr, Herr, den Bienenkorb beschieden,
Und reich mit Honigseim füllt Dir zum Preis
Ihn froh vereinter Kräfte Bienenfleiß.

2. Ablehnung.

Was frommen glatte Formen auf die Länge,
Was reger Geist, der helle Funken sprüht,
Wenn Dir kein Herz im hohlen Busen glüht,
Wenn Du empfindest wie der Troß der Menge!

Ja, wenn selbst Lorbeer Dir das Haupt umschlänge,
Der Lorbeer, der nur ernstem Streben blüht,
Gebricht Dir Eins, das liebende Gemüth,
Was soll mir Deiner Freundschaft Schaugepränge?

Empfindet nicht vorahnend meinen Schmerz,
Erräth nicht meine Freuden still Dein Herz,
Wozu zum Schein selbsttäuschend uns verbinden?

Wozu der Freundschaft Trugbild mühevoll
In's Leben rufen, und wenn's dienen soll,
Es Räderwerk und Holz und Leder finden?

3. Willensfreiheit.

Frei wähnst Du, Mensch, frei gingst Du hin durch's Leben?
Erwäg' nur erst, wer Dich erzeugt, gebar,
Wie viel Natur als Vorzug, als Gefahr,
An Neigung, Kraft, Talent Dir mitgegeben,

Und welche Bahn sich aufthat Deinem Streben,
Wer Lehrer Dir und wer Dir Vorbild war,
Der Freunde Rath und der Genossen Schaar,
Dein gährend Blut und Deiner Nerven Beben,

Erwäg' all dies, und sieh, Dein Leben ist
Ein Facit nur, das eine Rechnung schließt;
Wie stolz selbstthätig wir uns auch gebärden,

Es fördert keiner mehr aus sich zu Tag
Als gleich vom Anfang her schon in ihm lag,
Und unser Wollen all' ist nur ein — Werden!

4. An —

Als Gott Dich schuf, nahm er vom reinsten Thone
Und wog ihn ab und knetete ihn sacht
Und nahm der Stoffe Mischung wohl in Acht,
Daß Ebenmaß in ihrer Fülle wohne;

Gedrückt dann in der Menschenform Schablone
Anblies er ihn mit seines Odems Macht,
Und lächelnd sah der Herr sein Werk vollbracht
Und sprach: „Geh hin und sei der Frauen Krone!

„Im Kleinsten groß, im Großen unerreicht
„Ueb' jede Pflicht und jede sei Dir leicht;
„Dir selbst zum Ruhm und Tausenden zum Glücke,

„Die reinste Blüthe hoher Weiblichkeit,
„Dien' fromm der Kunst, zu der mein Hauch Dich weiht!" —
Er schuf Dich, sprach's und schlug die Form in Stücke.

Ghaselen.

1.

Glück ist flüchtig! Lern' es haschen;
Aber hast Du's in den Taschen,
Ward vergönnt Dir, aus des Lebens
Grauem Sande Gold zu waschen,
Spare, daß ein Rest Dir bleibe,
Will Dich Mangel überraschen!
Spar' im Herbst', willst Du im Winter
Noch an Frucht und Traube naschen;
Nicht vom Zapfen laß' es rinnen,
Glück ist flüchtig, zieh's auf Flaschen!

2.

Sei stark, o Mensch! Es plündert und preßt Dich sonst,
Es schlägt in Sclavenbande die Welt Dich sonst!
Trag' Maß in Deinem Innern und Harmonie,
Nur Mißton herzzerreißend umgellt Dich sonst;
Bewahre Deines Wesens ureigne Art,
Gesellschaft, übertünchend, entstellt Dich sonst;
Früh lerne selbst Dir Honig und Biene sein,
Die Bitterkeit des Lebens vergällt Dich sonst;
Erheb' Dich sicher ruhend in eig'ner Kraft,
Des Windes Hauch entwurzelt und fällt Dich sonst;
Auf keine Hülfe hoffe von Außen her!
Selbst mußt Du, selbst Dich halten! Wer hält Dich sonst?!

3.

Was die Stunde auch Dir bringe,
Hemmschuh wird Dir's oder Schwinge;
Pforten öffnet Dir's und Wege,
Oder hält Dich fest als Schlinge;
Balsam reicht Dir's, oder bohrt Dir
Tief in's Herz des Dolches Klinge!
Blick' denn in Dich, um Dich, wachsam,
Acht' gering nicht das Geringe,
Daß Dich nicht ein Mißgriff binde,
Daß Dich nicht ein Fehltritt zwinge,
Daß zu früh Du nichts beginnest,
Daß zu spät Dir nichts gelinge!
Zwei Gewalten, spricht der Weise,
Weben über'm Erdenringe;
Mächtig ist nicht blos Dein Wille,
Mächtig, Mensch, sind auch die Dinge!

4.

Was Du erfahren, Pilgersmann, erzähl' es!
Wir dürsten; denk' des göttlichen Befehles,
Und labend mild in uns're welken Herzen
Ergieß' Dein Wort, und Lebenshauch beseel' es!
Bericht' uns, wie Du kühn durch's Meer der Wüste
Gesteuert auf dem Rücken des Kameeles;
Von Mecca laß' uns hören, von Medina,
Mohammed's Zuflucht einst, des Lichtjuweles;
Dein Wort verkünd' uns fremder Länder Sitten
Und was Du Gutes schautest, das empfehl' es;
Verkehrtem aber flecht' es Dornenkronen,
Und peitsch' es mit den Stacheln des Ghaseles:
Nur wo Dich Liebe gastlich aufgenommen,
Enthalt' Dich, sie zu zeihen eines Fehles:
Was irrend auch ihr Wahn an Dir verbrochen,
Wirf frommes Schweigen d'rüber und verhehl' es!

5.

Ich wünsche, Deutschlands Nachwuchs, goldblondmähniger,
Dich phrasenärmer, aber thatkraftsehniger;
Ich wünsche Dich, nicht abgeschliffen, wie man's nennt,
Doch feiner Sitte etwas unterthäniger,
Ich wünsch' Dir Eins vor Allem, etwas mehr Talent
Und kritischer Blasirtheit etwas weniger!

6.

Es spricht die Zeit: Laßt meine Stürme tosen,
Nur Krisen sind es, nur Metamorphosen!
Je grimmer das Gewitter, um so früher
Wird Lenzhauch wieder duftend euch umkosen!
Stets lichter wird die Welt; es mißt das Leben
Sein Gift euch zu in immer kleinern Dosen;
Und wie ihr abgelegt der Väter Zöpfe,
Der Ahnen Panzerhemd und Eisenhosen,
Und nicht mehr wißt von Burgverließen, Foltern,
Von Scheiterhaufen, Hexen und Leprosen,
Wer weiß, ob eure Enkel noch vernehmen
Von Cholera, von Ghetto's und Profosen?
Vielleicht, wo ihr noch ringt im Todeskampfe,
Vollenden sie in Chloroformnarkosen,
Und Urnen sammeln reinlich ihre Asche,
Wo über euch sich Gräber noch bemoosen! —
Laßt Zukunft denn der Zukunft Sorgen schlichten,
Und lebt und liebt und brecht des Tages Rosen;
Viel Thoren trägt das weite Rund der Erde,
Doch sind die thörichtsten — die Hoffnungslosen

7.

Dein Name kann der Kern der Weltint'ressen sein,
Dein Ruhm pyramidal, nicht zu ermessen sein;
Du kannst, o Mensch, gelobt, bewundert, angestaunt,
Das Schooßkind der Kritik und ihrer Pressen sein;
Du kannst statuettirt, gemalt, photographirt,
Sowohl befackelzugt als festgegessen sein;
Da, sieh, taucht über Nacht ein neues Wunder auf,
Und wie von Motten wird Dein Ruhm zerfressen sein;
Nur Stückwerk bleibt davon, nur Flickwerk Dir zurück,
Du wirst erst ignorirt und dann vergessen sein! —
Verdienst, geh' deinen Weg und fühl': kein Ruhm der Welt
Sei halb so viel nur werth, als würdig dessen sein!

8.

Trotz Netzen und trotz Schlingen, trotz Lüge, Trug und
Wahn,
Trotz Drängen und trotz Dringen, trotz Lüge, Trug und
Wahn,
Es wird euch nicht gelingen, was euer Grimm ersann,
Der Geist regt seine Schwingen trotz Lüge, Trug und
Wahn!
Bußlieder mögt ihr singen; nur heller himmelan
Wird seine Hymne klingen, trotz Lüge, Trug und Wahn!
Mögt Nacht ihr hier erzwingen, seht dorten, ein Vulkan,
Sein Licht zu Tage dringen, trotz Lüge, Trug und Wahn!
Zum Morde schärft die Klingen und zeigt des Tigers
Zahn,
Er wird sein Werk vollbringen, trotz Lüge, Trug und
Wahn!
Umsonst ist euer Ringen! Der Menschheit Lenz bricht an,
Des Geistes Knospen springen, trotz Lüge, Trug und
Wahn!

Ritornelle.

I. Blume und Blüthe.

1.

Thymian, duftiger!
Grün ist's im Thal, aber dumpf:
Auf den Höhen ist's kahl, aber luftiger!

2.

Blüthen der Linde!
Ihr schwellt so üppig und duftet so fein,
Und so schlicht ist der Stamm, und so rauh ist die Rinde!

3.

Akazienblüthe!
Vieles verheißt uns dein Duft,
Wenn nur die Frucht es zu halten sich mühte!

4.

Halbrechts, Balsaminen!
Scheint starr und steif als Grenadiere ihr doch
Im Heere der Blumen zu dienen!

5.

Würz'ge Camillen!
Eure Bitterkeit lobe ich mir,
Denn Schmerzen vermag sie zu stillen!

6.

Gretchen im Busch!
Wunder schafft die Natur; was Menschen
Schaffen, ist armselig Gepfusch!

7.

Blaue Gentianen!
Ihr werdet, seit Lilly ich sah,
An ihr Aug' fortan nur mich mahnen.

8.

Stolze Georginen!
Meint ihr fehlenden Duft
Zu ersetzen mit vornehmen Mienen?

9.

Duftreiches Cyclamen!
Lieber als Saubrod nenn' ich dich doch
Mit dem griechisch-lateinischen Namen!

10.

Vergißmeinnicht, blaues!
Nicht der Schönheit verkaufe dein Herz,
Ausharrender Treue vertrau' es!

11.

Du warst, Tuberose!
Armida oder Circe dereinst,
Gibt's eine Metempsychose?

12.

Lilie, schneeweiße!
Begehe ich Kirchenraub nicht,
Wenn ich vom Stengel dich reiße?

13.

Welche Schmach, Petersilie!
Bringt nicht dein Vetter, der Schuft,
Der Schierling, deiner Familie!

II. Baum und Strauch.

1.

Lorbeer, hochheiliger!
Desto später erklimmen wir oft
Die Höhen, je eiliger!

2.

Lianengeflechte!
Du bist aus stiftmäßigem Haus,
Aus gutem Urwaldgeschlechte!

3.

Flüsternde Pappel!
Wenn der Sturm dich durchsaust,
Welch' Wipfelgebraus, welch' Blättergezappel!

4.

Myrthe der Liebe!
Grünend bleibt immer dein Blatt,
Wenn nur das Herz auch es bliebe!

5.

Erlen am Bach!
Vorwärts! sprudeln lustig die Wellen,
Und: Lebt wohl! rauscht ihr den eilenden nach!

6.

Wack'rer Hollunder!
Eh' unter dir ein Käthchen noch schlief,
In Latwerge und Thee schon wirktest du Wunder!

7.

Ragende Ceder!
Größe verklärt, was ihr dient,
Nur von Salomon her kennt dich jeder!

8.

Tanne, du schlanke!
Immer nur sieht dich zur Weihnacht geschmückt,
Immer gold'ner Aepfel voll mein Gedanke!

9.

Ahorn, du saftiger!
Herb sonst sind Thränen; was du weinst,
Zucker ist es, leibhaftiger!

10.

Ernste Cypressen!
Ihr trauert noch ehrlich am Grab,
Wenn längst es die Menschen vergessen!

11.

Traurige Föhren!
Schöner als Cedern wärt ihr, bei Gott!
Hört' jüngst einen Märker ich schwören!

12.

Harmlose Birken!
Sanft schuf euch Natur, und in Essig getaucht
Wie energisch vermögt ihr zu wirken!

Aus der Wirklichkeit.

Folget, bitt' ich, meinen Blicken!
Seht am niedern Fenster dort
Jenen Alten Schuhe flicken,
Still und emsig, fort und fort.

Stiefel hat er aufgehangen
An des Fensters ob'rem Rand,
Doch am untern Blumen prangen,
Die er pflegt mit treuer Hand.

Zwischen seines Handwerks Zeichen
Und des Frühlings flücht'ger Zier
Sieht sein Leben er verstreichen,
Stiefel dort und Blumen hier!

Stiefel oben, Blumen unten! —
Ihr beneidet nicht sein Loos?
Doch gehört's noch zu den bunten;
And're gibt's, die blumenlos,

Die nur Stiefel unten, oben,
Die nur ew'ges Ahlgestech,
Die aus Schusterdraht gewoben,
Leder, Leder nur und Pech!

Andre gibt's, die ihn beneiden,
Der ein Tröpflein Glückes fand,
Und wir fordern unbescheiden
Voll den Becher bis zum Rand!

Fahnenrauschen *)

1859.

Ich war gefangen! Lastend schwer wie Blei
Im Feindeslande drückten mich die Tage;
Denn Unmuth brach mein stolzes Herz entzwei,
Daß ich dahingestreckt am grünen Hage
Erstanden, nicht gestorben frank und frei,
Und nun geheilt verhaßte Bande trage,
Und kaum, daß sie nicht Spott dem Feinde sei,
In Schweigen barg ich knirschend meine Klage! —
Da hebt sich eines Tages wüst Geschrei,
Ein Lärmen gibt's, ein Rennen und Gefrage;
Und Truppen seh' ich in geschloss'ner Reih'
Einziehen blank bei munt'rem Trommelschlage,
Und sieh', Geschütze schleppen sie vorbei —
Trophäen, hieß es, uns'rer Niederlage —
Und eine Fahne auch! — O Raserei!

*) Den Anlaß zu diesem Gedichte gab ein im J. 1859 in Wien verbreitetes Gerücht, daß ein österreichisches Bataillon in einem nächtlichen Gefechte aufgerieben, und dessen Fahne Tags darauf unter den Todten gefunden und vom Feinde weggenommen worden sei.

Die Fahne war's, zu der ich einst geschworen,
Der Heimath Fahne — und sie war verloren!

Wild brausend jauchzt um mich der Gaffer Meer,
Und nimmer ruhend mit geschäft'gen Zungen
Erörtern sie geläufig, wann ihr Heer
Und wie und wo den Sieg uns abgedrungen,
Und wer es führte, dieser oder der,
Wie lang, mit welcher Anzahl es gerungen,
Und weiß der dies, weiß jener noch viel mehr,
Wie erst der Kampf geschwankt, bis es gelungen,
Das Banner dort, des Sieges Vollgewähr,
Dem Arme zu entreißen, der's geschwungen!
So schwätzten sie, und wie ein Flammenspeer
Drang jedes Wort mir in der Seele Tiefen,
Die zornerbebend nach Vergeltung riefen!

Indessen ward, von jedem Aug' bewacht,
Die Fahne in des Domes Dämmerhelle
Als Siegesbeute weihend dargebracht,
Und ein Tedeum sangen sie zur Stelle,
Drei Salven mehrten noch der Feier Pracht,
Dann war's vorüber, und in Windesschnelle,
Auf and're Siegesfeste nun bedacht,

Verlief des Volkes Drang sich Well' auf Welle;
Still war der Markt und schweigend kam die Nacht!
Und scheu betrat ich jetzt des Domes Schwelle,
Zu meiner Fahne zog es mich mit Macht,
Sie schauen mußt' ich, denn ich konnt's nicht fassen,
Daß sie es war, daß sie der Sieg verlassen!

Und jetzt, jetzt seh' ich sie beim Ampellicht
Vom Pfeiler still und traurig niederwallen! —
Sie ist es, ja! Mein Auge trog mich nicht! —
Und wirbelnd drehen sich um mich die Hallen,
Von kaltem Schweiße trieft mein Angesicht!
Dann fühl' ich krampfhaft meine Faust sich ballen
Und aus der Seele tiefstem Grunde bricht
Mein Schmerz heraus in sinnlos wilden Tönen,
Halb Wuthgeheul, halb schluchzend leises Stöhnen.

„Du bist es ja, die meinen Eid empfing,"
So löst' in Worte endlich sich dies Toben.
„Du bist's, an der stolz unser Auge hing,
„Hielt Schlachtenstaub aufwirbelnd uns umwoben!
„Du flogst voran, ein gold'ner Schmetterling,
„Wenn sonst, das Bajonett an's Rohr geschroben,
„Es stürmend frisch hinan die Wälle ging,

„Bis jubelnd wir dich aufgepflanzt hoch oben
„Auf ihres höchsten Thurmes letztem Ring,
„Und dich, dich seh' ich jetzt an diesen Wänden,
„Dich angefesselt hier von Feindeshänden!

„War's nicht der Ehre heiliges Gebot,
„Das dich entrollen hieß zum Fehdezuge?
„War's gutes Recht nicht, das, ringsum bedroht
„Von schnöder Heuchellist und frechem Truge,
„Dich muthig schwang in seiner höchsten Noth? —
„Du flogst voran, und mußte deinem Fluge
„Nicht jeder freudig folgen, dem, umloht
„Einst von desselben Brandes wilden Flammen,
„Das Vaterhaus in Trümmer brach zusammen?

„Du flogst voran, sie aber folgten nicht!
„Sie sahen zu, bequem auf sichern Plätzen,
„Wie Staubgewölk des Kampfes dich umflicht,
„Wie Feindeskugeln pfeifend dich zerfetzen!
„Nicht ihnen schlugen sie in's Angesicht,
„Wozu denn Büchsen laden, Säbel wetzen!
„Sie warten, bis in ihren Pferch er bricht,
„Bis ihre Heerden seine Wölfe hetzen;
„Bis dahin ist nur Ruhe Bürgerpflicht!

„Du flogst voran; doch gaben dir zum Streite
„Nur fromme Wünsche machtlos das Geleite!

„Doch das gilt gleich! — Du wehtest auch allein,
„Und wehtest siegreich her vor unsern Schaaren!
„Nur wußten damals, bis zum Tode dein,
„Sie schützend wie ein Kleinod dich zu wahren,
„Und eh' er todt nicht lag am Wiesenrain,
„Ließ, der dich schwenkte, deinen Schaft nicht fahren!
„Und jetzt — jetzt muß ich dich beim Ampelschein
„Ein Beutestück in Feindesland gewahren?
„Kehrt Furcht bei unserm Heer und Kleinmuth ein?
„Beginnen sie mit ihrem Blut zu sparen? —
„O ist es so, dann Erde schling mich ein!
„Wenn treulos dich die Deinen aufgegeben,
„Dann will ich nicht mehr denken, fühlen, leben! —"

Und schluchzend sink' ich hin voll Wehgefühl,
Und schlag' die Brust und raufe mir die Haare;
Da weht mir's plötzlich um die Schläfe kühl,
Als ob ein Lufthauch durch die Hallen fahre!
Und seltsam wallt's und flüstert's dort und hier,
Und wie ich staunend diesen Tönen lauschte,
Da sah ich, daß der Nachtwind über mir
In meiner Fahne Falten spielend rauschte!

Und wie sie flüsternd hin und wieder wallt,
Da wandeln sich in Worte mir die Klänge,
In Worte, wie wohl sonst im grünen Wald
Mir zugerauscht der Wipfel Laubgedränge;
Und immer lauter, wie ich horche, schallt
Es mir herab wie himmlische Gesänge:

„Ward gleich ich verloren,
„Ich ward nicht erstritten;
„Die zu mir geschworen,
„Die standen in Mitten
„Bedrängender Noth
„Wie Helden und litten
„Kampffreudig den Tod!

„Wie Kugeln auch schwirren,
„Wie Säbel auch klirren,
„Wie wild sie auch ringen
„Mit Kolben und Klingen
„Bei schwindendem Licht,
„Wie viele auch sanken,
„Sie weichen und wanken,
„Sie lassen mich nicht!

„Und als nun verhallen
„Die Donner der Schlacht,
„Und Nebel rings wallen
„Der dämmernden Nacht,
„Da streckte gefallen
„Der Letzte die Glieder
„Und riß mich mit nieder,
„Als Hülle zu dienen
„Der muthigen Schaar,
„Als Bahrtuch, wie's ihnen
„Gebührte fürwahr!

„So ward ich gefunden,
„So ward ich der Faust,
„Der treuen, entwunden,
„Und jubelumbraust
„Trug heim mich als Beute
„Der Plünderer Meute!

„Ich ward nicht erstritten
„In Kampfes Mitten,
„Den Todten entwendet
„Ward her ich gesendet;
„D'rum fasse nur Muth!

„Noch blieb uns'rem Heere
„Unsterblicher Ehre
„Unschätzbares Gut!

„Bald wird sie versiegen,
„Die brausend gestiegen,
„Die drohende Fluth!
„Bald holt ihr mich nieder
„Vom Pfeiler und dann
„Umrausch' ich euch wieder,
„Und flieg' euch voran!

„Laßt Muth mich entfalten,
„Laßt Treue mich halten,
„Laßt Eintracht mich tragen
„In kommenden Tagen,
„Laßt Weisheit die Pfade
„Mir wählen zum Ziel,
„Dann fallen wohl anders
„Die Würfel im Spiel!
„Dann flattr' ich und weh' ich,
„Dann schwell' ich und bläh' mich,
„Sieg rausch' ich euch nieder
„Und Sieg flattert wieder
„Mir nach und voran! —"

So rauscht' es mir aus meiner Fahne Falten,
Und Wort auf Wort begierig sog ich ein,
Und horchte noch, als flüsternd sie verhallten! —
Victoria! von draußen schrie's herein,
Und Becherklang und Siegeslieder schallten;
Doch trunken von der Hoffnung Freudenwein,
Voll von der Zukunft leuchtenden Gestalten,
Ließ siegesfroh ich uns're Sieger sein,
Und ruhig aus des Domes dumpfer Schwüle
Getröstet schritt' ich in der Mondnacht Kühle!

Mahnung.

1861.

„Gott hat mir armen Menschen Sieg und Glück
„Von Jugend auf in jedem Streit verliehen,
„Und immer sah ich meine Gegner fliehen,
„Gab frisch und keck ich Streich für Streich zurück!

„Nur dann brach Unglück über mich herein,
„Wenn lang mit meinem Feind ich unterhandelt,
„Und meinte, wie ich Wort hielt unverwandelt,
„Auch ihm gelt': Ja für Ja und Nein für Nein! —" *)

Wer sprach dies Wort? — Der alte Götz schrieb's hin,
Der Ritter mit der Eisenhand aus Franken,

*) Lebensbeschreibung Herrn Götzens von Berlichingen. Nürnberg 1731, Seite 251, und Leipzig 1861, Seite 83.

Als müd' von Fehden ihm die Arme sanken,
Und Zeit ihm's nun sie aufzuzeichnen schien!

Der alte Götz schrieb's hin vor manchem Jahr;
Du aber, Deutschland, laß sein Wort Dich warnen,
Laß Arglist Deine Söhne nicht umgarnen,
Und raff' Dich auf, denn nah' ist die Gefahr!

Glaub' nicht dem Feind, der Einigung verheißt,
Der überfließt von Völkerfreiheitphrasen,
Und der nur trachtet Zwietracht anzublasen,
Und der nur lauert, wie er Dich zerreißt!

Glaub' nicht dem Feind, ob er auch Gaben beut;
Erkenn' und richte ihn aus seinen Thaten!
Wem schwor er Treue, den er nicht verrathen,
Wer lieh' ihm Glauben, der es nicht bereut?

Vertrag und Recht, und Sitte und Gesetz,
Was war ihm heilig? Was blieb unzertreten?
Die Worte all', die ihm vom Munde wehten,
Was waren sie als Falle nur und Netz?

Deutschland, denk' an den Götz, der unterlag,
Wenn thöricht er auf Feindesworte baute,

Der siegte, wenn er seinem Recht vertraute,
Und raff' Dich auf und rüste, triff und schlag'!

Denk' an den Götz und fahre herzhaft d'rein,
Germania, mit Deiner Hand von Eisen;
Laß Deinen Muth Dein gutes Recht beweisen,
Und wage einig, wage groß zu sein!

Meinungen und Stimmungen.

Als Glück der Armuth pries man jüngst mir sehr,
Wer nichts besitze, könn' auch nichts verlieren! —
O welches Glück erfroren sein! Denn wer
Bereits erfror, der kann nicht mehr erfrieren!

Daß Freunde uns wohlthun und Feinde kränken;
Scheint wenig der Beachtung werth;
Ergibt sich's einmal umgekehrt,
Dann wäre drüber nachzudenken.

Gemach, gemach! Was frommt die wilde Hast?
Sie läßt sich nicht mit einem Ruck bewegen,
Des Lebens ungefüge schwere Last;
Du mußt sie stückweis auf die Schulter legen!

Gibt Gott Talent, so gibt er auch den Fleiß,
Der's redlich auszubilden weiß;
Und gab er nicht den Fleiß daneben,
So wollt' er auch Talent nicht geben!

Dein Herz ist ein Becher, o lern' es bedenken,
Womit Du ihn füllst nur, kann er Dich tränken;
Dein Herz ist ein Saatfeld, was streust Du hinein?
Die Furchen sind Gottes, die Aussaat ist Dein!

Bemüh' Dich, schreibst Du, dunkel stets zu bleiben;
Die Menge fühlt gar wohl, sie sei beschränkt,
Und sagst Du klar, was sie verworren denkt,
Meint jeder gleich: Das konnt' ich selber schreiben!

Ich achte Egoismus nicht für schlecht,
Wird er vernünftig nur getrieben;
Sich selbst zu lieben thut der Mensch ganz recht,
Er lern' nur erst sich selbst in Andern lieben!

Hart klingt das Wort: Du sollst! uns erst auf Erden,
Doch fügt ein zweites nur: Ich will! daran,
So wird zuletzt: Ich muß! aus beiden werden
Und dann, gewiß, dann fühlt ihr bald: Ich kann!

Es gibt ein Leid, das tief in's Leben greift,
Dem, wenn auch Krösus' Schätze wir gewönnen,
Nur zögernd Trost und nie Ergebung reift,
Und das heißt: Schaffen wollen und nicht können!

Ein Irrthum ist, ein Mißgriff kein Verbrechen,
Nur heisch' nicht Beifall, wo Verdienst gebricht;
Ich will Dich lieben, Freund, trotz Deiner Schwächen,
Doch Deine Schwächen eben lieb' ich nicht!

„Rings alles abgenützt! Wonach denn greifen?
„Wie Neues schaffen? —“ Schafft nur ohne Scheu!
Der Demant Stoff bleibt ewig jung und neu,
In neue Form nur gilt's ihn zuzuschleifen!

Nie hab' ich Mißgunst noch empfunden,
Wenn Lorbeerkronen das Verdienst sich wand;
Doch ungern seh' ich sie von feiler Hand
Dem Esel an den Schwanz gebunden!

Das Höchste, was der Künstler
Und was Natur erschafft,
Ist unbewußte Anmuth
Und selbstbewußte Kraft.

Die ihr der Welt den Glauben nahmt,
Erstattet ihr's an Wissens-Schätzen;
Doch seid verflucht, wenn ihr nur kamt
Statt Zahlen Nullen hinzusetzen.

Schönheit liegt im Maß; doch nicht
Was dem Zollstab unermeßlich,
Nicht wofür's an Maß gebricht,
Nur das Uebermaß ist häßlich!

Mit klugen Schurken läßt sich's leben,
Geh' plumper Güte aus dem Weg;
Sie baut Dir hilfreich hier den Steg
Und stößt Dich in den Sumpf daneben!

Es fleht der Mensch zum Himmel wie das Kind:
„Nimm Alles hin, nur das gib jeden Falles!"
Doch wissen sie, wie gut die Väter sind,
Und meinen: „Hab' ich's nur, so bleibt mir Alles!"

Stets muß die Kraft, o Mensch, die in Dir ruht,
Nach Ja! und Nein! hin ihre Wirkung kehren;
Oft kann Ergebung nur uns Heldenmuth,
Oft nur versagend Milde sich bewähren!

Mensch, bedenk', wo gehst du hin!
Denn ein Schritt sind alle Schritte;
Stehst Du still nicht im Beginn,
Vorwärts mußt Du in der Mitte!

Auf's Dorf, ihr Dichter, treibt es euch hinaus,
Ihr sucht nur Praktisches, Reales;
Und kehrt von eurem Jagdzug ihr nach Haus,
Was bringt ihr mit? — Doch wieder Ideales!

Längst hat Geschmack Wortspiele sich verbeten,
Nur mit Gedanken spielt der Witz;
Das Kind erfreu' sich platzender Raketen,
Der Mann bewundert, zuckt der Blitz!

In Haus und Staat, in Kunst und Leben,
In That und Rath, in Glück und Leid,
Zu rechter Zeit heißt doppelt geben,
Und doppelt dankt Dir's Deine Zeit!

Weltschmerz modern? — Was fällt euch Thoren ein?
Wollt' jede Zeit nicht aus der Haut noch fahren?
Schrieb Sophokles nicht vor zweitausend Jahren:
„Das beste Loos ist nicht geboren sein?"

Du lebst der sel'gen Stunden, Mensch, ein paar,
Auch schöne Tage wohl, und frohe Wochen,
Von Monden hat mir jüngst ein Greis gesprochen;
Doch wer erlebte je ein glücklich Jahr!

Es gibt sich jedem Zeit und Leben
In ganz ureig'ner Weise kund,
Und stirbt ein Mensch, geht mit ihm eben
Auch eine ganze Welt zu Grund.

Witz dient dem Schlag der Zeitenuhr,
Und Scherz wie Anmuth unterliegt der Mode:
Doch eine ew'ge Form nur kennt die Ode,
Und eine die Tragödie nur!

Kunst sei ganz Wahrheit, aber nur zum Scheine,
Sei ganz Natur, nur mit Geschmack und Wahl,
Ganz Wirklichkeit, nur nicht die platt gemeine,
Kunst sei mit einem Wort denn — ideal!

Wer da Bücher schreibt, gelehrte,
Schreib' nicht Alles, was er weiß,
So gewinnt sein Buch an Werthe
Und dabei sinkt's noch im Preis.

Du sprichst ein Wort nur, und Dein Stolz muß wanken,
Du sprichst ein Wort nur, und Dein Stolz wird wach;
Du bist ein Mensch, dem Rohr gleich schwank und schwach,
Du bist ein Mensch, und ewig Dein Gedanken!

Im Unglück werden Viele mit Dir klagen;
Wenn Glück mit seinen Strahlen Dich umgibt,
Wird mancher ohne Mißgunst es ertragen,
Sich freuen d'rob nur Einer, der Dich liebt!

Wenn Liebe spricht: „Ich könnte!“ ist sie todt,
Und spricht sie: „Ach, ich wollte!“ nicht viel besser;
„Ich muß,“ spricht wahre Liebe, was auch droht! —
Ihr Drang, das ist der Liebe Wärmemesser!

Was grün ich sehe, siehst Du eben roth,
Und wüßten wir's, wer wollte Streit beginnen!
Wir wissen's aber nicht, das ist die Noth,
Und jeder meint, der and're sei von Sinnen!

Es liebt die Welt und haßt im Grund das Neue;
Sie will, wenn einer lange Seide spinnt,
Daß gleicher Gunst ein and'rer bald sich freue;
Die Spulen sollen bleiben, wie sie sind!

Zu kämpfen gilt es, soll die Wahrheit siegen,
Da braucht's der Mühen, braucht's der Opfer viel;
Die Lüge lass' wie eine Feder fliegen,
Der Hauch der Lüfte trägt sie an ihr Ziel!

Voll Dornen ist des Lebens Pfad,
Wer könnt' es anders sagen,
Nur läßt zum Glück sie Gottes Rath
Mitunter Rosen tragen!

Beginnst Du, müd' gehetzt von Haß und Neid,
Die Menschen d'rum, Dich selbst, die Welt zu hassen,
So sperr' Dich ein in's Tollhaus Einsamkeit,
Bis Dein Verstand Dich als geheilt entlassen!

Sonst macht die Weisheit Bücher für die Thoren,
Doch anders ist's im Fache der Geschichte;
Die macht die Thorheit, und in Gram verloren
Liest Wahrheit dann die traurigen Berichte!

Wer dichten will, der hab' Talent,
Und woll' es nicht forciren;
Er sitz' nur still und schreib' behend,
Beginnt es zu dictiren!

Du liebst scharf Grün und Blau und brennend Roth,
Ich zieh' die Farben vor, die minder grellen;
Entschiedenheit thut uns im Innern noth,
Warum nach Außen hin zur Schau sie stellen!

Eins tröstet mich, wenn auch zur Herrschaft kämen
Beschränktheit, Geistesarmuth, Barbarei;
Gezuckert ist einmal des Lebens Brei,
Nicht aus der Welt ist Schönheit mehr zu nehmen!

Was sind des Lebens Tage, was die Zeit?
Ein Webstuhl, Freund, an dem wir Alle sitzen,
Und weben uns're Seele Himmelskleid,
Der eine Kamelot, der and're Spitzen!

Das Ende gleicht dem Anfang oft auf Erden,
Doch nicht in Wahrheit, nur zum Schein;
Wie selig ist's ein Kind zu sein,
Wie traurig aber wieder Kind zu werden!

Die Scheidemünze, Freund, beherrscht jetzt Zeit und Welt.
Was wird in Haus und Staat, in Kunst und Leben,
Nicht eingenommen hier, dort ausgegeben,
Doch Scheidemünze nur, nur immer kleines Geld!

Was Formen sind? — Gefäße sind es, leere,
In die das Leben erst den Inhalt gießt;
Doch nimm sie weg, und durcheinander fließt
Dir Recht und Unrecht, Mensch, und Schmach und Ehre,

Es meint der Mann: erlaubt sei, was gefalle!
Die Frau: erlaubt sei, was sich zieme nur!
Nur daß der dritte Spruch euch nicht entfalle,
Erlaubt ist, was sein muß, spricht die Natur!

Seit Goethe sprach: „Nur Lumpe sind bescheiden!“
Ward zum Genie jedweder dritte Mann,
Und seitdem quält die Welt ein seltsam Leiden,
Sie säh' gern wieder Lumpe dann und wann.

Wo Furcht ist, kann noch Liebe sein,
Wir achten noch, so lang wir hassen;
Doch der steht hoffnungslos allein,
Den kalt verachtend wir verlassen!

Wähnt nicht, daß Geist, wie reich begabt er sei,
Verstand in Kunst und Leben uns ersetze;
Wie hoch der Aar sein Schwingenpaar auch schätze,
Er braucht doch immer Füße nebenbei!

Ihr frommen Seelen urtheilt nicht zu scharf!
Es brachte, wißt, gar manchen lichten Engel,
Den sonst kein Trug der Hölle niederwarf,
Zum Straucheln schon der eig'ne Lilienstengel!

Recht zeigt ihr uns, verliebte Greise,
Daß eh' sich Leib und Seele trennt,
Nur Thorheit einen Menschen weise,
Nur Unverstand ihn glücklich nennt!

Faß' zart und mild die Menschheit an,
Nur murrend wird Dein Joch sie tragen;
Du mußt ihr recht in's Antlitz schlagen,
Dann bist Du ihr ein großer Mann.

Der Lebenslauf der Menschen gleicht
Meist mittelmäßigen Gedichten;
Genügt Dir auch die Form vielleicht,
Auf Poesie mußt Du verzichten.

In jedes Frauenherzens Purpurschrein
Ist Taubensanftmuth, Schlangenlist enthalten;
Doch soll es köstlich, soll's unschätzbar sein,
Muß ab und zu auch Löwenzorn d'rin walten!

Um Eins nur, Himmel, bät' ich Dich,
Wär' Wunsch und Wahl mir freigegeben,
Lass' alle meine Lieben mich,
Und mich all' meine Feinde überleben!

Es liebt Vortreffliches sich zu verstecken,
Und manches Frauenherz birgt hier und da
Wohl heut' noch in sich ein Amerika,
Nur muß es ein Columbus erst entdecken,

Darin begegnen Kinder sich und Alter,
Ein Nichts bereitet beiden Lust wie Schmerz;
Ein sonn'ger Tag erweitert dem das Herz
Und jenem bricht es ein entflog'ner Falter!

Es heile kranke Seelen, kranke Leiber
Mit Eisen, Feuer und Verstand
Des Mannes ruhig sich're Hand,
Doch wer sie pflegen kann, das sind nur Weiber!

Der klarste Geist mag irren, ach, wie sehr!
Doch niemals richtig wird der kranke denken;
Ein and'res ist es, Glieder sich verrenken,
Und Krüppel sein vom Mutterleibe her.

Beschämung, die dem einen Keulenschlag,
Trifft and're wie das edle Roß die Gerte;
Hier facht sie an, was Muth und Kraft vermag,
Und löscht dort aus, was längst sich still verzehrte.

Nie größer baue Dir Dein Haus,
Als Du bedarfst zu Deinem Frommen;
Sonst fällst Du einmal zur Thür hinaus
Und weißt nicht wieder hineinzukommen!

Wer früh nicht alle Halbheit haßt,
Und will was Ganzes sein auf Erden,
Der mach' sich nur darauf gefaßt,
Er werde ganz und gar nichts werden!

Gern will der Freundschaft Rath Gehör ich zollen,
Doch niemals wie der Herr dem Knecht
Gebieten darf sie meinem Willen wollen;
Das ist allein der Liebe Recht!

Almosen spenden und mildthätig sein,
Weil dort dafür des Himmels Freuden winken,
Vergebt mir, Freunde, das Verdienst ist klein;
Wer würfe mit der Wurst nicht nach dem Schinken?

Zugvögel streifen hin und her;
Ich kann sie nicht beneiden:
Ich haſſ' ein Leben, das nicht mehr
Als nur ein ſtetes Scheiden!

Du haſt Verſtand und magſt Gemüth auch haben,
Biſt praktiſch, biſt ein lebenskluger Mann;
Was frommt's, gebricht die herrlichſte der Gaben?
Der ganze Menſch fängt erſt vom Kunſtſinn an.

Aufopferung, wie ſchätz' ich ſie!
Doch läßt auch ſie ſich übertreiben,
Und wer da weiſe, opfert nie
Was er bedarf, er ſelbſt zu bleiben!

Gefährlich iſt's im Leben wie im Whiſt,
Den letzten Trumpf zu früh hinauszuſenden;
Wenn ſicher nicht Du Deines Spieles biſt,
Behalt' zuwartend ſtill das Heft in Händen!

Behandle Zartes nicht zu zart,
Denn was Berührung scheut, ist Spinngewebe:
Doch mild fass' an, was rauh und hart,
Daß Stein und Stahl nicht etwa Funken gebe!

Dem Feind lang drohen, ist nicht wohlgethan,
Viel lieber keck den Angriff wagen;
Er rechnet Deine Drohung doch Dir an,
Als hättest gleich Du d'reingeschlagen.

Beschränktheit tappt im Nebel hin
Und hat sich nicht im Sumpf verloren;
Verirrt sich einmal des Klugen Sinn,
Versinkt er bis über die Ohren!

Es muß Dein Lied, o Dichter, zwar
Besonnenen Verstand bewähren;
Doch darf es, klingt's gleich wunderbar,
Auch süßen Wahnsinns nicht entbehren!

Ach, wie prahlt ihr alte Herrn
Mit der Fülle eurer Tugend,
Und vertauschtet sie so gern
Mit den Sünden eurer Jugend!

„Ach, wenn die Tage je mir wiederkehrten,
„Die nutzlos mir entschwunden sind! —“
Du würdest, thöricht' Menschenkind,
Nur anders, doch kaum besser sie verwerthen!

Du tränkst Dein Kind, so sorge denn auch, Weib,
Daß nicht dem Geist die rechte Nahrung fehle,
Denn was die Muttermilch dem jungen Leib,
Das ist die Wahrheit für die junge Seele!

Trüb ist die Zeit, ein Trost nur ist geblieben,
Noch geizt das Unrecht nach des Rechtes Schein;
Lebt einmal nackt es in den Tag hinein,
Dann hast Du, Welt, dem Teufel Dich verschrieben!

Augiasställe gibt's in unser'n Tagen
Und Hydern zur Genüge noch,
Sogar stymphal'sche Vögel; doch
Von keinem Hercules mehr hör' ich sagen!

Zu fern liegt uns der Stoff; nicht mehr an's Herz
Dringt jener Zeiten Jammer uns und Klage! —
Ihr großen Geister, bleibt der Schmerz nicht Schmerz,
Ob Chlamys er, ob Krinolinen trage?

Du redest Prosa, wo ich Verse bot;
Das will ich mir zur Noth gefallen lassen,
Nur lass' dabei der Worte Sinn uns fassen
Und schlag' nicht Vers zugleich und Dichter todt!

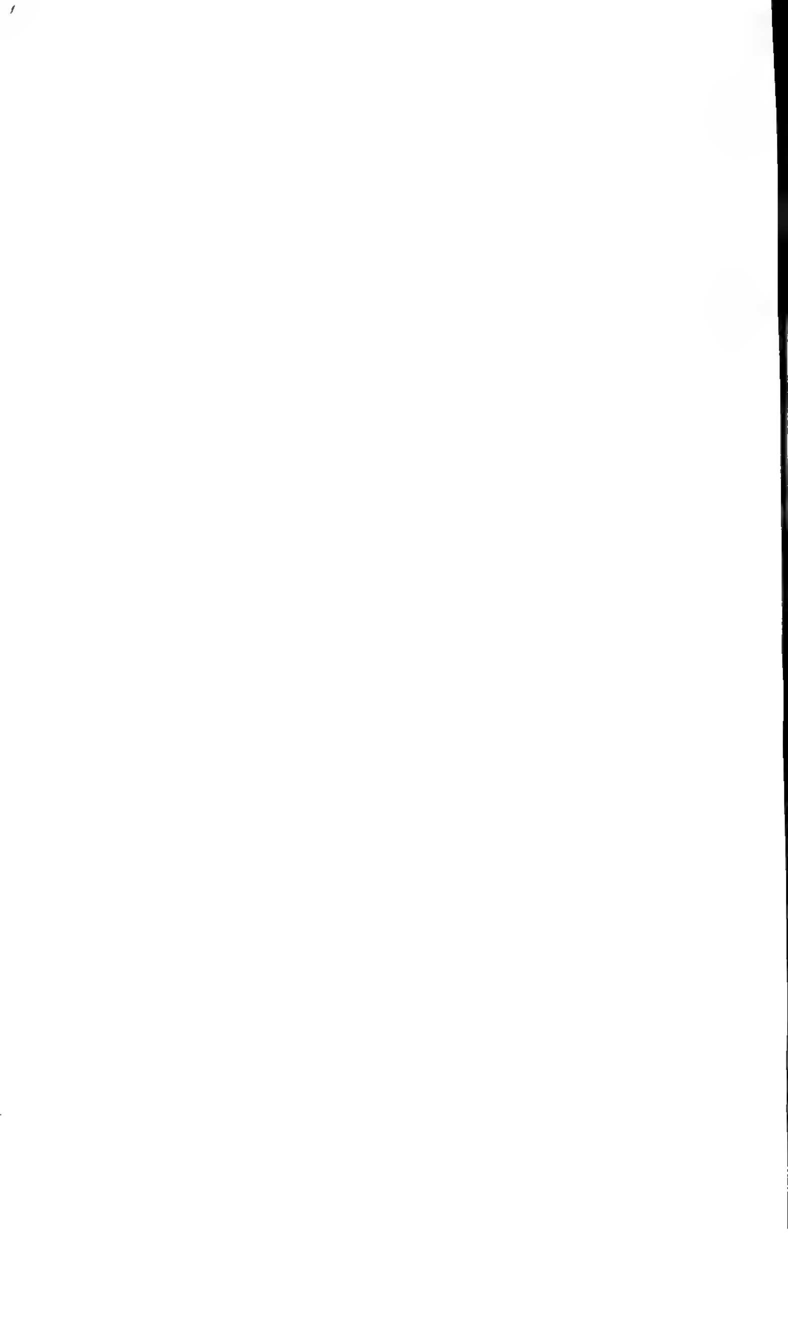
Sei, was Du bist! — Der Forderung entspricht
Wohl jeder, meint ihr, nach Gebühren! —
Wie's jeder nimmt! — Mir scheint so leicht es nicht,
Ein menschenwürdig' Dasein führen!

Pocht Glück an Deine Thüre, öffne sie,
Und freu' Dich dankbar seiner Gaben;
Leibeigen nur und dienstbar werd' ihm nie;
Du magst es, lass' nicht Dich es haben!

Nach dem Besten strebe, ringe!
Aber besser, junges Blut,
Es gelingt Dir, was nur gut,
Als daß gar nichts Dir gelinge!



Festreden.



Prolog

zur Säcularfeier der Gründung des militärischen Maria-Theresien-Ordens.

1857.

Landschaft mit der Ansicht auf Wien und die von der Donau durchschnittene Ebene des Marchfeldes; von Ferne Kanonendonner und kriegerische Musik. Im Vordergrunde erscheint auf den Stufen einer gothischen Spitzsäule Austria, in die Farben Oesterreichs gekleidet und auf dessen Wappenschild gestützt, und spricht:

Zuruf und Jubel brausen um mich her!
Von Waffenklang und vom Gestampf der Pferde,
Vom Donner der Geschütze dröhnt die Erde,
Von festlicher Musik der Lüfte Meer;
Und Trommeln wirbeln und Gewehre klirren,
Und wogend drängt der Menge dichter Schwall
Rings froh bewegt dem kriegerischen Schall,
Den Fahnen, die im Winde rauschend schwirren,
Dem Kaiser nach, um dessen Brust rothweiß
Das Band sich schlingt, des Tages Glanz und Preis.
Wohl ziemt es, solche Feier zu begehen,
Und lange harr' ich freudig ihrer schon,

Die heut' versammelt um des Kaisers Thron,
Die Söhne ihrer Thaten ihn umstehen!
Doch nicht dem Glanz der Gegenwart allein
Bewundernd frommt's die Blicke zuzuwenden;
Mich drängt das Herz auch rückwärts sie zu senden,
Denn treu gedenken nur heißt dankbar sein!
Auch sie, Theresia, da vor hundert Jahren
In ihrer Seele der Entschluß erwacht,
Verdienst durch äuß'rer Zeichen Glanz und Pracht
Beim ersten Blick der Welt zu offenbaren,
Theresia auch, die große Kaiserin,
Gedachte nicht blos dieses einen Tages,
Nicht eines Sieges blos und eines Schlages,
Wie hilfreich auch ihr sein Erfolg erschien;
Nein, aller Schlachten, die ihr Heer geschlagen,
Und aller Siege, die ihr Volk errang,
Und all' der Helden, die in Kampfes Drang
Der Ehre Bahn den Doppelaar getragen:
Der aller dachte sie und dankbar schwoll
Ihr großes Herz von freudigem Entzücken,
Daß Oesterreich so hoher Ehren voll,
Daß solche Lorbeern seine Fahnen schmücken.
Und vor den Kaiser tritt sie hin und spricht —
Wie lebend tritt das Bild mir vor die Seele: —

„Die Tapfern, Herr, auf deren Arm ich zähle,
„Bedürfen, weiß ich, nur den Sporn der Pflicht,
„Nicht andern Antrieb, daß sie Thatkraft stähle;
„Doch uns'rer Hoheit würdig scheint es mir,
„Die Rittersinn bewährt im Drang der Schlachten,
„Die Ritter sind, als Ritter auch zu achten;
„Und so vergönn', daß meiner Farben Zier,
„Daß meinen Namen jene Edlen tragen,
„Die Sieg gewonnen uns durch kühnes Wagen,
„Sie, deren Arm uns heute Hilfe beut,
„Wie jene, die der Söhne Recht verfechten,
„Daß ewig sich der Heldenkranz erneut,
„Den strahlend wir um uns're Krone flechten;
„Daß, rauschen auch Jahrhunderte dahin,
„Kein treu' Soldatenherz in Oest'reich schlage,
„Das eingeprägt nicht meinen Namen trage,
„Das, nicht gedenkend seiner Kaiserin,
„Das Leben froh für jeden Herrscher wage
„Des Kaiserhauses, dem ich Mutter bin!"

Erstes Tableau. Die Stiftung des Maria Theresien-Ordens.

Kaiser Franz I., neben ihm die Kaiserin Maria Theresia, die ihm die Statuten des zu gründenden Ordens zur Unterschrift vorlegt; um diese Hauptpersonen sind der Erzherzog Joseph und die hervorragendsten Persönlichkeiten ihrer Umgebung, Herzog Carl von Lothringen, Graf Daun, Kaunitz, Lascy, London und andere gruppirt.

Erfüllung ward dem kaiserlichen Wort;
Theresiens Ritter tragen ihre Farben,
Den Schmuck, den, ihres Thrones Schirm und Hort,
In heißen Schlachten blutend sie erwarben;
Denn Rang nicht, war der Kaiserin Geheiß,
Und nicht Geburt verleihen solchen Preis:
Da will es mehr als treu geübte Pflicht —
Denn wer in Oest'reichs Heer erfüllt sie nicht? —
Da gilt's freiwill'gen Drang, ein freudig Streben
Nach Sieg und Ehre, kost' es Blut und Leben,
Da gilt's Trotz bieten nachtendem Geschick,
Da gilt es festen Muth und rasches Handeln,
Da braucht es Geistesgröße, Feldherrnblick,
Die zauberhaft Gefahr in Sieg verwandeln,
Da braucht's Verdienst, nicht trüg'risch eitlen Schein;
Die Kampfgenossen müssen zeugend sagen:
„Der hat Dein Kreuz verdient, der soll es tragen,
„Theresia, der soll Dein Ritter sein!"
Dann erst schmückt lohnend seines Kaisers Hand
Die Brust des Tapfern mit Theresiens Band! —

O hoher Preis, erwirbst du dich auch schwer,
Du hast Ihr stolzes Hoffen nicht betrogen,

Denn Feldherrn hast du Oesterreich erzogen
Und Helden ihm erweckt in seinem Heer;
Erkor Sie dich, Verdienst mit Ruhm zu krönen,
O edler Schmuck, wie schön vergalt'st du Ihr!
Wie wohl verdient umgab nicht deine Zier
So viele schon von Ihres Blutes Söhnen;
Vor allen Ihn, dess' edle Züge mir,
Als dürfte dieses Fest sein' nicht entbehren,
Aus fernen Tagen dämmernd wiederkehren! —

Die Erde zittert, wie Orkane rollt's
Vom Strom herüber, dumpf wie Donner grollt's;
Von Nachtgewölk liegt Flur und Feld umfangen,
Und Blitze flammen leuchtend d'raus hervor,
Und durch die Lüfte zuckt's wie Feuerschlangen;
Wie Waffenklang schlägt's dröhnend an mein Ohr!
Und nun zerreißt der düstern Wolke Flor;
Zwei Heere seh' im heißen Kampf ich ringen
Und Schwerter blitzen und Trompeten klingen!
Und ihn, den Feldherrn, seh' ich hoch zu Roß,
Ich seh' ihn, Oest'reich, deine Fahne schwingen,
Die Stirne bietend feindlichem Geschoß
Voran der Erste in die Feinde dringen! —
„Für unsern Kaiser!" ruft er, und „Ihm nach,

„Theresiens Enkel!“ hör' ich's wiederklingen! —
Bei Aspern war's, und unser war der Tag! —

Zweites Tableau. Die Schlacht bei Aspern.
Erzherzog Carl ergreift am zweiten Tage der Schlacht bei Aspern die Fahne des Regiments Zach und führt es selbst gegen den Feind.

O Schlachtenruhm, du theuerster von allen,
Denn Blut erkauft dich; wen dein Lorbeer schmückt,
Der hat auf Heldengräbern ihn gepflückt,
Der Erbe der Gefährten, die gefallen!
Gefallen sag' ich, doch gestorben nicht;
Denn wer für seinen Kaiser treu gestritten,
Für Oesterreich den Schlachtentod erlitten,
Der stirbt nicht, wenn sein Aug' erlöschend bricht,
Der lebt in seines Ruhmes Angedenken,
Der lebt im Dank des Vaterlandes fort,
So lebensfrisch, wie jene Helden dort,
Auf die nun stolz sich meine Blicke lenken!
Ihr kennt die Namen — Oest'reichs Stolz und Lust —
Kennt ihre Thaten — flammend eingeschrieben
Bewahrt sie jedes Oesterreichers Brust, —
Ihr kennt sie Alle, die wir Alle lieben!

Die Männer, die im Sieg wie im Verlust
Sich selbst und ihrer Pflicht getreu geblieben,
Die Retter, da Gefahren rings gedroht,
Die Führer in des Kampfes schweren Tagen,
Die Ritter, die Theresiens Farben tragen,
Dem Feinde abgerungen und dem Tod,
Hier sind sie! — Wie Theresien sie umstanden,
Umringt nach hundert Jahren, die entschwanden,
Noch heut' den Thron des Kaisers ihre Schaar!
Die Namen wechselten, die Helden blieben;
Denn grünend stets im Drange der Gefahr
Hat neue Schößlinge der Baum getrieben,
In dessen Krone horstet Oest'reichs Aar!

Kennt ihr den Baum? Kennt ihr die Rieseneiche,
Die überschattet eurer Heimat Reiche?
Sein Kern ist Treue, Eintracht ist sein Mark,
Gehorsam heißt die Wurzel, die ihn nährte,
Durch Treue, Eintracht und Gehorsam stark,
Vertrauend selbstbewußt dem eig'nen Werthe,
Festruhend auf dem starren Felsgrund Pflicht,
Zersplittern kann er, aber wanken nicht!
Kennt ihr den Baum? In seinen Zweigen schallen
Die Sprachen all', die heimisch diesem Reich,

Verschied'nen Klanges, doch der Sinn bleibt gleich;
„Ein Kaiser und ein Oest'reich", spricht's aus allen!
Kennt ihr den Baum? In seinem Schatten stieg
Ein neues Oest'reich aus dem Schutt des alten,
Ein neues Oest'reich, dessen Losung Sieg
Und Fortschritt durch vereinter Kräfte Walten!
O edler Baum! fern über Land und Meer
Hör' Feinde selbst ich deinen Ruhm bekennen,
Doch ich in stolzer Freude, ich darf mehr,
Frohlockend darf ich dich mein eigen nennen,
Du Baum der Treue — Oest'reichs tapf'res Heer!

Drittes Tableau. Die österreichische Armee.

Soldaten jeder Waffengattung der gesammten Armee und Flotte in einer begeisterten Gruppe um die österreichische Fahne versammelt.

O sel'ge Lust, die mir im Herzen schwillt,
Nun brich heraus in lauten Jubelklängen,
Daß nicht Entzücken, eh' es überquillt,
Und Stolz und Wonne mir den Busen sprengen! —
Mein Oesterreich, du gottgesegnet' Land,
An Saaten reich, an Männern und an Eisen,
Wie üppig schwillt der Kranz, den Gott dir wand,

Und größ're Huld noch wollt' er dir beweisen!
Ruhm schmückt dich in den Tagen, die vergangen,
Ruhm schmückt dich heut' mit seinem Strahlenschein,
Was kann die Zukunft, Oesterreich, dir sein,
Als wieder Ruhm und wieder Siegesprangen!
Die Treue zieht einher zu deiner Linken,
An deiner Rechten streiten Glück und Muth,
Wo rast ein Sturm, deſſ' zornempörte Wuth
Dich scheitern machte jemals oder sinken?
Die Taube Eintracht senkte dir sich nieder,
Und mit der Eintracht wachsen Kraft und Macht,
Und wie ein Riese, der vom Schlaf erwacht,
Regst thatbegierig du die mächt'gen Glieder!
Was ist zu fern dir, was zu hoch, zu groß?
Franz Joseph ebnet Wege dir und Bahnen,
Der Flug des Adlers rauscht in deinen Fahnen,
Und Blitz und Donner führt er als Geschoß!
Rings keimt und blüht es! Laſſ', o Herr der Welten!
Die Saat gedeihen, die in Halme schießt,
Laſſ' Oest'reich sein, was noch der Keim verschließt,
Und was es wahrhaft wiegt, das wird es gelten!
Gib Licht und Wärme, Herr, nicht blos der Scholle,
Nein, auch den Herzen, fleh' ich ernst und still,
Gib, daß dies Segensland stets Rechtes wolle,

Denn Oest'reich über Alles, wenn es will!
Lass' Schrecken her vor seinen Fahnen wallen,
Und kehrt einst wieder dieser Feier Glanz,
Erfülle mit so edler Helden Kranz
Wie heut' des Kaisers festgeschmückte Hallen!
Den Schrei, der heute jeder Brust entstieg,
Lass' nach Jahrhunderten ihn wiederhallen!
Hoch Oest'reich, lass' aus jedem Mund es schallen,
Ruhm denen, die im Kampf für uns gefallen,
Dem Kaiser Heil und seinem Heere Sieg!

Prolog

zur Feier der Geburt des Kronprinzen

1858.

Schattiger Hain; im Hintergrund Aussicht auf die Ebene und fernes Gebirge; im Vordergrund antike Ruinen als Architektur. Die Muse der Geschichte, eine Marmortafel auf den Knieen, einen Griffel in der Hand, sitzt auf einem der Trümmerstücke und spricht:

Hier steht das Jahr, der Tag hier eingegraben;
Der Rest der Tafel aber bleibe leer,
Denn ich muß Raum für seine Thaten haben,
Und Großes, ahn' ich, schreib' ich noch hieher!

(Die Tafel bei Seite stellend und vortretend.)

Wie käm's auch anders! — Muß hinan nicht streben
Zur Sonne, was dem Adlerhorst entsprießt,
Und was empor aus Eichenwurzeln schießt,
Muß ragend nicht zur Eiche sich's erheben?
Und Er, dem grüßend erst in allen Zungen,
Die Oest'reich redet, Jubelruf erklungen;
Entstammt er nicht der großen Kaiserin,
Die unverzagt mit männlich kühnem Sinn
Dem Feind ihr Erbgut siegend abgerungen,

9*

Die euren Vätern einst, damit zur Stunde
Ihr Volk vernehme die ersehnte Kunde,
Von dort herab, erschüttert froh und tief:
„Der Leopold hat einen Knaben!" rief;
Ist jenem Joseph nicht er stammverwandt,
Dem späte Enkel noch den Lorbeer flechten,
Ist er nicht Franzen's Sprößling, des Gerechten,
Und hätt' ich alle diese nicht genannt,
Ist er sein Sohn nicht, den ihr alle segnet,
Franz Joseph's Sohn, dess' würdig Herrscherhaupt
Der Himmel früh mit Lorbeern dicht umlaubt
Und Siegeskronen ihm herabgeregnet?
In seinen Adern rollt Franz Joseph's Blut,
Wie sollt' ihm Weisheit, Muth und Thatkraft fehlen,
Und muß nicht milde Güte ihn beseelen,
Wie Sie, der unter'm Herzen er geruht?
Ist er nicht Habsburgs Sohn, Lothringens Sproß,
Wie wär' er nicht gerecht und mild und groß?

Die Zukunft aber ruht in Gottes Händen!
Er hält und stürzt, er bindet und zerreißt,
Und was du träumst und hoffest, Menschengeist,
Nur Er kann deinem Wunsch Erfüllung senden!
Zu Ihm, dem Lenker irdischer Geschicke,

Zu Ihm denn, Völker Oest'reichs, hebt die Blicke,
Zu Ihm denn fleht, daß dieses edle Reis
Des alten Herrscherstammes dieser Reiche
Aufwachse grün und frisch zur stolzen Eiche,
Und weithin werfend seinen Schattenkreis,
Den alten hohen Riesenbäumen gleiche!
Zu Ihm denn fleht, daß dieser junge Aar
Nach Adlerart zum Licht die Blicke kehre,
Daß wachsam er und streitbar immerdar
Der Schwingen Macht, das scharfe Klauenpaar
Erhebe kampfbereit für Oest'reichs Ehre!
Fleht, daß er sei, was Hoffnung euch verheißt,
Des Vaters Ebenbild in Sinn und Thaten,
An Reiz und Huld der Mutter nachgerathen,
Ein warmes Herz und ein gerechter Geist!

So fleht zu Ihm, und wie des Vaters Leben
Der Herr der Welten gnädiglich bewacht,
So schirmt des Kindes Haupt auch seine Macht
Und wird ihm Weisheit und Gedeihen geben;
Und wie Geburt vor Andern ihn erhob,
Wird eig'ner Werth noch höher ihn erheben,
Und staunend sieht die Welt mit lautem Lob,
Mit Stolz der Vater einst des Sohnes Streben;

Und oft noch bringt in meinen stillen Hain
An diesem Tag, wie lauter Brandung Toben,
Der Völker Zuruf donnernd mir herein;
Aus tausend Blicken fromm emporgehoben,
Von tausend Lippen spricht's im Jubelton:
Franz Joseph hoch und Segen seinem Sohn!

Prolog

zur zweiten Jahresfeier der Februarverfassung.

1863.

Ansicht der Stadt Wien, wie sie zwischen dem Burgthor und dem ehemaligen Kärnthnerthor von der Seite der Ringstraße her erscheint, mit der zum Theile abgebrochenen Bastei, den neuen Häusern der Ringstraße gegen den Kaisergarten hin und dem von Gerüsten umgebenen Stephansthurm. In der Mitte der Bühne sind Ziegel aufgestellt und große Werkstücke, Eckteine, Baugeräthe aller Art wie auf einem Bauplatze aufgehäuft.

Die Ouvertüre währt nach Eröffnung der Bühne noch einige Zeit fort, während welcher Vindobona, von rechts auftretend, in den Vordergrund der Bühne vorschreitet.

Vindobona

(nach dem Verstummen der Musik).

Verworr'ner Stimmen brausendes Gemenge
Und lauter Zuruf weckt den Wiederhall;
Durch alle Straßen wogt des Volkes Schwall
Und wälzt sich fort in wirbelndem Gedränge;
Doch Freude strahlt im Antlitz überall,
Und Jubel nur bedeuten diese Klänge!

Mag laut im fernen Westen über'm Meer
Des Bruderkrieges Schlachtendonner brüllen,
Mag Kampf und Gährung Nord und Süd erfüllen,
Hier feiern sie des Tages Wiederkehr,
Der Oest'reichs Söhnen als Geschenk gewährte,
Als freie Gabe väterlicher Huld,
Was die mißbrauchen, die in Ungeduld
Sich selbst zum Fluch erstreben mit dem Schwerte!
Hier feiern sie des Kaisers Segenswort,
Das, um den Thron all' seine Völker schaarend,
In ihrem Recht das Seine mitbewahrend,
Mit neuen Blüthen schmückte, was verdorrt;
Das Wort, das mündig Oesterreich gesprochen,
Das froh vereinend, wie zur rüst'gen That,
Dem Volk auch Sitz und Stimme gab im Rath,
Das Wort, das unerschüttert, ungebrochen,
Wie es Vertrauen gab, Vertrauen hält;
Das Wort, das rings in Oest'reichs weiten Gauen
Wie Maienthau des Fortschritts Keime schwellt,
Und wo da Nebel, dort Gewitter brauen,
Uns läßt die Sonne: Frieden! niederschauen.
Das feiern sie! — Und dankerfüllt mit Recht
Gedenken sie des Gebers und der Gabe,
Denn wie einst Moses dort mit seinem Stabe,

So that Er diesem dürstenden Geschlecht
Den Felsen auf, daß es am Quell sich labe!

Wo aber trug mein Fuß mich irrend hin? —
Hierher, wo alle Schranken, die beengend
Mich einst umspannt, wo Wall und Mauer sprengend
In dieser neuen Zeit ein neues Wien
Dem alten zuwächst, wo in stolzem Prangen
Gar bald um Tempel, hoher Kunst geweiht,
Palast sich an Paläste würdig reiht,
Ein reicher Gürtel rings mich zu umfangen,
Hierher ließ träumend mich mein Schritt gelangen? —

Und wieder seh' im Geist ich jene Zeit,
Da schaffend erst man hier an's Werk gegangen!
Wie langsam nur sich Haus an Haus erhob,
Wie hüben noch und d'rüben Lücken gähnten,
Wie weite Trümmerstrecken hin sich dehnten
Und Staubgewölke dicht den Blick umwob!
Schien jener Riesenthurm, selbst abgetragen,
Ein stummer Warner, damals nicht zu sagen:
„Wien, blick' um Dich! Sieh' Deines Schaffens Spur!
„Du wolltest bauen und zerstörtest nur!"
Und Zweifel rings umgaben mich und Zagen,

Doch in mir spricht es: „Nein, das Werk ist gut!
„Nicht Willkür ließ mich diesen Bau erheben,
„Mich trieb die Macht, die in den Dingen ruht;
„Ich mußte bauen, und Vollendung geben
„Wird Gott dem Werk und krönen treues Streben;
„Was sein muß, wird, muß werden unbedingt!“ —

Und wie der Geist mir sagte, ist's gekommen;
Wohin mein Blick auch heute spähend dringt,
Da sieht er, daß das Riesenwerk gelingt,
Und ist auch noch der Gipfel nicht erklommen,
Erstehen wird, wenn auch Jahrzehnte flieh'n,
Erstehen herrlich wird das neue Wien,
Und wird den Enkeln noch in späten Tagen
Von ihrer Väter Muth und Thatkraft sagen!

(Nebelschleier beginnen allmälig herabsinkend den Hintergrund der Bühne zu verhüllen, leise begleitende Musik, die bis zum Schlusse des Prologes fortdauert und bei Eröffnung des Tableaus in die Volkshymne übergeht.)

Weissagend' Bild, das meine Blicke sehen!
Denn du auch, Oest'reichs großer Neubau, du,
Deff' Gründungsfest wir feiernd heut' begehen,
Auch du wirst täglich herrlicher erstehen,
Und immer stolz'rer Höhe reif'st du zu!
Auch dich ließ innerstes Bedürfniß werden,

Und ob auch Selbstsucht sich entgegenstemmt,
Ob Kleinmuth zweifelt und ob Argwohn hemmt,
Nicht Trotz noch Mißmuth wird den Bau gefährden,
Den liebend deines Kaisers Herz erdacht,
Den ringend eine Meisterhand vollbracht;
Aufwölben wird er sich zur Völkerhalle,
Die Raum für Alle hat und Heil für Alle!
Verstummen wird des Zweifels Unkenruf,
Und die noch grollend zögern an der Schwelle,
Als wäre Fluch für sie, was Heil uns schuf,
Auch sie zuletzt durchdringt der Einsicht Helle,
Wie's Thorheit sei, zu dürsten an der Quelle!
Und endlich kommt der schöne Tag heran,
Da nicht mehr Ströme Bruderherzen trennen,
Da nicht Mißtrauen mehr und Stolz und Wahn
Im Sprachgenossen nur den Freund erkennen,
Da Oest'reichs Völker alle eine Bahn
Nach einem Ziele treu verbunden wallen,
Nach dieses Tempels heil'gen Friedenshallen,
Die ihnen weit ihr Kaiser aufgethan! —

O schöner Tag, wie steht in heit'rer Helle
Dein Bild vor mir! Wie sieht mein trunk'ner Blick
Unlösbar eins in jeglichem Geschick

Mein Oest'reich stehen auf der Zukunft Schwelle!
Wie seh' ich seine Völker dicht geschaart
In Eintracht sich um ihren Kaiser drängen,
Wie dankt für das Geschenk, das ihnen ward,
Ihr Jubel Ihm in donnerlauten Klängen!
„Franz Joseph Heil und seinem Segenswort!"
So hör' ich's freudig mir entgegenschallen,
Und durch Jahrhunderte schallt er fort
Der Ruf, den alle Herzen wiederhallen:
„Franz Joseph Heil und seinem Segenswort!"

(Tableau. Tempelhalle, in der sich Männer und Frauen aller Völkerstämme Oesterreichs in ihren Nationaltrachten huldigend um die Büste des Kaisers gruppiren. Der Vorhang fällt unter den Klängen der Volkshymne.)

Hoch die Frauen!

Toast, gesprochen am 12. November 1859 bei dem Wiener Schillerfest-Bankette.

Des Dichters Lied, ein neugeboren Kind,
Bedarf des Schutzes sorgsam milder Pflege,
Bedarf, daß Treue zart im Arm es hege;
Es will geliebt sein, wie's die Kinder sind!

Wer aber liebt des Dichters junges Lied,
Wer tritt mit off'ner Seele ihm entgegen,
Wer folgt ihm mit des Herzens warmen Schlägen,
Und horcht noch trunken, wenn sein Klang entflieht?

Und wer — wer denkt des Dichters beim Gedicht?
Reißt Jugendwahn ihn fort vom sichern Pfade,
Wer ruft ihm nach, wer steckt ihm am Gestade
Zur Heimkehr rettend auf der Fackel Licht?

Die Welt verschmäht's; die hört sein Lied nur an
Und heißt ihn selbst sich seine Zukunft bauen;
Wer aber gibt ihm Muth und Selbstvertrauen,
Wer hilft die steilen Höhen ihm hinan?

Die Frauen sind's, Gott segne sie, die Frauen!

Und tritt der Dichter in die Welt hinaus;
Wer reicht mit weichem zärtlichem Berühren
Die treue Hand ihm, schonend ihn zu führen?
Wer mahnt ihn liebevoll: Strebe! Harre aus!

Und schwingt zu dreist sein Flug sich himmelan,
Und will Unmögliches zum Ziel sich stecken,
Wer legt dem Geist, dem eigenwillig kecken,
Des Maßes Zaum, der Anmuth Zügel an?

Und wenn erschöpft vom Kampf der Dichter ruht,
Wer heilt die Wunden, die er ihm geschlagen,
Wer sieht frohlockend ihn den Lorbeer tragen,
Und spricht: Noch reich're pflückst du! Muth nur, Muth!

Wer ruft vom Traum in's Leben ihn zurück
Und heißt der Wirklichkeit in's Aug' ihn schauen,
Wer läßt zum Ruhm das Glück ihm niederthauen,
Der Liebe niemals überbot'nes Glück?

Die Frauen sind's, Gott segne sie, die Frauen!

D'rum wer ein Dichter ist und Dichter liebt,
Der lerne huld'gend das Geschlecht verehren,
Das, unerreicht im Dulden und Entbehren,
So wenig fordert und so selig gibt!

Das, wo der Mann erst prüft und wählt und wägt,
Das Wahre fühlt, das Richtige empfindet,
Das rasch erglühend, wo es Schönes findet,
Es schützend weich an's warme Herz sich legt!

Was wär' ein Dasein, dem der Zauber fehlt,
Mit dem nur Frauen schmückend es umweben,
Sie, diese Perlen in der Meerfluth: Leben!
Sie, diese Rosen an dem Dornbusch: Welt!

D'rum ehrt die Frauen, wie euch Schiller lehrt
Mit seines Liedes ewig jungen Tönen;
Der ist kein Künstler, der nicht dient dem Schönen,
Der ist kein Mann, der nicht die Frauen ehrt!

D'rum hoch die Frauen! Ruf' es Jeder mit,
Der Glück durch sie empfängt, durch sie empfangen!
Wen Mutterarme schmeichelnd je umschlangen,
Wem traut ein trautes Weib in's Auge sieht,
Wer liebend die Geliebte hält umfangen,
Der rufe laut, der rufe jubelnd mit:

In Haus und Welt, im Leben und im Lied,
In heitern Tagen, und in trüben, rauhen,
Die Frauen hoch, und dreimal hoch die Frauen!

Erzählende Gedichte.



Des Heilands Bettelfahrt.

Ein Volkslied aus der Franche-Comté.

Herr Jesu Christ in Bettlerhülle
Almosen heischt er an der Thür':
„Von Deines Mahles reicher Fülle
„Brosamen schon genügten mir! —“

„Fort, Bettler! Meines Mahles Reste
„Die werf' ich meinen Rüden vor;
„Sie schaffen Wildpret mir zum Feste,
„Was aber nützest Du mir, Thor! —“

„Du auf des Söllers luft'gen Räumen,
„Erbarme, Frau, Dich meiner Noth! —“
„Komm', Armer,“ ruft sie ohne Säumen,
„Komm', theil' mit mir mein Abendbrod!“

Und als das Mahl sie aufgehoben,
Nach einem Lager frägt er dann;
„Ein weiches Bett harrt Deiner oben,
„Komm, folg' mir“, spricht sie, „armer Mann! —“

Und als sie hinan die Stufen schreiten,
Drei Engel leuchten vor ihnen her;
„Was blickst Du schüchtern, Frau, zu Seiten?
„Das Mondlicht ist es und nicht mehr!

„Und wiss', Du stirbst in dreien Tagen
„Und fährst zu mir in's Paradies;
„Dein Gatte aber, lass' Dir sagen,
„Dem ist der Hölle Gluth gewiß!"

Radbod's Taufe.

St. Wolfram kam an der Ems dahin
Gefahren zum Meeresstrand,
Und sah noch vor den Götzen knie'n
Das Volk im Friesenland.

Da hebt der fromme Mann sogleich
Zu predigen emsig an
Und Seelen wirbt er für's Himmelreich,
So viel er immer kann.

Gelehrigen zeigt er nach dem Tod
Ein blühend' Paradies,
Indeß des ewigen Feuers Noth
Den Trotz'gen er verhieß!

„Bekehrt euch," mahnt er, „betet, wacht,
„Denn wißt, Vergeltung harrt! —"
Der Friesenherzog Radbod lacht,
Als deſſ' ihm Kunde ward:

„Ei, soll ich wie ein Huhn am Spieß
„Dereinst gebraten sein,
„Da sitz' ich lieber im Paradies
„Bei Meth und gold'nem Wein!

„Ruf' einer mir den Mann herbei! —"
Und als nun jener kommt,
Beginnt er: „Nun sprich frank und frei
„Und rathe, was mir frommt!

„Wie wahr' ich mich vor dem Schwefelpfuhl
„Und vor der Hölle Qual,
„Und sitz' dereinst auf gold'nem Stuhl
„Im lichten Himmelssaal? —"

„Nah' liegt der Weg," spricht jener d'rauf,
„Glaub', Herr, an Gottes Wort;
„Empfange Christi heil'ge Tauf'
„Und leb' in Christo fort!"

Da spricht der Herzog: „Nun wohlan,
„So tauf' mich, wie Du's nennst,
„Und führe mich des Heiles Bahn,
„Wenn Du die Wege kennst!"

„Erst lerne, was zum Christen macht!“
Ruft jener, fromm erglüht,
Und spricht die ganze lange Nacht
Dem Heiden in's Gemüth!

Der aber stützt sich auf sein Schwert
Und hört ihn schweigend an;
Da wähnte ihn zuletzt bekehrt
Der eifernd fromme Mann.

Und als der Tag erwacht im Land,
Da spricht er: „Radbod, komm'!“
Und faßt den Herzog bei der Hand
Und führt ihn an den Strom.

Viel Volkes stand die Ems entlang
Am Ufer harrend dort,
Und also jetzt zum Herzog drang
St. Wolfram's mahnend Wort:

„Leg' ab Dein Kleid und nackt und bloß
„Steig' nieder in den Fluß,
„Empfang' in seiner Wellen Schooß
„Der Taufe Weihegruß!“

Der Herzog stutzt, doch säumt er nicht,
Tritt an des Ufers Rand,
Und legt von sich die Waffen licht
Und Hüllen und Gewand.

Und nieder steigt er jetzt zum Fluß,
Der rasch vorüberwallt;
Schon spielt die Fluth um seinen Fuß,
Da ruft er plötzlich: „Halt!"

Und spricht zu Wolfram hingekehrt:
„Wie sprachst Du doch heut' Nacht,
„Als Du zum Kreuze mich bekehrt
„Mit Deiner Rede Macht?

„Es werde, sprachst Du — war's nicht so? —
„Dereinst im Jenseits dort
„Der Himmelsfreuden der nur froh,
„Der glaubt an Gottes Wort!

„Und ist's so, harrt der Gläub'gen blos
„Dort drüben Himmelslust,
„Was, sprich, ist meiner Väter Loos,
„Die nie vom Kreuz gewußt?"

St. Wolfram schweigt und blickt ihn an,
Und senkt das greise Haupt;
„Die sind verloren," spricht er dann,
„Wie jeder, der nicht glaubt!"

Er spricht's, wie Einer, der so muß,
Der Herzog aber setzt
An's Ufer rasch zurück den Fuß,
Den schon die Fluth benetzt!

„Von meinen Vätern lass' ich nicht",
Beginnt er, „Priesterlein,
„Und Deinen Himmel mag ich nicht,
„Erwerb' ich ihn allein!

„Ich bleib', der ich gewesen bin,
„So wahr die Ems hier rinnt,
„Und sterb' ich einst, so fahr' ich hin,
„Wo meine Väter sind! —"

So sprach vor manchem lieben Jahr
Ein Fürst aus deutschem Blut,
Und wenn das Wort auch Frevel war,
So war der Sinn doch gut;

Der treue Sinn, der Eins sich weiß
Mit allen seiner Art,
Und fromm der Väter Ruhm und Preis
Wie ihre Gräber wahrt;

Der treue Sinn, der schlicht und fest
Am eig'nen Wesen hält,
Und weil er nie sich selbst verläßt,
Ausharrt im Drang der Welt;

Der Sinn, der wirren Menschenschwarm
Zum großen Volke reift,
Das selbstbewußt mit starkem Arm
In's Weltgetriebe greift;

Gemeinsinn sprach aus jenem Wort;
Er wollt' für sich allein
Nicht selig, wollte hier und dort
Nur mit den Seinen sein!

O deutsches Volk, sprich Du, wie er,
In Freude wie in Leid,
So klagst Du nicht vergebens mehr
Um Macht und Herrlichkeit!

Gunhildens Brautfahrt.

Von Norweg steuert ein Schiff daher,
Ein Schiff mit Purpursegeln!
Wild braust an Dän'marks Strand das Meer,
Und über'm Moor wallt Nebel!

„Hei, senkt den Anker frisch hier ein,
„Und streicht mir flugs die Segel!
„Dän'mark liegt da im Sonnenschein,
„Wallt über'm Moor auch Nebel!“ —

„Heil Gunhild! Heil Dir, Königsbraut!
„Willkommen Dir und Segen!
„Es sendet Harald, Dein Liebster traut,
„Uns Dir zum Dienst entgegen! —“

„Er kam nicht selber, der Bräutigam?
„Auf, lichtet mir die Segel,
„Und führt mich heimwärts, Schmach und Gram,
„Aus Dän'marks Qualm und Nebel! —“

„Halt, Gunhild, halt! Ein Feindesschwert
„Traf Harald mit schwerer Wunde,
„Und wenn nicht Deine Hilfe wehrt,
„So geht sein Leib zu Grunde!

„Der gold'ne Wagen harrt dort Dein
„Mit sechs kohlschwarzen Rossen,
„Und führt Dich über Stock und Stein
„Zu Deinem Bettgenossen!

„Steig' ein, steig' ein!" — „Gemach, gemach,
„Wo bleiben meine Ritter?" —
„Die folgen Dir zu Rosse nach,
„Wie Sturm und Ungewitter! —"

Die Rappen schnauben, die Peitsche knallt,
Die gold'nen Räder rollen
Und wirbeln hin durch dunklen Wald
Und über Stein und Schollen.

— „Die Sonne sinkt, der Abend graut;
„Frost zuckt durch meine Glieder! —"
— „Geduld, es wärmt Dich, holde Braut,
Das Hochzeitbett bald wieder! —"

— „Wie weit ist's noch, wie weit, sag' an,
„Nach König Harald's Saale? —"
— „Die Höhen dort geht's erst hinan,
„Und dann hinab zu Thale! —"

— „Was hält, sprich, meiner Ritter Zug
„Am Flusse dort zurücke? —"
— „Das Brücklein, das uns hinübertrug,
„Brach hinter uns in Stücke! —"

— „Weh', Moor dampft rings im Thalesgrund!
„Fort! Lass' die Rosse eilen! —"
— „Ei, dünkt Dich Sumpfluft ungesund?
„Soll doch manch' Uebel heilen! —"

— „Was hältst Du an? Was suchst Du, sprich,
„Dort unter den grauen Weiden? —"
— „Aus ihren Zweigen lüstet's mich,
„Mir Pflöcke zuzuschneiden! —"

— „Weh', welche Grube seh' ich weit
„Im Moorgrund aufgerissen? —"
— „Das Brautbett ist's, das Dir bereit,
„Versink in seine Kissen! —"

— „Zurück! Berührt nicht meinen Leib!
„Dem König bin ich eigen! —“
— „Des Todes bist Du, blutig Weib,
„Und sollst Dein Haupt ihm neigen!

„Die Brüder Harald's am Gunarsand
„Erlagen Deinen Streichen,
„Und Du — Du wagst die blutige Hand
„Dem Bruder zur Eh' zu reichen!

„Du ließest grausen Flammentod
„Gudröd's Geschlecht verderben,
„An Gift mußt' Alf und Sigenot
„In Hungerqualen sterben!

„Du, die an List den Schlangen glich
„Und giftig war wie Kröten,
„Versuch' nun selbst, wie Natternstich
„Und Unkenbisse tödten!

„Ich stoß' Dich hinab in's schwarze Moor,
„Ich pfähl' Dich mit Pflöcken nieder,
„Ich decke Dich zu mit schwarzem Moor,
„Du siehst den Tag nie wieder!“

Es glänzen hell in Veiles Sund
Im Mondlicht der Schiffe Segel,
Gunhilde schlummert im Schlangengrund
Und über'm Moor wallt Nebel!

Sie schlummert dort an tausend Jahr,
Dann wird sie an's Licht gezogen*);
Noch flattert um's Haupt ihr gold'nes Haar,
Noch zürnen der Brauen Bogen.

Wie lebend steigt sie wieder an's Licht,
Die lebend in's Grab gestiegen;
Tod brach ihr Herz, doch konnt' er nicht
Des Herzens Grimm besiegen.

---

*) Thatsächlich: siehe Annal. for Nord. Oldkyndigh. 1836—37.

Die Glocken von Limerick.

Wie schallt vom Thurm zu Limerick
Der Glocken Ruf so schön!
Wo brauste je aus todtem Erz
So liebliches Getön!

Wie Orgelklang, wie Engelsang,
Wie himmlische Musik,
So tönt nur ihr die Welt entlang,
Ihr Glocken von Limerick!

In Welschland goß Anselmo's Hand
Dereinst das Schwesternpaar,
Und brachte fromm als Weihgeschenk
Der Vaterstadt es dar!

Elisabeth, die größere,
Nach seiner Hausfrau hieß,
Die kleinere nach seinem Kind
Marie er taufen ließ.

Und immer, wenn der Glocken Ruf
In's Ohr ihm schwellend drang,
Vernahm sein trunken Herz dabei
Der theuren Stimmen Klang!

So lebt er froh und hochgeehrt
Und reich viel Jahre lang,
Doch Erdenlust und Erdenglück
Verhallt wie Glockenklang!

Seeräuber brechen über Nacht
Verheerend einst in's Land,
Sturm heult es bang vom Glockenthurm,
Rings wüthet Mord und Brand!

Erschlagen liegt sein blühend' Weib,
Sein Kind, von Schmach bedroht,
Entwindet sich des Räubers Arm
Und sucht im Meer den Tod!

Er selbst liegt wund, der Sinne baar,
Und plündernd da und dort
Durchströmt die Schaar die Stadt und nimmt
Die Glocken selbst mit fort!

Zurückgekehrt in's Leben dann
Nach schweren Siechthums Pein,
Durch Schutt und Trümmer wankt er hin,
Verarmt, verwaist, allein!

Sie sind nicht mehr, die liebend erst
Sein Arm mit Lust umschlang,
Nie dringt in's trunk'ne Herz ihm mehr
Der theuren Stimmen Klang!

Und sie selbst, die ihn d'ran gemahnt,
So oft ihr Laut erwacht,
Selbst seiner Glocken trauter Schall
Erstarb seit jener Nacht.

Da schwillt sein Herz, da treibt's ihn fort
In wildem Fieberdrang;
Nach seinen Glocken sucht er rings,
Er lechzt nach ihrem Klang!

Denn theure Stimmen tönen ihm
Aus ihrer Harmonie;
Durch sie nur spricht Elisabeth
Zu ihm noch und Marie!

Umsonst, umsonst! Wie Stadt um Stadt
Er forschend auch durchwallt,
Es ist nicht seiner Glocken Klang,
Der da vom Thurme schallt!

Nach Jahren erst wirft Sturm sein Schiff
Einst hin an Irlands Strand,
Wo rauschend sich ein breiter Strom
Ergießt durch's grüne Land.

Der Shannon ist's, der seine Fluth
Einmündet dort in's Meer,
Und hochgethürmt winkt eine Stadt
Von seinen Ufern her.

Ein Schiffer nimmt am Strand ihn auf,
Und führt in schwankem Kahn
Nach Limerick den Wanderer
Den stillen Strom hinan!

Die Sonne sinkt; der Himmel glüht
Von ihrem Scheidekuß,
Und horch', da tönt vom Münsterthurm
Der Abendglocken Gruß!

„Da sind sie!“ schreit der Pilger auf;
„O süße Harmonie! —
„Elisabeth, du rufst! — Du singst
Mein Abendlied, Marie!“

Er ruft's und sinkt erschöpft zurück;
Der Nachen stößt an's Land,
Ihn aber hatte lösend still
Berührt des Todes Hand!

Elisabethens Stimme war's,
Die ihn zur Heimath rief;
Es war Mariens Abendlied,
Bei dem er sanft entschlief!

O Glocken ihr von Limerick,
Wie klingt ihr voll und schön,
Nie brauste noch aus todtem Erz
So liebliches Getön!

Wie Orgelklang, wie Engelssang,
Wie himmlische Musik,
So tönt nur ihr die Welt entlang,
Ihr Glocken von Limerick!

Die Pförtnerin.

Legende.

Der Zeiger rückt auf Mitternacht,
Der Himmel strahlt in Sternenpracht;
Im Kreuzgang flackert der Ampel Schein,
Und Maienluft weht mild herein!
Da rauscht es wie zögernder Schritte Klang
Den stillen Klosterbau entlang,
Und eine Nonne im Schleier weiß
Betritt der Ampel Strahlenkreis;
Am Gürtel klirrt ihr ein Schlüsselbund
Und gibt als Pförtnerin sie kund.
Trüb ist ihr Blick, ihr Antlitz bleich;
Bald steht sie still, bildsäulengleich,
Bald wieder vorwärts stürmt ihr Fuß,
Wie einer, die nicht will, und muß.
Zur Pforte tritt sie nun hinan,
Und starrt sie händeringend an;
Dann aber, taumelnd und verwirrt,
Zum Schlüssel greift sie, der Riegel klirrt,

Auffliegt das Thor und Maienluft
Quillt weich herein, und Blüthenduft
Qualmt rings empor aus Busch und Strauch
Und weht sie an mit Liebeshauch,
Und heiß der Wangen Glut entfacht,
Starrt stumm sie hinaus in die stumme Nacht!

Da schallt es, horch, von ferne schwer
Wie Hufschlag durch die Straßen her,
Und sie stöhnt auf und fährt empor,
Wirft hinter sich in's Schloß das Thor,
Und schwindelnd schwankt sie den Klostergang
Bis zum Marienbild entlang,
Das in der Ecke, das Kind im Schooß,
Auf sie herabschaut still und groß.
Da fliegt ihr Busen, da pocht ihr Herz
Und schluchzend in Verzweiflungsschmerz
Auf ihre Knie sinkt sie hin
Und fleht zur Himmelskönigin:

„Du weißt es, Du weißt es, Gebenedeite!
„Zu deren Dienst mich die Mutter weihte,
„Als sie dahinschied für immerdar,
„Daß fern von des Tages Geräusch und Streite

„In friedlicher Stille mein Leben entgleite
„In Deiner Erwählten jungfräulichen Schaar.
„Du weißt es, Du weißt es, Du Auserkorne,
„Wie fromm ich Dir diente mein Leben lang,
„Wie hell Dir ertönte mein Lobgesang,
„Wie süß mir die Pflicht war, die zugeschworne,
„Bis von des Krieges Sturm und Drang
„Verschlagen an dieses Friedensgestade,
„Der blutend mit dem Tode rang,
„Der wunde Krieger, mein Herz bezwang,
„Du weißt es, Du weißt es, Du Mutter der Gnade!

„Glut war sein Blick, Du weißt es, Du weißt es,
„Und Zauber sein Athem! Ich schwieg und litt,
„Ich schwieg und kämpfte, ich rang und stritt,
„Doch mir erlahmten die Flügel des Geistes,
„In seine Bahnen reißt es mich mit!
„Er führt mich von hinnen! Ich kann's nicht fassen,
„Ich muß ihm folgen und kann's nicht lassen,
„Und weiß, zum Abgrund lenk' ich den Schritt!

„So nimm sie hin denn, die blinde Güte
„Der Ungeprüften zu früh vertraut,
„So nimm sie zurück von der Sünde Braut

„Dieses Hauses Schlüssel, und selbst nun hüte
„Die Hallen zum Dienst Dir weihend erbaut!
„Und diesen Schleier, den ich geschändet,
„Hier leg' ich ihn nieder vor Deinem Schrein,
„Hier leg' ich ihn nieder — Ich kann nicht! — Nein!
„O löse den Zauber, der mich geblendet,
„Der meine Seele von Dir gewendet!
„Bei Dir ist Rettung, bei Dir allein!
„Wenn Deine Macht mir nicht Rettung sendet,
„So bin ich verloren, so bin ich sein!
„O rette, o halt' mich! Erbarme Dich mein!"

Und spricht es, und des Kummers Raub
Hinstürzt sie leblos in den Staub! —
Da pocht es schüchtern leis' am Thor
Und zuckend hebt sie das Haupt empor;
Und wieder pocht es, da fährt sie auf,
Da geht ihr in Lächeln das Antlitz auf;
Zum dritten Male pocht es an,
Da schwankt und wankt sie zum Thor hinan,
Und reißt es auf in trunk'ner Lust,
Und lacht und weint an seiner Brust,
Und er, dem stumm in seliger Glut
Sie küssend und kosend im Arme ruht,

Er wiegt sie ein mit süßem Wort
Und faßt sie an und trägt sie fort,
Und sprengt mit ihr in die Nacht hinaus
In's weite, wüste Weltgebraus!

O Leidenschaft! Hoch gehen Deine Wogen
Und funkensprühend schlägt Dein loher Brand
Unhemmbar auf bis an der Wolken Rand,
Doch weh', wer Dir vertraut, er ist betrogen!
Die wild empörte Fluth verrinnt im Sand,
Der Flamme Glut, vom Wunsche groß gezogen,
Verlodert, wenn Befriedigung er fand!
Nach Blüthen greift ihr, Staub füllt eure Hand,
Nach Nectar dürstend habt ihr Gift gesogen,
Das Glück, das euch Unsterblichkeit gelogen,
Minuten währt es, täuscht es und entschwand!

Weh' euch, umnachtet von des Wahnes Binden,
Weh', wenn des Traumes Nebelduft entweht,
Und plötzlich wie ein Wetterstrahl euch Blinden
Das Schwert: Enttäuschung! durch die Seele geht!
Dann wuchert Haß, wo Liebe ward gesä't,
Dann flucht ihr eurem Wahne, flucht den Winden,

Die erst zur Fahrt die Segel euch gebläht,
Dann möchtet ihr, was gestern ihr verschmäht,
An eurem Lager morgen wieder finden,
Geträumt nur haben — und dann ist's zu spät!

All dies erfuhr sie; sie erfuhr
Der Sünde Frucht sei Elend nur!
An Schmach und Kränkung früh gewöhnt,
Zuletzt verstoßen und verhöhnt,
Den Sinn verstört, die Kraft gebrochen,
Vom Pfeil der Reue das Herz durchstochen,
Allein, verlassen steht sie da,
Kein Freund, kein Retter fern und nah'!
Da taucht das Bild der stillen Zelle,
Aus der sie schied, der heil'gen Schwelle,
Von der sie floh, in ihr empor,
Der Ruhe Bild, die sie verlor.
Und in ihr wacht die Sehnsucht auf,
Zur Heimath lenkend ihren Lauf,
Dort, wo sie frevelnd brach die Pflicht,
Abwälzend ihrer Schuld Gewicht,
Gericht und Urtheil zu verlangen,
Verdiente Strafe zu empfangen,
Und wär's auch Kerkerqual, wär's Tod,

Der Reue Qual ist schlimm're Noth!
Da greift sie mit entschloss'nem Muth
Zu Wanderstab und Muschelhut,
Und ungesäumt und ungescheut
Vollbringt sie, was ihr Herz gebeut.

Im Frühling war es und Jahresfrist,
Daß sie berückte Wahn und List,
Da war die Pilgerfahrt vollbracht,
Da schaut sie die Heimath in Lenzespracht,
Da krümmt sich vor ihr der Donaustrom,
Da ragt vor ihr der Stephansdom,
Und bei des Morgens Dämmerlicht,
Das sich in ihren Thränen bricht,
Betritt erschöpft und krank und matt
Sie zögend ihre Vaterstadt,
Von Straß' zu Straße schleicht sie fort,
Jetzt biegt sie um die Ecke dort,
Da liegt mit seiner Mauer grau
Vor ihr der stille Klosterbau;
Wehmüthig starrt sie lang ihn an:
„So kehr' ich heim auf solcher Bahn!
„Hier konnt' ich still und selig leben
„Und hab' der Sünde mich ergeben;

„Mit Zagen nah' ich nun dem Thor,
„Das meiner Hut vertraut zuvor;
„Einst Pförtnerin in diesem Haus,
„Als Fremde schließt es nun mich aus;
„Weh' mir, mit Recht! Hat doch mein Wahn
„Der Sünde einst es aufgethan!"
Und schluchzend spricht sie ein Gebet,
Wie Eine, die zum Tode geht,
Und steigt die Stufen dann empor,
Und faßt den Hammer und pocht am Thor;
Und dreimal pocht sie! Der Schläge Schall,
Nachdröhnend dumpf im Wiederhall,
Durchzuckt ihr Herz so schwer, so bang;
Da rauscht's wie Schritte durch den Gang!
Sie horcht, wie's nah und näher schwirrt!
Nun kreischt der Schlüssel, der Riegel klirrt,
Auffliegt das Thor! — „Ich harrte Dein,"
Schallt ihr's entgegen; „Tritt herein!" —
Sie taumelt vorwärts und hebt den Blick
Zur Pförtnerin — und fährt zurück! —
Denn aus dem weißen Schleier schaut
Ihr eig'nes Antlitz ihr entgegen!
So war's ihr Brauch, die Hand zu legen
An's Schlüsselbund, das ihr vertraut,

So pflegte s i e das Haupt zu neigen,
So schürzte s i e des Kleides Saum
Und mächtig ihrer Sinne kaum
Bewacht in dumpfem bangen Schweigen
Sie Aug' in Aug' ihr Ebenbild.
Da plötzlich rosig dämmernd quillt
Ein Lichtkreis funkelnd wie Rubinen
Verklärend um der Fremden Mienen!
Der Züge Aehnlichkeit zerfließt
In ew'ger Hoheit Glanz und Fülle,
Vor der sich geblendet das Auge schließt;
Hinsinkt des Ordenskleides Hülle,
Ein blauer Sternenmantel wallt
Lichtstrahlend um die Lichtgestalt
Und sie erkennt die Gebenedeite,
Zu deren Dienst sie die Mutter weihte,
Und stürzt auf die Knie und senkt den Blick;
Die Hohe aber neigt sich lächelnd nieder,
Und also hallt's wie himmlische Musik
Der Sünderin von ihren Lippen nieder:

„Ich weiß es, ich weiß es, Du Wahnbethörte,
„Wie fromm Du mir dientest Dein Leben lang,
„Wie hell mir ertönte Dein Lobgesang,

„Wie ganz Dein Herz der Pflicht gehörte,
„Bis von des Krieges Sturm und Drang
„Verschlagen an dieses Friedensgestade,
„Der blutend mit dem Tode rang,
„Der wunde Krieger Dein Herz bezwang
„Und Dich verlockte vom rechten Pfade!

„Ich weiß es, wie Du schwiegst und littest,
„Ich weiß es, wie Du rangst und strittest,
„Und weil Du geschwiegen und gelitten,
„Und weil Du gerungen und gestritten
„Und weil Du kindlich mir vertraut,
„So hab' ich erbarmend Dein Leid geschaut!

„Ich nahm die Schlüssel, die meiner Güte
„Du scheidend gläubig einst dargebracht,
„Daß selbst fortan ich mein Haus behüte,
„Und hab' es an Deiner Statt bewacht!
„Ich trug den Schleier, den Du geschändet,
„Und Deine Stelle nahm dienend ich ein!
„Ich löste den Zauber, der Dich verblendet,
„Ich habe Dir Noth und Gram gesendet,
„Von Schuld und Wahn Dich zu befrei'n!
„Und nun, da das Werk der Rettung vollendet,

„Und nun, da zur Heimath Dein Schritt sich gewendet,
„Weit that ich das Thor auf und sprach: Herein!

„Herein, Verirrte, zu neuem Leben,
„Auf ewig entnommen irdischem Wahn,
„Zu wandeln der Tugend heilige Bahn,
„Zu frommem, stillen, demüthigen Streben!
„Nur eine Buße sei Dir gegeben!
„Dem Lob, das ich dienend Dir hier gewann,
„Nicht trotzig verläugnend zu widerstreben,
„Wenn Stimmen des Preises Dich rings umschweben,
„Zu wissen, wie Unrecht Du gethan,
„Und nicht den Schleier des Schweigens zu heben!
„Erst wenn Dir die Stunde des Scheidens erklang,
„Dann magst Du, heimkehrend, als letztes Vermächtniß
„Der Welt verkünden zum ew'gen Gedächtniß,
„Wie rettend im Sturze mein Arm Dich umschlang;
„Damit die Menschen erkennen und fassen,
„Kein Sünder auf Erden sei ganz verlassen,
„So groß im Leben sei keine Schuld,
„Daß nicht noch viel größer des Himmels Huld!

Sie spricht es, und es birst der Halle Bogen,
Und überird'sche Helle quillt herein,

Und fortgetragen von des Glanzes Wogen,
Bis Nebel dämmernd sie dem Blick entzogen,
Ein Lichtstrahl schwebt in's Lichtmeer sie hinein! —
Die Pförtnerin blickt auf, sieht sich allein,
Und wähnt von wachem Traume sich betrogen;
Da glänzen bei der Ampel Flackerschein
Hell leuchtend von des Gnadenbildes Schrein
Ihr Schlüsselbund, ihr Schleier ihr entgegen,
Und mahnen sie: „Nimm Deine Stelle ein,
„Und geh' gerettet auf des Heiles Wegen!" —

So hat es sich in alten Tagen,
Berichten uns Gedicht und Sagen,
Dereinst begeben hier zu Wien
Im Kloster zur Himmelspförtnerin.

Aus Frau Marthens Hauschronik.

Nun hör' und lass' Dir, lieber Mensch, berichten,
Wie uns're gute Stadt im Schwabenland
Der Kaiser Konrad zürnend einst berannt
Und drohte, sie vom Erdball zu vernichten;

Und wie der Wahrheit selbst glaub' dieser Kunde,
Denn wisse, lieber Mensch, ich war dabei,
Und, war's aus Noth nicht oder Schelmerei,
Kein Lügenwort kam je aus meinem Munde! —

Ein Markttag war's! — Ich ging Gemüse kaufen,
Und Obst und Suppenkräuter allerlei,
Da plötzlich durch die Straßen schallt ein Schrei
Und rasend kommt ein Mann dahergelaufen.

„Das Thor zu!“ schreit er und „Ergreift die Waffen!“
„Sie kommen!“ und zum Rathhaus stürzt er hin!
Und ich stand still; ganz wirr in meinem Sinn,
Nichts bess'res wußt' ich, als ihm nachzugaffen.

Da plötzlich gellt das Horn von allen Thürmen,
Der Marktlärm wandelt sich in Angstgeschrei,
In Strömen schießt das Volk an mir vorbei,
Und „Waffen!“ ruft es, und die Glocken stürmen.

Da zuckt es wie ein Blitz mir durch die Glieder;
Mein Knäblein war bei mir zu jener Stund'
Und weint' und schrie, und rasch beim Hosenbund
Raff ich's empor und spring' nach Hause wieder!

Und „Waffen!“ schrei' ich und am ganzen Leibe
Befällt mich Zittern, Schwindel faßt mich an;
„Jan, Waffen!“ kreisch' ich, und da steht der Jan
Und fragt mich unwirsch, welchen Lärm ich treibe?

Doch ich hinein in's Stüblein, und vom Schragen
Die Rüstung reiß' ich; eh' er's weiß und glaubt,
Werf' ich das Panzerhemd ihm über's Haupt
Und schnall' ihm um den Hals den Eisenkragen,

Drück' in die Stirn den Sturmhut ihm geschwinde,
Und reich' die Wehr ihm dar, und aus dem Haus
In's Volksgewühle stoß' ich ihn hinaus,
Daß zeitig er zu seiner Schaar sich finde!

Doch kaum fiel hinter ihm in's Schloß die Thüre,
Da zittern mir die Knie'; so lang ich bin,
Bewußtlos auf den Estrich schlag' ich hin,
Als ob ein Blitzstrahl tödtend mich berühre!

Der Bube heult und jammert! — Ich erwache
Und tröst' und herze das erschrock'ne Kind;
Doch dann, neugierig, wie wir Weiber sind,
Dann schlepp' ich mich zur Lucke unter'm Dache!

Nun, lieber Mensch! da sah ich die Bescherung!
Rings Kriegsvolk um die Mauern; allerwärts
Nur Helm und Schild und Spieß und blankes Erz,
Und Jammer rings und Gräuel der Verheerung!

Die Saat zerstampft, die Dörfer nah' und ferne
In lohem Brand, und vorwärts an den Wall
Führt er, der Kaiser selbst, der Reis'gen Schwall;
Er nähm' die Stadt im ersten Anlauf gerne!

Das Ding ging aber schief; denn uns're Leute,
Die Bürger, dachten: Wie der Kloß, der Keil!
Und jeder, der da kam, empfing sein Theil,
Und mancher bessern Maßes, als ihn freute!

Der Feind zog ab; da kam der Jan nach Hause
Und that so stolz — wie nun die Männer sind,
Verschütten immer mit dem Bad das Kind —
Als fräß' den Feind allein er auf zur Jause!

Der aber schlägt indeß hart vor den Thoren
Sein Lager auf und ruht nicht Nacht und Tag,
Ob er die Stadt mit Sturm gewinnen mag,
Und läßt uns keine Stunde ungeschoren!

Das war nun schlimm; doch uns're Leute stritten
Wie wilde Eber für ihr gutes Recht.
Da eines Tages kam ein Edelknecht
Zum Neckarthor als Herold angeritten,

Und vor dem Rath verkündet er: „Es wolle
„Der Kaiser uns ein gnäd'ger Richter sein,
„Wenn nur die Stadt noch vor dem Abendschein
„Demüthig Eid und Huldigung ihm zolle!"

Nun aber war der Kamm geschwollen leider
Den Bürgern wie dem Rath der guten Stadt,
Und alle schnaubten, was auch Klugheit bat,
Nur Widerstand, selbst Jost, der krumme Schneider!

Die dummen Männer! — War das nicht ein Prahlen
Und Eisenfressen, als mit Hohn und Spott
Den Boten heim sie sandten! — Lieber Gott,
Sie mußten für ihr Flunkern schwer bezahlen!

Der Kaiser ließ das Stürmen nun bei Wege,
Und Bleiden baut' er, schweres Wurfgeschütz,
Und ließ den Stadtwall, der nicht viel mehr nütz',
Erschüttern durch des Sturmbocks Stöß' und Schläge!

Brandpfeile warf er uns herein; nicht minder
Viel Fässer eklen Unraths, daß vor Stank,
Wer ihnen nahe trat, zu Boden sank,
Und Seuchen kamen über Greis' und Kinder!

Noch mehr; bewachen ließ er Pfad und Straßen,
Daß nicht ein Kohlkopf, daß nicht Huhn, noch Ei
Uns mehr zu Markte kam! Da war's vorbei,
Und Hungersqualen mußten uns erfassen!

Nun woll' das Elend, lieber Mensch, betrachten!
Der karge Vorrath war bald aufgezehrt;
Da wurden Hund' und Katzen geldeswerth,
Und Roß und Esel fing man an zu schlachten!

Gewohnt zu schöpfen sonst aus vollen Kesseln,
Ging nun der Jan, wie Marder auf dem Dach,
Den Sperlingen und ihren Nestern nach
Und als Gemüse kochten wir uns Nesseln!

Dazu gilt's Wache steh'n auf Thurm und Mauern,
Und wo der Sturmbock an die Wälle rennt,
Das Erdreich stützen, und dann schreit's: „Es brennt!"
Und dabei Hungersnoth! Wie kann das dauern!

Doch führten sie noch Zungen wie die Schwerter,
Und hofften Hilfe stets von dort und da,
Und jeder Abbruch, der dem Feind geschah,
Der machte sie noch toller und verkehrter!

Doch als zuletzt der Kaiser uns die Quellen
Und Brunnen abgrub, und mit Luft genährt
Nun bitt'rer Durst auch folternd uns verzehrt,
Da maßen sie das Ding mit andern Ellen!

Da fühlten sie die Weisheitszähne sprossen,
Und eines Tages, all' im här'nen Kleid,
Strick um den Hals statt güldenem Geschmeid,
Zum Kaiser ging der Zug der Rathsgenossen!

Wir sahen ihnen nach mit trübem Blicke;
Doch eine Viertelstunde kaum verrinnt,
Da kamen sie zurück schon so geschwind,
Als säß' der Teufel ihnen im Genicke;

Und machten all' so klägliche Geberden,
Daß jeder wußte gleich, woran er war,
Und daß der Kaiser uns mit Haut und Haar
Vertilgen wolle alle von der Erden!

Da scholl nun Jammer rings und laute Klage,
Und dazu rief des Wächters Horn vom Thurm,
Das Heer des Kaisers rüste sich zum Sturm! —
Ja, lieber Mensch, das waren schlimme Tage!

Nun hob sich Kampfgetümmel, das nicht ruhte,
Bis dunkelnd späte Nacht uns niedersank;
Da brachten sie auf einer Tragebank
Den armen Jan mir heim in seinem Blute!

Wie rauft' ich mir das Haar und schrie und weinte
Und warf mich jammernd auf sein Lager da!
Doch als ich näher zu der Wunde sah,
Da war's so schlimm nicht, als ich Anfangs meinte!

Es war der Blutverlust nur, der ihn schwächte,
Das aber bessert gute Kost gar schnell;
Doch wie, ich Aermste, schaff' ich sie zur Stell',
Da kaum zur Nothdurft reicht die grobe, schlechte!

Da kam es über mich — wie soll ich's sagen,
Ich wußt' nicht, lieber Mensch, wie mir geschah —
Doch in mir brannt' es wie ein Feuer da,
Halb Furcht, halb Hoffen, Muth halb und halb Zagen!

Doch Morgens früh war ich mit mir im Gleichen,
Trat vor den Rath und stellt' ihm ernstlich vor,
Wir Weiber sollten nun hinaus vor's Thor
Und sehen, ob der Kaiser zu erweichen!

Der Rath, ganz rathlos, ließ es gern geschehen,
Und ich, als hätt' ich Flügel, eile fort
Und les' mir Jungfrau'n emsig da und dort
Und Frauen aus, die schönsten, die zu sehen!

Die sollten mir des Kaisers Aug' bestechen;
Ich aber, die nie schön war, doch, wie's hieß,
Des Wortes mächtig, auch wohl mehr als dies,
Ich wollt' für sie zu seinem Herzen sprechen!

So zogen wir hinaus in stillem Bangen,
Begrüßt erst von des Kriegsvolks Spott und Hohn,
Bis endlich flehend vor des Kaisers Thron
Wir knieen, unser Urtheil zu empfangen.

Der strenge Herr hört finster uns're Bitte
Und dreht dabei den röthlich krausen Bart;
Dann aber hebt er an rauh, kalt und hart:
„Umsonst gethan sind alle eure Schritte!

„Beschlossen ist es, eure Stadt muß nieder
„Und soll vertilgt sein von der Erde Ball,
„Und eure Männer, die Rebellen all',
„Die köpf' ich und zerstücke ihre Glieder

„Die Kinder nur und euch will ich begnaden!
„Auch dies gewähr' ich: wandert ihr von Haus,
„Wähl' jede sich die beste Habe aus
„Und nehm' frei mit, womit sie auch beladen!

„Was jede tragen kann, soll jeder bleiben!
„Das schwör' ich und das halt ich! Damit gut!" —
Und geht! — Uns aber starrt das Eis zu Blut
Und was wir litten, kann kein Wort beschreiben!

Wir schlichen heim, in tiefes Leid versunken;
Da plötzlich geht ein Licht auf meinem Sinn,
Und kaum ein Wort den andern warf ich hin,
So jauchzen sie und jubeln freudetrunken!

Rasch reden wir noch Mittel ab und Wege,
Und ziehen tapfer dann zurück zur Stadt,
Und melden dort, was sich begab, dem Rath,
Und zeigen, wo der Weg zur Rettung läge!

So schwand die Nacht und es begann zu tagen! —
O lieber Mensch, den Tag vergess' ich nicht,
Und wenn im Tod mein Auge dunkelnd bricht,
Denk' sein ich noch mit seligem Behagen! —

Nun, wie gesagt, der Tag begann zu grauen
Und wir empor beim ersten Lichtesstrahl;
Dann hieß es: „Männer auf!" denn wer befahl,
Das waren heute sie nicht, nein, wir Frauen!

Und als nun hell des Morgens Strahlen schimmern,
Da stoßen sich des Kaisers Söldner an:
„Ei, seht doch nur! Was kommt uns dort heran?
„Ein Kinderschwarm, ein Heer von Frauenzimmern? —"

So war's denn auch! Voran in langer Reihe
Paarweis geordnet schritt der Kinder Schaar,
Weiß angethan und schön gelockt das Haar,
Leibhafte Engel! — Daß mir's Gott verzeihe!

Dann kamen wir! Und jede ging beladen
Mit ihrer Habe reichstem, besten Gut,
Nur war's lebendig, Fleisch und Bein und Blut,
Denn daran dachten — etsch! nicht — Seiner Gnaden!

Ich trug den wunden Jahn auf meinen Rücken,
Die Marg'ret ihren Vater, die Sybill'
Trug ihren Bräutigam verschämt und still;
Es thät' ihn sonst der Kaiser ihr zerstücken!

Mit ihrem alten Bruder kam Susanne,
Den Bürgermeister trug sein Enkelkind,
Und ob sie gleich mit ihm nicht Rosen spinnt,
Trägt ihren Oheim doch die gute Hanne!

So manche, die so spröd noch gestern thaten,
Die hatten ihre Liebsten aufgehockt;
Ganz leer kam aber keine! So verstockt
Ist keine Frau, der Liebe zu entrathen!

Auch blieben nur neun alte Hagestolze
Und sonst kein Mann mehr in der Stadt zurück,
Und mußten die d'ran glauben, nun zum Glück,
So lag nicht viel an derlei dürrem Holze!

Indessen kam der Kaiser angeritten
Und hält erstaunt inmitten uns'rer Bahn:
„Was soll dies?" spricht er; „Und was kommt euch an?
„Nicht dies gewährt' ich, Weiber, euren Bitten!

„Verhängt' ich Tod nicht den Rebellen allen?
„Und ihr auf euren Schultern wie zu Roß
„Tragt mir heraus den ganzen Schurkentroß
„Und meint, das ließ' der Kaiser sich gefallen?!

Da fing das Mannsvolk all' auf unsern Rücken
Zu beben an, doch ich trat' muthig vor,
Und: „Hoheit," sprach ich, „was ein Kaiser schwor,
„Daran soll keiner rütteln oder rücken!

„Vergönnten huldvoll mild nicht Euer Gnaden
„Uns auszuwählen, zögen wir hinaus,
„Das beste Gut in uns'rem armen Haus,
„Und gabt uns frei, womit wir auch beladen?

„Wir wählten diese hier in unsern Nöthen,
„Und trugen sie, die unser reichster Hort,
„Heraus, vertrauend auf ein Kaiserwort;
„Und trefft ihr sie, so mögt ihr uns mit tödten!

„Mag sein, daß ihr zu rasch das Wort gesprochen,
„Das Gnade uns verhieß und uns'rer Last,
„Doch spracht ihr's, Herr! So denkt an Gott und laßt
„Des Kaisers Wort und Eidschwur ungebrochen!“

Und damit schwieg ich, und ringsum war Stille;
Der Kaiser sieht mich lange schweigend an,
Bis halb gerührt, halb lächelnd er begann:
„Weib, Wahrheit sprichst du! Es ist Gottes Wille!

„Habt Gnade denn und kehrt zur Heimath wieder!
„Fürwahr, ihr Bursche, müßt so schlimm nicht sein,
„Weil diese statt mit Gold und Edelstein
„Mit eurer Wucht beladen ihre Glieder!

„Und hört, ein Zwingschloß will ich hier erbauen,
„Und Weibertreue sei es mir genannt,
„Und mache später Zukunft noch bekannt,
„Was für dies Weinsberg thaten seine Frauen!“ —

Und so geschah es, lieber Mensch! Noch ragen
Des Schlosses Thürme lustig in die Luft,
Den Enkeln durch der Zeiten Nebelduft
Von Weiberlist und Weibertreu zu sagen!

Der Kanarienvogel.

Nach einer wirklichen Begebenheit.

I.

Paris schläft ein, vom Thurme schallt Mitternacht;
Ihr Auge flieht der Schlummer, sie weint und wacht.

Hell grünt der Frühling draußen, ihr hält der Schmerz
In Winterfrost gefesselt das schwere Herz.

Sie sitzt in ihrer Kammer, die Augen naß,
Die Hände stumm gefaltet, die Wangen blaß;

Vor sich hin starrt sie finster, gedankenlos,
Und müd' ist ihre Seele, ihr Leid zu groß!

Der ausgebrannten Kerze verglimmend Licht
Droht flackernd zu erlöschen, sie merkt es nicht,

Da flattert's dort im Bauer am Fensterstein,
Und sie fährt auf erschrocken aus dumpfer Pein;

Sie legt an ihre Stirne, so brennend heiß,
Bewußtlos wie im Traume der Hände Eis.

Jetzt aber trifft am Spiegel ihr Blick das Band,
Die erste Liebesgabe von seiner Hand;

Und sie schreit auf und Alles steht vor ihr klar,
Was Glück ihr schien, und Täuschung und Trug nur war!

Verlassen und verrathen! Das ist der Schlag,
Dem ihres Lebens Frieden und Glück erlag!

Verrathen und Vergessen! Das ist ihr Loos,
Das abzuschütteln zürnend ihr Herz beschloß!

Ein Becken gefüllt mit Kohlen steht nah' bereit,
Schon greift sie nach dem Lichte, bald flieht ihr Leid!

Da zwitschert es im Bauer; ihr Vögelein
Begrüßt als Morgenschimmer den Kerzenschein!

Und sie steht still und seufzend mit schwanker Hand
Den Käficht hebt sie nieder vom Fensterrand.

„Nein,“ spricht sie, „du letzter Tröster in meiner Noth,
„Ich will nicht Treue lohnen mit herbem Tod!

„Nein, Zebra, du sollst leben! Ich geb’ dich frei;
„Du sollst dein Lied noch singen im grünen Mai!

„Dein Reiz und deine Anmuth erwerben bald
„Bei einer andern Herrin dir Unterhalt;

„Und als verdientes Fürwort empfang’ von mir —
„Was könnt’ ich sonst dir geben — dies Blättchen hier!“

Sie schreibt, entnimmt dem Käficht das Vöglein dann,
Und heftet unterm Flügel das Blatt ihm an.

Und herzt und küßt’s, und öffnet das Fenster still,
Und läßt das Vöglein fliegen, obgleich’s nicht will!

Nun hält sie nichts mehr; Alles liegt hinter ihr,
Was Lust ihr einst gewesen und Lebenszier;

Und Thür' und Fenster sorgsam verschließt sie dann,
Und beugt sich zu den Kohlen und steckt sie an.

Dann sinkt sie auf ihr Lager und faltet fromm
Die Hände über den Busen und flüstert: „Komm'!

„Komm', Todesengel, löse aus ihrer Haft
„Die Seele, müd' vom Kampfe der Leidenschaft!

„Komm'! Wirrsal ist das Leben und kühl das Grab! —"
Sie spricht's, und Schleier sinken auf sie herab;

Dumpf drückt die Luft, wie Nebel quillt's dampfend auf,
Und hemmt ihr der Sinne Regung, der Thränen Lauf!

II.

Das war ein Toben die lange Nacht,
Das war ein Jauchzen und Pfropfenspringen,
Und Toaste empfangen und dargebracht,
Und tolles Gelächter und Gläserklingen!

Da kichern Loretten und klappernd ruft
Der Würfel Fall zu den grünen Tischen,
Und der Cigarre Dämpfe mischen
Sich in des Punsches würzigen Duft!

Weit offen die Fenster und wüst Gebraus
Und wilder Jubel und Kerzenflimmer
Bricht in die stille Nacht hinaus,
Und schwillt und steigt, als schöpfte nimmer
Den vollen Brunnen die Freude aus!

Doch endlich, wie Lied auf Lied verklungen,
Erlöschen die Kerzen Licht auf Licht;
Das Glas, von zitternder Hand geschwungen,

Klingt nicht im Anstoß mehr, es bricht,
Mißtöne lallen die schweren Zungen,
Und der Erschöpfung Bleigewicht
Hat wilden Taumels Lust bezwungen!

Und nun zerreißt des Dunkels Flor,
Mit dem der Himmel rings umhangen,
Und aus des Ostens Wolkenthor
Taucht flammenhell in Purpurprangen
Der Sonne Feuerball empor!

Der kühle Hauch der Morgenstunde,
Mit würz'gem Lenzesduft im Bunde,
Weht durch der Straßen Labyrinth,
Das Dämmerung noch birgt im Grunde,
Wenn Dach und Giebel in der Runde
Schon glühend Morgenroth umspinnt!

Und aus des Saales dumpfer Schwüle,
Noch müd und matt vom Festgebraus,
Tritt in des Morgens frische Kühle
Fabrice auf den Balkon hinaus
Und sein Genoss' beim wüsten Schmaus
Erhebt, ihm folgend, sich vom Pfühle!

Und beide lehnen stumpf und stumm
Am Gitter; ihre Blicke wandern
Im Blauen ohne Ziel herum,
Bis plötzlich dieser: „Sieh' Dich um!
„Sieh' nur! —" spricht hingekehrt zum andern.

„Das kleine gelbe Vöglein dort,
„Sieh' doch, Fabrice, wie hüpft es munter
„Das Dach entlang von Ort zu Ort!
„Jetzt hebt's die Schwingen, flattert fort —
„Doch nein, es fliegt zu uns herunter!

„Aus seinem Käficht brach das Thier,
„Daß frei im Freien sich's ergehe,
„Und sitzt nun auf dem Gitter hier,
„So zahm vertraut in uns'rer Nähe! —
„Doch sieh', ist's nicht ein Blatt Papier,
„Das ich's am Flügel tragen sehe?"

Fabricens Auge folgt schon lang
Dem gelben Vöglein unverwendet,
Und starrt es an, so zitternd bang,
Als käm's von jenseits ihm gesendet,
Als mahnte seines Zwitscherns Klang

Des Wortes ihn, das Liebesdrang
Der Liebe selig einst verpfändet!

Doch schwankt und zweifelt noch sein Sinn,
Ob Wahn nicht täuschend ihn verblende,
Und seinen Finger streckt er hin,
Gleich hüpft das Thier hinauf behende,
Und pickt und zwitschert ohne Ende,
Als spräch's: Sieh', daß ich Zebra bin!
Da faßt er's rasch in seine Hände

Und löst vom Flügel ihm das Band
Und eilt das Blättchen zu entfalten,
Und er erkennt entsetzt die Hand,
Und liest:
„Ich sterbe! Gottes Walten
„Erbarm' sich mein! Zu tief empfand
„Mein Herz des Seinen still Erkalten,
„Des Lebens Qual noch festzuhalten!
„Du aber, Vöglein, such' im Land
„Nun einer neuen Herrin Walten
„Und mög' sie liebreich mit dir schalten;
„So fleh' ich noch am Grabesrand,

„Denn die ich leider sonst nicht fand,
„Zebra hat Treue mir gehalten!“

„Sie stirbt! Sie stirbt!“ kreischt laut er auf,
Und bricht zusammen schreckerbebend;
Doch rasch am Gitter sich erhebend
Gleich stürmt die Trepp' hinab er d'rauf,
Und stürzt die Straßen wild hinauf
Und über seinem Haupte schwebend
Begleitet Zebra seinen Lauf!

III.

Die Thüre kracht, der Riegel springt,
Und in der Kammer Schwüle
Durch's eingeschlag'ne Fenster dringt
Des Morgens frische Kühle!

„Marie, Marie!“ ruft er sie an
In ängstlich scheuem Bangen,
Und faßt die kalten Hände dann,
Die fühllos niederhangen.

Doch sie liegt starr, ein Marmorbild,
Auf's Lager hingegossen;
Da hat er in die Arme wild
Verzweifelnd sie geschlossen.

Und küßte sie viel tausendmal
Und netzte ohne Ende
Mit heißen Thränen ohne Zahl
Die Wangen ihr, die Hände!

„Gott, straf' so hart nicht meinen Wahn!"
Spricht seiner Lippen Beben,
„Erhalt' sie mir und lass' fortan
„Für sie allein mich leben!

„Lass' Gnade, Herr, nicht ihrer Schuld
„Noch meiner Reue fehlen,
„Und rett' in Deiner Vaterhuld
„Vom ew'gen Tod zwei Seelen!"

Da schwellt ein Seufzer, sieh', die Brust,
Da zuckt's durch ihre Glieder,
Da hebt, o sel'ge Himmelslust,
Sich ihre Wimper wieder!

Sie blickt empor und sieht entzückt
Sich in Fabricens Armen,
Und er fühlt sie dem Tod entrückt
An seiner Brust erwarmen.

Er fleht: „Vergib!" und sie — sie weint,
Doch Thränen sind's der Wonne,
Lenzregen gleich, denn zwischen scheint
Hell golden durch die Sonne!

Und er, den Gottes Huld erwählt,
Zum Werkzeug ihr zu dienen,
Der treue Zebra lustbeseelt
Kreist zwitschernd über ihnen!

Die Nixe.

I.

Der Abend dämmert, die Woge ruht,
Die unstät wandelbare;
Die Nixe spielt in der grünen Fluth
Und strählt ihre gold'nen Haare!

Wie rosig blüht ihr Angesicht,
Wie schneeig ihre Glieder,
Wie fließt der Locken Gold so dicht
Ihr auf die Hüften nieder!

Sie lächelt stolz dem Spiegelbild,
Das ihr die Wellen zeigen,
Und schüttelt zurück die Haare wild
Und singt in des Abends Schweigen:

„Ihr wähnt vor uns euch auserwählt,
„Ihr Menschen, und dünkt euch besser,
„Weil uns die unsterbliche Seele fehlt,
„Uns Kindern der Gewässer!

„Ihr höhnt, wir Nixen lebten nur
„So lang der Erdball wäre,
„Und müßten, stirbt einst die Natur,
„Zerstäuben wüst in's Leere!

„Gleichviel! Bis dahin blüht mein Leib
„In nie verwelkten Reizen;
„Was sollt' ich nach Unsterblichkeit
„Der Seele thöricht geizen!

„Jung sein und schön ist Seligkeit;
„Kann mehr der Himmel geben?
„Hofft ihr auf eure Ewigkeit
„Und laßt mich selig leben!"

So singt die Nixe und strählt ihr Haar;
Um ihre üppigen Glieder
Hüpft Wellenschaum, und Mondlicht klar
Glänzt aus den Fluthen wieder!

II.

Es glühen der Berge Spitzen
Vom jungen Morgenstrahl,
Des Tages Lichter blitzen
Rings See entlang und Thal.
Die Nixe schmiegt am Strande
Sich in des Ritters Arm;
Sie ruhten am Uferrande
Die Nacht durch weich und warm!

Und als nun in den Zweigen
Der Morgenwind erwacht,
Und laut der Vöglein Reigen
Begrüßt des Tages Pracht,
Entzieht sie seinen Küssen
Ihr glühend Angesicht,
Und unter Thränengüssen
Beginnt sie so und spricht:

„Wenn je zum Ehebunde
„Mit einem der Christenheit

„Uns Nixen zur guten Stunde
„Des Priesters Segen weiht,
„So löst, wie sie erzählen,
„Sich uns're Wesens Bann,
„So schmückt auch uns're Seelen
„Unsterblichkeit fortan!

„O führ' mich zum Altare
„Und mach' vom Bann mich frei!
„Auch meine Seel' erfahre
„Wie schön der Himmel sei!
„Unsterblichkeit gewähre
„Ihr durch des Priesters Wort,
„Daß Tod sie nicht verzehre,
„Lebt noch die Deine fort!

„Unsterblichkeit veracht' ich!
„Wie oft nicht rief ich's hier;
„Ich sah Dich, und nun schmacht' ich
„Und tracht' allein nach ihr!
„Unsterblichkeit den Trieben,
„Die Wonne mir und Schmerz,
„Unsterblich Dich zu lieben
„Unsterblich wünscht dies Herz!"

Sie spricht's und birgt die Wangen
An ihres Trauten Brust,
Und liebevoll umfangen
Trägt der sie fort mit Lust,
Und eilt in Sturmesschnelle,
In ruheloser Hast,
Hinüber zur Kapelle
Mit seiner süßen Last!

Das Glöcklein schallt vom Thurme,
Gesegnet ist ihr Bund,
Da, wie gepeitscht vom Sturme,
Gährt auf der Fluthen Grund.
Der See in Donnergrollen
Braust wild am Strand vorbei,
Und aus der Wogen Rollen
Gellt's wie ein Wehgeschrei!

III.

Der Abend dämmert, die Woge ruht,
Die unstät wandelbare;
Sie starrt hinab in die grüne Fluth
Mit wirrgelöstem Haare.

Sie starrt hinab in's Fluthgebraus,
Das einst ihrem Wink sich schmiegte,
Bis sie verlockend vom Heimathhaus
Der Zauber der Liebe besiegte;

Sie starrt hinab, nun ein hilflos Weib,
Mit gramverblichenen Mienen
In's Gewoge, das dem blühenden Leib
Einst stolz war als Spiegel zu dienen.

Sie starrt hinab und sinnt und sinnt
Die Tage zurück, die vergangen,
Und Thrän' auf Thräne versengend rinnt
Herab ihr die bebenden Wangen!

Da kräuselt die Fluth sich, der Nixen Chor
Kommt aus der Tiefe gestiegen,
Und also schallt ihr Lied ihr empor
Aus der Wellen Wogen und Wiegen:

„Du hast nun, was Du nie entbehrt,
„So lang Du die uns're gewesen;
„Du hast nun, was Du so glühend begehrt,
„Seit Liebe verwandelt Dein Wesen!

„Er schwor Dir Treue mit Mund und Hand,
„Und daß zum Glück Dir nichts fehle,
„Gewährte der Ehe heiliges Band
„Dir eine unsterbliche Seele!

„Nun brach er treulos den heiligen Bund
„Und Siechthum zehrt Dir am Leibe,
„Und der heimischen Fluthen krystallener Grund
„Verschließt sich dem Christenweibe!

„Die stolz von uns einst Abschied nahm,
„Als ob sie dem Glück sich vermähle,
„Was frommt Dir, Bethörte, in Deinem Gram
„Nun Deine unsterbliche Seele? —“

So dringt der Betrübten der Nixen Chor
In's Herz wie schneidende Messer;
Da rafft sie plötzlich sich stolz empor
Und ruft hinab in's Gewässer:

„Verstummt, ihr Lieder! Lang genug
„Verhöhnt ihr, freche Tadler,
„Die nie zur Sonne gewagt den Flug,
„Den pfeilgelähmten Adler!

„Verstummt und schmäht nicht herzlos kalt,
„Was, täuschte mich mein Lieben,
„Noch letzte Stütze mir und Halt
„In meinem Leid geblieben!

„Was auch des Schicksals Zorn mir nahm,
„Welch' Leid auch folternd mich quäle,
„Mir bleibt ein Trost noch in meinem Gram,
„Mir bleibt die unsterbliche Seele!

„Ich kann, begreift das große Wort,
„Liegt auch mein Glück zerschlagen,
„Unsterblich kann ich noch hier wie dort,
„Unsterblich es beklagen!"

Sie spricht's und geht! Und in der Fluth
Verstummen Klang und Lieder;
Der Abend dämmert, die Woge ruht,
Die Nixen tauchten nieder! —

In der Waldhütte.

Die Sonne sank, die Luft drückt schwül und schwer,
Und schwarz Gewölke zog vom Westen her;
Ich aber, von Gedanken wirr umfangen,
Still vorwärts wandernd hatte dess' nicht Acht
Und so umgibt mich plötzlich schwarze Nacht,
Und zudem war im Wald ich irr gegangen.

Und nun bricht's los! mit rasendem Orkan
Und Donnerschlägen hebt das Nachtstück an;
Der Wald heult wipfelbrausend Klagelieder,
Und Blitze leuchten züngelnd Strahl auf Strahl
Wie Feuerschlangen über Berg und Thal,
Und Regen gießt in Strömen prasselnd nieder;

Auch Hagelkörner wirft's; in rascher Flucht
Wild schäumend braust der Gießbach durch die Schlucht,
Und wehrt dem müden Fuß das Vorwärtsschreiten,
Und blitzgeblendet, triefend, wie ich bin,
Im Dunkeln irr' ich tappend her und hin,
Da flammt mir, sieh', ein einsam Licht von Weiten!

Obdach verheißt es und ersehnte Ruh'
Und hoffnungsfreudig schreit' ich darauf zu,
Bis gleitend oft auf schlüpfrig glatten Wegen
Am Waldessaum ich auf die Hütte stieß,
Die gastlich jenes Licht mir leuchten ließ;
Da poch' ich an die Thür mit derben Schlägen.

„Wer pocht?" fragt's drinnen, aber gleich darauf
Wird eine and're Stimme laut: „Mach' auf!
„Bis nicht des Wetters Toben sich gebrochen,
„Komm' wer da will, er soll willkommen sein!" —
Aufknarrt die Thüre und ich trete ein,
Müd' bis zum Tod, durchnäßt bis auf die Knochen.

Ein „Gott zum Gruß!" geb' dankend ich zurück
Und eilend dann am Feuer Stück für Stück
Die regenschweren Kleider abzuwerfen,
Neugierig schau' ich meine Wirthe an,
Die wortkarg, ernst, mit Loden angethan,
Am Herde kauernd Axt und Säge schärfen.

Ein Holzknecht ist's mit seinem Enkelsohn,
Noch rüstig jener, der erwachsen schon,
Die Obdach mir Verirrtem mild gewährten,

Obgleich sie nach dem ersten Grußeswort,
Am Schleifstein der, der feilend fort und fort,
Nur wenig mehr an ihren Gast sich kehrten.

Sie waren drei noch, eh' der Winter kam
Und Tod sein Weib ihm von der Seite nahm,
Entlockt' dem Alten ich mit vielen Fragen;
Sein Sohn, des Jungen Vater, blieb im Feld,
Sonst wär's mit ihnen leidlich wohl bestellt;
Sie hätten Arbeit und so wär's zu tragen.

Für jetzt war freilich, was die Hütte bot,
Ein Schlückchen Branntwein nur und trocken Brot,
Doch stärk' ich dankbar mich mit diesen Gaben
Und sink' auf's Lager dann, das, schwellend Moos,
Walddustend mich empfängt in seinem Schooß,
Noch süßer mich durch süßen Schlaf zu laben.

Auch meine Wirthe beide hatten jetzt
So Axt wie Säge feiernd weggesetzt,
Und still sein Pfeifchen schmauchend saß der Alte,
Der Junge starrt in's Feuer unverrückt,
Bekreuzt sich, wenn ein Blitz die Luft durchzückt,
Und horcht dem Donner, wie er dumpf verhallte.

Und mich umspann's wie grauer Nebelflor
Und wirre Bilder tauchten d'raus empor,
Die, Schatten gleich, verschwimmend mich umwallen,
Da hebt der Alte plötzlich an am Herd
Und flüstert, nach dem Jungen hingekehrt:
„Der Förster, sagst Du? — Sahst Du selbst ihn fallen? —“

Ich horche auf! Der Junge aber spricht:
„Ich sah ihn liegen, sagt' ich, fallen nicht!
„Am Steinkreuz war's, wo sonst die Klötze lagen;
„Die Lene hatte Streu im Wald gesucht,
„Da kommt er, faßt sie, wettert, schilt und flucht,
„Und hebt zuletzt den Stock, um sie zu schlagen.

„Doch wie den Arm er in die Lüfte schwang,
„Da knallt's im Busch, und wie der Schuß erklang,
„Da liegt er auch schon wie vom Blitz getroffen;
„Schaum vor dem Mund, die Lippen zornesblau,
„Die Augen gläsern starr, die Wangen grau;
„Und just am Schlaf die Wunde blutig offen.

„Ein garst'ger Anblick war's, wie er so lag!
„Ich stand am Wege wie gerührt vom Schlag;
„Doch in die Hände klatscht die alte Lene

„Und tanzte um den Todten toll herum,
„Und schrie dazu: „„Nun liegt der Köter stumm,
„„Und bellt nicht mehr und weist nicht mehr die Zähne! —““

Der Junge schwieg, der Alte auch; doch dann
Nach einer Weile hub der Graubart an:
„Ja, er war hart, der Mann, wie Stein und Eisen,
„Er gönnte armen Leuten nicht das Brot,
„Ja, freute sich wohl höhnend ihrer Noth,
„Statt hilfreich sich dem Elend zu erweisen!

„Nun fuhr er hin, wie's ihm der Christel schwor;
„Denn jene Kugel kam aus seinem Rohr;
„Nun fuhr er hin, und mög' ihm Gott genaden! —“
Und damit schwieg er; rings war alles still,
Der Sturmwind nur pfeift draußen scharf und schrill,
Und klappert wild mit Thür und Fensterladen.

Und wieder schließt mein Aug' sich, da begann
Der Junge wieder: „Ja, hart war der Mann!
„Wohin nun seine Seele wohl gegangen,
„Seit stumm geworden sein verruchter Mund?
„Flammt unten tief sie in der Hölle Schlund?
„Hält Fegefeuer läuternd sie umfangen?“

„Wer weiß das?“ spricht der Alte schwer und dumpf,
„An dieser Nuß beißt jeder Zahn sich stumpf!
„Geburt und Tod, das sind die großen Fragen;
„Du lebst; wo kam des Lebens Hauch Dir her?
„Und stockt Dein Athem, schlägt Dein Herz nicht mehr,
„Wo ging er hin? Wo ist er? Wer kann's sagen?

„Wie aber von der Thiere Art sich zeigt,
„Daß Falk' und Adler in die Lüfte steigt
„Und Kröt' und Schlange gern in Sümpfen walten,
„Dies Pflanzenkost und jenes Fleisch begehrt,
„So, mein' ich, sei's auch thöricht und verkehrt,
„So werd' auch mit der Seele sich's verhalten.

„Wie nun im Herbst die Schwalbe südwärts zieht,
„Der Dachs zum Winterschlaf in Höhlen flieht,
„So kehrt auch jene wohl nach ihren Gaben
„Sich dahin, dorthin, steht der Herzschlag still;
„Die Seele, mein' ich, geht wohin sie will,
„Und seine auch wird ihren Willen haben! —“

Er schweigt; nach einer Weile wieder dann
Beginnt er: „Lass' nun für den todten Mann
„In Andacht einen Rosenkranz uns beten! —“

Und so geschah's, und ihrer Worte Klang
Umrauscht mich wie verhallender Gesang,
Bis Wahn und Wahrheit mir in Eins verwehten!

Als ich erwachte, war es heller Tag;
Vom Wald her scholl der Aexte lauter Schlag,
An ihrer Arbeit waren meine Wirthe;
Da warf ich auf den Herd ein Silberstück
Und heimwärts wandernd horcht' ich lang zurück,
Wie fern die Axt erklang, die Säge schwirrte.

In der Südsee.

I.

Es war ein stattliches Schiff, der John Gay,
Und reich mit Gütern beladen
Durchschnitt er stattlich die brausende See,
Heimkehrend von fernen Gestaden!

Frisch bläst der Wind, das Segel schwillt,
Des Mastes Wimpel fliegen;
John Gay! Nie sah so keck, so wild
Man je die Fluth dich wiegen!

Ein Neger warf zur Mittagsrast
Dort auf dem Deck sich nieder
Und dehnt, zurückgelehnt am Mast,
Behaglich seine Glieder.

Er war ein riesiger Gesell,
Und aus der Wangen Dunkel
Unheimlich leuchtet flammenhell
Der Augen Blitzgefunkel.

Blutroth den Schultern eingebrannt,
Die schwarzem Marmor gleichen,
Trägt Jupiter, wie er genannt,
Der früh'ren Knechtschaft Zeichen.

Auch zeigt viel and're Spuren noch
Sein Leib vom Sclavenlose;
Er aber brach zuletzt sein Joch
Und dient nun als Matrose.

Am Maste lehnt er träg und stumpf,
Tabak und Grog zur Seite,
Und schläft jetzt halb und singt jetzt dumpf
Vor sich hinaus in's Weite:

„Meine Jacke ist ganz noch
„Und mein Glas noch voll Gin!
„Welt, geh' deiner Wege,
„Ich frag' nicht, wohin?

„Kein Haus, keine Heimath,
„Kein Weib und kein Kind,
„So wirbl' ich, ein Strohhalm
„In Wetter und Wind;

„Well' auf und Well' nieder,
„Bald dort und bald hier;
„Welt, fragst du nach mir nicht,
„Was frag' ich nach dir!"

Er singt es und das Deck entlang,
Umwallt von blonden Locken,
Ein lieblich Kind leichtfüßig sprang
Und steht dann still erschrocken.

Scheu blickt sie nach dem schwarzen Mann,
Wie oft sie auch sich sahen,
Er aber spricht sie: „Lucy!" an
Und winkt ihr, sich zu nahen!

Er streckt die Arme nach ihr aus
Und zeigt ihr Apfelsinen,
Da lächelt sie, und Furcht und Graus
Entschwinden ihren Mienen!

Sie trippelt näher; freudenhell
Beginnt ihr Aug' zu blitzen
Und vorwärts streckt die Hand sie schnell,
Die Goldfrucht zu besitzen.

Da wirft den Arm um sie er her
Und hält sie fest umschlungen;
Sie aber achtet deſſ' nicht mehr,
Seit sie die Frucht errungen.

Sie plaudert schmausend dies und das,
Und in des Negers Zügen,
In seinen Augen freudenaß
Strahlt seliges Vergnügen!

Er dahlt und schäckert mit dem Kind,
Das hell in Luſt erglühte;
Da tönt es: „Lucy, komm' geschwind!"
Empor aus der Cajüte.

„Miß Lucy", spricht er scherzend jetzt,
Und hält sie im Entschweben,
„Ihr solltet doch zu guter Letzt
„Mir erst ein Küßchen geben!"

Das Kind horcht auf und blickt ihn an;
„Ein Küßchen?" spricht sie sinnend:
„Nein, Du bist schwarz!" auflacht sie dann,
Das Weite rasch gewinnend!

Er blickt ihr nach, und Strahl für Strahl
Verglimmt der Züge Flammen,
Wie Mondenschein verlischt im Thal,
Ballt Nebel sich zusammen.

Am Maste lehnt er träg' und stumpf,
Tabak und Grog zur Seite,
Und schläft jetzt halb, jetzt singt er dumpf
Vor sich hinaus in's Weite:

„Well' auf und Well' nieder,
„Bald dort und bald hier;
„Welt, fragst du nach mir nicht,
„Was frag' ich nach dir?"

II.

Es war ein stattliches Schiff, der John Gay,
Und reich mit Gütern beladen
Durchschnitt er stattlich die brausende See,
Heimkehrend von fernen Gestaden!

Der Tag war heiß, und Sonnenschein
Liegt golden auf den Wogen,
Und azurblau und klar und rein
Erglänzt der Himmelsbogen!

Nur dort schwimmt in der Lüfte Meer
Gleich einem Schwan ein Wölkchen her,
Ein Wölkchen, wie man lichtumstrahlt
Um Engelsköpfe wohl es malt!
Doch plötzlich wächst es, schwillt es an,
Zum schwarzen Raben wird der Schwan,
Und rasch verkehrt sein Flügelschlag
In finst're Nacht den hellen Tag!
Dumpf gährt die Fluth, die Woge rollt,
Und Blitze zucken, Donner grollt!

Zornheulend bricht der Sturm nun los,
Und wühlt tief auf der Fluthen Schooß,
Und spielend wie mit einem Ball,
Fortreißt das Schiff sein Wirbelschwall.
Das Steuer bricht, es stürzt der Mast,
Doch vorwärts treibt er's ohne Rast
Hinab, hinauf, dahin, daher
Nur rasender durch's wüste Meer!
Die Sandbank droht, es starrt das Riff,
Und an die Klippen prallt das Schiff.
Da schallt der Angstruf vom Verdeck:
„Nun helf' uns Gott, das Schiff ist leck!"
Und was da Hände hat, greift zu,
Die Pumpen rasseln ohne Ruh';
Doch statt zu sinken, steigt die Fluth.
Da flieht die Kraft, da bricht der Muth,
Und wie die Noth nun höher schwillt,
Da beten die, die fluchen wild!
Nach Booten ruft es jammernd jetzt,
Und kaum daß man sie ausgesetzt,
Dringt unter Hadern, unter Schrei'n,
Der tolle Haufe toll hinein.

Der Neger, weder träg noch blind,
Gewann sich Raum bei Zeiten
Und läßt mit ihrem blonden Kind
Frau Monk in's Boot dann gleiten.

Ein Dutzend And'rer drängt sich nach,
Bis voll vom Stern zum Bogen
Die See in's Boot schon feindlich brach
Mit ihren zorn'gen Wogen.

Da kappen sie das Tau zuletzt,
Und rasch hinausgetragen
Im Sturme schwankt das Schifflein jetzt
Die Rettungsfahrt zu wagen!

Rings schwarze Nacht, und Sturm und Meer
In unversöhntem Streite,
Und Weh'geklag vom Schiffe her
Verhallend in der Weite!

Jetzt schmettert hinter ihnen schrill
Ein Schrei wie aus tausend Kehlen,
Und dann — dann wird's unheimlich still! —
Gott gnade ihren Seelen!

John Gay, John Gay, du stattliches Schiff,
Du liegst im Meer versunken,
Geborsten am Korallenriff,
Und die du trugst, sind — ertrunken!

III.

Zehn Tage lang im off'nen Meer,
In Irrsal treibt das Boot umher;
Es mocht' dem Sturm entgehen,
Doch hält es nun Windstille fest:
Kein Lufthauch will von Ost, von West
Das schlappe Segel blähen.

Träg schwimmt das Boot auf träger Fluth,
Es schmilzt der Brand der Tropenglut
Den Theer in jeder Fuge;
Hin läuft es, wie es eben mag,
Denn längst erlahmt' der Ruderschlag,
Der sonst es trieb im Fluge.

Sind's doch nur Schatten, welk und bleich,
Mehr Todten als Lebend'gen gleich,
Die noch darin sich zeigen,
Und lechzend unter'm Sonnenstrahl,
Die Augen trüb, die Züge fahl,
Erschöpft die Stirnen neigen!

Auch blieben nur mehr zehn zurück
Von denen, die als höchstes Glück
Dereinst die Mitfahrt schätzten;
Zwei stürzten von des Bootes Rand,
Und einer starb am Sonnenbrand,
In Tobsucht die zwei letzten!

Die Andern leben, and'rer Art
Des Todes qualvoll aufgespart;
Denn was in's Boot sie brachten
An Lebensmitteln, ist verzehrt,
Der letzte Wasserschlauch geleert,
Ihr Schicksal heißt: Verschmachten!

Drei Tage sparten sie, doch jetzt
War auch das Letzte d'ran gesetzt,
Um Lucy's Durst zu laben:

Nun sitzen sie in stummem Groll,
So gräßlicher Gelüste voll,
Wie Geyer oder Raben!

Und Atkins nun die Stimm' erhebt —
Sein Auge rollt, die Lippe bebt —
„Wie lange soll's noch währen?
„Kein Segel zeigt sich fern und nah,
„Nicht Trank, nicht Speise ist mehr da;
„Soll etwa Luft uns nähren?

„Wie, sollen elend wir all' zehn
„An Durst und Hunger zu Grunde geh'n? —
„Nein, Einer sterb' für Alle!
„Wir haben's abgeredet schon,
„Der Dick stimmt zu, und Tom und John,
„Der, den das Los trifft, falle!

„Wir hungern — rette uns sein Tod!
„Wir dürsten — Noth kennt kein Gebot
„Und ich — wär's Blut — muß trinken!" —
Rings dumpfes Schweigen folgt dem Wort;
Doch keiner weist den Antrag fort,
Denn alle wollen — trinken.

Da ächzt und weint im Schlaf das Kind,
Und Jupiter fährt auf geschwind —
Ihn reizen des Kindes Thränen —
Und springt auf eine Ruderbank,
Schwingt über'm Haupt ein Messer blank
Und knirscht wie toll mit den Zähnen!

„Ja, Einer von uns zehn muß d'ran,
„Muß werden unser Pelikan!
„Was warten wir? — Auf's Sterben?!" —
Er spricht es und das wilde Wort
Reißt allgemach die Andern fort,
Denn nah' ist das Verderben!

Frau Monk will reden, doch es wallt
Zu heiß das Blut, ihr Wort verhallt,
Denn „Losen!" wird geschrieen!
Und hastig sieht man Atkins jetzt
Ein Kartenspiel, beschmutzt, zerfetzt,
Aus seiner Tasche ziehen.

Und eilt die Karten nun mit Fleiß
Wie den Genossen rings im Kreis,
Frau Monk auch aufzudringen;

„Pique Aß soll gelten!“ spricht er dann,
Und jeder starrt die Karten an,
Die Tod, die Leben bringen!

„Wer hat Pique Aß?“ — Rings Alles stumm!
Da blickt sich Lucy lächelnd um:
„Pique Aß? — Die Mutter hat es! —“
Frau Monk erhebt sich still und blaß;
Zum Himmel blickt ihr Auge naß,
Um Schutz und Hilfe bat es!

„Schont meiner!“ ruft sie flehend dann,
„Denn diesem Kind gehör' ich an,
„Es hat nur mich auf Erden.
„Und mordet ihr mich grausam hin,
„Was soll dann, wenn ich nicht mehr bin,
„Was soll mit Lucy werden?

„O wartet nur den einen Tag;
„Er bringt uns Wind vielleicht, es mag
„Ein Schiff sich zeigen,“ spricht sie;
„Erbarmen!“ flehend tönt ihr Schrei,
Und wankt und taumelt und wie Blei
Zusammen plötzlich bricht sie!

Zur Mutter jammernd stürzt das Kind,
Da spricht der Atkins: „Nun geschwind,
„Brauch, Neger, Deinen Hieber!“ —
Der aber steht, ein Bild von Erz,
Und ringt und kämpft in wildem Schmerz,
Als schüttelte ihn Fieber!

Und Atkins mahnt ein zweites Mal;
Da fährt er auf und faßt den Stahl,
Und läßt ihn wieder sinken!
„Nein! Gönnt ihr fünf Minuten Frist,
„Ob nicht ein Schiff zu sehen ist;
„Dann“ — spricht er — „sollst Du trinken!“

Hinsinkt er an des Bootes Wand,
Und stützt die Stirne in die Hand;
Da spricht's zu seinen Füßen:
„Die Mutter liegt so starr wie Stein;
„O hilf ihr; magst Du schwarz auch sein,
„Ich will dafür Dich küssen! —“

Da drückt er zuckend vor heißem Schmerz
Blondköpfchen an sein pochend' Herz;
Doch Atkins flüstert: „Träger!

„Die Frist ist um! Kein Säumen mehr!
„Wo nicht, so gib Dein Messer her —“
Da rafft sich auf der Neger,

Und herzt das Kind und spricht: „Ich will
„Dir helfen, Lucy! Sitz' nur still
„Hier an der Mutter Seite! —“
Und schwingt sich auf des Bootes Rand
Und faßt den Stahl in seine Hand
Und singt hinaus in's Weite:

„Kein Haus, keine Heimath,
„Kein Weib und kein Kind,
„So wirbl' ich, ein Strohhalm,
„In Wetter und Wind!

„Well' auf und Well' nieder,
„Bald dort und bald hier;
„Welt, fragst du nach mir nicht,
„Was frag' ich nach dir?“

Und singt's und trifft in's Herz sich schnell;
Roth sprudelt auf des Blutes Quell
Und er im Niedersinken:

„Mich," spricht er, „nehmt statt jenem Weib,
„Mehr Blut quillt auf aus meinem Leib,
„Da habt ihr mehr zu trinken! —"

Er spricht's und stirbt! — Zwei Stunden d'rauf
Da hebt ein frischer Wind sich auf;
Des Bootes Segel schwellen,
Und eh' verglimmt der Abendschein,
Ein Schiff nimmt rettend all' sie ein,
Und führt sie durch die Wellen;

Zur lieben Heimath führt es sie.
Miß Lucy aber konnte nie
Der grausen Fahrt gedenken,
Daß fromm nicht ihre Augen blau
Zwei Tropfen hell wie Maienthau
Dem treuen Schwarzen schenken!

Charfreitag.



I.

Ein Mönch bei trüber Ampel unsich'rem Strahl
Beugt über Pergamente den Scheitel kahl;

Eng ist der Raum der Zelle und Kräuterduft
Betäubenden Gemenges füllt rings die Luft;

Retorten dampfen brodelnd dort über'm Herd,
D'rauf knisternd sich in Asche der Brand verzehrt;

Im Wandschrank in der Ecke, wie morsch er sei,
Drängt Tiegel sich an Tiegel in dichter Reih';

Bestäubter Rollen, Bücher verwirrt Gemisch
Füllt dort den Schrein, belastet hier Bank und Tisch;

Ein grinsendes Gerippe steht an der Wand
Und Sanduhr hält und Sense die Knochenhand;

Vom Fensterrande leuchten Phiolen her,
Die langgehalst, die bauchig, die voll, die leer;

Am Boden Mörser, Schalen und manch' Geräth,
Deff' Nützlichkeit der Meister allein versteht!

Dumpf ist der Raum und düster, und wer ihn schaut,
Dem graut, wie frischem Leben vor Grüften graut!

Doch hebt das greise Antlitz der Mönch empor,
Zerfließen die dunklen Schatten wie Nebelflor.

So hell und silbern leuchtet sein weißes Haar,
Es strahlt sein blaues Auge so fromm und klar,

Es lächeln die bleichen Lippen so selig mild,
Daß Licht davon und Helle rings überquillt,

Daß sich die Zelle weitet zum Königssaal,
Und hell wie Sonnen leuchtet der Ampel Strahl;

Wer schaut diese frommen Züge so still und licht,
Der fühlt, daß d'raus Verklärung der Güte bricht,

Daß Engel mit diesem Greise im Traum gekos't,
Daß Frieden seine Nähe und Seelentrost.

II.

Wer pocht an's Thor in stiller Nacht
So laut mit derben Schlägen?
„Ihr, d'rin im Kloster! Aufgemacht!
„Seid taub ihr allerwegen? —“
Ein Fensterlein wird aufgethan;
Und unten pocht es wieder!
„Was pochst und lärmst Du, guter Mann?“
Tönt eine Stimme nieder.

„Weckt Bruder Seelentrost mir auf!“
Spricht's unten an der Thüre,
„Daß rasch ich ihn in Sturmes Lauf
„Zu einem Kranken führe! —“
„Ihn wecken? — Ei, er hat zur Noth
„Dein Pochen wohl vernommen;
„Doch sprich vorerst, auf wess' Gebot
„Und wohin soll er kommen? —“

„Der Großprior Minorca's, wißt,
„Don Luis de Manrique,

„Der Lara's edlem Haus entsprießt,
„Der will, daß man ihn schicke! —"
„Was fehlt dem Ritter? Sag' auch dies,"
Vom Fenster es erschallte,
„Daß, was sonst hilfreich sich erwies,
„Bereit der Bruder halte! —"

„Was ihm gebricht, weiß er allein!"
Ertönt als Antwort wieder,
„Doch scheint es, schlimmen Fiebers Pein
„Wirft seine Stärke nieder.
„Das Auge matt, die Stirne fahl,
„Die Glieder dürr und hager,
„Vergällt ihm Ekel Trunk und Mahl,
„Und Ruhe flieht sein Lager!

„Nun aber, da ich Antwort gab,
„Laßt nun den Bruder kommen! —"
„Er kommt gleich!" tönt es d'rauf hinab;
„Er selbst hat Dich vernommen! —"
Und emsig rafft der Mönch Arznei
Zusammen in aller Eile
Und segnet jede still dabei,
Daß sie urkräftig heile.

Aufklirrt zuletzt das Klosterthor,
Und lächelnd still und heiter,
Tritt aus dem Dunkel der Greis hervor,
Zu folgen dem Begleiter.
Der fragt: „Seid Ihr es?“ — Doch er schweigt;
Ein Blick nur in die Züge,
Die Bruder Seelentrost ihm zeigt,
That völlig ihm Genüge!

III.

Valencia! Warum so leer
Sind deine Straßen weit umher?
Warum so lautlos stumm die Nacht?
Kein Liebeslied, das da erwacht,
Kein Klang von Laute oder Zither,
Kein Mädchen lauschend hinter'm Gitter
Auf schmelzender Romanzen Klang,
Auf heißer Liebesworte Drang,
Kein froh' Gelag, kein Becherschall,
Nicht Hilferuf, noch Ueberfall

Und Schwertgeklirre, frisch und hell
Von einsam nächtlichem Duell!
Valencia! Warum so still,
Da doch der Lenz erwachen will,
Da würzig dir von Baum und Strauch
Hereinweht süßer Blüthenhauch,
Da heller, glänzender als je
Dich bräutlich schmückt des Mondlichts Schnee;
Valencia! Warum so leer
Sind deine Straßen weit umher?

Es war der Tag, an dem vor vielen Tagen
Im Tode einst des Heilands Auge brach!
Es war der Tag, an dem an's Kreuz geschlagen
Der Scheidende zu seinem Vater sprach:
„Erbarmen! Lass' Vergebung sie gewinnen,
„Sie wissen nicht, o Herr, was sie beginnen! —“

Darum so stumm, darum so still,
Wenngleich der Lenz erwachen will,
Darum, Valencia, so leer
Sind deine Straßen weit umher!
Darum birgt scheu sich im Versteck
Gewaltthat sonst so dreist und keck,

Darum ertönt kein Liedesklang
Die mondenhelle Stadt entlang,
D'rum weckt der beiden Wand'rer Tritt,
Hineilend mit beschwingtem Schritt,
Heut' nur der Straßen Wiederhall!
Den Tag, der sühnt den Sündenfall,
Ehrt Schweigen rings, und schwellen auch
Von Lenzesblüthen Baum und Strauch,
Heut' wecket Taumel nicht ihr Duft;
Als Weihrauch weht er in der Luft,
Als Opfer ihm, der sterbend sprach:
„Vergib, Herr, was ihr Wahn verbrach!"

IV.

„Da sind wir!" spricht der Führer und pocht in Hast
An's Thor, das ächzend aufthut der Flügel Last.

„Gesegnet Euer Eingang!" beginnt er dann,
Und winkt dem Mönch in Eile die Trepp' hinan;

Und führt ihn durch weite Säle, voll Glanz und Pracht,
Wie's ziemt dem Hause Lara und seiner Macht;

Und führt ihn durch Gemächer, von Meisterhand
Verherrlicht mit Gemälden an Deck' und Wand;

Zuletzt in einer Halle nur Dämmerlicht,
„Hier harret!“ zum Gefährten der Führer spricht;

Und rasch durch die Tapete entschwindet er,
Als ob er in Luft ein Schemen zerflossen wär'!

Der Mönch, allein geblieben, blickt scheu sich um
Und mustert das Geräthe der Halle stumm.

Dort Waffen in der Ecke, bedeckt mit Staub,
Und Roßschweif und Standarten, des Siegers Raub;

Hier Kissen aufgeschichtet zum Ruhesitz,
Und d'rauf ein Büßergürtel voll Dornen spitz;

Hier Leda mit dem Schwane, und dort umblitzt
Vom Strahlenschein der Heiland, aus Holz geschnitzt;

Dort Kannen, Becher, Schalen von Golde schwer,
D'rin trocken Brod und Wasser vom Quelle her;

Am Boden hier die Laute, entsaitet ganz,
Und Geißelstrick daneben und Rosenkranz!

Er schaut all' dies und zweifelt, ob's Traum nicht sei,
Und schüttelt schmerzlich lächelnd das Haupt dabei.

„Weh'," spricht er zu sich selber, „weh' dem, der hier
„Von Lust zur Andacht taumelt, ein Kreisel schier;

„Weh' ihm, der in den Lüften ein Fangball schwebt,
„Und weder stirbt in Wahrheit, noch wahrhaft lebt!

„Weh' ihm, dem Kraft zur Sünde, zum Heil gebricht;
„Er kennt den Weg zur Wahrheit und geht ihn nicht!"

Und wirft sich auf die Knie und betet still,
Wie einer, der zum Kampfe sich stärken will;

Und wie sein Beten flüsternd sich schwingt empor,
Da schwebt die stille Zelle daheim ihm vor,

Die schmucklos kahlen Wände, der morsche Schrein,
Des Herdes Glut der Ampel unsich'rer Schein,

Und all' die tiefe Stille, die dorten wohnt,
Und all' der sel'ge Frieden, der dorten thront!

Und froh empor zum Himmel, der ihn geführt,
Erhebt er des Herzens Fülle, den Blick gerührt,

Und dankt ihm still, daß gnädig er ihn entrafft
Dem wilden Drang des Lebens, der Leidenschaft,

Daß nie sein Fuß vom Pfade des Glaubens wich,
Daß niemals Zweifel folternd sein Herz beschlich,

Daß seine stille Zelle nie Zeugniß gab,
Hier wog' ein Herz wildschwankend Well' auf, Well' ab!

V.

Ein Vorhang rauscht, und Schritte werden laut,
Und fernher aus der Halle Dämmerdunkel
Blickt düster zweier Augen Lichtgefunkel,
Starr, wie nach seinem Raub der Tiger schaut!

Der Mönch erhebt sich, und nun tritt ein Mann,
Zur Erde halb den grauen Scheitel neigend
Und krankhaft hohl die bleichen Wangen, schweigend
Mit ernstem Gruß zu seinem Gast heran!

Und näher tretend blickt ein Angesicht
Dem Mönch verwittert und zerstört entgegen,
Wie Trümmerschutt, der auf des Wand'rers Wegen
Ihm mahnend von versunk'ner Größe spricht!

Ja, dieses Auges jetzt erlosch'ner Strahl
Entflammte hell einst wie das Licht der Sterne;
Der welke Mund, dem Lächeln nun so ferne,
Er jubelte vordem bei Tanz und Mahl;

Und diese Stirn, durchpflügt von Furchen jetzt,
Sie war einst weiß und glatt und spiegeleben,
Und nun untilgbar eingebrannt für's Leben
Hat Seelenangst ihr Siegel d'raufgesetzt! —

Lang schauen sich die beiden schweigend an,
Als wollten, Gegensatz im tiefsten Wesen,
Im Antlitz sie, was jeder wäre, lesen;
Doch endlich hob der Johanniter an:

„Du also bist es," spricht er wie mit Hohn,
„Du bist's, den Bruder Seelentrost sie nennen,
„Deß' Ruhm selbst Malta's ferne Küsten kennen
„Als König auf der Heilkunst gold'nem Thron? —"

„Mein Nam' ist Paulus, Herr!" spricht jener still,
„Und Ordensbruder bin ich bei Sanct Peter,
„Und nannten Seelentrost mich uns're Väter,
„So ist's ein Name, der nichts sagen will!

„Nur Einer tröstet, Herr, der Seele Schmerz,
„Und war ich auch nach meinem besten Wissen
„Zu heilen leiblich Leiden stets beflissen,
„Wer heilte, als nur Gott, ein krankes Herz?

„Mag sein auch, daß der Himmel," fährt er fort,
„Durch mich einmal Trostlose ließ genesen,
„Dann ist's sein Werk, nicht meines, Herr, gewesen;
„Mein Seelentrost ist nur ein eitel Wort! —"

Der Bruder schweigt, und jener lacht wild auf:
„Ich dacht' es wohl! Nur immer Lügenkunde
„Führt tausendzüngiges Gerücht im Munde,
„Vollbrächt' es um den Erdball auch den Lauf!

„Die Seelen trösten also kannst Du nicht?
„Was kannst Du also? Nach dem Pulse fassen,
„Decocte mischen und zur Ader lassen!
„Was kannst Du? Sprich! Lass' leuchten doch Dein Licht! —"

Da spricht der Mönch: „Ich thu', Herr, was ich kann!
„Zwar Todte nicht vermag ich zu erwecken;
„Doch ließ manch' Mittel mich der Herr entdecken,
„Das Hilfe brachte manchem siechen Mann! —"

„Ei, was Du sagst!" spricht jener; „nun wohlan,
„Du siehst, es nagt ein Wurm an meinem Leben;
„Am dürren Gaumen will die Zunge kleben,
„Und wechselnd Frost und Hitze faßt mich an.

„Mich flieht der Schlaf, mich reizt nicht Mahl noch Trank,
„Mein Aug' erlischt; als zählt' ich siebzig Jahre
„Verkömmt mein Leib, ergrauen meine Haare!
„So heil' mich denn, Du siehst wohl, ich bin krank! —"

„Ihr nennt Symptome," spricht der Mönch, „nicht mehr,
„Doch soll vor meiner Kunst das Siechthum schwinden,
„So gilt's vorerst des Uebels Wurzel finden:
„Ich heilte sonst auf blindes Ungefähr!

„Und diese Wurzel, Herr —“ der Bruder schweigt,
Und jener höhnisch lächelnd spricht: „Ganz richtig,
„Des Uebels Wurzel finden ist höchst wichtig;
„Und hat sie Deinem Scharfsinn sich gezeigt?

„Wo sitzt der Fehler? Rede! Nenn' den Ort! —“
Da spricht der Mönch: „Ich möcht', soll ich's bekennen,
„Ihn schuldbeladenes Gewissen nennen! —“
„Verweg'ner!“ kreischt der Ritter auf dies Wort;

Der Mönch jedoch blickt ernst und mild ihn an:
„Ihr wart es, Herr, der meinen Rath begehrte;
„So übt' ich denn, was meine Kunst mich lehrte,
„Und nur des Arztes Pflicht hab' ich gethan,

„Des Arztes Pflicht, der Euer Uebel kennt
„Und sorgend, daß vom Brande sie gesunde,
„Aetzt, brennt und schneidet in der Wunde,
„Ob grausam auch des Kranken Wahn ihn nennt!

„Doch zürnt Ihr, Herr, so endet auch mein Amt;
„Ich kam und gehe wieder nach Gefallen! —“
Und wendet sich zur Thür; doch mit den Krallen
Des Raubthiers, wild vom Zorn das Aug' entflammt,

Faßt rauh der Ritter ihn bei Hals und Brust:
„Was weißt Du, sprich, und wer hat Dir's verrathen? —"
So stammelt er, und Flocken Schaumes traten
Auf seine Lippen: — „Sprich, Du sollst, Du mußt! —"

Da faßt der Bruder ihn mit rascher Hand
Und hat ihn schnell zum Pfeiler hingezogen,
Wo leuchtend zwischen hohen Fensterbogen
Ein Spiegel blinkt von goldgeschmückter Wand!

„Hier seht, wer Euch verrieth!" beginnt er dann,
„Der unstät düst're Blick, die scheuen Mienen,
„Die Purpurglut, die aufflammt jetzt in ihnen,
„Die haben mir das Räthsel kund gethan.

„Und diese hier," er zeigt auf das Geräth,
Verstreut rings in der Halle weiten Räumen,
„Die stummen Zeugen, wie in ihren Träumen,
„Im Wachen es um Eure Seele steht! —"

Er spricht's und läßt ihn los, und jener, blaß
Bis in die Lippen, senkt das Haupt zur Erde;
Zorn spricht und Scham aus Zügen und Geberde,
Doch Schmerz auch ohne Trost und ohne Maß.

Jetzt sinkt er auf des Lagers Kissen hin,
Erschöpft im tiefsten Mark, und so umranken
Wie Dorngeflecht ihn folternde Gedanken,
Daß kaum des Mönchs er mehr zu denken schien;

Der naht ihm jetzt, und er fährt auf! Doch dann,
Entwirrend sich aus der Betäubung Netze,
Dann winkt er still ihm zu, daß er sich setze,
Und sinnt und flüstert endlich: „Hör' mich an! —"

VI.

„Ich weiß nicht, Mönch, ob Wahrheit jenes Wort,
„Das erst ein Schwert Du mir in's Herz gebohrt!
„Ich weiß nur, Salomon im här'nen Kleide,
„Es wühlt und brennt in meiner Seele Mark;
„Hinsiecht mein Leib, einst blühend frisch und stark,
„Und *einem* Tropfen Gift erlagen beide.

„Nach Hilfe suchend fand ich Täuschung nur,
„Der Himmel hört nicht, taub ist die Natur!
„Willst Du's versuchen und die Schlange zähmen,

„Die jahrelang mein Herz umschlungen hält,
„So sei's! Du kennst das Uebel, das mich quält,
„Und sollst in Kürze nun noch dies vernehmen —"

„Nicht Kürze frommt, wo's Heil und Leben gilt!"
Mahnt hier der Mönch: „Wovon das Herz Euch schwillt,
„Die Wahrheit ohne Rückhalt müßt Ihr geben,
„Wenn Trost Euch werden, Rath Euch nützen soll!" —
„Es sei," spricht jener in verbiss'nem Groll,
„So hör' denn breit und lang mein ganzes Leben!

„Doch eins vorerst! Wie viel ist's an der Zeit? —"
„Der Zeiger rückt auf Eilf! —" „Dann ist's noch weit
„Bis Mitternacht, und kommt sie — doch zur Sache! —
„In Lara's Stamm, ob reich und mächtig auch,
„Verbeut dem jüngern Sohne alter Brauch,
„Daß Anspruch er an's Vatererbe mache.

„Der Erstgeborne, daß des Hauses Glanz
„Sich niemals mind're, nimmt das Erbe ganz;
„Die Brüder läßt die Menschheit er beglücken:
„Beim Heere diesen, jenen vor dem Mast,
„Im Chorrock den, der nicht zu Bess'rem paßt,
„Und sorgt nur kräftig für ihr Vorwärtsrücken.

„Da wird denn dieser Bischof, Cardinal,
„Der Connetable, jener Admiral!
„Ob sie's verdienen? Ei, wer hegte Zweifel?!
„Was Lara heißt, ist Heil'ger oder Held,
„So war's, so bleibt's! Das ist der Lauf der Welt,
„Das heißt, sie geht auf diesem Weg — zum Teufel!

„Genug, auch mir fiel jenes schöne Loos!
„Vorausbestimmt in meiner Amme Schooß
„Zum Ritter schon in Sanct Johannes Orden,
„Ward wohl ich eingeschult im Waffenspiel
„Und lernt' auch sonst noch Vieles, doch nicht viel,
„Und nahm das Kreuz, als mündig ich geworden.

„Vom Vaterhause schied ich ohne Schmerz —
„Ich hatte damals, mein' ich, noch kein Herz,
„Ich fand es erst auf meines Lebens Bahnen —
„Und munter schifft' ich mich zu Malta aus
„Und fand mich bald daheim im Ordenshaus
„Und glühte vor Begier auf Caravanen!

„So nennt man, Mönch, das Kreuzen auf dem Meer
„Um Strand und Häfen der Ungläub'gen her,
„Das Lauern, ob ein Schiff den Anker lichtet,

„Und naht's, dann frisch es packen, entern keck,
„Mit blankem Hieber springen auf's Verdeck
„Und metzeln, bis der letzte Mann vernichtet.

„Ein And'rer nennt vielleicht es Schlächterei,
„Wir nannten's Caravanen! — Wie dem sei,
„Das war nun meine Lust und mein Entzücken!
„Ich focht mit Glück und ward mit Ruhm genannt,
„Bekam auch bald ein Fahrzeug wohlbemannt,
„Und konnt' auf eig'ne Faust nun Lorbeern pflücken!

„So that ich auch, mit rasender Begier
„Nach Abenteuern sucht' ich dort und hier,
„Und eines Tages mit drei Türkenschiffen
„In tollem Dünkel ward ich handgemein,
„Die aber schlossen rings mich Thoren ein
„Und von drei Seiten ward ich angegriffen!

„Heiß war der Kampf, und bald der Ueberzahl
„Erlag die kleine Schaar, der ich befahl;
„Ich selber sank, und über mich erhoben
„Den Säbel sah ich schon zum Todesstreich,
„Da wirft ein Ritter, einem Tollen gleich,
„Dazwischen sich, für mich ihn zu erproben!

„Er stürzt, und überströmt von seinem Blut
„Taucht Ohnmacht beide uns in Lethe's Fluth!
„Zum Glück indeß zu uns'rer Hilfe fliegen
„Ein Ordensschiff und and're fünf daher;
„Da denkt der Türke nicht an Beute mehr
„Und macht sich fort und läßt für todt uns liegen! —

„Zu Leben und Besinnung neu erwacht,
„In's Ordensspittel fand ich mich gebracht
„Und neben mir lag er zum Tod getroffen,
„Der erst das Leben für das meine bot;
„Ich leicht verwundet, er so schwer bedroht,
„Daß Rettung lange kaum auch nur zu hoffen!

„Und als er so vor mir lag, bleich und stumm,
„Erkannt' ich ihn! Er schlich um mich herum
„Auf Malta schon, und schien mir sehr ergeben.
„Wie das so kam, wer weiß es? Denn ich war
„Stolz, höhnisch, kalt und aller Milde bar;
„Doch liebt' er mich und gab für mich sein Leben!

„Er hieß Alphons, de Vera zubenannt,
„Ein Spanier wie ich, mir halb verwandt,
„Woran er, scheint's, sehr viel, ich niemals dachte;

„Doch als er so vor mir lag, mit dem Tag
„Erhob in mir ein Uhrwerk seinen Schlag;
„Es war mein Herz, das leider da erwachte!

„Und von dem Tag an wankte nicht und wich
„Mein Blick von ihm mehr, und kein Schlaf beschlich
„Mein wachsam Aug', bis völlig er genesen!
„Und als er's war, als nur die Narbe blieb
„Auf seiner Stirn von jenem Säbelhieb,
„Welch' Glück wär' je dem meinen gleich gewesen!

„Und welcher Freundschaft Band umschlang uns dann!
„Was Pylades je für Orest gethan,
„Für Damon Pythias, wie gänzlich wollten
„Wir's überstrahlen, daß die Enkel nicht
„Von jenen mehr, daß Sage und Gedicht
„Nur mehr von unsern Namen wissen sollten!

„O welch' Entzücken, welche Seligkeit,
„Zu prunken in der Freundschaft neuem Kleid,
„Als Eins in zwei Gestalten sich zu zeigen;
„Sich vorzuprahlen, was auch kommen mag,
„Die schlimmste Stunde und der rauh'ste Tag,
„Und was auch flieht: Der Freund bleibt doch mein eigen!"

„O Jugendwahn, o Kinderschwärmerei!
„Das Leben flieht dir wie ein Traum vorbei,
„Und du, du willst Gefühle dir bewahren,
„Die Kinder einer Stunde, todt mit ihr,
„Hinstäuben wie des Frühlings flücht'ge Zier,
„Bis neue Lenze neue uns gebaren!

„O eitler Dünkel, toller Selbstbetrug,
„Der wähnt, des Menschen Wille sei genug
„Zu schaffen, zu erhalten, zu zerstören,
„Da all' wir doch die Narren nur der Zeit,
„Die Sclaven nur der eig'nen Nichtigkeit,
„Der Macht des Zufalls, nicht uns selbst gehören!"

„Halt!" spricht der Mönch. „Wir sind vom Joch der Zeit,
„Des Todes durch des Heilands Blut befreit;
„Den Weg, den jeder wählt, mag jeder gehen!
„Nicht Ungefähr, nicht blinden Zufalls Macht,
„Gott ist's, der über unser Schicksal wacht,
„Und was in Gott begann, das bleibt bestehen! —"

„Mag sein denn," spricht der Ritter, „frommer Mann,
„Daß uns're Freundschaft nicht in Gott begann,
„Doch sicher warf der Teufel sie in Scherben!

„Hör' weiter nur, es klingt gar wundersam,
„Welch' Lärvchen vor's Gesicht der Schlaue nahm,
„Das Eden uns'rer Träume zu verderben."

VII.

„Wir waren unzertrennlich, wie gesagt,
„Als wären wir von jeher Eins gewesen;
„Was er erhob, gefiel mir ungefragt,
„Und er verwarf, was minder mir behagt;
„Horaz und Maro lernt' ich von ihm lesen,
„Und er dafür, den Weltlust nie geplagt,
„Der kaum dreist aufzublicken je gewagt,
„Er wandelte nach meiner Art sein Wesen;
„Er trinkt und spielt die Nacht durch, bis es tagt,
„Und schlägt sich, gibt es Händel, unverzagt;
„So lebten wir ein selig Doppelleben,
„Ich ihm, er mir in Andacht fast ergeben!

„Ja, Sympathie — so denk' ich, heißt das Wort,
„Und ist's auch mehr nicht als ein Klang, ein Namen —
„Du lockst, ein Irrlicht, uns nach da und dort,

„Und löschest aus, wenn in den Sumpf wir kamen
„O blinder Wahnsinn! — Doch ich fahre fort!

„Wir waren einmal Nachts in See gestochen
„Und kreuzten, Beute suchend, hin und her,
„Und dämmernd war der Tag kaum angebrochen,
„Da taucht ein Pünktchen plötzlich aus dem Meer,
„Und wächst und wächst. — Geschwind das Fernrohr her!
„Ein Fahrzeug ist's und zeigt, herangekrochen,
„Den Halbmond! — Wie der Hund, der Schweiß gerochen,
„Der Fährte folgt und läßt von ihr nicht mehr,
„So jagten wir auch, eine Menschenmeute,
„Blutwitternd ohne Rast nach uns'rer Beute!

„Sie ward erreicht und bald der Feind bezwungen,
„Das heißt erschlagen, was den Turban trug;
„Doch barg das Schiff noch and'res Volk genug,
„Die Christensclaven nämlich aller Zungen,
„Die wegzuführen unser'm Feind gelungen
„Von da und dort auf seinem Räuberzug,
„Die hielten uns're Kniee nun umschlungen,
„Und priesen Engel uns, die rasch im Flug
„Aus Wolkenhöhen sich herabgeschwungen,
„Zu züchtigen Gewaltthat, Raub und Trug,

„Und derlei mehr. Ich aber hielt für klug,
„Zu sehen, ob nicht Bess'res wir errungen
„Als eitlen Dank, nach dem ich wenig frug,
„Und war in die Cajüte eingedrungen!

„Dort aber — doch warum mit Müh' und Noth
„Dir schildern, was mein trunken Aug' gesehen;
„Du würdest mich nur hören, nicht verstehen! —
„D'rum kurz, der Anblick, der sich dort mir bot,
„Ein Mädchen war es, das, da Kampf gedroht,
„Hieher sich barg, sein Wüthen nicht zu sehen,
„Und das nun ungewiß noch, was geschehen,
„Mich zweifelnd anstarrt, bis ein flammend Roth
„Ihr Antlitz anhaucht und in stummem Flehen
„Sie knieend nach mir streckt die weißen Arme,
„Daß schützend ihrer Noth ich mich erbarme!

„O sie war schön! Wie ringelte ihr Haar,
„Als ob ein gold'ner Mantel sie umflöße,
„Sich üppig dicht um ihrer Schultern Blöße!
„Wie funkelte das dunkle Augenpaar,
„Als ob des Weltalls Licht sich d'raus ergöße,
„Und diese Lippen, Rosen ganz und gar,
„Als ob der Lenz nur eben sie erschlöße,

„Der Stimme Wohllaut schmelzend weich und klar —
„Doch sieh', wie Narren wir der Stunde bleiben,
„Nun that ich's doch, und wollt' erst nicht beschreiben!

„Mir war's wie Traum, ich lebte nicht, ich sah!
„Und auch Alphons, der, seit ich ihm entschwunden,
„Nicht ruhte, bis er meine Spur gefunden,
„Auch er stand stumm, ein Bild des Staunens, da.
„Doch endlich ward der Starrsucht ich entbunden;
„Ich sprach vorerst nur Silben: Nein und Ja!
„Dann Worte, wenig, aber tief empfunden,
„Und endlich fragt' ich sie, wie es geschah,
„Daß sie zum Raub ward jenen Türkenhunden,
„Und sagt' ihr auch, wär' ihre Heimath nah', —
„So ganz umstrickten schon mich Netz und Schlingen —
„Ich wollte selbst dahin zurück sie bringen!

„Da weinte sie, und weinte lang und heiß
„Und rauft ihr Haar dabei und schlägt die Brüste!
„Sie war daheim auf Napel's sonn'ger Küste;
„Da landet eines Tags die Schaar des Beys,
„Umringt und hält sie fest, und als der Greis,
„Ihr Vater, wehrt dem räub'rischen Gelüste,
„Da sieht sie ihn, und sieht, erstarrt zu Eis,

„Die Brüder fallen, und des Sieges Preis
„Vom Grab der Mutter, das sie schützen müßte,
„Wenn Gräber schützten, aus der Heimath Kreis
„Hinweggerissen, eh' sie's ahnt und weiß,
„Im Türkenschiff auf öder Meereswüste
„Verhallt der Jammer ihres Wehgeschreis,
„Und hinter ihr, die Beute wilder Flammen,
„In Trümmer bricht ihr Vaterhaus zusammen!

„Verweist und arm und schutzlos und allein!
„Durchzuckt es wie ein Lichtstrahl mir die Seele —
„Vielleicht auch war's der Hölle Wiederschein —
„Und sel'ges Ahnen jubelt: Sie ist dein!
„Doch sorg' ich, daß mein Antlitz dies verhehle
„Und hüll' in schwerer Pflichten Ernst es ein;
„Zur Heimkehr geb' ich schleunig die Befehle,
„Und mit dem Türkenschiffe, das nun mein,
„Zieh' unverweilt ich noch beim Morgenschein,
„Daß Licht und Glanz nicht meinem Siege fehle,
„Wie im Triumph in Malta's Hafen ein!
„Die Menge jauchzt, indeß ich still mich quäle,
„Und schwankend schwebe zwischen Ja! und Nein!
„Ob rasch Gelegenheit beim Haar ich fasse,
„Ob Zufall und Geschick ich walten lasse?

„Doch And'res denkt der Mensch und bringt die Zeit!
„Noch jenen Tag, da wir nach Malta kamen,
„Erkrankt Sebaste, denn dies war ihr Namen,
„Und Schrecken macht und Gram und Herzeleid
„Der jungen Glieder frische Kraft erlahmen.
„Indeß die Andern all', die wir befreit,
„Den Weg zur Heimkehr da und dorthin nahmen,
„Liegt Tod und Leben hart in ihr im Streit,
„Und statt zu funkeln hell im Demantrahmen
„Scheint ihrer Schönheit Bild dem Grab geweiht!
„Der Satan läßt nicht seine Saat verderben;
„Zum Fluche lebt sie, statt zum Heil zu sterben!

„Doch fühlt' ich damals anders! Sorge faßt
„Und Furcht und Angst mich würgend an der Kehle;
„Mir bleibt nur Sinn für ihres Pulsschlags Hast,
„Und ob ich richtig seine Schläge zähle!
„Alphons jedoch, indeß mein Wahnsinn ras't,
„Besorgt, was Noth thut, mit gefaßter Seele;
„Der Treue, Gute, trägt an schwerer Last!
„Daß niemand sich in mein Geheimniß stehle,
„Ein einsam Landhaus, wie's für Kranke paßt,
„Erwirbt er uns, und daß nicht Pflege fehle,
„Ein Zöfchen auch, gar eine fromme Seele!

„So sorgt und schafft der Edle ohne Rast,
„Zwar meistens nur für sich! — Doch Menschen pflegen
„Umsonst nicht Liebesdienste auszulegen!

„Doch ich war damals taub und blind und toll,
„Und merkte nicht, was klar genug gewesen;
„Auch fing Sebaste an nun zu genesen,
„Und solcher Lust war meine Seele voll,
„Daß umgekehrt in seinem tiefsten Wesen
„Mein starres Herz von Milde überquoll!
„Was selten war und köstlich und erlesen,
„Ihr bracht' ich's dar, nicht als Geschenk, als Zoll,
„Als schuldigen Tribut, als Opferspenden,
„Der Gottheit dargebracht mit scheuen Händen!

„Denn schüchtern war ich, knabenhaft verzagt;
„Nicht Worte fand mein glühendes Begehren;
„Ich seufzte nur, und wenn ihr Auge fragt:
„Welch' Leiden scheint Dich folternd zu verzehren?
„So schweig' ich still, und wage durstgeplagt
„Des Glückes vollen Becher nicht zu leeren!
„Das ging so fort, bis einst ein Wort sie wagt,
„Als dächte sie nach Napel heimzukehren;
„Da brach es los, und wie vom Sturm verjagt

„Zum Sonnentage Nebel sich verklären,
„Da war sie mein! Was heut' noch sie versagt,
„Das drängt sie's morgen lächelnd zu gewähren!
„Und ob auch Vorwurf ihr am Herzen nagt,
„Erwägt sie mein Gelübd', der Mutter Lehren,
„Es kann der Liebe Wonnen nicht entbehren,
„Wem einmal ihres Glückes Strahl getagt!
„Mein ist sie, mein, dreht' auch auf Napel's Küste,
„Die Mutter sich im Grab um, wenn sie's wüßte.

„Wir liebten zärtlich und auch treu fürwahr,
„So lang es hielt! Denn was mit heil'gen Schwüren
„Wir auch gelobten — Steine konnt' es rühren —
„Und wie zu Zeugen auch der Heil'gen Schaar
„Wir riefen, daß wir redlich so verführen,
„Es war doch Wind nur, Täuschung ganz und gar,
„Ja, Lüge war's und — nenn' ich's nach Gebühren —
„Betrug, Verrath! — O, daß nach manchem Jahr
„Noch heute meine Lippen wunderbar
„Der Ungetreuen Judasküsse spüren! —
„O Narrenwelt! — Sie hatte Hinterthüren
„Die schöne Villa — Dummbart, der ich war! —
„Und jene — Wein! Nichts mehr von Weiberschürzen,
„Wein schafft mir, Wein, und laßt ihn Feuer würzen!“

VIII.

In zwei Pokalen funkelt wie Rubinen
Der Traube Saft, die Xeres Sonne reift,
Und unberührt steht einer noch von ihnen,
Wo rasch der Ritter nach dem andern greift,

In Hast ihn leert und wieder füllt und wieder,
Erklingen auch in seines Herzens Schrein
Dabei nur lauter alte Trauerlieder,
Und mischen Wermuth in den klaren Wein!

Stumm sitzt der Mönch; doch wenn er unverwendet
Des Ritters Züge bis dahin bewacht,
So starrt sein Blick nun gläsern, wie geblendet
Von jähem Lichtschein in tiefdunkler Nacht!

Ist's Wahrheit? — Kam der Tag, der ihm nach Jahren
Voll hartem Kampf und spät errung'nem Sieg
Das Räthsel löst't, deff' Kern er nie erfahren,
Den Namen nennt, den Reue ihm verschwieg!

Er also ist es, er! — Und seine Wangen
Färbt dunkle Glut und seine Lippe bebt,
Doch eh' von ihrem Rand noch Worte klangen,
Hat schon des Unmuths Wallung ausgelebt;

Und wieder, wie beschämt die Blicke senkend
Und still sich kreuzend sitzt der Gottesmann;
Der Ritter aber wild den Becher schwenkend
Hebt also wieder rasch und bitter an:

„Du kostest nicht von meinem Firneweine?
„Bedenk', Du sitzest nicht im Beichstuhl hier,
„Und ob mein Herz auch sündhaft Dir erscheine,
„Mein Wein ist lauter! — Stoß' denn an mit mir!

„Du willst nicht? Gut! Es preisen manche Wasser
„Als Nectar an! — Wohlfeile Phantasie! —
„Auch brüsten and're sich als Weiberhasser;
„Ich liebte diese stets und jenes nie!

„Vielleicht wär's besser umgekehrt gewesen;
„Denn willst Du nur in meines Lebens Buch
„Mit mir noch ein paar Blätter weiter lesen,
„So siehst Du wohl, sie brachte stets mir Fluch,

„Die Schwäche nämlich für die holden Sünden,
„Für Wein und Weib, des Lebens Doppelweh;
„Und wie das kam, das will ich Dir nun künden,
„Begreift es anders Deines Scheitels Schnee!

„Doch erst, daß ich mir Unrecht that, erfahre,
„Wenn ich mich schilderte als Seladon,
„In Liebesspiel vertändelnd Jahr auf Jahre;
„Nach Wochen brach die Macht des Zaubers schon!

„Denn wie zurückschnellt, wenn der Pfeil entsendet,
„Des Bogens Sehne in's gewohnte Maß,
„So war mein Herz auch wieder umgewendet,
„Sobald ich die Geliebte erst besaß!

„Nicht daß die Liebe schwand, doch Starrsinn kehrte,
„Der Widerstand nicht duldet noch begreift,
„Und wilder Trotz zurück, und Hohn und Härte,
„Die Früchte, wie mein Herz sie eben reift!

„Zumeist, wie rauh ich war, empfand Sebaste;
„Ja, traf sie meiner Worte Natternstich,
„Daß bald ihr Antlitz flammte, bald erblaßte,
„Ich weiß nicht, welche Lust mich da beschlich!

„Mir war's, als ob der Puls der Liebe stockte,
„Wenn er nicht aufflog unter meiner Hand,
„Und jede Thräne, die ich ihr entlockte,
„Begrüßt' ich jubelnd als ein Liebespfand!

„Auch hielt ich meine Laune nicht in Schranken
„Und wechselte die Stimmung mit dem Wind,
„Und sah ich sie in Unruh' zweifelnd schwanken,
„So freut' ich mich und jauchzte wie ein Kind!

„Da ward sie still zuletzt, wie Wand'rer schweigen,
„Wenn Müdigkeit allmählich sie beschleicht,
„Die Blumen matt die welken Häupter neigen,
„Wenn glühend über's Meer Sirocco streicht!

„Und wollt' ich dann sie trösten, sie zerstreuen,
„So ließ sie es geschehen, ja sie schien
„Recht herzlich meiner Freude sich zu freuen,
„Doch ihre eig'ne, leider, war dahin!

„Und grollt' ich dann und schalt, fährt sie zusammen
„Und sitzt dann wieder still und stumm und blaß,
„Bis glühend ich in wilden Zornes Flammen
„Der Sitte fast und meiner selbst vergaß!

„Anwachsen sieht Alphons den Streit und steigen —
„Der Edle hatte wohl darauf gezählt —
„Und statt sich fern zu halten, statt zu schweigen,
„Ermahnt er, warnt! — Das hatte noch gefehlt!

„Nur heißer noch beginnt mein Blut zu sieden,
„Je mehr Alphons zum Frieden tückisch spricht! —
„Da ward ich in's Capitel einst beschieden,
„Und grollend nur gehorcht' ich meiner Pflicht!

„Da saßen sie, die alten Großprioren,
„Der Meister an der Spitze, stumm und streng;
„Mir aber, ganz im Seelensturm verloren,
„Schien eitel Posse nur dies Festgepräng'.

„Was war es? — Einen Streit galt's beizulegen,
„In dem mit Spanien der Orden lag,
„Und zum Vergleich den König zu bewegen
„War ich bestimmt! — Mir war's ein Donnerschlag!

„Sie rechneten für ihres Plans Gelingen
„Auf meines Hauses Einfluß, seine Macht,
„Und sucht' ich auch Ausflüchte vorzubringen,
„Es war vergebens! Alles war bedacht!

„Der Auftrag, sah ich, war nicht abzulehnen,
„Und zu Sebasten lenk' ich trüb den Schritt
„Und theil' ihr mit, und sie vernimmt in Thränen,
„Was scheidend zwischen uns're Liebe tritt!

„Ihr erstes Wort war: „Kannst Du mich verlassen?"
„Ihr zweites: „Gehst Du? Wohl, ich geh' mit Dir!"
„Und kaum vermag ihr müder Geist zu fassen,
„Daß dies nicht angeht, daß kein Ausweg hier!

„Gefahren, sah ich, mußt' es ihr bereiten,
„Versagte ich Gehorsam dem Befehl;
„Und durfte sie nach Spanien mich begleiten,
„Der Sitte trotzend ohne Scheu und Hehl?

„Da weint sie — uud auch meine Thränen flossen,
„Nicht schäm' ich mich's zu sagen, herb und heiß,
„Und wer so bitt're Tropfen nie vergossen,
„Der sage nicht, daß er vom Leben weiß!

„Da war der Streit vorbei, der Groll entschwunden,
„Und tief empfand ich, wie mein Trotz gefehlt,
„Und welche Qualen sie durch mich empfunden,
„Sie fühlte, daß nur Liebe sie gequält!

„Und wie nach schwerem Sturm oft hell der Abend
„Von Purpur glüht, so flammte hell und rein
„Um uns're schmerzzerriss'nen Seelen labend
„Des alten Glückes froher Wiederschein!

„Und zu Alphons nun flüchtet mein Vertrauen;
„Ihm übergab ich, seiner treuen Hut,
„Mein stilles Haus, die lieblichste der Frauen,
„Mein Glück, mein Hoffen! — Nun, die Wahl war gut!

„Er weigert's erst und will sich nicht bequemen;
„Bei mir sei seine Stelle, nur bei mir;
„Sein Vorrecht sei's, er lass' es sich nicht nehmen,
„Und warum jetzt, jetzt eben blieb er hier?

„Sebaste wisse selbst sich zu behüten;
„Er wäre krank — er sah auch hohl und bleich,
„Und saß versunken oft in dumpfes Brüten —
„Er sehn' sich fort, wohin, das gälte gleich!

„Und derlei mehr, worauf ich wenig hörte;
„Denn nahm ich gleich für baare Münze hin,
„Womit der Gute schamlos mich bethörte,
„Nicht wandeln konnt' es meinen starren Sinn!

„Er mußte bleiben, daß mit ruh'ger Seele
„Ich heimwärts schiffen könne über's Meer,
„Daß nicht mit Möglichkeiten Furcht mich quäle
„Und Schreckensbilder zaub're um mich her!

„Er bleibt zuletzt, zwar nur mit Widerwillen,
„Die Miene nahm zum mindesten er an;
„Und ich, ich Thor, ich jubelte im Stillen,
„Daß solchen Freund ich unverdient gewann!

„So kam der Tag, der Anker war gelichtet,
„Das Segel schwillt, von günst'gem Wind gebläht,
„Und nach der Küste war mein Blick gerichtet,
„Von der sein Hauch mich in die Ferne weht!

„Noch winkt ihr Tuch, und heut' noch seh' ich's winken,
„Wie eine Taube flattert's hin und her;
„Und tiefer stets und tiefer seh' ich's sinken
„Das holde Bild, und so versinkt's im Meer! —

„Und nun, — nun Wein her, Alter! Füll' den Becher,
„Die Lippen lechzen und mein Geist erschlafft;
„Du sahst den Thoren nun; Du siehst den Rächer,
„Gewann ich erst zu sprechen wieder Kraft.

IX.

Der Ritter, halb erschöpft, halb trunken,
Ist in den Pfühl zurückgesunken;
Der Mönch sitzt schweigend wie zuvor,
Doch sein Gedanke schwebt empor:

„O Leidenschaft, wie Sturmgebraus
„Mit Unruh füllst das Herz du aus!

„Du blendest, doch dein Schimmer lügt,
„Du reizest, doch dein Reiz betrügt!

„Dein Glück ist Schmach und Gram und Noth,
„Dein Pfad ist Nacht, dein Sieg ist Tod!

„Du aber, der Du Liebe bist,
„Sein wirst und warst zu aller Frist,

„Du, der vor Jahren heut' dem Tod
„Für uns als Opfer dar sich bot,

„Du änderst Dich, Du täuschest nicht;
„Bei Dir ist Frieden, Klarheit, Licht!

„Du bist die Wahrheit, die besteht,
„Du bist das Glück, das nicht entweht!

„O Menschenwahn, was tauschst du Leid
„Und Elend ein für Seligkeit!“

So denkt der Mönch, und Wehmuth spielt
Um seine Lippen fromm und mild;
Der Ritter aber ächzend schwer
Erhebt sich vom Pfühl und schaut umher;
Und schüttelt zurück die Haare grau
Und hebt dann an, keck, wild und rauh:

X.

„Nun kommt es, frommer Mann, und nun merk' auf,
„Nun spiel' ich Dir auf andern Saiten auf!
„Nicht Liebesseufzer tönt mein Mund fortan,
„Das Siegeslied der Rache stimmt er an,
„So laut, so wild, daß jeder Nerv' Dir dröhnt,
„Und jahrelang den Klang Dir wiedertönt;
„So laut, so wild, als schmetterte ein Chor
„Von kreischend toll aufjauchzendem Gelächter
„Tief aus der Hölle Schlund dazu empor! —
„Bekreuzest Du Dich ängstlich, Du Gerechter? —
„Du lüfteteſt ja selbst der Schleuse Thor!
„Was bebst Du, bricht in donnerndem Gebraus
„Die dunkle Fluth wildschäumend nun heraus!

„Es war zur Nacht! — Von Spanien kam ich her;
„Ich hatte glücklich mein Geschäft vollendet
„Und nach drei Monden, froh der Wiederkehr,
„Nach Malta zu des Schiffes Kiel gewendet!
„Doch hatten Sturm und ungestümes Meer
„Mein Fahrzeug nach Amalfi's Bucht verschlagen,
„Wo and're noch der Ordensschiffe lagen.

„Ich ging an's Land und ließ in Eil' und Hast
„Ausbessern, was an Segeln, Spieren, Mast
„Der Sturm erst zu beschädigen sich mühte.
„Spät Nachts erst steig' ich nieder zur Cajüte;
„Da liegt ein Brief, die Handschrift unbekannt,
„Das Siegel fremd, der Schreiber nicht genannt;
„Woher er kam, ich konnt' es niemals wissen,
„Doch stand ich starr, als ich ihn aufgerissen!
„Der Inhalt lautet' so:
„„Ihr seid betrogen,
„„Von Eurem Lieb, von Eurem Freund geprellt!
„„Das Netz, das Andern Ihr so oft gestellt,
„„Ward über Euch nun rächend zugezogen,
„„Und Hohn mit Hohn vergilt gerecht die Welt! —""

„Mehr nicht als dies! — Ich les' und lese wieder,
„Dann schleudr' ich wild das Blatt zur Erde nieder
„Und schwing' mich auf's Verdeck! „Die Anker auf!"
„War mein Befehl: „Die Sclaven all' an's Ruder!"
„Und so bei Nacht und Nebel, guter Bruder,
„Nach Malta richt' ich rasch des Schiffes Lauf!

„Ein Tag, zwei gingen hin! — Nur Rache träumte
„Mein schwellend Herz und meine Lippe schäumte! —

„Und wieder ward es Nacht! — Der Stand der Sterne
„Verkündet mir, daß Malta nicht mehr ferne,
„Und endlich taucht's im Zwielicht vor mir auf!
„Ich aber lenke nun des Schiffes Lauf,
„Daß niemand meine Ankunft noch erfahre,
„Dem Hafen abgewandt, den Strand hinauf,
„Wo schützend ich in sich'rer Bucht es wahre,
„Indeß ich selbst in leichtem Ruderkahn
„In ungestümer Hast an's Ufer fahre.
„Ein Pfad führt dort den Höhenrand hinan,
„Dem Landhaus zu, nach dem mein Herz begehrt,
„Und wie ich ihn erklimmend vorwärts schreite,
„Da liegt's vor mir, der Stadt die Vorderseite,
„Dem Wald und mir den Rücken zugekehrt,
„So friedlich still, so traut umrankt von Reben,
„Als könnten hier nicht Trug und Arglist leben.
„Und ich stand still, halb zweifelnd, halb getrost,
„Da plötzlich an des Hauses hint'rer Ecke,
„Die nach dem Meer hinausschaut gegen Ost,
„Gähnt unter dichten Weinlaubs grüner Decke
„Die Wand weit auf und speit das Scheusal aus,
„Das einstens ich Alphons und Bruder nannte;
„Und rasch durch's Buschwerk schlüpft er nächst dem Haus
„Dem Pfade zu, der nach der Stadt sich wandte!

„Starr steh' ich, als ob Zauber fest mich bannte,
„Und um mein Haupt her schwirrt's wie Sturmgebraus;
„Dann fühl' ich erst, was mir im Leben brannte,
„Und fahr' empor und reiß' mein Schwert heraus,
„Und vorwärts stürz' ich, und als nah' am Haus
„Ein Gitter hemmend mir den Weg verrannte,
„Da will ich rufen, doch der Klang bleibt aus;
„Ich rüttle an den Stäben, rüttle wieder;
„Sie halten fest, und übermannt von Wuth,
„Von Ingrimm, Haß, getäuschter Racheglut
„Zuletzt zur Erde leblos stürz' ich nieder!

„Als ich zu mir kam, war des Zwielichts Grau
„In hellem Purpur flammend aufgegangen;
„Mein Kopf war heiß, doch trofen meine Wangen,
„Ich weiß nicht ob von Thränen, ob von Thau!
„Ich raff' mich auf und find' das Gitter offen,
„Ich stürz' hinein und finde leer das Haus;
„Gemächer, Kammern, Stuben such' ich aus,
„Bis endlich auf das Zöfchen ich getroffen,
„Alphons, des Treuen, treue Helferin,
„Und diese, auf der Brust des Schwertes Spitze,
„Die beichtet nun von einem Rasensitze,
„Von dunkler Laube, duftendem Jasmin,

„Und endlich, immer toller, immer bunter,
„Vom Hinterpförtchen, das allnächtig schier —
„Ich stoß' die Dirne mit dem Fuß von mir
„Und lach' laut auf und stürz' zur Stadt hinunter!
„Sebaste floh, als sie im Morgenschein
„Mich leblos fanden hingestreckt am Gitter;
„Doch er, der treue Freund, war Johanniter,
„Der mußte bleiben, und so war er mein;
„Blind ras' ich fort und in die Stadt hinein!

XI.

„Vor Ostern war's, Charfreitag, so wie heute,
„Nur daß ich damals noch den Tag nicht scheute,
„Das sollt' erst kommen! Leider kam's zu spät!
„Im Ordenshaus, was sonst dem Ort nicht eigen,
„Empfängt mich dumpfe Stille, todtes Schweigen;
„Die Ritter, hieß es, seien im Gebet,
„Zur Beicht die Einen; der und jener steht
„Am heil'gen Grab als Wächter, andere steigen
„Den Kreuzgang zum Calvarienberg hinan!
„Und er," hub endlich ruhig mild ich an,
„Mein Freund Alphons —" die Perle der Verräther! —

„Wo find' ich ihn?“ — Der wäre, hieß es d'rauf,
„Im Hafen jetzt und käm' zur Kirche später! —
„Da wallt mein Herz in wildem Jubel auf!
„Vom Hafen weg zur Kirche sich zu wenden
„Beschloß der fromme Heuchler, wie es schien,
„Dann aber geht, das greift sich mit den Händen,
„Dann geht sein Weg durch's Todtengäßchen hin,
„Geht dorthin, wo allein auf Malta's Erde
„Ich hoffen konnte, daß mir Rache werde!

„Denn, wisse, Mönch, es ist seit grauer Zeit,
„Daß Ehrbegier und eitle Lust am Streit
„Dem Orden nicht der Zwietracht Fluch verhänge,
„Auf Malta's Grund und Boden, wo es sei,
„Auf off'nem Markt, in öder Wüstenei,
„Der Zweikampf untersagt mit blut'ger Strenge;
„Doch daß den Reif der Most nicht gährend sprenge,
„Gab man ihn dort in jenem Gäßchen frei!
„Dort ist's vergönnt, den blanken Stahl zu brauchen,
„Ihn rächend in des Gegners Brust zu tauchen;
„Dort ist's vergönnt, und dort vor Ingrimm blaß,
„Gebietend kaum des Herzens stürm'schen Schlägen,
„Dort harr' ich sein, bewehrt mit Dolch und Degen,
„Dort harr' ich sein, bewehrt mit meinem Haß,

„Entschlossen, einer müsse von uns beiden
„Verblutend dort vom Strahl des Tages scheiden!

„Am Münster läuft das Todtengäßchen hin,
„Und ungeduldig schreit' ich's auf und nieder
„Und horch' und stehe still, und horche wieder,
„Doch er kommt nicht! — Verdammniß über ihn!
„Ich zähl' die schwarzen Kreuze an den Mauern
„Des Münsters ab; just eilfe an der Zahl,
„Die Stätte zeichnend, wo durchbohrt vom Stahl
„Ein frisches Leben schwand in Todesschauern;
„Ich wähl' für's zwölfte mir die Stelle aus,
„Dann aber, rastlos wieder fortgetrieben,
„Späh' lauernd nach dem Hafen ich hinaus,
„Und wenn mein Hoffen unerfüllt geblieben,
„Dann fluch' ich, stampf' die Erd', daß Funken stieben!
„Denn glühend weckt der Wein von Cyperns Strand,
„In dem ich, von Erschöpfung aufgerieben,
„Im Ordenshaus Erquickung sucht' und fand,
„In meinen Adern solchen Fieberbrand,
„Als ob nicht Blutespurpur sie durchquölle,
„Nein, Lava, wie sie aus Vulcanen bricht! —
„Ja, wer Wein liebt und Weib, gehört der Hölle,
„Und wer sie nicht liebt, kennt den Himmel nicht!

„Doch jetzt — das war nicht Täuschung! — Schritte schallen
„Vom Hafen her! Schon näher dringt der Klang!
„Halt fest, mein schwellend Herz! Es ist sein Gang!
„So klingt ein Schwert an seines Gürtels Schnallen,
„So klirrt sein Sporn! Er kommt! Er ist es! — Nein! —
„Der dort herankommt, bleich wie Mondenschein,
„Das Aug' so hohl, das Antlitz so verfallen,
„Dies wär' Alphons, den krank ich zwar verließ,
„Doch Fleisch und Blut, nicht ein Gespenst wie dies? —
„Und fast wie Wehmuth will es mich beschleichen!
„Da seh' ich wieder ihn gleich einem Dieb
„Aus jener Hinterthür in Hast entweichen,
„Und: „Schäm' dich!" zürnt in mir der Rache Trieb,
„Beklagst du ihn? Erkennst du nicht die Zeichen,
„Die Schuld brandmarkend auf die Stirn ihm drückt?
„Die Rosen, die sein Antlitz einst geschmückt,
„Sebastens Küsse machten sie erbleichen!
„Von Wonnetaumel sel'ger Nächte prahlt
„Der müde Gang der unstät schwanken Glieder!
„Der mit Verrath Vertrauen dir bezahlt,
„Er dauert dich, der Judas! Stoß' ihn nieder!"
„Da kocht mein Blut und braust und überwallt,
„Da spring' ich vor und donnernd ruf' ich: „Halt!"

„Das Wort erweckt ihn wie aus tiefem Traum;
„Er blickt empor, erkennt mich, fährt zusammen,
„Und seine Wangen, blaß und erdfahl kaum,
„Entbrennen lichterloh in Purpurflammen!
„Er steht und senkt den Blick und schweigt! Und ich:
„Zieh!" ruf' ich, „zieh!" Doch er steht ohne Leben,
„Nur daß die Lippen, leise zuckend, beben;
„Zieh'!" ruf' ich, „willst Du ziehen, Schurke? Sprich! —"
„Das Wort trifft wie ein Pfeil! Sein Auge funkelt,
„Und endlich spricht er dumpf: „Nicht gegen Dich!"

„Wie!" brech' ich los in ungemess'nem Zorne,
„Du ziehst nicht gegen mich, nur all' mein Glück
„Zerbrachst Du mir verräth'risch Stück für Stück,
„Und gabst mich preis des Spottes scharfem Dorne!
„Mein Leben willst Du schonen, feiger Wicht,
„Nachdem Du Schmuck und Reiz erst ihm genommen,
„Ich aber bin um schöne Worte nicht,
„Ich bin zum Kampf, wo nicht zum Mord gekommen!
„Zieh'! sag' ich, oder —" Meine Stimme bricht;
„Doch läßt den Rest der blanke Stahl ihn wissen,
„Den rasch der Scheide meine Hand entrissen! —
„Er regt sich nicht, da fass' ich zornesbleich
„Ihn an der Brust und heb' die Hand zum Streich!

„Jetzt blickt empor er endlich von der Erde,
„Und sanft abwehrend, ruhig, mild und weich
„Beginnt er dann mit flehender Geberde:
„Nicht jetzt! Nicht heute! Lass' es morgen sein!
„Ist doch Charfreitag heut'; ich will zur Beichte!
„Heut', wo sein Haupt der Herr am Kreuze neigte,
„Heut' lass' mich büßen, morgen bin ich Dein!

„Er spricht's, und ich, mit ungewissen Blicken
„Steh' zweifelnd erst; dann aber, sei's daß Wein,
„Daß Haß in mir des Mitleids Keim ersticken,
„Laut lach' ich auf und höhnisch brüll' ich: „Nein!
„Das hoffe nicht! Ich will nicht makelrein
„Und weißgewaschen Dich zum Himmel schicken,
„Recht mitten in die Seligkeit hinein!
„Es muß, erfahre, Sünder wie wir waren,
„Wer immer fällt von uns, zur Hölle fahren;
„Erschlag' mich erst und dann geh' beichten fein!
„Zieh'! sag' ich, zieh'!" — Doch er greift nicht zum Schwerte;
„Da siedet in mir namenlose Wuth:
„Ei," ruf' ich wild, „Du fühlst den Sporn nicht, gut,
„Du träger Gaul, verkoste denn die Gerte!"
„Und dreimal treff' ich, eh' das Wort verhallt,
„Mit flacher Klinge Schultern ihm und Rücken;

„Er fährt zurück! Ein Zornesschrei erschallt!
„Er greift an's Schwert; noch will's der Geist nicht zücken,
„Doch wider seinen Willen zückt's die Hand;
„Und als die Faust sich erst bewehrt empfand,
„Da war kein Halten mehr, er muß es schwingen
„Und aneinander klirren wild die Klingen.

„Und fragst Du, was nun ward — ich weiß es nicht!
„Ein wüst Gemeng von Keuchen und Gestampfe,
„Und Staub, der aufwallt, Schwerter züngelnd licht
„Aufblitzend aus dem wirren Nebeldampfe,
„Mehr wahrt Erinn'rung nicht von jenem Kampfe;
„Wer merkte auch, wofür das Wort gebricht! —
„Denn nicht ein Kampf, wie ihn Bewußtsein ficht,
„Ein Taumel war's, ein Rasen und ein Toben,
„Ein Ringen blinder Wuth in blinder Nacht,
„Statt Abwehr, jeder nur auf Mord bedacht,
„Und rings umher in Nichts die Welt zerstoben!

„Doch jetzt zuckt gellend in mein Ohr ein Schrei,
„Dann dumpfes Röcheln, schweren Falles Dröhnen,
„Und zu mir selbst gebracht von jenen Tönen,
„Erkenn' ich staunend, daß der Kampf vorbei,
„Daß ich gerächt, bestraft der Frevler sei! —

„Der aber liegt, wie damals er gelegen
„Im Ordensspittel, stumm vor mir und bleich,
„Nur ward ihm dort vom Säbel, hier vom Degen,
„Damals für mich, und jetzt von mir der Streich! —
„Sein Blut strömt hin und spielend weht das Regen
„Der Morgenluft mit Flügeln mild und weich
„Sein Haar zurück, die Narbe bloßzulegen,
„Einst theurer mir als Erd' und Himmelreich!
„Jetzt aber steh' ich einem Steinbild gleich,
„Und kein Erbarmen fühl' ich mich bewegen;
„Ja, wuchert erst im Menschenherzen Groll,
„Dann wird es Stahl und Demant jeder Zoll!

„Er aber regt sich nun; ein schmerzlich Aechzen
„Entringt der wunden Brust sich dumpf und schwer;
„Frost schüttelt ihn und seine Lippen lechzen,
„Doch ruh'los forschend schweift sein Blick umher;
„Sie sucht er, die im Tode noch ihm theuer,
„Sebaste!" weht es leis' von seinem Mund;
„Und mir durchzuckt's der Seele tiefsten Grund,
„Und neu entbrennt des Zornes wildes Feuer!
„Da wird er mein gewahr, und er erblaßt,
„Als ob der letzte Hauch schon ihm entschwebe;
„Doch rafft er wieder sich empor in Hast,

„Und flüstert wie von Todesangst erfaßt:
„Vergib mir, Luis, daß mir Gott vergebe!“ —
„Und flehend streckt er seine Hand nach mir! —
„Ich aber, in der Seele Mark erbittert,
„Ich stampf' den Boden, daß er dröhnend zittert,
„Und rufe wild: „Verflucht sei dort und hier!
„Verzweifelnd stirb, in Qualen, die nie schwinden,
„Verzweifelnd fortzudauern, ruhelos
„Empor zu flehen aus der Tiefe Schooß,
„Und wie bei mir jetzt nie Gehör zu finden,
„Und nie Erbarmen, nie, nie, nie!
„So ruf' ich laut und beug' zu ihm mich nieder,
„Daß er mich höre, denn zusammen wie
„Im Todeskampfe brachen seine Glieder!
„So liegt er lang', kaum hebt sich seine Brust,
„Sein Auge bricht; doch plötzlich, eh' ich's ahne,
„Auf rafft er sich, als ob ein Ruf ihn mahne,
„Zum Himmel blickt er und spricht klar bewußt:
„So richte Gott!“ und sinkt zurück dann wieder;
„Ein krampfhaft Zucken läuft durch seine Glieder,
„Dann stockt sein Athem, und so fährt er hin! —

„Ich sah ihn ruhig, festen Blickes sterben,
„Dann warf ich meinen Mantel über ihn,

„Und wandte mich zu gehen — doch wohin,
„Darüber konnt' ich Kunde nie erwerben!
„In einer Feldschlucht, wo ich fiebernd lag,
„Von Hirtenknaben Tags darauf gefunden,
„Mußt' leider ich im Ordenshaus gesunden,
„Und lebe, wie Du siehst, noch diesen Tag!"

XII.

Der Ritter schweigt und sinnt Gewes'nem nach,
Und schweigend ruht das dämmernde Gemach;
Doch ihn umtönt wie Geisterstimmenklang
Noch Schwertgeklirr und wüster Kampfesdrang,
Und jener Schrei und jene letzten Worte
Des sterbenden Alphons, und jenes: „Nie!"
Mit dem er ihm verschloß der Gnaden Pforte,
Umschwirren ihn mit grauser Melodie! —
Da schlägt es, horch! Und seine Pulse stocken,
Und wieder schlägt's, und er fährt auf erschrocken,
Und lauscht und zählt die Schläge ängstlich nach!
„Schon eilf Uhr!" ruft er, als der Klang verhallte,
Und neben ihm, kaum daß er also sprach,

Als ob das eig'ne Wort zurück ihm prallte,
Tönt dumpf und schwer: „Ja, eilf Uhr schon!“ es nach!

Es war der Mönch, und also fuhr er fort:
„Vielleicht auch Eurer Seele gilt das Wort;
„Vielleicht auch ihr schon schlägt die eifte Stunde,
„Und eh' die Mitternacht des Todes naht,
„Vielleicht kaum Frist mehr bleibt ihr, daß den Pfad,
„Der aufwärts führt zum Lichte, sie erkunde!
„D'rum säumt nicht länger, daß nicht unversöhnt,
„Eh' ausgetilgt, was euer Wahn verbrochen —“
Lautschallendes Gelächter übertönt
Das Wort des Mahners hier, und spöttelnd höhnt
Der Ritter: „Gut gemeint und wohl gesprochen,
„Voll Kraft die Worte und der Ton voll Klang!
„Nur Schade, Freund, daß Worte mir nicht frommen,
„Und wären and're Mahner nicht gekommen,
„Du predigtest umsonst mir jahrelang!
„Soll Furcht ein Herz von Stahl wie dies beschleichen,
„Da muß aufgähnen weit der Hölle Schlund,
„Da muß die Erde spalten ihre Weichen
„Und grauenvoll der Gräber Modergrund
„Um Mitternacht ausspeien seine Leichen,
„Da müssen schreckend — doch genug für jetzt,

„Daß meines Lebens lustige Geschichte
„Ich unverkürzt und kunstvoll, bis zuletzt
„Das Wirksamste versparend, Dir berichte!“

Stumm steht der Mönch und starrt den Ritter an,
Der aber rafft empor die müden Glieder,
Und stürmt den Saal unruhig auf und nieder,
Bis endlich stille stehend er begann:
„Vom Krankenbett war endlich ich erstanden,
„Hinfällig zwar und matt und schwach genug,
„Doch wenn der müde Leib noch Fesseln trug,
„Frei fühlte sich der Geist von allen Banden!
„Frisch blühend lag das Leben vor mir da,
„Ein sonnig helles, neugeschenktes Leben,
„Und wenn ich unwillkürlich rückwärts sah,
„So war Vergangenes — vergangen eben!
„Von Reue wußt' ich nichts, ich war im Recht;
„Ich schlug ihn ja in ehrlichem Gefecht!
„Ich fragte nicht, ich dacht' nicht an Sebasten,
„Und welch' Asyl sie schützend birgt und hegt,
„Noch war ich sonst mich wieder zu belasten
„Mit Resten des Gewes'nen aufgelegt;
„Ich wollte leben — leben und genießen!
„Wohl auch vergessen! — Damals wußt' ich nicht,

„Wie viel es schwerer sei, als Blut vergießen! —
„Ja, Einsicht flammt uns wie der Ampel Licht
„Erst Abends auf, wenn wir die Laden schließen!

„Doch schwerer fällt es, als der Wunsch wohl träumt,
„Kopfüber im Genuß sich zu versenken;
„Wie hochaufsprudelnd oft der Becher schäumt,
„Wir leeren ihn und fühlen doch und denken!
„Und so auch überkam in jener Zeit
„Inmitten fröhlich lärmender Gelage
„Mein Herz oft plötzlich solche Traurigkeit,
„Solch' Wehgefühl, als ob es alles Leid
„Der weiten Welt in seinem Schooße trage;
„Wie grauer Nebel lag es um mich her
„Und in mir schwoll und grollt' es wie das Meer,
„Schnaubt's wild an's Land mit seinen Wellenrossen,
„Und fliehend aus dem Kreise der Genossen
„Oft stürmt' ich fort und saß am Felsenhang
„Und weinte bitt're Thränen heiß und lang,
„Und weiß noch heute nicht, warum sie flossen.

„Und so trat einst ich düster und verstimmt
„In mein Gemach! Ein Freitag war's, wie heute,
„Und fast drei Monden, daß ich zornergrimmt

„Im Todtengäßchen harrte meiner Beute!
„Die Nacht war vorgerückt, und Mondenlicht
„Erhellte dämmernd des Gemaches Räume,
„Just wie es jetzt durch die Scheiben bricht,
„Und ich —

Was ist das, dorten, siehst Du nicht
„Im Fensterbogen! — Wach' ich oder träume? —
„Dort regt sich's, dort quillt's auf —

Nein! es ist nichts!
„Mich täuschte nur ein tückisch Spiel des Lichts;
„Die Angst nur war es wilderregter Sinne,
„Die, was die Lippe zögernd noch verschweigt,
„Vielleicht nur darum mir im Bilde zeigt,
„Daß rascher ich zu End' den Faden spinne
„Des traurigen Berichtes! Und so sei's;
„Die Zeit drängt vorwärts, hör' denn weiter, Greis!

„Die Nacht war vorgerückt, wie ich Dir sagte,
„Und mir war wüst und schwer und schwül zu Muth,
„Und was mir stürmisch durch die Adern jagte,
„War lodernd Feuer mehr als Menschenblut!
„Nach Ruhe sehnt' ich mich, und angekleidet,
„Zum Tod erschöpft auf's Lager sink' ich hin,
„Und schließ' die Augen, müde wie ich bin.

„Kaum aber, daß Bewußtsein von mir scheidet,
„Und gaukelnd Traum sein wirres Spiel begann,
„Da war's, als rief mich eine Stimme an,
„Und ich fahr' auf! Und hoch am Thurme schallen
„Der Mitternacht zwölf Schläge dumpf und schwer,
„Und als der Glocke letzter Schlag gefallen,
„Da weht's wie kalter Luftzug auf mich her,
„Und in der Nacht unheimlich todtem Schweigen
„Schlägt seltsam Rauschen flüsternd an mein Ohr;
„Und vor mir jetzt, wie Nebel aus dem Moor,
„Seh' farblos grau ich's aus der Tiefe steigen,
„Wie Rauchgewirbel langsam quillt's empor,
„Und Form gewinnt's, Haupt bilden sich und Glieder —
„Laut pocht mein Herz, wild starrt mein Blick es an —
„Da regt es sich, und schwebt auf mich heran,
„Und drohend blitzt sein Auge auf mich nieder;
„Jetzt in des Mondes bleichem Dämmerlicht,
„Jetzt steht es vor mir und — sein Angesicht,
„Alphonsens Züge starren mir entgegen! —
„An seiner Stirn des Türkensäbels Mal,
„In seiner Hand der Klinge blanker Stahl,
„So steht er da, der meiner Hand erlegen!
„Und ich, verstört, unfähig mich zu regen,
„An's Lager vor Entsetzen festgebannt,

„Ich starr' ihn an! — Da winkt er mit dem Degen
„Hin nach dem meinen, der am Bette stand,
„Und „Zieh!" flammt sein Gedanke mir entgegen!
„Und dreimal winkt er, und nun übermannt
„Die Angst mein bebend Herz, und wie von Sinnen
„Aufbrüll' ich laut und mit gesträubtem Haar
„Hinsink' ich zuckend, aller Denkkraft bar,
„Und Wille und Bewußtsein flieht von hinnen!

„Traum war es, sagst Du, und so sagt' ich auch,
„Als fiebernd ich den Morgen d'rauf erwachte,
„Der Hexe fluchend, die nach Ammenbrauch
„Mit Spukgeschichten einst zu Bett mich brachte;
„Doch wie ich mein Entsetzen auch verlachte,
„Der Stachel blieb zurück, und Schauder rann
„Durch mein Gebein, wenn jener Nacht ich dachte!
„Dies zu verwinden, toller nur fortan
„Ergab ich mich dem Taumel wilder Lüste,
„Als könnte mir der Hölle Macht nicht an,
„Als wäre nichts, wenn ich von mir nicht wüßte!
„Auch hatt' ich längst beim Orden durchgesetzt,
„Daß man zur Kreuzfahrt mir an Tunis Küste
„Ein tüchtig Fahrzeug wohlbemannend rüste,
„Und zur Vollendung reift das Werk zuletzt:

„Und sehnend harr' dem Tage ich entgegen,
„Der rettend meinem wüst verworr'nen Geist
„Statt dumpfem Brüten Kampfesdrang verheißt
„Und frische That und freudiges Bewegen!

„Es kam der Tag, das heißt, er war vergangen;
„Denn lange schwelgten wir beim Abschiedsschmaus,
„Und spät erst schritt ich in die Nacht hinaus,
„Zum Boot, das meiner harrte, zu gelangen;
„Es nimmt mich auf und trägt zum Schiff mich hin,
„Und kaum erklimmt mein Fuß die schwanke Leiter,
„Da wird das Herz mir leicht, die Brust mir weiter,
„Froh fühl' ich, daß ich selbst ich wieder bin;
„Von Kraft geschwellt die Sehnen, sorglos heiter
„Bereit' ich vor, was immer nöthig schien,
„Die Anker mit des Morgens Strahl zu lichten;
„Bis dahin sie entbindend aller Pflichten
„Vergönn' ich dann der Mannschaft müdem Troß
„Zur Ruh' zu strecken die erschöpften Glieder;
„Ich selbst nur voll Entwürfe, kühn und groß,
„Schreit' sinnend das Verdeck noch auf und nieder! —
„Schwarz war die Nacht und schwül und wolkenschwer
„Und sternlos lag der Himmel über'm Meer;
„Da hör' ich einen von der Schiffwach' sagen:

„Gebt Acht! Sturm gibt es, fängt es an zu tagen,
„Warum nur stach er nicht in See gleich jetzt?“
„Ei, toller Bursche!“ wird ihm d'rauf versetzt,
„War heute Freitag doch, wie mocht' er's wagen!“
„Und kaum, daß an mein Ohr dies Wort geschlagen,
„Da trägt nachdröhnend auch der Lüfte Strom
„Zwölf Schläge schon herüber mir vom Dom!

„Zwölf Schläge! Schaudernd hör' ich sie verhallen,
„Und ohne Grund nicht wird mein Blut zu Eis,
„Trieft kalt die Stirne mir vom Todesschweiß;
„Denn kaum noch war der letzte Streich gefallen,
„Da quillt's auch schon am Mast vor mir empor
„Wie dünnen Rauchgewölkes Nebelflor,
„Und wieder starrt sein Antlitz mir entgegen,
„Und wieder flammt in seiner Faust der Degen,
„Und wieder winkt er mir, und wie zuvor
„Erlieg' auch jetzt ich übermächt'gem Schrecke;
„Hinstürzt' ich bleiern, aller Sinne bar,
„Und staunend trägt, des Spukes nicht gewahr,
„Das Schiffsvolk mich bewußtlos vom Verdecke! —

„Was meinst Du? War auch das nur Traumeswahn?
„Schläft Einer wohl im Auf- und Niederschreiten,

„Und träumt man off'nen Auges auch zu Zeiten?
„Wie, oder siehst Du's wohl für Blasen an,
„Wie das Gehirn sie wirft im hitz'gen Fieber? —
„Dann leid' ich Aermster, unerhört fürwahr,
„An einem siebentägigen, mein Lieber;
„Denn wisse, klingt's auch seltsam, wunderbar,
„An jedem Freitag kehrt der Anfall wieder!
„An jedem Freitag, dröhnt der zwölfte Schlag
„Der Glocke Mitternacht vom Thurm mir nieder,
„Erscheint er mir, wo er mich treffen mag,
„Im Arm der Wollust, betend auf den Knieen,
„Im Tanzgewirr, beim fröhlichen Gelag —
„Da ist kein Schutz, kein Retten, kein Entfliehen —
„Er winkt nach mir und starrt mich drohend an!
„Und so zehn lange Jahre, frommer Mann,
„Verfolgt er mich in trotzigem Beharren;
„In's Herz tief bohrt' ich ihm den Stahl hinein,
„Im Grabe fault er, über ihm der Stein,
„Und macht noch heut' wie damals mich zum Narren!

„Was ich dabei empfand? Du denkst es wohl!
„Erst saß ich Nächte lang und rang die Hände,
„Und sann die Stirn mir heiß, das Aug' mir hohl,
„Ob ich des großen Räthsels Lösung fände!

„Feig' schmäht' ich mich, leichtgläubig, überspannt,
„Und hielt mit Spott der Seele Bangen nieder,
„Doch kam der Freitag dann und bracht' ihn wieder,
„Dann schalt und lärmt' ich, ras'te zornentbrannt
„Und raufte mir das Haar und warf wie tolle
„Mich auf den Boden — lästerte im Grolle —
„Bis endlich von Verzweiflung übermannt,
„Im Mark erschöpft mein Geist nach ein'gen Wochen
„Dem Fluch, der über ihn hereingebrochen,
„Nur wüste Stumpfheit mehr entgegensetzt,
„Bis — Du meinst wohl, bis das Maß sich füllte,
„Und Wahnsinn mein Gemüth mit Nacht umhüllte?
„Nicht so, mein Freund! — bis ich's gewöhnt zuletzt!

XIII.

Der Mönch horcht auf, als faßt' er nicht das Wort,
Und kehrt in stummer Frage Blick und Miene
Dem Ritter zu, ob Glauben es verdiene,
Der aber seufzt und lächelt und fährt fort:

„Du staunst! Was staunst Du? — Baut der Mensch am Fuß
„Nicht dampfender Vulkane Haus und Hütten,

„Und weiß, es kann ein Lavastrom und muß
„Zuletzt wie Herkulanum sie verschütten;
„Doch wohnt er fröhlich unter ihrem Dach
„Und zittert nicht, ob gestern Rauches Fülle
„Schwarzqualmend aus des Berges Krater brach,
„Ob Donner heut' aus seinem Schooße brülle;
„Er ist's gewohnt und frägt nicht mehr darnach!
„Und ich sollt' nicht zu schauen mich gewöhnen,
„Was wesenlos ich aus mir selbst gebar,
„Was eitel Schreck nur brachte, nicht Gefahr?
„Ich sollte, kam er mit der Stunde Dröhnen,
„Auffahren ewig bleich und schreckenfahl
„Mit stierem Blick und schlotternden Gebeinen?
„Das mocht' ein Weib! — Ich war gar bald im Reinen,
„Es scheu' der Schemen meines Blickes Strahl;
„Wenn nur recht unverwandt und kalt entschlossen
„Mein Auge fest an seinen Zügen hing,
„So brach der Zauber, der mein Herz umfing,
„Und Luft in Luft verdämmernd war's zerflossen!
„So that ich fürder denn, und sah ich gleich
„Stets fröstelnd nur dem Freitagsgeist entgegen,
„So kam die Mahnung aus dem Geisterreich
„Zuletzt doch kaum viel mehr mir ungelegen
„Als etwa — jähe Seitenstiche pflegen!

„Ich hatte, wie gesagt, mich d'ran gewöhnt
„Und steh' ich vor Dir heut' mit fahlen Backen,
„Erlosch die Stimme, die einst laut gedröhnt,
„Verglomm mein Auge, beugte sich mein Nacken,
„Glaub' nicht, das Bangen einer Spanne Zeit,
„Mußt' Woche gleich für Woche ich's empfinden,
„Hätt' solchem Leid verzehrend mich geweiht!
„Das Schicksal, meinen Geist zu überwinden,
„Der trotzig Stand hielt leerem Seelenleid,
„Wußt' sinnreich herb're Qual mir zu erfinden;
„Es traf mein Fleisch, ließ meine Heldenkraft
„Verlodern langsam in des Siechthums Haft,
„Ließ unter Krämpfen nur mein Herz sich heben,
„Ließ solche Foltern mein Gehirn durchbeben,
„Daß kalter Schweiß mir von der Stirne quillt,
„Daß Zornesthränen mir die Augen näßen,
„Und meine Zähne knirschen, denk' ich dessen!
„Das ist es, Mönch! Sei Herzleid noch so wild,
„Gram noch so tief und Kummer noch so bitter,
„Sie ziehen rasch vorüber wie Gewitter,
„Und duftend bald grünt wieder das Gefild;
„Der Schmerz, der uns'res Lebens Mark zerrüttet,
„Der mit Verzweiflung wie mit Wüstensand
„Den letzten Quell der Hoffnung uns verschüttet,

„Der wie am Steppengras des Feuers Brand
„Fortlodernd hastig frißt an unsern Jahren,
„Der sprießt nur auf in uns'rer Leiblichkeit;
„Trostloses Siechthum nur, ich hab's erfahren,
„Das ist der Menschheit herbstes, schlimmstes Leid,
„Und gäb's ein größ'res — doch es drängt die Zeit,
„Und heißt mit meines Athems Hauch mir sparen!

„Vernimm denn kurz! Ein Jahr schwand hin und mehr,
„Und Lenzesduft und heit'res Blüthenprangen
„Verkündete der Ostern Wiederkehr;
„Charfreitag war's; der Tag war hingegangen,
„Nicht zwar der Jahrtag, daß ich ihn erschlug,
„Denn Ostern, weißt Du, wechselt im Kalender,
„Doch immerhin mir g'rad kein Freudenspender,
„Da jeder Freitag herbe Frucht mir trug!
„Ich saß bei meiner Ampel Flackerhelle,
„Und was auf meiner Kreuzfahrt ich vollbracht,
„Das trug ich nun in einsam stiller Nacht
„Auf Malta zu Papier in meiner Zelle!
„Denn damals kam's mir Thoren in den Sinn,
„Wie Cäsar that in seinen Commentaren,
„Der Nachwelt meine Thaten zu bewahren;
„Nun fuhr die Thorheit längst mit andern hin!

„Genug, ich schrieb, und glaub' mir, wie ich's sage,
„Schrieb ohne Zittern, ruhig, ganz und gar
„Mit fester Hand, denn wußt' ich gleich auf's Haar,
„Er werde kommen mit dem Glockenschlage,
„Längst galt mir, wie Du weißt, nur mehr für Plage,
„Was erst mir Schauder und Entsetzen war!

„Die Stunde schlägt! Da steht's und starrt mich an
„Und winkt mir drohend mit dem Degen;
„Doch trotzig flammt mein Auge ihm entgegen,
„Es fortzuscheuchen, wie ich sonst gethan:
„Diesmal jedoch blieb meine Müh' verloren,
„Denn nicht wie sonst zerfließt das Luftgebild;
„Nein, näher schwebt's und seine Blicke bohren
„Sich in mein Herz gleich Flammenmeteoren
„Und fordern mich zum Kampfe trotzig wild.
„Jetzt hebt's den Arm, und dreimal meinen Rücken
„Hohnlachend trifft es wie mit kaltem Stahl,
„Und Frost des Todes fühl' ich mich durchzücken,
„Und auf vom Tische fahr' ich leichenfahl!

„Doch plötzlich nimmt's wie Zauber mich gefangen;
„Erst zitternd noch und meiner mächtig kaum,
„Verkehrt in Ingrimm fühl' ich scheues Bangen,

„Und durcheinander fließt mir wie im Traum
„Unlösbar, was da ist und was vergangen!
„Nicht mehr in meiner Zelle dunklem Raum,
„Als Rächer, ist mir, ständ' ich auf der Lauer
„Im Todtengäßchen an der Kirchhofmauer
„Und harrte sein! Und plötzlich wie ein Schwert
„Fühl' wuchtend ich in meiner Hand es liegen,
„Und eh' ich's weiß, hat meiner Pulse Fliegen
„Auch drohend schon dem Feind es zugekehrt!

„Bemüht, des Gegners Blößen aufzuspüren,
„Kreuzt Schwert sich rasch mit Schwert, doch ohne Klang!
„Denn Schattenschwerter sind es, die wir führen,
„Luftklingen sind's, die wirbelnd sich berühren,
„Bis seine jetzt in's Herz mir schneidend drang!
„Aufächz' ich laut und meine Kniee beben;
„Nicht kaltes Eisen, eines Blitzes Brand
„Durchzuckte flammend, schien's, mein tiefstes Leben;
„Da fühl' ich Nacht die Blicke mir umweben,
„Und stürzend gleit' ich nieder an der Wand!

„Bewußtlos ward ich Morgens d'rauf gefunden;
„Erstarrt und kalt und leblos ganz und gar,
„Doch nicht in Blut gebadet, denn kein Haar

„War mir gekrümmt, nicht eine Spur von Wunden
„Trug irgendwo mein Leib, noch mein Gewand,
„Und, wo ich's wahrte in den Abendstunden,
„Hing unberührt mein Schwert noch an der Wand!

„Kaum daß noch fühlbar meines Herzens Pochen,
„In Starrsucht lag drei Tage dann ich hin,
„In Fieberrasen lange, herbe Wochen;
„Und Monden noch erschöpft, gelähmt, gebrochen,
„Nur mehr zu sterben lebt' ich, wie es schien!
„Als endlich Jugendkraft dem Siechthum wehrte,
„Als ich genas, begann das alte Spiel;
„Kein Freitag, daß der Spuk nicht wiederkehrte,
„Und kein Charfreitag, daß vor seinem Schwerte
„Nicht, willenlos des grausen Gegners Ziel,
„Ich ohne Wunde todeswund doch fiel!
„Von Neuem dann auf's Siechbett folternd nieder
„Wirft mondenlang mich namenloser Schmerz.
„Dann Nadelstiche jeden Freitag wieder
„Und am Charfreitag d'rauf den Stich in's Herz!

„Und wär' mein Tod nur dieser Kämpfe Ziel!
„Was läge d'ran? Einmal muß jeder sterben!
„Hinsiechend aber jahrelang verderben,

„Wurmstichig, eh' ich noch vom Aste fiel,
„Am Baum verfaulen, auf des Lebens Pfaden,
„Kaum daß drei Dutzend Jahre ich erreicht,
„Gekrümmt den Rücken und das Haar gebleicht,
„Hinschleichen, wie mit siebzigen beladen!
„Das ist es, Mönch! Ich schwieg und litt und trug,
„So lang noch Stärke war in diesen Armen;
„Doch seit dies Leiden meine Kraft zerschlug,
„Stöhnt jede Fiber meiner Brust: Genug!
„Und jeder Schlag des Herzens ächzt: Erbarmen!"

XIV.

Der Ritter spricht's und seine Stimme bricht,
Und fieberglühend in die Kissen nieder
Des Pfühles sinken die erschöpften Glieder,
Und in die Hände birgt er sein Gesicht.
Stumm sitzt der Mönch, von tiefem Ernst umwoben,
Wie im Gebet den Blick emporgehoben,
Bis so zuletzt er still gesammelt spricht:

„Woran Ihr leidet, ließt Ihr mich erkennen,
„Wollt, Herr, nun auch, wo Hilfe Ihr gesucht,

„Die Mittel, die Ihr angewandt, mir nennen,
„Und wie Ihr's thatet und mit welcher Frucht?
„Nicht müß'ge Neugier scheltet mein Verlangen;
„Der Pfade kundig nur, die Ihr gegangen,
„Vermeid' ich jene, die Ihr schon versucht,
„Und mag auf besser'm Weg an's Ziel gelangen."

Der Ritter rafft empor sich aus den Kissen:
„Die Mittel, die ich brauchte, willst Du wissen?"
Mit höhnisch bitter'm Lachen hebt er an:
„Frag' lieber, welchem Salze, welchem Kraute
„Mein Leid in seinem Rasen nicht vertraute,
„Frag', was ich nicht versuchte, nicht gethan?!
„Erst wollt' ich, Thor, durch die mir Heil erwerben,
„Die stets mir Fluch gewesen und Verderben:
„Ich meine Wein und Weiber! — Toller Wahn!
„Umsonst kopfüber in die lohen Flammen
„Hinunter taucht' ich wildempörter Lust;
„Der müde Leib nur brach erschöpft zusammen,
„Die Seele blieb des Fluches sich bewußt!

„Für krank darauf begann ich mich zu halten,
„Und so ergab ich mich der Aerzte Walten;
„Da wurden denn Decocte mir gemischt,

„Und Aderlaß und Schröpfen that das Seine;
„Doch da war keine der Arzneien, keine,
„Die labend mir der Seele Mark erfrischt!
„Jetzt schlug die Frömmigkeit mir in den Nacken;
„Zerknirscht zur Erde senkt' ich meinen Blick;
„Mein Herz zu rein'gen von der Sünde Schlacken,
„Den Beichtstuhl stürmt' ich, schwang den Geißelstrick;
„Mit Dornen hielt ich mir den Leib umwoben,
„Und kniete tagelang, die Händ' erhoben
„Vor Gnadenbildern, die mein Wahn besucht;
„Man hätte heilig fast mich selbst gesprochen,
„So völlig hatt' ich mit der Welt gebrochen,
„Und doch tief innerst fühlt' ich mich verflucht!

„Da kam mir von Messina einst die Kunde,
„Daß dort im Kloster, nächst dem Lazareth,
„Durch einer Nonne Segen und Gebet
„Von schwerem Siechthum vieles Volk gesunde;
„Den hauch' sie an, leg' dem die Hände auf,
„Krampf wisse sie und Fallsucht zu beschwören,
„Und mache Blinde sehen, Taube hören —
„Und dahin lenk' ich rasch des Schiffes Lauf;
„Und endlich poch' ich an des Klosters Pforte,
„Da grüßen schreckend mich die Trauerworte,

„Es ringe Schwester Clara mit dem Tod.
„Ich aber, fest entschlossen, selbst im Sterben
„Ihr abzuringen, was in meiner Noth
„Mir rettend Heil vermöchte zu erwerben,
„Ich stürm' des Klosters Hallen rasch entlang,
„Und jetzt am Ziele strecken welk und hager
„Zwei Arme sich nach mir vom Schmerzenslager;
„Ein Schrei erschallt, und ächzend dumpf und bang
„Von Lippen, kaum mehr fähig, sich zu regen:
„Vergib! Vergib!" haucht's flüsternd mir entgegen,
„Und wohl, wohl kannt' ich dieser Stimme Klang!

„Sebaste war es, die zu mir gesprochen,
„Und schweigend starr' ich regungslos sie an,
„Bis ihres Auges Strahl der Tod gebrochen,
„Und täuschend meiner Hoffnung Traum zerrann!
„Seit jenem Tage, Jahre sind's, war eben
„Des Zufalls Raub, der Laune Spiel mein Leben,
„Dem nur aus Unruh' noch Behagen quillt!
„Jetzt knieend vor dem Kreuz die Geißel schwingend,
„Jetzt Schelmenlieder mir zur Laute singend,
„Heut' fastend, morgen schwelgend toll und wild,
„Lass' hier der Halle wirr Geräth Dir sagen,
„Wie dahin, dorthin mich die Wirbel jagen,
„Und höher stets des Leides Fluth mir schwillt!

„Zehn Jahre, schreckerfüllte, nachtumflorte,
„Zehn Jahre leb' ich so! — O frag' nicht wie?
„Gedanken denken's nicht, noch sagen's Worte!
„Sieh', wie die Kraft der Jugend mir verdorrte,
„Dies graue Haar und diese Furchen sieh'!
„Zehn Jahre leb' ich so, wenn anders Leben
„Dies zwischen Wahnsinn und Entsetzen Schweben,
„Dies Rettung suchen und nicht wissen wo?
„Dies Zagen Jahr für Jahr vor Einem Tage,
„Und Woch' um Woche vor dem Stundenschlage,
„Wenn Leben dies, zehn Jahre leb' ich so!

„Nun weißt Du Alles, nichts blieb Dir verschwiegen
„Und offen siehst Du klaffend, tief und weit,
„Die Wunden meines Herzens vor Dir liegen!
„So heil' nun rettend, denn es drängt die Zeit,
„Die kranke Seele mir, die matten Glieder!
„Denn heute, Mönch, heut' ist Charfreitag wieder,
„Und mit der nächsten Stunde letztem Streich
„Grinst wieder mir das Schreckensbild entgegen,
„Winkt wieder drohend nach mir mit dem Degen,
„Und ruht nicht, rastet nicht, bis schreckensbleich
„Haß, Abscheu, Angst, Entsetzen, Zorn und Zagen
„Selbstmörd'risch wieder in sein Schwert mich jagen,

„Bis wieder Wahnsinn mein Gehirn umtos't,
„Bis wieder — weh', mir schaudert! — Gnade, Gnade!
„Hilf, rett' mich aus dem Schiffbruch an's Gestade,
„Lass' Trost mich finden, Bruder Seelentrost! —
„Vor Leid mag keiner, der da lebt, sich wahren;
„Des meinen Bürde aber drückt zu schwer,
„Zu Bergeslasten wuchs sie mit den Jahren;
„Wund sind die Schultern! — Hilf! Ich kann nicht mehr!"

XV.

Der Mönch, versunken tief in ernstes Sinnen,
Läßt durch die Hand des Bartes Silber rinnen;
Lang forschend blickt er nach dem Ritter dann,
Und so hört endlich dieser ihn beginnen:
„Ihr wandtet viele Mittel fruchtlos an,
„Die Heil vielleicht vermocht Euch zu gewinnen.
„Ließt dort Ihr nicht durch abergläub'schen Wahn
„Mit Täuschungen berückend Euch umspinnen,
„Riß hier nicht leider von der rechten Bahn
„Strafbarer Kleinmuth Euch zu früh von hinnen,
„Grifft nicht verkehrt Ihr Eure Heilung an,
„Hinein von Außen, statt heraus von Innen?

„Soll Euch Genesung werden, gilt es eben
„Erst Eures Uebels Wurzeln nachzustreben,
„Denn an der Oberfläche klebt der Thor,
„Und in der Tiefe wohnen Tod und Leben!
„Tritt klar erst Eures Leides Quell hervor,
„Dann ist das rechte Mittel auch gegeben;
„Und was kein Arzt, kein Priester Euch beschwor,
„Vermag ein Kind mit einem Wort zu heben!
„D'rum neigt zwei Fragen huldvoll noch das Ohr:
„Habt Ihr bereut und habt Ihr, Herr, vergeben?“

„Bereuen!“ grollt der Ritter. „Wer darf wagen,
„Von Reue, wie Verbrechern, mir zu sagen?
„Wie, meinst Du, weil ich einst die Geißel schwang
„Und ab und zu in meinen frommen Tagen
„Den Stachelgürtel um den Leib mir schlang,
„Geheimer Vorwurf müsse an mir nagen?
„Du irrst! Ich brach der Ordensregel Zwang,
„Sonst hab' ich keiner Schuld mich anzuklagen,
„Und diese eine büßt' ich schwer und lang!
„Das And're aber, daß ich ihn erschlagen,
„Alphons, dereinst auf seinem Kirchengang,
„Das war mein Recht, und Bess're schon erlagen
„Um mindern Grund gerechtem Rachedrang;

„Ein Zweikampf war's, und ohne Furcht und Zagen
„Will jenseits, wenn das Wort nicht hohler Klang,
„Ich Rede stehen d'rob des Richters Fragen!

„Und wie, vergeben? — Wem denn? Doch nicht ihnen,
„Die heuchlerisch, mit frommen, heil'gen Mienen
„Mich frech getäuscht, verrathen und verhöhnt,
„Die selbst im Grab noch meinen Fluch verdienen,
„Weil, was das Leben schmückend uns verschönt,
„Seit ihrer That nur Blendwerk mir erschienen;
„Weil alles Glaubens dieses Herz entwöhnt
„Für immer mit der Menschheit brach in ihnen!

„Vergeben? Nie! Verbleichen und verblassen
„Mag vielen, was sie glühend erst erfassen,
„Ich mochte nie, ein unstät Pendelblei,
„Im steten Schwanken meine Kraft verprassen;
„Was mich ergriff, das gab mich nie mehr frei,
„Was ich erfaßt', das konnt' ich nie mehr lassen;
„Ich liebte beide bis zur Raserei,
„Und wie ich liebte, muß ich nun sie hassen!

„Vergeben? Nie! Wenn in den Finsternissen
„Des Grabes Todte noch vom Leben wissen,

„So wiss' er, daß mein Haß noch ungeschwächt
„Daß dieses Herz, in seinen Groll verbissen,
„Noch jubelt, daß es meine Hand gerächt,
„Und lieber selbst den Himmel wollte missen,
„Als das Bewußtsein, daß inmitten recht
„Der Sünden ihn der Tod hinweggerissen!

„Er ist verdammt, sind Wahrheit Eure Lehren,
„Was frommt es noch, Vergebung ihm gewähren?
„Doch frommt' es auch, und träufte in die Pein
„Der Flammen, die dort folternd ihn verzehren,
„Ein Wort von mir Erlösung ihm hinein,
„Ja, könnt' mir selbst Dein Wissen Heil bescheeren
„Um diesen Preis nur — nein, nein, sagt' ich, nein
„Viel besser, hier und dort des Heils entbehren,
„Als meiner Rache Werk so platt gemein
„Zum Possenspiel entwürdigend verkehren! —“

Der Ritter spricht's und seine Augen flammen,
Der Mönch, wie eingeschüchtert, zuckt zusammen,
Doch plötzlich hebt sein Haupt sich stolz empor,
In Ernst und Würde, die vom Himmel stammen,
Droht seine Stirne, mild und glatt zuvor;
Das Aug', in dem erst Mondlichtstrahlen schwammen,

Sprüht Blitze, die der Zorn heraufbeschwor,
Der lang geprüft, um endlich zu verdammen!

XVI.

„Genug des Prahlens und des Selbstbetruges!"
Hebt zornbegeistert seine Rede an:
„Zu lang schon wandelt Sünde ihre Bahn
„Im Festgejubel eines Siegeszuges!
„Zeit ist es, daß Erkenntniß, streng und kalt,
„Der Täuschung Larve ihr vom Antlitz reiße,
„Und daß, entdeckt in ihrer Mißgestalt,
„Was stets sie war, nun endlich auch sie heiße!
„Zeit ist es, daß Du ohne Trug und List,
„Nicht wie Dir eitler Wahn es schmeichelnd schildert,
„Dein Wesen schauest, wie Du wahrhaft bist,
„So vornehm fein, und doch so roh verwildert!

„Was war Dein Leben, sprich, bis diesen Tag?
„Jetzt Schlachten schlagen, nicht zu Gottes Ehre,
„Nein, nur aus Hoffahrt, daß Dein Ruhm sich mehre,
„Jetzt Würfelspiel und Händel und Gelag,
„Jetzt schmeichelnd armer Mädchen Herz bethören.

„Was war als Selbstsucht Deines Herzens Schlag,
„Dein Tagwerk als Genießen und Zerstören?
„Und dennoch prahlt noch heut' Dein frevler Wahn,
„Kein Vorwurf drücke Dich, und faßt Dich Zagen
„Und bangst Du, naht die Freitagnacht heran,
„Nicht Strafgericht des Himmels wär' Dein Leiden,
„Dich treff' nicht Gott, nur Krankheit fall' Dich an! —
„Greif in Dein Herz! Wer lockte jene Beiden,
„Als Du, Versucher, von der rechten Bahn?
„Wer war's als Du, der ihren Sinn verstörte,
„Ihr Herz vergiftete, ihr Blut empörte?
„Und Du bist schuldlos, Du hast Recht gethan?

„Ja, zürne nur, und blicke grimm und wild!
„Du hast ihn, der, Dein Herz sich zu gewinnen,
„Den eig'nen Leib Dir rettend bot als Schild,
„Und freudig sah für Dich sein Blut verrinnen,
„Du hast von Licht zur Nacht ihn hingekehrt;
„Du hast um dieses Lebens Truggenüsse,
„Um Trinkgelage, Spiel und feile Küsse
„Der unentweihten Seele vollen Werth
„Wie Gold für Spreu hinwerfen ihn gelehrt!
„Du hast die Jungfrau, die des Himmels Walten
„Den Räubern zu entreißen Dir gewährt,

„Statt wie ein Kleinod heilig sie zu halten,
„Berückt, verblendet, hast mit frevler Glut
„Vergiftet ihrer Seele reinen Bronnen,
„Und die vertraut Dir war zur Ehrenhut,
„Zu schnöder Lust Mitschuld'gen Dir gewonnen!

„Du meinst zwar, sie war schlecht vom Anfang her,
„Weil später ihre Schwüre sie vergessen?
„Wer aber machte ihr das Leben schwer,
„Wer freute sich, ihr Thränen zu erpressen,
„Wer lehrte ihre Seele mehr und mehr,
„Statt Dir vertrauen, ängstlich vor Dir zagen?
„Und als Du heimwärts zogst in jenen Tagen,
„Wer warf, als Du, sie in des Freundes Arm,
„Deſſ' Herz — muß ich nach Jahren erst Dir's sagen! —
„Deſſ' Herz verschwiegen längst nicht minder warm
„Und ungestüm als Dein's für sie geschlagen?
„Du lehrtest sie den ersten Fehltritt wagen,
„Leicht wagt den zweiten, der den ersten thut!
„Zwei Herzen, die Dir fromm vertrauend nahten,
„Entweihtest Du in wilder Sinnenglut,
„Mißbrauchtest Du im rohen Uebermuth;
„Die Du entwürdigt, mußten Dich verrathen!

„Und Du, der beide in's Verderben stieß,
„Der sie, in Gram und Reue sich verzehrend,
„In Klostermauern büßend enden ließ,
„Und gegen ihn des Schwertes Spitze kehrend
„Ihn niederstach, und rasend, sinnberaubt
„Noch Fluch gehäuft auf sein bewußtlos Haupt,
„Du zürnst noch Deinen Opfern, wagst nach Jahren
„Noch keck zu prahlen, daß in's Grab nicht bloß,
„Daß schuldbedeckt durch Deinen Degenstoß
„Dein Feind hinab zur Hölle mußte fahren!
„Wess' rühmst Du Dich in blinder Zuversicht,
„Unseliger? — Lebst ewig Du auf Erden?
„Harrt nicht auch Deiner Richter und Gericht,
„Und wer nicht Gnade übt, wird dem sie werden?

„Wie, oder willst Du länger noch bethört
„Als Blendwerk achten oder Fieberrasen,
„Was feindlich Dir der Nächte Schlummer stört,
„Der Seele Sturm beschwören Dir mit Phrasen,
„Als wär' kein Jenseits, und Dein Herz spricht: „Ja!"
„Als wär' kein Gott, der Lenker der Geschicke,
„Und fühlst ihn doch allgegenwärtig nah,
„Und bangst und bebst vor seinem Richterblicke?!

„O säum' nicht, bis Dein Urtheil er gefällt!
„Begreife, Dich zu warnen kommt der Schemen;
„Er fordert, was Dein Haß ihm vorenthält,
„Er bittet Dich, den Fluch zurückzunehmen,
„Der einst die Todesstunde ihm vergällt;
„Ein Bote naht er Dir, von Gott erlesen,
„Und mahnt Dich hilfreich: Du bist siech und krank;
„Bereu', vergib! Das ist der Heilungstrank,
„Den stürz' hinunter und Du bist genesen!

„Hör' seinen Rath! Gedenke, wie herab
„Vom Kreuz, an das ihn uns're Schuld geschlagen,
„Der Heiland seinen Mördern einst vergab,
„Und lass' in Deiner Brust auch Milde tagen! —
„Du kannst nicht, meinst Du? — Was der Herr gethan,
„Bleib' unerreichbar menschlichem Bestreben? —
„O blick' nicht zweifelnd scheu zum Kreuz hinan,
„Und lass' mein Schicksal den Beweis Dir geben,
„Was gottgekräftigt fester Wille kann;
„Denn mir auch schwoll von wildem Zornesbeben
„Dereinst das Herz, auch mich ließ Rachegluth
„Heiß dürsten einst nach meines Feindes Blut,
„Und doch, doch hab' ich heute ihm vergeben!

„Und fragst Du: Wem? Dir, Dir vergab ich heute.
„Ich bin der Greis, der dort an Napels Strand,
„Als nachtumdämmert mein Bewußtsein schwand,
„Entführt die Tochter, der Piraten Beute,
„Gefällt die Söhne sah von frevler Hand!
„Ich bin es, der, zurückgekehrt in's Leben,
„In wildem Gram erst mein Geschick verflucht,
„Und dann, ruh'loser Sehnsucht hingegeben,
„In Ost und West nach meinem Kind gesucht!
„Ich bin es, der verzweifelnd sie gefunden,
„Vor Scham und Reue Leib und Seel' verzehrt,
„Bis ich zum Kreuze flüchten sie gelehrt,
„Bis Klosterstille Kühlung ihren Wunden
„Und Heilung endlich ihr das Grab gewährt!
„Ich bin's! Ich überlebte jene Stunden,
„Gott wollt' es so! Ich hab' es nicht begehrt!

„Sebastens Vater bin ich, der durch Jahre
„Im Groll nur rachedürstend Dein gedacht,
„Bis weiß und weißer wurden meine Haare,
„Bis manche Nacht am Krankenbett durchwacht,
„Bis meiner Zelle trauter Frieden
„Und das Gedächtniß derer, die geschieden,
„Den Zorn getilgt und Ruhe mir gebracht!

„Wohl glimmte noch für Dich ein letzter Funken
„Des alten Grolls in meiner Seele Schooß,
„Doch haben, seit Dein Herz sich mir erschloß,
„Auch diesen Deine Thränen aufgetrunken!
„Gott führte uns zusammen, Gott ist groß!
„Versöhnen soll die Lebenden und Todten
„Der Tag, an dem des Heilands Blut einst floß!
„Sei denn die Hand zum Frieden Dir geboten,
„Und reich' nun Deine jenen über's Grab,
„Vergib, wie ich, und wie einst Er vergab!

„O säum' nicht! Was vom Glück mir noch geblieben,
„Sie war es, sie, mein letztes, liebstes Kind,
„Und Deine Selbstsucht hat sie roh und blind
„In Schuld und Schmach dem Abgrund zugetrieben!
„Er aber hieß auch unsern Feind uns lieben,
„Und ich gehorchte und mein Groll entschwand! —
„Ich ging voran; folg' nach auf meinem Pfade;
„Nicht ihretwillen, denn in Gottes Hand
„Steht ihr Geschick und braucht nicht Deiner Gnade,
„Um Deinetwillen fleh' ich, folg' mir nach,
„Daß nicht, bevor der Seele Trotz Dir brach,
„Der Herr vor seinen Richterstuhl Dich lade!
„O säum' nicht! Bring' die Stunde Dir Gewinn,

„Wenn keine Frucht die Jahre Dir beschieden;
„Bereu'! Vergib! Wo nicht, so fahre hin!
„Beharrt im Haß auch jetzt noch starr Dein Sinn,
„So hab' Dein Schicksal! — Liebe nur bringt Frieden!

XVII.

So spricht der Mönch und geht! — Doch in der Mitte
Des Saales schon hemmt dumpfer Klagelaut
Krampfhaften Schluchzens lähmend seine Schritte,
Und wie sein Auge forschend rückwärts schaut,
Erblickt er ächzend bang und schmerzestrunken
Des Ritters hohe mächtige Gestalt,
Das Antlitz heiß von Thränen überwallt,
Am Lager auf die Kniee hingesunken!

Da zuckt es leuchtend wie ein Sonnenstrahl
Empor in Bruder Seelentrostes Zügen,
Und rasch, als ob ihn Engelsschwingen trügen,
Durchmißt rückwärts gewendet er den Saal
Und beugt sich nieder zu dem Kummervollen,
Und ruft ihn an, und mit so mildem Ton,
Als streng erst seinen Lippen er entquollen,
Recht wie der Vater zum verlornen Sohn

Läßt dieses Wort den Lippen er entschweben:
„Bereut Ihr, Herr, und wollt Ihr, sprecht, vergeben?“ —

Da wogt des Hingesunk'nen Brust hoch auf
Und schwillt und ringt, als ob sie Sturm durchbebe,
Und flüsternd unter'm wilden Thränenlauf
Hinhaucht er: „Ich bereue! Ich vergebe! —“
„Herr, nimm ihn auf in Deine Vaterhuld!“
Beginnt der Mönch und hebt die Hand zum Segen.
„Ich löse Dich von Deines Lebens Schuld
„Und Friede sei mit Dir auf Deinen Wegen!
„Für jene aber, die das Grab verschließt,
„Lass' nun zu Gott uns uns're Bitten lenken,
„Und mög' er gnädig, wie er Dir es ist,
„Auch ihrer Schuld erbarmend nur gedenken!“

Er spricht's und wirft sich neben ihm auf's Knie,
Die Hände zum Gebete fromm erhoben,
Der Ritter aber fühlt sich selig, wie
Mit Himmelsduft von seinem Wort umwoben!
Gelinder strömt der Thränen herbe Fluth
Hernieder ihm die abgezehrten Wangen,
Der Sturmeswirbel seiner Seele ruht,
Und heil'ge Stille hält sein Herz umfangen.

Er betet! — Abgebroch'ner Worte Klang
Und Seufzer wehen flüsternd durch die Halle,
Als ob, des Sieges froh, der ihm gelang,
Sie seines Engels Flügelschlag durchwalle,
Und Mondesschimmer funkelnd, hell und rein,
Durch ihre Räume silbern rings ergossen,
Hält leuchtend, wie der Gnade Strahlenschein,
Des Wahnbefreiten Stirne mild umflossen.

Da hebt zum Schlag die Glocke dröhnend aus,
Zwölf Schläge hallen dumpf vom Thurme nieder! —
Auffährt der Ritter; wie ein brechend' Haus
Sturzdrohend wanken taumelnd seine Glieder,
Nach einer Stütze irrend faßt die Hand,
„Charfreitag!" weht's von seiner Lippen Rand
Und gläsern starrt sein Blick hinaus in's Leere,
Als ob im Bann unheimlicher Gewalt
Nach innen ganz sich seine Sehkraft kehre.
Und wie der Stunde letzter Schlag verhallt:
„Hilf, rette!" stöhnt er — „Dort im Fensterbogen,
„Dort quillt's empor wie grauer Nebelflor —
„Wie Rauchgewölke kommt's heraufgezogen —
„Schon tauchen Haupt und Glieder d'raus hervor!
„Siehst Du die Narbe seiner Stirne glühen? —

„Siehst Du sein Auge Blitze nach mir sprühen? —
„Bald um den Schwertgriff nun die Faust geballt,
„Zum Kampfe fordernd tritt er mir entgegen! —
„Doch wie, er säumt?! — Er greift nicht nach dem Degen,
„Und wonnevolles Lächeln, seh' ich, wallt
„Um seine Lippen, spielt in seinen Zügen —
„Er sieht mich freundlich, sieht versöhnt mich an —
„Er hält — will eitel Blendwerk mich betrügen —
„Die Arme hält er weit mir aufgethan! —
„Er schwebt verklärt und lächelnd mir entgegen!
„Und ich — wo schwand mein Abscheu hin, mein Groll? —
„Welch' seltsam Sehnen fühl' ich mich bewegen —
„Er winkt nach mir so mild, so liebevoll!
„Es reißt mich hin! — Ich kann nicht widerstreben!
„Freund meiner Jugend! Dein in Tod und Leben!"

Er ruft's! Vergebens hält am Mantelsaum
Der Mönch den Vorwärtsstürmenden zurücke,
Er taumelt wie berauscht von jähem Glücke
Unsicher'n Tritts entlang der Halle Raum;
Jetzt steht er still, vom Mondlicht rings umflossen,
Und öffnet weit die Arme, beugt sich vor,
Als hielt' ein theures Wesen er umschlossen:
„Versöhnung!" ruft er, „Liebster der Genossen!"

Da plötzlich schlägt ein leiser Schrei empor,
Und wie ein Blitzstrahl zuckt's durch seine Glieder,
Sein Aug' erlischt und seine Lipp' erbleicht,
Und eh' der Mönch den Sinkenden erreicht,
Stürzt schweren Falls er auf den Estrich nieder!

XVIII.

Längst war der Mond verblichen am Himmelszelt,
Und hell im Morgenschimmer glüht Flur und Feld.

Valencia hebt vom Schlummer sein Lockenhaupt
Von Blumen süß umduftet, von Wein umlaubt;

Es schmückt sich mit Prunkgewändern, mit Strauß und Kranz
Als Königin zu leuchten in Festesglanz!

Denn nun, da erst Charfreitag vorüberschwand,
Nun schmückt zur Osterfeier sich Stadt und Land!

Da wimmeln alle Straßen, da wogt Gebraus
Vom Markte bis zum Hafen, Thor ein, Thor aus!

Da flattern bunte Wimpeln an Thür und Thor,
Und lustig hallt vom Thurme Trompetenchor!

Das Haus allein der Lara steht ernst und stumm,
Mit Flor verhangen Fenster und Wand ringsum;

Denn schlummernd, eine Leiche, liegt blaß und fahl
Der Großprior Minorcas in seinem Saal!

Er liegt so still und friedlich, so lächelnd da,
Wie keiner noch im Leben ihn lächeln sah;

Er liegt so still und friedlich, als hätt' nie Leid
Sein Herz berührt, sein Leben nie Schuld entweiht!

Der Mönch kniet ihm zu Füßen, das Haupt gesenkt,
Die Seele flehend aufwärts zu Gott gelenkt!

Er betet, nicht in Worten, sein ganzes Herz
Schwingt, jeder Pulsschlag Liebe, sich himmelwärts;

Er betet, bis vom Kloster der Glocke Klang
Ihn seiner Pflichten mahnend herüberdrang.

Und sich erhebend tritt er zur Leiche dann
Und blickt die starren Züge still forschend an,

Und spricht in tiefem Sinnen: „Ruh' sanft nun aus
„Vom Drang empörter Wogen und Sturmgebraus!

„Ein Irrthum war's, der täuschend auf falscher Bahn
„Weit ab vom Ziel Dich führte vom Anfang an!

„Du lerntest nie entsagen, und nie dem Schmerz
„Und seiner Mahnung beugen Dein trotzig Herz!

„Und lebtest nie für And're, nur Dir allein,
„Du wolltest nie beglücken, nur glücklich sein!

„Erlaubt schien Dir auf Erden, was Dir gefiel,
„Und Spielzeug war Dir alles, und alles Spiel!

„Doch wie Dein Geist auch irrte, untrübbar hell
„Sprang sprudelnd Dir im Herzen der Wahrheit Quell;

„Wie oft Du ihn verschüttet, unhemmbar drang
„Dir mahnend in die Seele sein Flüsterklang,

„Und überhört bei Tage, gewann er Macht
„Und folterte Dich schreckend in stiller Nacht!

„Und dieser Trieb zur Wahrheit zuletzt entriß
„Den Schlingen Dich der Lüge, der Finsterniß!

„Er löste Deine Bande und brach dabei
„Der morsche Leib in Stücke, Du selbst bist frei!

„So ruh' denn sanft, Befreiter! Aus Nacht und Qual
„Zurück in's Lichtmeer wieder quill', irrer Strahl,

„Und fröhlich tön' Dir morgen der Jubelklang
„Des Osterfestgeläutes als Grabgesang!

„Denn Du auch feierst Ostern, auch Du ziehst aus
„Wie Israel aus Aegypten in's Vaterhaus;

„Und wie der Herr erstanden aus Grabes Nacht,
„So auch vom Seelentode bist Du erwacht!

„Und d'rum geziemt nicht Klage noch Thräne hier,
„Nur Osterruf erschalle, Verklärter, Dir;

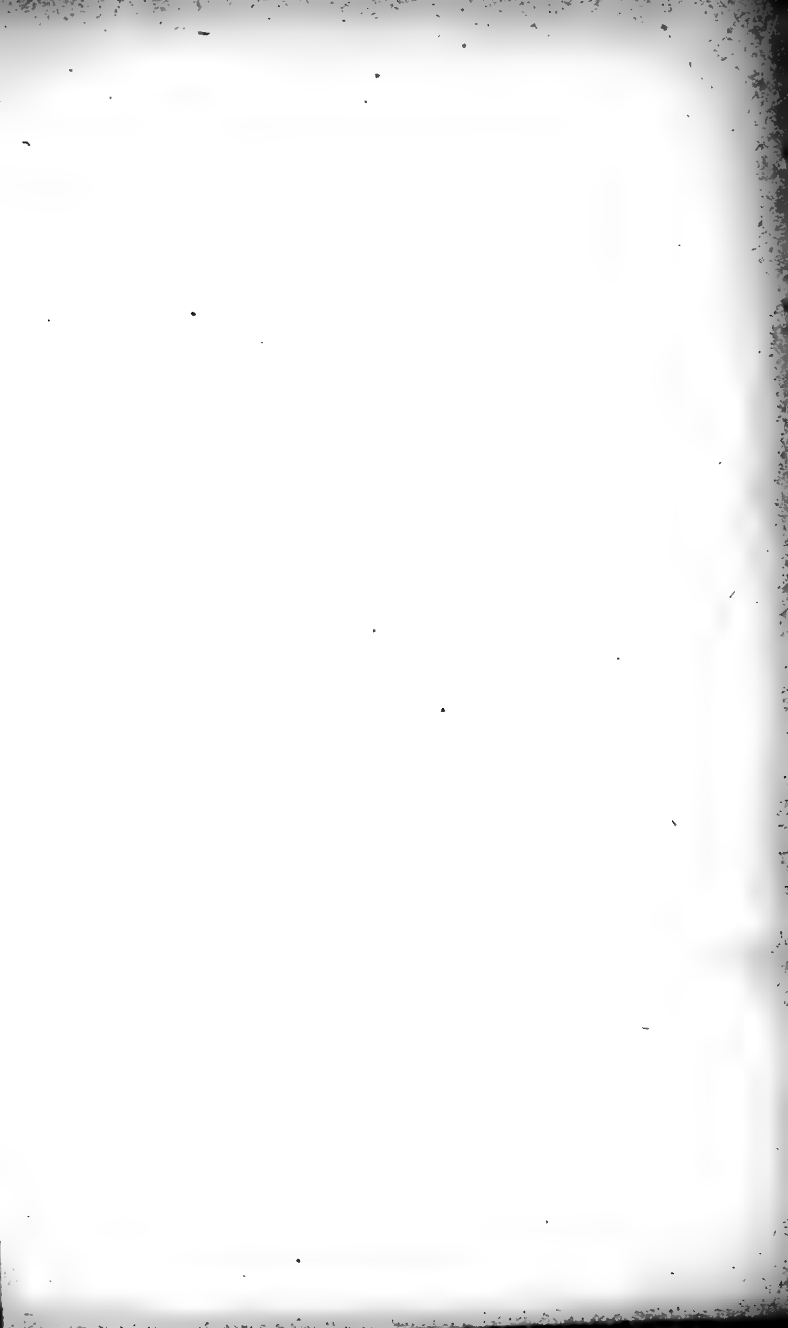
„Erlösung! Alleluja! Der Sieg ist Dein!
„Soll Deine Leichenrede, mein Abschied sein!

„Der Tod ist überwunden, sein Stachel brach;
„Erlösung! Alleluja! ruf' ich Dir nach!"

Er spricht's und küßt den Todten und segnet ihn
Und lenkt nach seiner Zelle den Schritt dann hin;

Zurück in die tiefe Stille, die dorten wohnt,
Zurück in den sel'gen Frieden, der dorten thront,

Für And're zu verleben des Lebens Rest,
Bis ihm auch die Glocken läuten zum Osterfest!





Friedrich Halm's

(Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen)

Werke.

Achter Band.

Dramatische Werke.

Sechster Band.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1864.

Dramatische Werke

von

Friedrich Halm
(Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen).

Sechster Band.

Iphigenie in Delphi.
Vor hundert Jahren.
Wildfeuer.

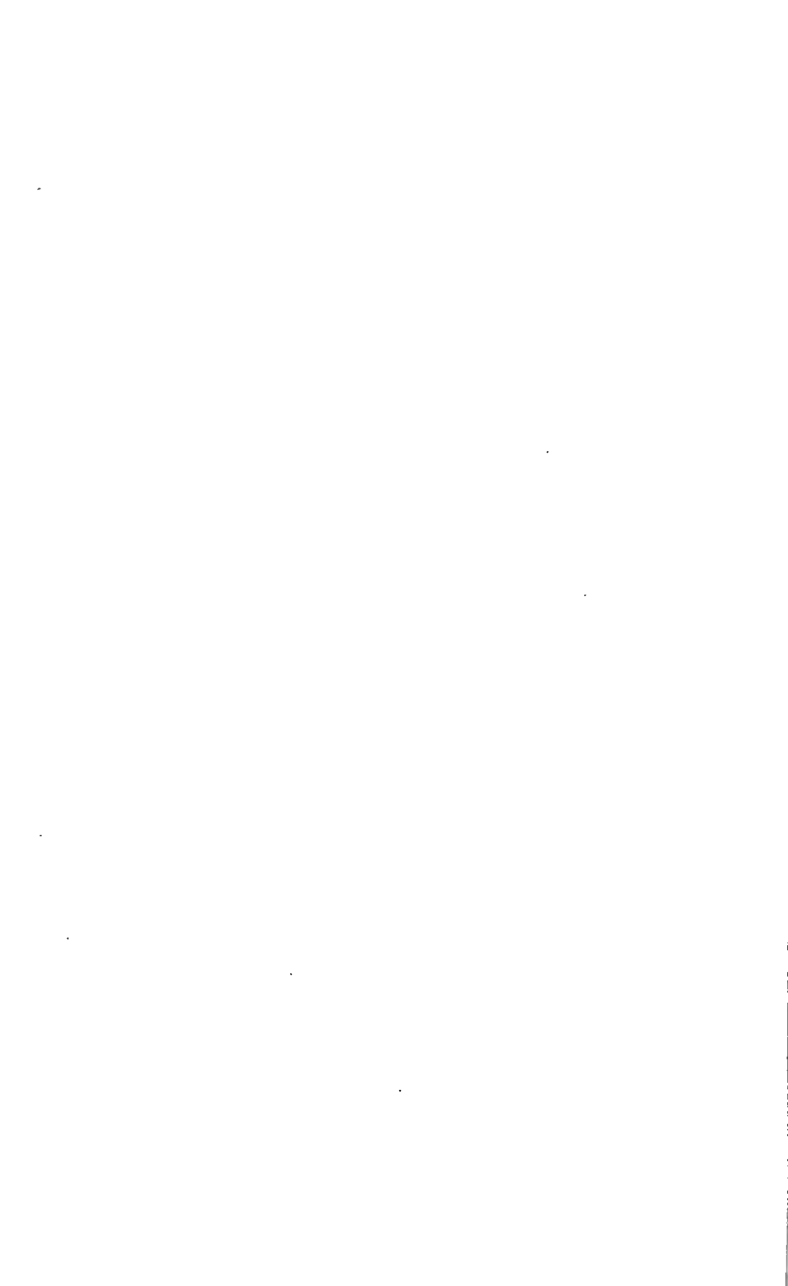
Wien.
Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.
1864.

Iphigenie in Delphi.

Schauspiel in fünf Acten.

So haben Tantals Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen wilden Händen ausgesä't,
Und gleich dem Unkraut wüste Häupter schüttelnd,
Und tausendfält'gen Samen um sich streuend
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder
Zur ew'gen Wechselwuth erzeugt!

Göthe.



Iphigenie in Delphi.

(Zum ersten Male aufgeführt auf dem Hofburgtheater zu Wien am 18. October 1856.)

Personen.

Pythia.

Iphigenie.

Elektra.

Orest.

Pylades.

Medon, ein Gefährte des Orest.

Narses, ein Sklave.

Das Stück spielt von Mittag bis Abend zu Delphi in einem den Tempel des Apollo umgebenden dichten schattigen Hain. Zur Linken des Zuschauers springt aus einem Felsen eine Quelle und fällt in ein Marmorbecken, zu dem einige Stufen hinanführen; mit diesen letzteren steht eine mit einer steinernen Balustrade versehene Treppe in Verbindung, die über den Felsen hinauf zu dem (nicht sichtbaren) Tempel führt.

Erster Akt.

Erste Scene.

Pythia, Orest.

Pythia.

Mich sprechen willst Du, ferne dem Gewühl
Der Menge, die zum Heiligthume strömt,
Allein mich sprechen? Nun wohlan, so rede!
Denn hier verhallt der Stimmen wirr Gebraus,
Vom Felsen einsam rauscht Castalia's Quelle,
Und lautlos schweigend ruht der Hain umher!
Beginne denn; doch wünschest Du vielleicht
Des Waldes tief're Schatten aufzusuchen,
Ich bin bereit zu folgen, schreit' voran!

Orest.

Nein, Priesterin des schicksalkund'gen Gottes,
Laß hier den Schritt uns hemmen, wo Entsetzen
Und Freude mir zugleich das Herz erschüttern!
Denn hier am Rand des liederreichen Quells,
Hier unter dieser Wipfel ernstem Schatten,

Hier lag ich einst verzehrt von Fiebergluth,
Dem Hauch der Lüfte meines Namens Klang,
Mein Antlitz scheu dem Strahl der Sonne bergend,
Und rief um Lösung von des Fluches Last,
Und rief um Rettung vor der Furien Geißeln;
Doch hier auch war's, wo liebvoll Deine Lippen
Erquickend mir des Gottes milden Spruch
Wie Balsam in die wunde Seele träuften;
Hier war's, und so vergönne mir, wo freudig
Gewährung ich des größten Wunsches fand,
Vertrauend Dir den mindern zu entdecken.

Pythia.

Ich höre Dich gewährend, wenn ich darf,
So hüte Dich Unbill'ges zu begehren.

Orest.

Ich fordre, was gerecht, was Deiner würdig,
Und auch nicht, wer es fordert, berg' ich Dir.
Nicht ruft mein Name mehr die Furien wach,
Gesühnt ist meine Schuld, und so erfahre,
Ich bin Orest,
Bin Agamemnon's Sohn und Klytämnestra's!
Bedarf's noch mehr? — Gewiß zu Dir auch drang
Der ferne Nachhall jener schweren Thaten,
Die Donnerschlägen gleich im tiefsten Grund

Der Pelopiden fürstlich Haus erschüttert,
Und herbe Worte bleiben mir erspart!

Pythia.

Vertrau' mir nicht, was Du verschweigen möchtest,
Doch auch nicht Kunde menschlicher Geschicke,
Wie Haß und Liebe feindlich sie verwirren,
Wie Schuld und Wahn sie trüben, trau' mir zu!
Gerücht und Sage, die die Welt umwandern,
Sie bleiben zwar auch nicht von Delphi fern,
Und Mancher, hier des Gottes Spruch erwartend,
Vertraut mir wohl trostsuchend sein Geschick;
Doch geht er, so verhallt mit seinem Schritt
Sein Wort in mir, sein Leid und seine Klagen;
Ein Andrer rückt in die verlassne Stelle
Und räumt sie Andern. Hilfreich bin ich Allen,
Doch stät und wahrhaft eigen nur dem Gott!
Mir, die kaum weiß vom Zug der Argonauten,
Von Troja's Fall, mir, siehst Du wohl, genügt
Kein halbes Wort, mir mußt Du unverkürzt
Wie einem Kind vom Anfang her erzählen,
Wenn ich Dich fassen, ich Dir nützen soll.

Orest.

Glückselige, die Du vergessen kannst!
Untilgbar steht vor mir, was ich erlebte,

Und zögernd nur in Worten sprech' ich's aus! —
Mycen gebar mich; Klytämnestra hatte
Zwei Töchter Agamemnon schon gebracht,
Und wie den Eltern ein ersehnter Erbe,
So wuchs ich Iphigenien und Elektren
Ein lieber Bruder hochwillkommen auf.
Da plötzlich ruft des Paris Frevelthat
Die Griechen gegen Troja zu den Waffen;
An Aulis Strand versammelt sich das Heer
Und Agamemnon wählt es sich zum Führer;
Doch ihn, der dort in wildem Trotz verwegen
Diana's Hain entweihte, ihn verfolgt
Der Göttin Rache. Mondenlang verweigert
Sie günst'gen Windeshauch den schlaffen Segeln,
Und heischt zuletzt durch Kalchas Sehermund
Zur Sühnung jener That der Tochter Blut,
Als Opfer dargebracht vom eignen Vater.
Er widerstrebt; des Heeres Fürsten aber,
In's Lager tückisch Klytämnestra lockend,
Entreißen mit Gewalt der Mutter Armen
Das kaum zur Jungfrau aufgeblühte Kind;
Sie schleppen Iphigenien zum Altar,
Und ihn, den Vater, zwingt die Menge schaudernd
Des Priesters Weihespruch mit anzuhören,

Der Opferflammen Gluth, das Beil zu schauen,
Das blitzend jetzt in raschem Schwung sich hebt —

Pythia.

Und sank es — rede — nein, es sank nicht nieder!
Die Götter wollen nicht der Menschen Blut,
Sie wollen, daß sie leben und gedeihen;
Die Jungfrau ward gerettet! Fahre fort! —

Orest.

Es kam so wie Du sagst! Befriedigt war
Der Göttin Grimm; in Wolkennacht verhüllt
Entrückt die Jungfrau schützend sie dem Heere,
Das zweifelt, welchen Ausgang sie genommen,
Doch ihre Tage für beschlossen hält. —
Nach Troja segelt nun der Griechen Flotte,
Und nach Mycen kehrt Klytämnestra heim.
Der Griechen Schuld auf Agamemnon wälzend,
Voll heißen Schmerzes um ihr theures Kind,
Entfernt ihr Herz sich von dem fernen Gatten;
Still wächst, die alte Liebe überwuchernd,
In ihrem Busen finstrer Unmuth auf,
Und nun berückend tritt Aegisth zu ihr;
Sein Schmeichelwort vergiftet ihr die Seele,
Und Scham und Sitte wirft bethört sie hin;
Sie theilt mit ihm die Herrschaft von Mycen,

Und als nun Troja fällt, nach langen Jahren
Zur Heimat Agamemnon wiederkehrt,
Da lauert der Verrath auf ihrer Schwelle;
Da schlingt ein faltenreich Gewand die Gattin
Verhüllend um des Badentstiegnen Haupt
Und über den Umstrickten schwingt Aegisth,
Wie über Iphigenien dort der Priester,
Das blitzend scharfe Beil! — Jetzt fällt es nieder
Und keine Göttin wehrt den Streich ihm ab!

Pythia.

Entsetzen weht mit kaltem Hauch mich an!
Durch seiner Gattin Arglist floß sein Blut?

Orest.

Aus breiter Todeswunde strömt' es hin! —
Elektra sorgend aber, daß Aegisth
Nicht einst ein gleiches Loos auch mir bereite,
Nützt, rasch gefaßt, die Stunden der Verwirrung,
Der Mörder dumpfes Staunen nach der That,
Und sendet mich zu Strophius hinweg;
Von ihm, des Vaters Schwäher, auferzogen,
Verknüpfen bald vertrauter Freundschaft Bande
Mich seinem Sohne, meinem Pylades.
Als nun erwachsen, mich ein dunkler Drang
Zur Heimat zieht, da folgt der Freund dem Freunde,

Wie heute noch er mir zur Seite geht.
Auf seinen Rath betreten wir Mycen,
Als kämen wir von Phokis hergesandt,
Orestens Tod zu künden! Unerschüttert
Vernimmt uns Klytämnestra, starb ihr doch
Im fernen Sohn des Vaters Rächer hin.
Elektra's Jammer füllt indeß das Haus,
Und als ich mich im Stillen ihr entdecke,
Da schreit sie auf, umschlingt mich fest und fester,
Als wollt' sie, daß ich lebe, sich versichern,
Und nun beginnt sie; schwere Worte wälzt,
Ein Bergstrom, ihre Klage auf mich nieder;
Der Mutter Schwäche schildert sie, Aegisthens
Verwegne Willkür; Knechtschaft, Mangel, Hohn,
Ihr um des nie vergessnen Vaters willen
Alltäglich neu auf's Haupt gehäuft, alltäglich
Wie eine Ehrenkrone stolz getragen.
Dies zählt sie her und zeigt den Ort, wo noch
Des Blutes Spur, untilgbar an den Wänden,
Am Estrich haftend, um Vergeltung schreit.
Sie schweigt und schweigend steh' auch ich, doch jetzt,
Jetzt blitzen unsre Blicke in einander,
Das Beil erfaßt sie, reicht mir's hin —

Pythia.

Mir ahnt

Verderbliches!

Orest.

Kaum blinkt's in meiner Hand,

So wallt mein Blut auf; über'm Haupte hoch

Die Waffe schwingend, die den Vater schlug,

Durchstürm' ich wild das Haus; ich treff' Aegisthen,

Ich fall' ihn an, wir ringen!

Ein Schlag, noch einer fällt! — Jetzt wirft die Mutter

Sich zwischen uns, sie spricht zu mir; umsonst!

Im Haupt nicht mehr, im Arm ist meine Seele

Und schlägt und trifft — da ächzt ein Schrei empor!

Es war geschehen. Stille wird's um mich,

In mir, und schaudernd — auf der Mutter Leiche,

Ihr Mörder, starr' ich nieder. —

Pythia

(nach einer Pause).

Komm' an's Ende!

Denn dunkle Pfade sind es, die Du führst,

Und mich verlangt an's Sonnenlicht zurück!

Orest.

Der Tod Aegisthens gab der Väter Reich,

Mycen, mir wieder; doch untilgbar brennt

Der Mutter Blut mir lastend auf der Seele;

Ihr Todesschrei weicht nicht aus meinem Ohr,
Ihr Schatten geht mit mir, wohin ich gehe,
Und wälzt' ich Nachts mich schlaflos auf dem Lager,
So hört' ich unter mir die Furien wühlen
Im Erdengrund, empor zu mir sich wühlen;
Ihr uralt heilig Rachelied: Vergeltung,
Ihr heisrer Zuruf schallt mir aus der Tiefe,
Und immer näher dringt der Klang; nun bricht
Die Rinde, und nun stürmen sie herauf;
Es langt, es hascht nach mir mit Geierklauen,
Und Wahnsinn faßt mich, Grauen treibt mich fort,
Durch Stadt und Länder ruhlos schweif' ich hin,
Und hier erst, hier auf Delphi's heil'gem Boden
Kehrt zögernd das Bewußtsein mir zurück.
Du beugst Dich über mich und kündest mir,
Der Gott verheiße Lösung mir des Fluches,
Wenn ich die Schwester, die von Tauris Strand
In's Land der Griechen sich herübersehne,
Erst heimgeführt vom Ufer der Barbaren.

Pythia.

So war es, und nun taucht Dein Bild auch wieder
Mir dämmernd in der Seele Tiefen auf;
So war es; dies verhängte Dir der Gott,
Und thatest Du, wie rettend er geheißen?

Orest.

Heimkehrend eilt' ich nach Mycen, die Zügel
Der Herrschaft in Elektra's Hand zu legen,
Und dann mit Pylades, den selbst das Wüthen
Der Furien nicht von meiner Seite schreckt,
Nach Tauris schiff' ich hin, von seinem Strand
Diana's Götterbild hinweg zu führen;
Denn also schien Apoll mir zu gebieten,
Und auf Diana, auf des Gottes Schwester,
Bezog ich seinen Spruch.

Pythia.

Und war's nicht so? —
Mit Staunen hör' ich Dich; weß sonst nur, sprich,
Gedachte denn der Gott, als seiner Schwester?

Orest.

Der meinen, Iphigenien, galt sein Wort;
An Tauris ferne Ufer hatte sie
Der Arm der Göttin rettend hingetragen;
Sie war's, die dort, Diana's Priesterin,
Nach Hellas theurem Strand zurück sich sehnte;
Sie war es, die vom Fluch mich lösen sollte;
Sie löste mich vom Fluch; noch einmal schlingen
Die Furien ihren Reigen um mich her

Und fliehen dann vor ihrer reinen Nähe;
Ihr Hauch berührt mich, und ich bin genesen.

Pythia.

Und sprich, wie löstest Du die Schwester? Fügte
Sich Deiner Forderung der Scythe? Gab
Gewalt, verlieh Euch List den Sieg?

Orest.

Nicht List
Errang ihn, noch Gewalt! Mit Pylades
Gefangen erst und grausem Tod geweiht
Erkenn' ich in der Priesterin die Schwester;
Zur Flucht bered' ich sie, doch als zum Strand
Das Götterbild wir tragen, sehen rings
Vom Feind wir uns umzingelt; Kampf entbrennt
Und führt dem schlimmsten Ausgang uns entgegen;
Da tritt die Schwester hilfreich zwischen uns,
Versöhnend deutet sie des Gottes Spruch,
Und mit der Wahrheit reinen Götterkraft
Erwirbt sie rettend Heimkehr uns und Frieden!
Doch wie dies kam und was vorangegangen,
Dies hör' von ihr, von Iphigenien selbst,
Die Dankesopfer dort dem Gotte weiht!
Du aber neige hilfreich Dich zu ihr,
Und laß bei Dir sie Schutz und Obdach finden!

Dies Eine kam ich flehend Dich zu bitten,
Und dies gewähr' mir! Schleudert neuem Kampf
Ein feindlich Schicksal drohend mich entgegen,
Die Schwester laß mich in des Gottes Haus
In Deiner Obhut mir geborgen wissen!

Pythia.

Wie, drohte neues Unheil Deinem Haupt,
Und kaum erhellt umwölkte sich Dein Himmel?

Orest.

So ist's! Auf Lemnos kam uns von Mycen
Die Kunde zu, dort gehe das Gerücht,
Schiffbrüchig habe mich am Tauris Strand,
Vom wilden Sturm empört, das Meer verschlungen;
Auf dies Gerücht hin strebe nun Aletes,
Aegisthens Bruder, ränkevoll wie er,
Der Herrschaft in Mycen sich anzumaßen —

Pythia.

Und achtest Du für Wahrheit diese Kunde?

Orest.

Hier naht uns Pylades; nach Delphi stieg
Vordem er nieder, Nachricht einzuziehen;
Er bringt uns Botschaft! Mög' es günst'ge sein!
Denn schon der Schritte stille Hast verbürgt,
Nicht ohne Kunde kehrt der Treue wieder!

Zweite Scene.

Pythia, Orest, Pylades.

Pylades.

Kein Säumen, Freund, kein Zögern mehr! Noch drohen
Uns feindliche Geschicke! Bringe rasch
Dem Gott Dein Dankgebet und dann —

Orest.

Und dann?

Was hältst Du inne? Lähmt die Gegenwart
Der Priesterin Apollo's Dir die Zunge?
Ganz hab' ich unser Schicksal ihr vertraut,
Und hilfreich wird sie wie der Gott sich zeigen!
Sprich ohne Rückhalt denn! Was bringst Du? Was
Erfuhrst Du von Mycen?

Pylades.

Unfreudiges!

Aletes trägt die Krone Deiner Väter;
Auf das Gerücht von Deinem Tode pochend,
Entwand er frech Elektra's treuen Händen
Der Herrschaft Scepter, hält sie selbst gefangen,
Und zwingt Mycens betrübtes Volk in's Joch.

Pythia.

So war's nicht leere Sage? Wahrheit ward
Auf Lemnos Euch berichtet?

Orest.

Priesterin!
Nur Glückliche erschreckt ein leer Gerücht,
Uns Pelopiden wird das Schlimmste Wahrheit,
Und was wir fürchten, das ist Wirklichkeit!
O theure Schwester, doppelt tief gebeugt
Von seinem Glück und meines Todes Kunde,
Wo find' ich Dich, wie brech' ich Deine Ketten?

Pylades.

In einem Thurm fern abseits im Gebirg
Bewacht er sie, wie Einige behaupten;
Doch geht die Meinung auch, sie sei, durch List
Die Wächter täuschend, ihrer Haft entronnen,
Und wirklich, heißt es, streifen rings im Land,
Als hätte Wahrheit das Gerücht verkündet,
Nach allen Winden hin Aletens Späher
Und setzen eifrig der Entflohnen nach.

Orest.

Du also, scheint's, mißtrauest dem Bericht,
Der Hoffnung kaum mir in die Seele thaute?
Du wähnst sie noch gefangen und in Banden?

Pylades.

Ich will nicht: Ja, und darf nicht: Nein, Dir sagen;
Denn wie, wenn ihre Flucht ein Märchen nur
Wie unser Schiffbruch wäre, wenn Aletes,
Der trugvoll erst, die Herrschaft zu gewinnen,
Die Kunde Deines Todes ausgestreut,
Nun Deine Heimkehr scheuend, wieder sich
Zur Lüge flüchtete, im Schutz der zweiten
Die Erstgeborne blutig wahrzumachen?
Wenn jene Späher, die er ausgesandt,
Zum Schein die Spur der Schwester zu verfolgen,
Dem Bruder hinzuhelfen Auftrag hätten? —

Pythia.

Sehr weise, dünkt mich, warnt und mahnt Dein Freund,
Und Arglist, scheint's, will feindlich Dich umgarnen!

Orest.

Sprich nicht von mir! Elektra's edles Haupt
Taucht zornerglühend auf vor meinem Geiste!
Um Rettung fleht die Retterin zu mir,
Und nicht vergebens mahnst Du, theure Schwester!
Nicht leben will ich, oder Dein Befreier,
Dein Rächer, kehr' ich siegreich nach Mycen!

Pylades.

Du nennst das Ziel, indeß ich Pfad und Wege
Im Stillen wohlerwägend mir bedacht,
Und dies ersann ich! Durft' Aletes frech
Desselben Kunstgriffs zweimal sich bedienen,
So frommt auch uns wohl eine alte List!
Wir geben vor — und rings verbreiten wir's
In Delphi hier und sonst auf unsrem Wege —
Wir wären die Genossen Deiner Fahrt,
Und Zeugen Deines Schiffbruchs, Deines Endes,
Nur durch ein Wunder gleichem Loos entgangen;
So täuschen wir der Späher Wachsamkeit,
Als wär' vollbracht, wonach sie ausgesendet,
Und bahnen freien Weg uns nach Mycen!

Orest.

So traten wir vor Klytämnestra einst
Und täuschten sie als Boten meines Todes! —
Mir graut auf diesem Wege Dir zu folgen.

Pylades.

Er führt Dich nicht zu Klytämnestren mehr!
Zur Rache an den Räuber, der Elektren
In seinen Banden hält, zum Sieg, zum vollen,
Gewissen, leichten Siege führt er Dich,
Zu ruhigem Besitz, zu sichrem Frieden!

Pythia.

Wenn so der Götter Rathschluß, füg' hinzu;
Denn, was der Mensch sich vorsetzt, gleicht der Blüthe,
Ein Hauch des Windes streift sie von den Zweigen,
Und nur die Huld der Götter reift die Frucht!

Orest.

Du mahnst mit Recht, und mit bewegtem Herzen
Für mich und für den Freund und für die Meinen
Um Beistand flehend streck' ich meine Hände
Zu euch, ihr Wolkenthronenden, empor;
Apollo, der du mich vom Fluch gelöst,
Diana, die du mir die Schwester wahrtest,
Blickt Sonnenschein hernieder auf den Pfad,
Den zögernd ich betrete, schirmt und schützt!
Und Du auch schirm' und schütze, Priesterin,
Und während dort mein Schicksal sich erfüllt,
Laß gastlich, wie ich bat, die Schwester hier
Im Haus des Gottes Trost und Zuflucht finden!
Du schweigst — Du zögerst — doch dies Lächeln strahlt
Gewährung! — Ja, Du willst, Du wirst sie schützen.

Dritte Scene.

Pythia, Orest, Iphigenie, Pylades.

Orest

(die mittlerweile aufgetretene Iphigenie der Priesterin zuführend).

Hier naht sie uns, und fest vertrauend, wie
Ich in Diana's Wolkenarm sie legte,
So leg' ich sie in Deinen, nimm sie hin!

Pythia.

Und ich empfange sie aus Deinen Händen,
Als führte sie Apollo selbst mir zu;
Als sein betracht' ich und bewahr' ich sie!
Sei mir gegrüßt! Wenn unentweihter Sinn,
Jungfräulichkeit und fromme stille Würde
Je einer Sterblichen das sichre Merkmal,
Sie sei den Göttern eigen, aufgedrückt,
So leuchtet es von Deiner Stirn herab,
Und so umschling' ich Dich mit Schwesterarmen! —
Mich ruft des Tempeldienstes Pflicht hinweg!
Ihr Beide, die Ihr kampfgerüstet scheidet,
Empfangt mein Lebewohl, Dir aber öffnet
Das Herz der Priestrin, wie das Haus des Gottes
Mit freundlichem Willkommen Thür und Thor!

(Ab.)

Iphigenie.

Sie beut Euch Lebewohl und mir Willkommen?
So holte Pylades denn hier zu Delphi
Nicht bess're Kunde, als auf Lemnos ein!
So ist's gewiß, Elektra ist gefangen,
Aletes waltet zu Mycen und ihr —

Orest.

Zu rächen und zu retten eil' ich hin;
Du aber, Theure, bleibst mir wohlgeborgen
In Delphi's heil'gem Umkreis hier zurück!

Iphigenie.

So zieht ein neues Wetter uns empor,
Und jene Aussicht auf ein friedlich Leben
Im Kreis der Meinen, in der Heimat Schooß,
Sie trübt sich mir, wie ich ihr näher trete!
Verlassen willst Du mich? — und wieder soll
Ich, wie auf Tauris, in der Fremde schmerzlich
Nach Dir mich sehnen; ja noch schmerzlicher,
Denn damals hatt' ich Dich noch nicht besessen,
Und gebe jetzt den kaum Erworbnen auf!

Orest.

Fass' Muth, Geliebte, wie Du Schlimm'res trugst,
Ertrag' auch dies Geschick mit starker Seele.

Iphigenie.

O wär's mein Schicksal nur, was ich beklage!
Die Schwester aber, die in Banden liegt,
Das Vaterhaus, in dem der Fremde waltet,
Gewalt und Arglist, die Dein Haupt bedrohen,
Die Meuchelmörder, die vielleicht schon jetzt
Im schattigen Versteck des Tages harren,
Der ihren Pfeilen Dich entgegen führt —

Pylades.

Beruh'ge Dich; wenn List uns feindlich droht,
Wir setzen List abwehrend ihr entgegen!
Als Boten, wisse, von Orestens Tod,
Als Zeugen seines Schiffbruchs täuschen wir
Die Späher, die auf unsren Wegen lauern,
Und dringen ungefährdet nach Mycen!

Iphigenie.

Weh! Welcher Gott verblendet Euch den Sinn,
Und läßt vermessen mit dem Tod Euch spielen!

Pylades.

Ein böses Wort gebrauchen wir zum Heile!

Iphigenie.

Des Wortes Mißbrauch, hört' ich oft, beschwöre
Verderblich die Erfüllung uns herauf.

Pylades.

Nicht Mißbrauch ist, wozu die Noth uns treibt,
Und nicht den Zorn der Götter, Eines nur
Befürcht' ich, daß Verrath die Schleier lüfte,
In die sich täuschend unser Anschlag birgt!
Bewahre Deine Sorgfalt uns davor;
Nicht blos der Priesterin leg' Schweigen auf,
Dir selbst auch drück' sein Siegel auf die Lippen!
Nicht meinen nenne, noch Orestens Namen,
Ja selbst den eignen, rath' ich, lege ab,
Daß nicht durch ihn beargwohnt und erkannt
Im eignen Netz gefangen wir verderben!

Orest.

So könnt' es kommen, und so rath' auch ich!
Wie wir des Todes Schein und Hülle suchen,
Vertausch' auch Du mit minder edlem Klang
Die Zierde Deines Namens! Laßt uns Alle
Des Orkus Beute scheinen, bis daheim
Im alten Herrschersitz der Pelopiden
Zu neuem Leben siegreich wir erstehen!

Iphigenie.

Ihr ew'gen Götter!

Orest.

Was ergreift Dich? Was
Bewegt Dich, Theure? Sprich!

Iphigenie.

Scham ist's und Zorn
Und Furcht und Trauer, Schmerz und Widerwillen,
In ein Gefühl der Bitterkeit gelöst.

Orest.

Erkläre Dich! Wie deut' ich Deine Worte?

Iphigenie.

Was sich nur fühlt, wie könnt' ich Dir's erklären,
Und wendet Deine Seele nicht von selbst
Unwillig sich von dem Gedanken ab,
Das falsche Spiel des Feindes nachzuahmen,
Dein gutes Recht mit Arglist zu verbünden,
Der Schwester unentweihte Seele selbst
Mit Lüge und Verstellung zu beflecken,
So will ich Dich mit Gründen nicht bestürmen,
Nur bitten und beschwören laß' mich Dich,
Thu's nicht! Tritt unverhüllt mit freier Brust,
Mit offner Stirne der Gefahr entgegen,
Kämpf' Deiner würdig, und Dein Loos erfüllend,
Geh' unter oder siege, groß und wahr!

Pylades.

Du siehst die Welt, wie sie fernab vom Drang
Der Wirklichkeit im stillen Tempelhain
Ein nebelhaftes Traumbild Dir erschienen!

Du kennst nur Recht und Unrecht, Schuld und Tugend,
Und so in reine Gegensätze sondernd,
Was bunt das Leben ineinander wirrt,
Erscheint Dir Arglist, was nur Nothwehr ist,
Und Vorsicht dünkt Dir Lüge und Verstellung!
Das Schöne forderst Du zum Nützlichen,
Und leider selten nützlich ist das Schöne!

Iphigenie.

So leben wir und lernen nichts vom Leben,
Denn das Erlebte rührt und mahnt uns nicht!
O denkt zurück, an Tauris denkt zurück!
Was schmolz in Milde uns des Königs Grimm,
Was ließ erwünschte Heimkehr uns gewinnen?
Nicht Lüge war's, nicht Trug und Hinterlist!
Vertrauen, Offenheit, die Macht der Bitte,
Nicht was Ihr nützlich nennt, die heil'ge Schönheit
Der reinen Wahrheit schenkte uns den Sieg!
Und Ihr verlaßt sie, Wahnverblendete,
Auf krummen Wegen mühvoll zu erwerben,
Was spielend sie mit einem Hauch gewinnt!

Orest.

Genug! Wie Frauen pflegen, hast auch Du
Nur was sein soll, nicht was sein kann vor Augen,
Im Leben aber gilt die That vor Allem,

Und eherne Gesetze gibt die Noth!
Die krummen Wege, die Dein Stolz verwirft,
Nicht um mein Blut zu sparen, wähl' ich sie;
Mir bangt nicht, kämpfend für mein Recht zu fallen;
Du aber, die in mir sich selbst verlöre,
Elektra, die des Retters schmerzlich harrt,
Ihr seid es, die die Bürde der Verstellung,
Des Truges Last mir auf die Seele wälzt,
Und so verweigre nicht, sie mitzutragen!
Die Täuschung, die zum Sieg uns führen soll,
Muß Schatten auch um Deine Stirne weben!
Die Noth gebeut es, widerstrebe nicht!

Iphigenie.

Weh mir! Was forderst Du?

Orest.

Was da auch komme,
Und wer in Dich auch dringe, schwöre mir,
In Schatten und Geheimniß Dich zu hüllen,
Und Deine Abkunft, Deinen Namen; nicht
Elektra's je, noch Pylades, noch meiner,
Als lebten wir, nachforschend zu erwähnen!
Noch mehr! Wie Neugier auch mit Fragen Dich
Bedränge, wie mit froher Botschaft bald,
Und bald mit Trauerkunden Dich Verrath

Versuche, schwöre mir, an Dich zu halten,
Durch Furcht nicht, noch durch Freude, nicht mit Blick
Noch Hauch Dich zu verrathen! Schwör' es mir!

Pylades.

O säum' nicht länger, schwöre! Schon verzehrt
Der Brand des Mittags rings den Thau der Fluren!
Die Stunde drängt, und unser Weg ist weit!

Orest

(nach einer Pause).

Was stehst Du stumm und senkst den Blick zur Erde,
Und wendest Dich in scheuer Angst von mir?
Du willst nicht schwören, Iphigenie?
Du kannst nicht? — Nun, wohlan, so laß denn, was
Du Wahrheit nennst, den Bruder Dir verderben,
Laß Deines Namens Klang zum Fluch uns werden,
Und zeige mit der Kunde, daß Du lebst,
Dem Meuchelmord den Weg zu unsren Herzen!
Du willst es so! Hab' Deinen Willen denn!

Iphigenie

(ihn zurückhaltend).

Orest!

Orest.

Was hältst Du mich? Es ruft Mycen,
Elektra ruft nach mir, sie zu befreien!

Und lauert auch Verrath auf unsrem Weg,
Und stößt Dein Trotz uns wehrlos ihm entgegen,
Gib Raum! Laß seine Pfeile uns umschwirren,
Und wenn Du wahr bist, laß uns tollkühn sein!

Iphigenie.

Ihr sollt nicht — Bleib', Orest!

Wahrhafte Götter!

Kann ich sie halten, kann ich Verderben
Ihnen heraufbeschwören, ihr Blut
Auf den Scheitel mir laden? — Es ringt
Zweifel in mir und Widerwillen und Furcht!
Heilige Wahrheit, dich zu verlassen
Sträubt sich die Seele — und muß es! —
O seht, Allschauende, seht, wie ich bange,
Seht, daß nur Liebe mich zum Frevel zwingt,
Und zürnt nicht, rächt es nicht, und muß es sein,
Mein Haupt allein laßt Eure Blitze treffen,
Und über sie spannt blauen Himmel aus!
In Nacht und Dunkel berg' ich unsre Namen!
Hier meine Hand! Nimm meinen Schwur, Orest!

(Während sie sich in Orestens Arme wirft, fällt langsam der Vorhang.)

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Elektra
(rasch aus dem Dickicht hervortretend).

Fort, üppig Laubgeflecht! Verworrne Zweige,
Gebt Raum und löst euch; doch der Eile nicht
Bedarf es mehr, der vorwärts stürmenden!
Ich bin am Ziel! Dort blinkt des Tempels First;
Die Felsenhöhen, die drauf niederschauen,
Es sind die Wolkengipfel des Parnasses!
Ich steh' auf Delphi's gottgeweihtem Grund!
Ablegen darf ich nun die Wucht des Beiles,
Dem Blick, wie der Berührung gleich verhaßt,
Und tief aufathmend aus befreiter Brust
Der frohen Stunde froh entgegenschauen!
Schon wallen ihre Flügel mir um's Haupt,
Schon duften ihre Kränze mir entgegen,
Und wie den müden Wanderer die Quelle,
Noch eh' ihr fröhlich Rauschen er vernimmt,

Noch eh' er ihren Strahl erblickt, von fern
Erfrischend schon mit kühlem Anhauch grüßt,
So wehen des Entzückens Wonneschauer,
Noch eh' die Stunde der Erfüllung kam,
Mir labend schon um die berauschte Seele!
Was tief erschütternd je mein Herz bewegt,
Die Kunde von der Schwester Opfertod,
Des Vaters Blut, von frevler Hand vergossen,
Der Mutter Ende und Orestens Wahnsinn,
Das ganze düstre Wirrsal meines Lebens
Versinkt in eines Traumes Wonnemeer,
Erstirbt in einer Hoffnung Siegesjubel!
Zwar scholl die frohe Kunde über'm Lethe
Vom Dämmerreich der Schatten mir herauf,
Doch auch Apoll, der lichte Gott des Tages,
Steigt strahlend aus des Dunkels Schooß empor,
Und die da unten hausen, lügen nicht!
Auf, Seele, denn! du hattest Muth zu leiden,
So wag' denn auch zu hoffen! Glaub' der Stimme,
Die ahnungsvoll in deinen Tiefen spricht,
Glaub' an dein Glück und freu' dich, treue Seele!

Zweite Scene.

Elektra. Narses.

Narses.

Hier, endlich, hier, Gebieterin, erreichen
Nacheilend Dich die altermüden Schritte!
Wer konnte Dir auch folgen, als Du plötzlich,
Von ferne des Tempels hohe Zinnen schauend,
Ablenkst vom sichern Pfad und grad hinauf
Durch's grüne Dickicht freie Bahn Dir brichst?

Elektra.

Der grade Weg, das ist der Weg Elektra's;
Erwartung geht den nächsten Weg an's Ziel!

Narses.

So warst Du immer! Vorwärts drängt Dein Sinn,
Rasch wählt, verwirft er, achtet nicht Gefahr,
Und läßt nicht ab vom Ziele seines Strebens.

Elektra.

Und endlich wirft ein Gott den Kranz ihm zu!

Narses.

Dir, leider, Herrin, schmückt er nicht die Stirne!

Elektra.

Die Stunde bringt, was Jahre uns versagen

Narses.

Wie fass' ich Deiner Worte dunklen Sinn?

Elektra.

Wie fass' ich selbst im engen Raum der Brust
Die Fülle hoffnungsfreudiger Gedanken!

Narses.

Dein Auge funkelt, Deine Wangen glühen!
So war's nicht eitles Spiel der Laune blos,
Daß, kaum entronnen aus Aletens Schlingen,
Von Strophius, dem edlen Oheim, kaum
Gleich einer Tochter schützend aufgenommen,
Du plötzlich heut, entweichend ohne Gruß
Und Dankeswort, die sichre Freistatt flohst?
So strahlt Dein Stern Dir wieder? Keines Schutzes
Bedarfst Du fürder, keiner Obhut mehr?

Elektra.

Als Vorbedeutung acht' ich Deine Worte;
Fortan bedarf ich keiner Freistatt mehr!

Narses.

Und woher kömmt Dir diese Zuversicht?
Es lauern Späher, wisse, im Gebirge,
Und forschen emsig Deinen Spuren nach,
Dich wieder in Aletens Netz zu locken;
Hier schützt der Gott; doch wagst Du Dich hinaus

Aus seines Haines heiligen Bezirken,
Wer wehrt den Händen, gierig Dich zu fassen,
Wie Klauen nach der Taube ausgestreckt?

Elektra.

Blick' dort hinaus, von dorther muß er kommen,
Der Retter und der Rächer meiner Schmach!
Schon hör' ich, dünkt mich, seine Schritte schallen,
Die wohlbekannten Schritte; schon vernimmt
Mein lauschend Herz der theuren Stimme Klang!
Heran, heran, ihr Knechte des Tyrannen,
Orest, der Bruder, schützt Elektra's Haupt!

Narses.

Orest? Er lebt? Er schaut das Licht des Tages?

Elektra.

Und meinen Feinden lebt er zum Verderben!

Narses.

Und jene Kunde, die Mycen erfüllte,
Im Sturm gescheitert und versunken sei
Das Fahrzeug, das nach Tauris ihn getragen —

Elektra.

Aletens Herrschgier, wie mein Herz im Stillen
Stets hoffend ahnte, streute dies Gerücht
Verlockend hin der leichtbethörten Menge.

Narses.

Er lebt der theure Mann? Wo aber, sprich,
Wo ist der Bote, der die Kunde brachte?
Aus seinem Munde laß mich es vernehmen!
Wo ist er?

Elektra.

Nicht Dein Blick erreicht ihn, noch
Dein Zuruf! Wie er kam, so schwand er hin,
Ein Luftgebilde und in Luft zerronnen!

Narses.

Was sagst Du? Wie, so stieg der Schatten einer
Von Acherons Gestade Dir herauf?

Elektra.

Es war heut Nacht! Fern war dem müden Geist
Des Schlafes Trost geblieben, und verworren
Umkreisten mich, im wachen Fiebertraum
Dahingestreckt, die Bilder früh'rer Tage.
Mit Iphigenien spielt' ich erst daheim
Im Säulengange, wie wir Kinder pflegten;
Dann zuckt der nie vergessne Todesschrei
Des Vaters mir durch's Mark; jetzt wälzt vor mir
Orest, der Furien Beute, sich im Staub!
Doch plötzlich wird es still und stumm in mir;
Aufschreckend ahnt Unheimliches die Seele

Und fühlt heran es rücken nah und näher;
Und jetzt — jetzt taucht es dämmernd grau in grau
Wie Nebel aus der Erde Grund und schwebt
Heran und starrt mich an mit hohlem Auge;
Und sie, sie war's,
Der Schatten Klytämnestra's stand vor mir
Und winkt mir zu und lächelt, und die Worte
Entwichen ihren Lippen: „Nimm das Beil
Und zieh' nach Delphi hin! Orest kehrt wieder!“
Und dies gesagt, verdämmern ihre Züge,
Und grau in grau wie Nebel fließt sie hin!

Narses.

Mir rieselt kalter Schauer durch's Gebein!

Elektra.

Und dreimal kehrt dasselbe Bild mir wieder,
Und dreimal mahnt es mit demselben Gruß;
Da fuhr ich auf und langte nach dem Beil —
Denn wohlverstanden hatt' ich ihre Worte —
Nach diesem Beile langt' ich. Kennst Du es?
Das Opferbeil der Tochter bracht' es einst
Von Aulis Strand die Mutter zürnend heim,
Und wie es Iphigenien opfernd fällte,
So traf es in Aegisthens Hand den Vater,
So trank es später Klytämnestra's Blut!

Dies Beil ergreifend, wandt' ich mich nach Delphi,
Als Weihgeschenk dem Gott es darzubringen,
Dagegen in Orestens Wiederkehr
Von ihm die schön're Gabe zu empfangen,
Das Ende meiner Leiden, meiner Schmach!

Narses.

Mit Grauen lausch' ich wechselnd Deinem Worte
Und mit Entzücken! Ist's auch wahr, ist's wirklich?
Beschwor Dein Sehnen nicht den Schatten Dir
Herauf, den wahrhaft Du zu schauen wähntest?
War's nicht ein Traum, der neckend Dich berückt?

Elektra.

Es war kein Traum! Noch zittert mir im Herzen
Der Klang der Stimme nach, noch fühl' ich schaudernd
Den eis'gen Anhauch ihrer Geisterlippen!
Die Mutter, Klytämnestra, stand vor mir!
Du aber, Treuer, der Oresten einst,
Den theuren Knaben, nach des Vaters Mord
Zum Oheim schützend mir hinweggeflüchtet,
Der rettend mit Gefahr des Lebens jüngst
Mich selbst aus jenes Thurmes Haft befreite,
In den Aletens Tücke mich verschloß,
Du steig' nach Delphi eilend jetzt hinab
Und mische Dich in's brausende Gewühl

Der Menge, die vom letzten Rand der Erde
Zum Heiligthum Apollo's wallend strömt;
Frag' hier und dort, auf allen Straßen forsche
Orestens Schicksal nach, und ward Dir Kunde,
So theil' sie mir beschwingten Schrittes mit;
Ich nah' indeß dem Gott mit frommen Opfern,
Zum Wunder der Verheißung noch ein zweites,
Das Wunder der Erfüllung zu erflehen!

Narses.

Ja, Wunder waren es, die Dir begegnet;
Denn Dir, Dir zeigte sich der Mutter Schatten,
Dir, die Oresten rettend ihr entrückt,
In dem sie früh des Vaters Rächer schaute,
Dir, deren Trauer um des Königs Mord
Ein ew'ger Vorwurf ihr Gewissen schärfte,
Dir nahte sie versöhnt mit froher Kunde,
Mit Kunde von Oresten, der sie schlug,
Indeß Du abgewandt am Grab des Vaters
Taub ihrem Ruf —

Elektra.

Genug!

Narses.

Wie wunderbar
Versöhnt und tilgt der Tod die Schuld des Lebens!

Nicht über's Grab hinaus reicht Zorn und Rache,
Zu Staub vermodert mit dem Leib der Haß,
Und nur die Liebe lebt unsterblich fort!

Elektra.

Nicht weiter! Geh' und thu', wie Dir geheißen;
Nach Delphi steig' hinab und bring' mir Kunde!

Narses.

Gehorchend eil' ich hin! Du aber sieh
Indeß Dich vor und wahr' Dein theures Haupt!
Weich' nicht aus dieses Haines heil'gem Schatten!
Hier bist Du sicher, aber draußen lauert
Gewalt und Arglist, tückischer Verrath!

(Ab.)

Elektra.

Was war das?
Welche Zweifel weckt verderblich
Des Greises arglos Wort mir in der Seele!
Der Tod versöhne, meint er, und zu Staub
Vermodere der Haß mit unsern Leibern! —
Nein, spricht's in mir! Nein, zuckt's im innersten,
Im tiefgeheimsten Schooße meines Herzens;
Noch über's Grab hinaus zürnt meine Seele,
Unsterblich, wie ich liebe, hass' ich fort!

Und ihre Seele ohne Furcht und Reue,
Im Guten wie im Bösen stark und groß,
Sie sollte anders fühlen, als sie fühlte,
Da noch des Körpers Hülle sie umfing?
Sie, die in mir das Blut des Gatten haßte,
Sie, deren Hilfruf ich das Ohr verschloß,
Weil er im Herzen mir nicht widerhallte,
Sie käme nun — mich zu verhöhnen kam sie;
Orestens Heimkehr mir verkündend, lockte
Nach Delphi sie mich her, um früher hier
Die Kunde seines Todes zu empfangen!
Ja, er ist todt — ich seh' ihn hingestreckt,
Am Meeresstrand, Seegras im langen Haare —
Entstellt, zerschmettert —

Mein Geist verwirrt sich! Ruhig, armer Geist!
Was zagst du vor der Schatten Rachegrimm,
Wenn schützend Dir die Götter niederblicken!
Nicht Heilung hätte ihm Apoll verheißen,
Und täuschend von des fernen Tauris Strand
Die Schwester heimzuführen ihm befohlen,
Wenn grauser Tod auf seinem Wege lag!
Für seine Wohlfahrt bürgt des Gottes Spruch,
Orest kehrt wieder — freu' Dich, treue Seele!

Hier will ich sitzen an des Brunnens Rand
Und Ruhe gönnen den erschöpften Gliedern!
O wiegte mich der Quelle Rauschen ein,
Und könnt' ich schlafen fest und tief und still,
Bis eine Hand berührend mich erweckte,
Und schlüg' erschrocken ich die Augen auf,
So wär's Orest, der über mich gebeugt
Mich lebend, liebend, froh erwacht umfinge!

Dritte Scene.

Elektra (am Brunnen), Iphigenie (mit einem Henkelkruge).

Iphigenie.

Dank dir, Erfahrung, ernste, strenge Göttin,
Die früh du mich gelehrt, nicht schwerer Sorge
Unruhig bangen Schmerz in Einsamkeit
Unthätig zu versenken, nein, mit ihm
Hinauszutreten in's bewegte Leben,
Und statt des Leides Stachel uns zu schärfen,
Ihn abzustumpfen in Beschäftigung!
Dir folgend, schmerzerworbne Führerin,
Und still bemüht, der Priesterin Vertrauen
Durch Freundesdienste liebend zu vergelten,

Ergeb' ich mich wie sonst des Tempeldienstes
Gewohnter Pflicht, und schon entweicht der Groll,
Der Wolken gleich die Seele mir umdüstert,
Und still vertrauend zu den Göttern wendet
Wie dort auf Tauris sich mein Blick empor.

Wen aber seh' ich auf den Stufen dort
Am Brunnenrande ruhend hingestreckt?
Ein ernstes Frauenbild, ein blankes Beil
Zu ihren Füßen, starr und regungslos
Der strenge Blick, die würdevollen Züge!
An Klytämnestra's Züge mahnen sie;
So neigte sinnend sie den Blick zur Erde,
So stützte ihre Hand das müde Haupt!
Fast bangt mir von dem fremden, dunklen Weibe!

Doch wie, ein Seufzer, bang und schwer, entringt
Sich ihrer Brust, in Thränen schwimmt ihr Auge!
Sie leidet, und mein Herz schlägt ihr entgegen!
(Hinzutretend und die Hand auf Elektra's Schulter legend.)
Blick' auf!

Elektra.

Bist Du, wie Dein Gewand verräth,
Die Priesterin des Gottes, der hier waltet?

Iphigenie.

Wohl bin ich Priesterin, doch nicht Apollo's;
Gastfreundlich hier von Pythien aufgenommen,
Entheb' ich nur, wo meine Kraft vermag,
Sie hilfbereit, dienstfertig ihrer Sorgen.

Elektra.

Doch Pythia, wo, sag' mir, find' ich sie?

Iphigenie.

Sie waltet drin im Tempel ihres Amtes;
Du aber weiche nicht vom schattig kühlen
Bequemen Ruhesitz, sie aufzusuchen.
Ich meld' ihr Deine Ankunft, laß nur erst,
Des Tempels Schwelle weihend zu besprengen,
Den Krug hier mit Castalia's Fluth mich füllen!

Elektra.

Mich dürstet!

Iphigenie.

Hier nimm hin und trink', und möge
Die Gabe tönenden Gesanges, wie
Castilia's klare Quelle sie verleiht,
Mit Liedern hold die Seele Dir beleben!

Elektra.

Kein Lied entquillt dem sorgenschweren Herzen,
Und schweigend starrt Erwartung vor sich hin!

Iphigenie.

So siehst Du einem kommenden Geschick,
Wenn nicht mit Furcht, mit Zweifel doch entgegen?

Elektra.

Verworrne Stimmen brausen um mich her
Und reißen da und dorthin mir die Seele!

Iphigenie.

Und Du bist hier, des Gottes Seherblick
Um Lösung Deiner Zweifel anzuflehen?

Elektra.

Nein, harrend weil' ich hier, ob sich erfülle,
Was längst sein Spruch verheißend zugesagt.

Iphigenie.

Dann hebe nur getrost das Haupt empor,
Denn wahr und wirklich ist das Wort der Götter.

Elektra.

Wer bangend aussieht nach dem fernen Freunde,
Den tröstet Eins nur, seine Wiederkehr!

Iphigenie.

Und bis Dein Arm begrüßend ihn umschlingt,
Noch Eins: Kennst Du es nicht, betrübte Seele?
Ich weiß ein Lied davon und will Dir's sagen.

Elektra.

O säng' es mir das kranke Herz in Schlaf!

Iphigenie

(auf ihren Krug gestützt, auf dem Rand des Brunnenbeckens sitzend, während Elektra, zu ihren Füßen auf die Stufen hingestreckt, allmälig einschläft).

Kennst Du sie nicht der Seele
Treue, verschwiegne Gefährtin,
Die der Kindheit Gespiele
Und der Jugend Genoß,
Selbst dem müden, hinfälligen
Alter Stütze und Stab noch,
Kennst Du sie nicht?

Die in's Dornengebüsche die Rose,
Die in's Nachtgewölke den Stern
Tröstend Dir hinmalt,
Die Sirenenlieder Dir singt
In des Sturmes Geheul;
Wenn das Leben verneint,
Leise flüsternd ein: Ja!
Melodisch Dir hinhaucht;
Kennst Du sie nicht?

Die das Verworrenste löst
Und das Fernste verbindet;
Die Du verscheuchst, und sie kehrt wieder,

Die Du gestorben meinst, und sie lebt,
Die Du verwirkt, und sie bleibt Dir;
Die unwandelbaren Erfolges
Eiserner Macht kaum
Zög'ernd das Feld räumt,
Kennst Du sie nicht?

Nach der Uebel finsterem Heer,
Nach der Begierden gräulichen Schaar
Zuletzt entflog sie der Büchse
Pandora's, als ihre Neugier
Aufthat die Schale des Zornes!
Kennst Du sie nicht? Hoffnung, die treue,
Milde, freundliche Göttin,
Ohne die nur Thorheit der Wunsch
Und nur Wahnsinn die Kraft,
Nacht nur das Leben wäre?

Hoffe denn unerschöpflich,
Rastlos, mit jedem Pulsschlag
Hoffe, zagendes Herz!
Nur die Hoffenden leben;
Hoffst Du nicht, leb' auch nicht mehr!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Erste Scene.

Elektra (schlafend). Narses.

Narses.

Sie schläft! Ermattet von der Wandrung Mühen
Und eingewiegt vom Quellgeriesel nahm
Der Traumgott sie in seine stillen Arme,
Und zog auf harten Stein das müde Haupt
Ihr nieder! — Lächelndes Vergessen spielt
Wie Mondlicht ihr verklärend um die Lippen,
Und tiefe Ruhe weht ihr Athemzug!
Und ich, weh mir, ich soll mit rauher Hand
Sie fassen, soll aus sorglos heitrem Traum
Zur bittern Noth der Wirklichkeit sie wecken!
Wie sag' ich ihr, was sie vernehmen muß,
Und welchen Schein von Zweifel misch' ich mildernd
Der herben Schärfe der Gewißheit bei? —
Doch sie erwacht, sie schlägt die Augen auf,
Wie einst als Kind, aufblickend kaum mit Thränen
Das Licht des Tages schmerzlich zu begrüßen!

Elektra
(noch halb vom Schlaf befangen).

Fahr' fort, sing' weiter, Iphigenie!

Narses.

Der Schwester Name tönt von ihren Lippen!

Elektra.

Kennst Du sie nicht? Hoffnung, die treue,
Die milde, freundliche Göttin!
So war es! — Ja, fahr' fort! Sing' weiter, weiter! —
Doch wie — wo bin ich, und wo schwand sie hin? —
Weh mir, wo bist Du, Iphigenie?

Narses.

Wohin schweift Deine Seele? Sammle Dich;
Im Hain Apollo's, wisse, weilst Du hier!

Elektra.

Im Hain Apollo's? — War mir's doch, ich säße,
Wie sonst wir pflegten, zu Mycen daheim
Mit Iphigenien auf des Hauses Schwelle;
Orest trieb neben uns sein Knabenspiel,
Und hell im Becken klang des Brunnens Strahl;
Wir wanden Kränze und die Schwester sang
Ein altes, trautes Lied, ihr Hoffnungslied,
Wie wir es nannten —

Narses.

Du träumtest so, denn schlummernd fand ich Dich,
Von Delphi wiederkehrend, hier am Brunnen!

Elektra.

Ich träumte! — Ja, so war's! — Das Lied der Fremden,
So oft gehört, und erst im Traum erkannt,
Das war es! — Jenes Lied entrückte täuschend
In bess're Tage mir den müden Geist,
Als sollte ihre Lust mir wiederkehren!

Narses.

Nicht wieder, leider, kehrt Gewesenes!

Elektra.

Doch Glück bedeuten, hört' ich, frohe Träume!

Narses.

Vielleicht das Glück nur, daß wir froh geträumt!

Elektra.

So ernst erklingt Dein Wort und Deine Stimme —
Du kehrst von Delphi wieder! Was vernahmst
Du von Orest? — Was schweigst Du? Rede, sprich!

Narses.

Ich hörte nichts von seiner Wiederkehr!

Elektra.

Du weißt von ihm? Was weißt Du? Gib mir Kunde!
Was immer Du auf Delphi's Markt vernahmst,

Wär's auch Vermuthung nur, ein unbestimmt
Gerücht, das grundlos in den Lüften flattert,
Nur müßige Erfindung, müß'ge Stunden
Um ihre Dauer zu betrügen, ja,
Wär's offenkund'ge Lüge, sag' es mir,
Und laß mein Herz die Wahrheit draus errathen!
Ich will es, rede, sprich mir von Orest!

Narses.

Von seiner Heimkehr, Herrin, hört' ich nichts!

Elektra.

So weißt Du Schlimm'res, Unglückseliger! —
Dein Antlitz spricht, wenn Deine Lippen schweigen —
Ja, Du weißt Schlimmeres! — Doch wär's das Schlimmste,
Ich will es wissen! — Sprich, was hörtest Du?

Narses.

Nicht mehr, als was wir früher schon vernommen,
Die Kunde von dem Schiffbruch mein' ich; nur —

Elektra.

Was hältst Du inne? Sag' es ganz heraus!
Welch' neue Lüge fügten sie zur alten?

Narses.

Nur daß zwei Männer, hager, sonngebräunt,
Der Tracht und Mundart nach Mycen entsprossen,
Die Kunde diesmal brachten, und nicht nur

Genossen der unsel'gen Fahrt, nicht nur
Theilnehmer der Gefahr sich nannten, nein,
Geradezu die Einzigen sich priesen,
Die lebend der empörten Fluth entronnen,
Zeugniß zu geben, wie an den Gefährten —
An Allen ihr Verhängniß sich erfüllte!

Elektra.

Orest dahin! Ihr ew'gen Götter! — Nein,
Die Männer lügen! — Sag's nur auch, sie lügen!
Sie müssen ja, begreif' nur, müssen lügen!
Denn hätt' nach Delphi auch der Mutter Schatten
Nur schadenfroh verhöhnend mich gesandt,
Verhieß das Wort des schicksalkund'gen Gottes
Ihm Rettung nicht und Heil? — Es ist nicht! Nein!
Der Gott spricht wahr, und jene Männer lügen!

Narses.

So sagten auch die Delpher; doch dagegen
Behaupten jene —

Elektra.

Was behaupten sie?

Narses.

Mißdeutet hätten wir den Spruch des Gottes!

Elektra.

Den Spruch des Gottes, der bestimmt und klar
Des Fluches Lösung, Heilung ihm verheißen?

Narses.

Doch heilt von jedem Uebel, meinten jene,
Und löst von jedem Fluch nicht auch der Tod?

Elektra.

Der Tod! Der Tod!

Narses.

Du zitterst, Du erbleichst?

Elektra.

Tod also wär' des Götterspruches Sinn?
Fluch wär' sein Inhalt, und wir glaubten Segen,
Und jubelten und harrten, hofften. — Nein!
Sie lügen, sag' ich Dir! — Sie müssen lügen!
Mein Herz, ständ' seines still, wär' mitgebrochen,
Und pocht das meine, schlägt auch seines noch;
Mein Herz spricht wahr, und jene Männer lügen!
Wo sind sie? Sprich, sahst Du sie selbst?

Narses.

Ich traf
Sie nicht in Delphi mehr; Dankopfer nur
Für ihre Rettung brachten sie dem Gott,
Und lenkten dann zur Heimath ihre Schritte!

Elektra.

Entstammen sie in Wahrheit von Mycen,
Und sind sie von Orestens Schiffgenossen,

So kenn' ich sie, denn jedem, den mit ihm
Die Welle forttrug, jedem am Gestade
Bot scheidend ich die Hand, verhieß ihm Sorge
Für Weib und Kind, und Opfer und Gebet
Für seine Heimkehr, jeglichen dafür
Mit heißen Thränen nur um Eins beschwörend,
Um Schutz und Obhut für des Bruders Haupt!
Ich kenn' sie, Klinias, und Glaukos, Prokles,
Niketas, Medon, alle kenn' ich sie —
Ich will sie sehen, jene Todesboten!
Nach, ihnen nach! Ich will sie sehen, will
Ihr Wort auf ihrer Mienen Prüfstein legen!
Komm', sag' ich, folg' mir, eile!

Narses.

Wie, Du wolltest
Aus dieses Haines sichrem Schutz hinaus
Dich wagen —

Elektra.

Laß mich! Fort! Hinweg!

Narses.

Du weißt,
Des Feindes Späher lauern im Gebirge!
Bedenk', was Du beschließest! Lebt Orest,
Wie Deine Seele ahnt, soll heimgekehrt

Der Theure in Aletens Macht Dich finden?
Von ihm gesandt vielleicht sind jene Fremden,
Und nennen sich Orest's Gefährten nur,
Damit Du sich'rer ihrer Lüge glaubst,
Damit Dein Schmerz verrathend Dich entdecke!
So ist es, ja gewiß, so ist's! Denn jetzt —
Wie Nebel hebt sich's mir vom Auge — jetzt
Entsinn' ich mich, sie forschten, hört' ich, scheu,
Unruhig, ängstlich Deinem Schicksal nach,
Erschöpften sich in Fragen, wo Du weilest —

Elektra.

Ich muß sie sehen! Meine Seele dürstet,
Aus ihren Zügen Balsam oder Gift
Zu saugen! Laß mich, sag' ich Dir! Und starrte
Medusens Haupt toddrohend mir entgegen,
Ich muß sie sehen —

Narses.

Nein, ich lass' Dich nicht!
O hör' des Greises Flehen, theure Fürstin!
Laß diese welken Arme, die im Drang
Unsel'ger Thaten rettend einst Orest
Hinweggeflüchtet aus dem Haus des Mordes,
Nun ausgestreckt nach Dir zurück Dich halten!
Mich laß an Deiner Statt den Männern folgen,

In's Aug' sie fassen, prüfend sie befragen!
Aufwachsen sah ich dies Geschlecht vor mir,
Ich kenne, wie ihn selbst, Orest's Gefährten,
Mich blendet kein Betrug! Bei Deines Bruders
Geliebtem Haupt beschwör' ich Dich, verlaß
Nicht dieses Haines Schatten! Sende mich,
Laß meine Sorge Deinem Wunsch genügen!

Elektra.

Wohlan, es sei so, geh'! Ich darf nicht weigern,
Was Du erflehst bei seinem theuren Haupt!
Nur säum' nicht länger, geh'!

Narses.

So thu' ich, Herrin!

Nach Delphi steig' ich nieder; gern vertraut
Mir Polydor, der Gastfreund Strophius',
Sein weit ausgreifend muthig Viergespann,
In raschem Lauf den Wandrern nachzujagen,
Und wie sie eilten, bald erreich' ich sie!

Elektra.

Genug der Worte! Geh' und kehre wieder
Wie Sturmesathem, wie Gedankenflug!

Narses.

Das will ich! Du indeß — versprich es mir —
Verlaß nicht dieses Haines stille Schatten,

Verbirg Dein Antlitz, bleib' der Menge fern,
Daß nicht Dein hohes Wesen Neugier wecke;
Gönn' keine Antwort unnütz Fragenden,
Und selbst der Priesterin verhehl', so weit
Es angeht, Deine Herkunft, Deinen Namen —

Elektra.

Fort, sag' ich!

Narses.

Schon enteil' ich, fass' nur Muth,
Und hoffe still das Beste! Was da komme,
Gewinn ist, wär's auch nur Minutenfrist,
Was hoffend wir dem Schmerze abgerungen.

(Ab.)

Elektra.

Weh mir! Wie Feuer glüht's in meinen Adern,
Mein Auge trübt sich, Fieber schüttelt mich! —
Wem glaub' ich, wem vertrau' ich? —
Zweideutig lächelnd aus dem Orkus droht
Der Mutter Schatten, mit Gefahr und Haß
Umringen mich die Lebenden, in mir
Tobt Schmerz, nagt Zweifel, brütet dumpfe Angst,
Und streck' ich hilfeflehend meine Arme
Zu euch empor, gerechte, große Götter,
So fällt der Männer Wort mir auf die Seele,

Und Todesschauer zuckt durch mein Gebein!
Wär's wahr, ist's möglich denn? — Ihr ew'gen Götter,
Die unbewegt von Vortheil oder Furcht
Aus reiner Aetherluft ihr niederschaut
Auf dies Gewirre, das wir Leben nennen,
Ist's möglich denn, ihr Lichtumfloßnen könntet
Auch täuschen, wie wir Staubgebornen, auch
Mit schöner Worte Schwall Nichts sagen, oder,
Sich ungestümen Bitten zu entziehen,
In der Gewährung Schein die Weigrung kleiden? —
Ihr könnt nicht! Nein, ihr seid nur ewig, weil
Ihr wahrhaft seid! O sende Licht, Apoll,
In's Dunkel meiner Seele! Reinige
Mein Herz von Furcht und Zweifel, rette mir
Den Glauben an dein Wort, und laß mich wieder,
Wie einst das Kind, beseligt froh empfinden,
Ihr könnt vollbringen, was ihr redlich wollt,
Und was ihr uns verheißt, das wollt ihr redlich!
Umsonst!
Die Worte klingen, doch das Herz bleibt stumm!
Die Seele glaubt nicht, was die Lippe spricht,
Sie zürnt und grollt und schüttelt ihre Ketten;
Und alles Unrecht, das ich schuldlos litt,
Und alles Leid, das schweigend ich ertragen,

Dringt wieder mir, wie heut erlebt, an's Herz;
Das heiße Blut der Ahnen gährt und schwillt
In meinen Adern, zürnend fühlt die Seele
Sich Tantalus entsprossen und verwandt,
Und zuckend nach dem Beile faßt die Hand,
Als ständ' ein Feind mir drohend gegenüber,
Als gält' es kämpfend Aug' in Aug' mit Trotz
Trotz abzuwehren, mit Gewalt Gewalt!

Zweite Scene.

Elektra, Pythia.

Pythia.

Gruß biet' ich Dir und Heil! Bist Du es, Fremde,
Die dringend erst nach Pythien begehrt,
So säum' nicht, sprich! Hier bin ich, laß mich hören,
Mit welcher Bitte nahst Du fromm dem Gott?

Elektra.

Zu fordern, nicht zu bitten bin ich hier.

Pythia.

Nur Eins auf Erden ist, das von den Göttern
Uns Sterblichen zu fordern zukömmt, nur
Gerechtigkeit, denn alles Andre ist
Geschenk und Gnade!

Elektra.

Dieses Eine eben,
Gerechtigkeit zu fordern bin ich hier,
Denn daß Apoll sein göttlich Wort mir löse,
Und redlich leiste das Verheißene,
Das ist gerecht nur, nicht Geschenk, noch Gnade!

Pythia.

So ward ein Spruch des Gottes Dir zu Theil,
Der nicht zur rechten Stunde sich erfüllte?

Elektra.

Nicht an die Stunde band der Gott sein Wort;
Als einer kühnen That gewissen Lohn
Verhieß er uns die Gunst, um die wir flehten!

Pythia.

Und jene kühne That, ward sie vollbracht?

Elektra.

Mich fragst Du? Weiß ich's denn, und kann ich's wissen?
Und wenn ich's wüßte, folterte mich Angst,
Und zehrte Furcht und Zweifel mir am Herzen?

Pythia.

Und wenn Du's nicht weißt, was beklagst Du Dich?
Wenn ungewiß noch, ob die That gethan,
Für deren Lohn des Sehers Wort Dir bürgt,

Wie kannst Du fordern, daß er's löse? — Oder
Wenn das nicht, rede, was begehrst Du sonst?

Elektra.

Daß Du noch einmal mir den Gott befragest,
Ob unverkümmert, wie er sie verhieß,
Erfüllung unsre Wünsche krönen wird?

Pythia.

Dies muß ich weigern, denn es ziemt sich nicht
Apoll mit müß'gen Fragen zu bestürmen;
Er hat gesprochen, Du vernahmst sein Wort,
Was frommte Dir's, wenn doppelt er es gäbe?

Elektra.

Du weigerst mir's? Es ziemt sich nicht, den Gott
Zu doppelten Verheißungen zu drängen?
Er spricht nur einmal, aber doppelsinnig,
Vieldeutig spricht er! Das geziemt sich wohl?

Pythia.

Was willst Du sagen? Ich versteh' Dich nicht!

Elektra.

Daß Andres oft der Spruch des Gottes meint,
Und Andres aussagt einfach schlichtem Sinne,
Daß er mit Worten spielt, daß gleißend Heil
Und Rettung er dem theuren Mann verheißen,
Und ihn vielleicht nur in den Tod gesandt!

Pythia.

Wie, faſſ' ich Dich? Du wagſt es, Raſende,
Betruges wagſt Apoll Du anzuklagen?

Elektra.

Das wag' ich, ja! Du haſt das Wort genannt!

Pythia.

Enthalt' im Heiligthum Dich frevler Rede!

Elektra.

Wo Wahrheit thront, die Stätte nur iſt heilig!

Pythia.

Vertrauend ziemt's den Göttern ſich zu nahen!

Elektra.

Bürgſchaften fordert, wer ſie beſſer kennt!

Pythia.

Wer frech ſie ſchmäht, der hat ſie nie gekannt!

Elektra.

Ich kenne ſie, die kronenräuberiſch,
Die alten großen Götter, meine Ahnen,
Hinunterſtießen in des Orkus Nacht;
Ich kenne ſie, die meinen Vätern Gift
In's Blut gemiſcht, die tückiſche Verſucher
In ſchwerer Thaten Wirrſal ſie verſtrickt,
Um rächend dann die Schuld'gen zu verderben;
Ich kenne ſie, die meinen Stamm verfolgt

Noch über's Grab hinaus, die bis in's Grab
Mich schutz- und wehrlos Leidende verfolgen;
So sind sie, und so kenn' ich Deine Götter!

Pythia.

Genug der Lästerung! Dein finstrer Trotz,
Dein wild unbändig Wesen zeigen deutlich,
Wie jene waren, die sie Dir vererbt,
Und wie ihr wohl verdientet, was ihr littet,
Sie selbst, und Du, die Erbin ihrer Schuld!

Elektra.

Erbarmen, seh' ich, wohnt nicht bei den Frommen!

Pythia.

Noch Selbsterkenntniß in der Frevler Brust!

Elektra.

Genug der Worte! Sag' mir Eines nur!
Willst Du noch einmal mir den Gott befragen?
Gib Antwort! Rede, sprich!

Pythia.

Zorn blitzt Dein Auge!
Dein Antlitz glüht und Deine Lippe zittert!

Elektra.

Gib Antwort, Priesterin! Ja oder Nein!

Pythia.

Was ich vielleicht der Bitte mild gewährt,

Vermeßner Drohung muß ich es versagen;
Nein, sag' ich, nein!

Elektra.

O so umwehe jetzt
Mit deinen Taubenschwingen fächelnd mir
Die Stirne, Mäßigung, und hauch' mich an,
Besonnenheit, mit deinem kühlen Athem;
Leg' deine stille Hand, du heilige
Geduld, mir sänftigend auf's Herz, daß nicht
Sein Blut die Schale sprenge, daß ich nicht
Fortstürmend wild mit raschem Beilesschwung
Des Lügengottes Bild in Trümmer schlage
Und Rache suche, wo nicht Recht mir wird.

Pythia.

Ja, fleh' zu ihnen! Fleh' um Maß und Milde,
Um Demuth, die Dir fehlt, und Unterwerfung!
Denn wisse, kehrt Dir nicht Besinnung wieder,
Und widerrufst Du nicht, Sühnopfer bringend
Am Weihaltar des Gottes, was Du frevelnd
An ihm verbrachst, eh' noch die Sonne sinkt,
So heischt mein Amt, daß ich aus Delphi's Stadt,
Dem Hafen der Bedrängten, weg Dich banne,
Und rächend auf Dein Haupt den Fluch Dir lege,
Der Gotteslästrer trifft und Tempelschänder.

Elektra.

Trotz biet' ich Deinem Fluch und Deinen Göttern!

Pythia.

Vermeßne, sieh' Dich vor! Die Götter nehmen
Nicht Rache wie die Menschen, schicken nicht
Die Drohung schreckend erst dem Schlag voran,
Und schwingen wild die blanke Wehr wie Du;
Sie sehen zu, sie lassen langsam Wort
Auf Wort und Frevel sich auf Frevel häufen,
Bis dicht umhüllt vom Schleier blinder Wuth
Der Schuld'ge selbstverwirrt mit eignen Händen
Sich strafend dort trifft, wo's am tiefsten schmerzt;
So rächen sich die Götter! — Sieh Dich vor!

(Ab.)

Elektra.

Hier bin ich! Schleudre deinen Blitz, Kronion,
Trefft, Leto's Kinder, mich mit euren Pfeilen,
Reiß', Hades, mich in deinen Pfuhl hinab,
Ich biet' euch Trotz! Thut euer Schlimmstes, Götter!
Dem Schlimmsten biet' ich Trotz! Der Leib ist euer,
Zerstückelt ihn, verstreut ihn in die Winde;
Doch innen lebt ein Geist, unsterblich wie
Ihr selbst, ein unvertilgbarer Gedanke,
Ein Wille ehern, wie des Himmels Wölbung,

Und beut euch Trotz, und fordert kühn sein Recht;
Und wenn ihr's ewig weigert, ewig ihn
Verläugnet, ewig, ewig fordert er's,
Und beut euch Trotz, ihr Götter!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Act.

Erste Scene.

Elektra. Iphigenie.

Iphigenie.

Da sitzt sie hingelehnt am Brunnenrande,
Und regungslos vor sich hin starrt ihr Blick;
Trotz spricht der stumme Mund und Trauer nur,
Nicht Scham noch Reue beugt das Haupt ihr nieder!
Wie ruft ihr Anblick wieder tieferschütternd
Die Züge Klytämnestra's mir zurück,
Nur daß der Mutter Bild noch schönheitleuchtend
Wie Sonnenschein mir vor der Seele steht,
Wo diese düster, dumpf in sich gekehrt,
Der Wetterwolke gleicht, die Blitze brütet.
Nur zögernd nah' ich ihr, und dennoch, sei
Es Mitleid oder treibt mich mein Verhängniß,
Ich will sie fliehen, und ich such' sie auf,
Ich fürchte sie, und öffne ihr die Arme!
Erwach', Du Gramversunkne! Hör' mich an!

Elektra.

Bist Du es, Narses? — Nein, er ist es nicht!

Iphigenie.

Was starrt Dein Aug' so wild und wirr mich an?
Erkennst Du mich nicht mehr? Ich war es, die
Erst hilfreich Dich getränkt, und Pythia,
Erfahre, sendet mich —

Elektra.

Dann sprich nicht weiter!
Sie heißt mich gehen, treibt dem Todesnetz
Frohlockend mich erschöpftes Wild entgegen!
Ich soll verderben! Lügen spricht der Gott
Und Bannfluch tönt mir von der Priestrin Lippen!
Du siehst, ich weiß, was Du zu sagen kömmst!

Iphigenie.

Du weißt es nicht, und nur wie Unmuth irrt
Und Leidenschaft verblendet, zeigst Du mir!
Die Priesterin gewährt Dir, was Du forderst,
Und will noch einmal Dir den Gott befragen!

Elektra.

Wie, sprichst Du Wahrheit?

Iphigenie.

Glaub' es nur, so ist's!

Elektra.

Sie wollte, sie, die zürnend erst mich schalt,
Und eiferte, und mit dem Bann mir drohte —

Iphigenie.

Du drohtest auch, und drohtest Schlimmeres
Mit jenem Beil dort frevelnd zu vollbringen —

Elektra.

Mit Trotz begehrt' ich, was mir Trotz versagte!

Iphigenie.

Nicht frommer Bitte hätte sie's versagt;
Gewährt sie jetzt es doch, kaum daß versöhnend
Ein ruhig mildes Wort der Zornbewegten
Als Aufschrei sinnverwirrter Noth gedeutet,
Was Frevel erst, was Lästrung ihr erschien!

Elektra.

Wer hätte das gethan? Für mich gethan?
Mein Weg ist einsam: die mich liebten, riß
Die Welle fort und brachte sie nicht wieder!
Wer weiß von mir, wer führte mir das Wort?

Iphigenie.

Ich that es!

Elektra.

Hör' ich recht? Du sprachst für mich?
Um meinetwillen trotztest Du dem Zorn
Der Priesterin?

Iphigenie.

Das Wagniß war gering!
Nur flüchtig trübt des Unmuths Nebelhauch
Den Spiegel reiner Seelen, und nicht lang
Versagt ein fromm Gemüth sich guten Worten!
Vom Streit zum Frieden, und vom Haß zur Liebe,
Die Umkehr ist so leicht!

Elektra.

Du sprachst für mich!
Wie Sonnenschein durchdringt es mir die Brust,
Wie Eisesrinden schmilzt es mir vom Herzen!

Iphigenie.

Wie, Thränen? Was ergreift Dich?

Elektra.

Daß auf Erden
Noch eine Seele mich Verlassne liebt!

Iphigenie.

Du weinst! O weine nicht! Vertraue, hoffe!
Faß' Muth, betrübtes Herz, und was der Haß
Der Menschen Dir versagt, ersleh' es fromm
Ergeben von der Huld der Götter!

Elektra.

Flehen!
Ich will nicht flehen um mein gutes Recht!

Iphigenie.

Dem besten Recht ziemt Demuth vor den Göttern!

Elektra.

Die nicht gerecht sind, die sind keine Götter!
O wüßtest Du, welch' Loos sie mir verhängt,
Und sagt' ich Dir —

Iphigenie.

Nein, sag' mir nichts! Vertrauen
Will unerwiedert nicht empfangen sein,
Und muß ich mein Geschick vor Dir in Nacht
Und Dunkel bergen, schweig' auch Du, und laß
Zu wissen, daß Du leidest, mir genügen!

Elektra.

Und warum leid' ich? Was verfolgt nie ruhend
In blinder Willkür mich der Götter Grimm?

Iphigenie.

Sie wissen's wohl und — laß mich Dir's nur sagen —
Du würdest auch es wissen, ließen Zorn
Und Trotz nur aus des Leides herber Schale
Der Selbsterkenntniß süßen Kern Dich pflücken.

Elektra.

Wie, Selbsterkenntniß! Meinst Du Schuldbewußtsein?
Du irrst! Frei fühlt von Schuld sich meine Seele
Und rein vom Frevel weiß ich meine Hand!

Iphigenie.

Und frevelt nur die That, nicht auch das Wort,
Das droht und lästert und zum Frevel mahnt?
Schwoll nie das Herz Dir von geheimem Groll,
Von Hassesingrimm, der nach Rache dürstet?

Elektra.

In meiner Brust gährt meiner Väter Blut,
Und ewig liebt dies Herz und haßt unendlich.

Iphigenie.

Das eben ist's! Du hörtest stets nur Dich,
Nur Deines Schmerzes Aufschrei, Deines Blutes
Empörte Wallung; ihre Stimmen aber,
Der großen Götter heil'ge Friedensstimmen,
Die Maß und Milde und Versöhnung hauchen,
Verhallten ungehört und unverstanden
In Deiner wüsten Seele dumpfen Nacht!

Elektra.

Und Du, vernahmst Du sie, der Götter Stimmen,
Und tönten sie Dir Heil?

Iphigenie.

Sie hauchten Ruhe
In mein zerrißnes Herz; sie lehrten mich,
Daß Leid nicht Fluch, nein, Segen sei, nicht Strafe,
Nur Läutrungsglut, aus unsern Seelen Schuld

Und Irrthum wegzutilgen; Mäßigung
Und fromme Demuth flößten sie mir ein,
Und hefteten mir Flügel an die Seele!
O seid gesegnet, milde Trösterinnen,
Ihr Götterstimmen in der Menschen Brust!
Euch dank' ich, was ich bin, und ohne euch,
Was ich geworden wäre, fern der Heimat,
Am Strande der Barbaren, weiß ich nicht,
Und meine Seele schaudert es zu denken!

Elektra.

Wie mild Dein Auge glänzt! Wie sanft verlockend
Mir Deiner Stimme süß bekannter Klang
In's tiefste Herz dringt, seinen Groll entwaffnet
Und finstern Gram in Wehmuth mir verkehrt!
O lehre Dir mich gleichen, Freundliche;
Hauch' Deiner Seele Frieden in dies Herz,
Du Fromme, Reine, führ' und rette mich!

Iphigenie.

O wer gerettet sein will, ist gerettet;
Willst Du es sein? Willst Du fortan der Führung
Der Götter Dich vertrauen? Willst Du glauben,
An ihre Macht und Weisheit glauben,
Und nicht bezweifeln mehr, was sie verkünden,
So reich' mir Deine Hand, ich will Dich führen! —
Versagst Du sie?

Elektra.

Dir glaub' ich, was es sei!
Du kannst nicht täuschen, ja versuchtest Du's,
Du gäbst es machtlos auf und sprächst die Wahrheit!
Voll Rückhalt aber ist der Götter Wort
Und doppeldeutig —

Iphigenie.

Meine Götter sind's!
Mein Leben hab' ich ihrem Dienst geweiht
Und ihrer Hoheit voll ist meine Seele!
Glaub' auch nicht mir, wenn Du an sie nicht glaubst!

Elektra.

So nimm' denn meine Hand, und nimm das Herz,
Und nimm mich selbst dazu!

Iphigenie.

Du willst mir folgen,
Willst gläubig fromm des Gottes Spruch vernehmen,
Und eh' Du ihn empfängst, Sühnopfer spenden
Zur Tilgung Deines Frevels?

Elektra.

Ja, ich will!

Iphigenie.

Und willst auch, wie die Priesterin gebeut,
Dem Gott als Weihgeschenk das Beil dort bringen?

Elektra.

Das Beil dort, sagst Du?

Iphigenie.

Hängt Dein Herz daran?

Ist's wohl ein theures Erbstück Deiner Ahnen?

Elektra.

Ein Erbstück ist's und theure Hände schwangen's,
Doch Segen bracht' es Keinem, der's berührt! —
Dünkt solche Gabe Euch des Gottes würdig,
Ich will es gerne missen! Nimm es hin!

Iphigenie.

Wohlan, so eil' ich denn der Priesterin
Zu melden, daß Du ihrem Wunsch Dich fügst,
Und naht die Hohe sich dem Heiligthume,
Den Gott Dir zu befragen, ist bereit,
Was Brauch und Sitte heischt zum Sühnesopfer,
So komm' ich in des Tempels Halle Dich
Zu führen! Jede Mühe spar' ich Dir,
Nur sammle Dich indeß und ring' nach Ruhe;
Denn nur der stillen, klaren Seele senkt
Das Göttliche sich mild erlösend nieder!

(Ab.)

Zweite Scene.

Elektra
(allein).

War dies ein Traum? Bin ich Elektra noch,
Die Starre, Wilde, die: Schlag zu! und: Triff!
Dem Bruder zurief, als des Vaters Blut
Mit diesem Beil er an dem Mörder rächte?
Bin ich es noch, und dieser Fremden Wort
Schmilzt meinen Groll, verkehrt mir Sinn und Willen,
Und wandelt aus der Löwin mich zum Lamm! —

Sühnopfer spenden! Weihgeschenke bringen!
Und ich gestand es zu? — Mit welchen Zaubers
Geheimen Kräften bindet sie mein Wesen?
Wie, oder wär's die Macht der Wahrheit nur,
Die siegend mich in ihrem Wort bezwang? —
Wenn nicht die That blos frevelt, auch das Wort,
Das ungesprochne selbst, der dämmernde
Gedanke — freilich dann — dann bin ich schuldig!
Denn dies Titanenblut, das glühend heiß
Wie flüssig Erz in meinen Adern rollt,
Dies stolze Herz, das Unrecht nicht erträgt,

Und nicht vergißt, daß Haß mit Haß vergilt
Bis über's Grab hinaus, die freilich wissen
Von Maß und Milde nicht und von Versöhnung! —
Doch war es meine Wahl denn, daß ich so
Geboren ward, die Tochter meiner Väter,
Und so emporwuchs? Konntet ihr's nicht hindern,
Ihr großen guten Götter, ihr! Und wenn
Ihr's nicht gethan, warum bestraft ihr's jetzt?
Und wenn ihr's nicht vermochtet, seid ihr Götter? —
Doch was vernehm' ich? Horch; sind das nicht Schritte?
Ja! — Rasche Schritte dringen nah und näher!
Wie Schwindel faßt mich's! — Wenn es Narses wäre!
Die Büsche rauschen! — Nein, er ist es nicht! —

Dritte Scene.

Elektra. Medon.

Medon.

So hab' ich dich erreicht, ersehntes Ziel,
Dich, Delphi's alten Göttersitz, erreicht!
Nun erst entronnen jeglicher Gefahr,
Nun erst der theuren Heimat Mutterarmen
Wahrhaft zurückgegeben fühl' ich mich,

Da dort dein Tempel, pythischer Apoll,
Mir gastlich winkt, und Kühlung hauchend hier
Castalias heil'ge Fluth mir niedersprudelt.

Elektra.

Wer ist der Mann? — Die Züge sah ich schon!

Medon.

Umsonst nicht, lichter Gott, gelobt' ich dir,
Wenn rettend aus der Elemente Wuth
Und schützend vor der schlimmeren der Menschen
Du gnädig mich zur Heimat wiederführtest,
Nicht Ruhe mir zu gönnen, nicht den Schuh
Vom Fuß zu lösen, noch des Weges Staub
Vom Kleid zu schütteln, bis ich hingepilgert
Nach Delphi, deiner uralt heil'gen Burg,
Dankopfer erst dir weihend darzubringen;
Umsonst nicht, lichter Gott, gelobt' ich dir's!
Und wie du schützend heimwärts mich geführt,
So lös' ich nun dir freudig mein Gelübde
Auf Delphi's heil'gem Grund, wie ich's verheißen,
Wie deine Huld es rettend mir vergönnt!

Elektra.

Auch Haltung kenn' ich und Geberden! — Ja,
Er ist es! Medon! Bist Du's, Medon? Sprich!

Medon.

Wer ruft mich an? — Ist's möglich? Täuscht nicht trügend
Ein Wahngebild mein Auge?

Elektra.

Kennst Du nicht
Elektra mehr, Gefährte des Orest!

Medon.

Du hier in Delphi, Fürstin!

Elektra.

Und Orest?
Er sandte wohl als Boten Dich voraus?
Wo weilt der Theure? Sprich, wo find' ich ihn?
Auf welchem Wege flieg' ich ihm entgegen?
Hier durch den Hain? Dort durch des Tempels Halle?
Komm', führ' mich, eile!

Medon.

Spartet ihr dazu
Mich auf, ihr Götter!

Elektra.

Unglückseliger!
Du schweigst, Du zögerst! Warum zögerst Du!
Sieh, meine Seele hängt an Deinen Lippen;
Sprich, daß er lebt, dies eine Wort nur sprich,
Und einem Gott gleich will ich Dich verehren!
Sprich, lebt er? Sprich —

Medon.

Nimm mein gerettet Leben
Zurück, Apoll, und laß mich: Ja! ihr sagen!

Elektra.

Weh' mir, Unseliger! Er ist dahin,
Dahin! (Sie verhüllt ihr Antlitz; nach einer Pause.)
So täuschte mich der Gott, so täuschte
Verhöhnend mich der Mutter Schatten! Ja,
Mein eignes Herz verrieth und täuschte mich
Und brach nicht mit, als seines stillgestanden!
Er ging hinüber und ich lebe noch!

Medon.

Du siehst so blaß! Dein Auge starrt so wild,
So ziellos in die Weite! — Gib dem Schmerz
Sein Recht, Elektra! Bürd' nicht zum Verlust
Dir folternd noch die Last des Schweigens auf!
Brich aus in Klagen, weine, rauf' Dein Haar
Und ruf' um Rache zu den Göttern —

Elektra.

Nenn'
Den Namen nicht! Nicht jetzt! Mein Herz ist voll!
Ein Tropfen noch, ein Wort und es quillt über!
Hinweg! — Nein, bleib! Noch Eins will ich Dich fragen
Und dann um Nichts auf Erden frag' ich mehr!
Wie starb er? Sprich!

Medon.

Begehr' es nicht zu wissen! Deck' nicht auf,
Was nur zum Schmerz Dir noch Entsetzen brächte!

Elektra.

Ich will es wissen! Ich gebiet' es! Sprich!

Medon.

Bereu' nur später nicht, daß ich gehorcht,
Als Du geboten!

Elektra.

Sprich, ich will's!

Medon.

Du weißt,
Begierig von der Blutschuld Fluch Orest
Zu lösen, hoben wir in froher Hast,
Sechs Monden sind es her, des Schiffes Anker!
Die Fahrt war günstig, goldner Sonnenschein
Und blauer Himmel schwellten jede Brust
Mit Hoffnung des Gelingens! Wie im Spiel
Gedachten wir, Apoll's Geheiß erfüllend,
Dianen's Götterbild von Tauris Strand
Zur Heimat zu entführen. Nur Orest
Lag stumm und starr, verhüllten Hauptes, daß
Der Furien Racheschrei ihn nicht erreiche,
Am Maste hingestreckt, kaum Pylades

Ein halbes Wort vergönnend; erst als Tauris
Vor unsern Augen aus den Wogen tauchte,
Erhob er sich, und mit dem scharfen Blick
Des Adlers Ziel und Mittel still erwägend,
Rasch wählte und betrat er seinen Pfad.
In eine Felsenbucht, der Höhe nah,
Von der das Heiligthum Dianen's ragt,
Gebeut er uns das Schiff zu lenken, heißt
Uns landen dort, und in Geklüft und Busch
Tagüber uns verbergen, bis er selbst
Mit Pylades, die Wälder rings durchstreifend,
Vorsichtig erst der Dinge Stand erspäht! —
Wir warnen, flehen, halten sie zurück!
Umsonst, sie stürmen vorwärts; rauschend nimmt
Des Dickichts Nacht sie auf; sie sind verschwunden!

Elektra.

Und kehrten nicht zurück, nie mehr zurück!
Und ihr —

Medon.

Du irrst! Die Theuren kehrten wieder,
Uns schmerzlich Harrenden ein wunderbar
Gemisch von Unheil wie von Glück berichtend.
Im Tempelhain ergriffen, hätte sie,
Die wohlbedacht Schiffbrüchige sich nannten,

Der Scythenkönig, Opferthieren gleich,
Der Priesterin Diana's übergeben,
Gebietend vor der Göttin Bild zur Nacht
Nach altem Landesbrauch sie hinzuopfern;
Doch eine Griechin sei die Priesterin,
Und längst sich heimwärts sehnend biete gern
Zum Raub des Götterbildes sie die Hände,
Wenn nur von Tauris Strand auch sie hinweg
Wir führten. Dies uns Staunenden berichtend,
Gebeut Orest, es solle gegen Abend
Die Hälfte unsrer Schaar vorsichtig sich
Dem Tempel nähern, ihm zur Hand zu sein,
Wenn er das Bild zum Strand hinuntertrüge,
Indeß die Anderen bereit sich hielten,
Vom Waldsaum her den Rücken ihm zu decken.
Dies angeordnet, wandt' er unerschrocken
Mit Pylades zum Tempel sich zurück! —
O hätt' er seine Schwelle nie betreten,
Nie Tauris Strand geschaut, sein letzter Sprosse
So zu beschließen Tantalus Geschlecht!

Elektra.

Mir starrt das Blut im Herzen! Fahre fort!

Medon.

Orest's Gebot erfüllend, stahl behutsam

Die Hälfte unsrer Schaar sich gegen Abend
Zum Heiligthum hinan; wir Andern lagen
Im Dickicht auf der Lauer. Immer dunkler
Und stiller ward's; da plötzlich tausendstimmig
Gellt Kampfgeschrei, dröhnt Waffenklang empor;
Hell flammen Fackeln auf, und im Gewirr,
Das wild daherbraust, sehen wir die Unsern,
Von Scythen-Horden rings bedrängt, verzweifelnd
Der Uebermacht erliegen, sehen wir
Orest und Pylades umringt, gefangen
Mit Jubelruf zum Tempel hingedrängt,
Aus dessen Pforten nun, der Opfer harrend,
Der König tritt und sie, die Priesterin —
Noch seh' ich sie vor mir, die Hassenswerthe,
Und nie vergeß' ich der Verräthrin Züge,
Die, eine Griechin, Griechen schnöd verdarb —
Sie spricht und weihend hebt sie ihre Hände,
Und winket den Gefangnen zum Altar!
Da schwillt mein Herz von heißer Zornesglut:
Auf, ruf' ich, rächt und rettet sie, Genossen!
Und reißend wie ein Bergstrom brechen wir
Heraus! Vergebens! Speere starren uns
Entgegen hier und dort! Es zischen Pfeile,
Es wächst ein Feind aus jedem Busch hervor,

Und hinter uns steht unser Schiff in Flammen!
Verrathen und umzingelt kämpfen wir;
Mann fällt für Mann; verwundet, wie ein Hirsch
Gehetzt, gewinn' ich das Gestade, finde
Dort einen Kahn am Ufer festgebunden,
Und rettend führt Apoll mich über's Meer,
Der Letzte unsrer Schaar, Dir zu verkünden,
Sie sei gewesen, und Orest dahin!

Elektra.

Dahin! Dahin! Das also war's! Darum
Entsandte glückverheißend ihn Apoll
Nach Tauris, daß am Weihaltar Diana's
Ein Opferthier er hingeschlachtet falle,
Wie einst zu Aulis Iphigenie!
Das also war es! Duftete so süß
Der keuschen Göttin der Atriden Blut,
Daß gern noch einmal so willkommne Lust
Der güt'ge Bruder huldvoll ihr bereitet?
So halten Götter Wort, und so verkünden
Sie künftige Geschicke, diese Götter!
Und Götter nenn' ich sie! Nein! Sprudle über
Du Schale meines Zornes! Mörder, Schlächter,
Verderber sind sie mir und meinem Stamm,
Verräther, Lügner —

Medon.

Unglückselige,

Halt ein! Du lästerst! Straft der Götter Grimm
Nicht schwer genug Dein Haupt, daß neue Blitze
Du frevelnd Dir herablockst —

Elektra.

Ihre Blitze
Veracht' ich, ihrem Donner sprech' ich Hohn;
Nichts fürchtet mehr, der nichts mehr liebt auf Erden!

Medon.

Nicht weiter, Fürstin! Ziemt Dir solche Rede,
Und ziemt sie hier auf Delphi's heil'gem Grunde,
Im Angesicht des Gottes, der hier waltet?

Elektra.

Du meinst, ich sollte, wie die Fremde räth,
Mich still in Demuth fassen, fromm ergeben
Den Göttern mein Geschick vertrauen, selbst
Getäuscht, schmachvoll betrogen den Verderbern
Noch huldigen, zu ihnen beten! — Nein!
Mir lebt nur ein Gefühl im wunden Herzen
Und Eins nur denkt mein brennendes Gehirn,
Und nicht verhehlen will ich's, nicht verschweigen;
In die Lüfte des Himmels dahin und hinaus
In's Gebrause des Meers, und hinab klangvoll
In der Erde Geklüft aufjammernden Schrei's,

Weitschallenden Rufes verkünd' ich laut:
Durch der Götter Verrath sank mir der Bruder dahin,
Durch der Götter Verrath!

Medon.

Genug! Zu viel! Zähm' diese blinde Wuth!
Willst Du vielleicht, Du, eine Sterbliche,
Ein hilflos Weib, von ihren goldnen Stühlen
Die ew'gen Götter rächend niederstürzen?
Komm' endlich zur Besinnung, fleh' ich! Klage,
Doch klag' nicht an! Machtlosen frommt's zu schweigen!

Elektra.

Wie, zur Schlachtbank hätten sie frech
Mir den Bruder verlockt und ich schwiege dazu?
Ich erbebte der Macht, die mit Trug sie geraubt
Und umsonst festhalten mit Trug, denn der Thron,
Den Unrecht baut, wird stürzen,
Muß stürzen! Und hilflos wär' ich und schwach?
Steht nicht der mächtigste Helfer, das Recht,
Mir zur Seite? Und wacht nicht Nemesis noch?
Muß rächend zum Schwert nicht greifen ihr Arm?
Muß ächzend den uralt heiligen Schooß
Nicht öffnen die Erde zum gähnenden Grab,
Wenn zum Orcus hinab und empor zum Olymp
Anklagend mein Ruf schallt:

Durch der Götter Verrath sank er dahin,
Durch der Götter Verrath!

Medon.

Wild fliegt ihr Haar und Wahnsinn blitzt ihr Auge!
Da warnt kein Rath, da frommt kein Bitten mehr!

Elektra.

Horch! Welchen Nachhall mein Schrei weckt!
Wie es laut wird rings, wie es flüstert und rauscht!
Schon zittert die Erde und wankt, und im Kreis
Dreht wirbelnd sich Wald und Gebirg um mich her!
Nacht wird es, die Flamme des Tages verlischt
Dem verdüsterten Blick, und von ferne
Dringt's brausend heran, wie der Brandung Geheul,
Wie das Tosen des Sturms! Das ist die Stimme
Des Chaos, das ergrimmt mit den riesigen Armen
Das Weltall faßt und zerdrückt und zermalmt! —
Triumph! Es bricht die Erde zusammen,
Wir alle vergehen! Es neigt
Sich der Himmel und stürzt! Doch sie, die Verderber,
Die falschen, die blutigen Götter,
Triumph und Frohlocken, sie stürzen mit!

(Sie stürzt nieder.)

Medon.

Sie taumelt, sinkt! Herbei! Helft, rettet, helft!

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Act.

Erste Scene.

Elektra (erschöpft auf den Stufen am Brunnenbecken sitzend). Medon.

Medon.

Wie fühlst Du Dich? Erfrischt der kühle Hauch
Der klaren Quelle labend Dir die Sinne,
Und athmet wieder freier Deine Brust? –
Du schweigst, Du wendest Dich von mir?
Erkennst Du Medon nicht, der sorgend erst
Die Schläfe mit Castalia's frischer Fluth
Dir netzte, Dich zum Leben wieder weckte!

Elektra.

O daß Du so gethan!

Medon.

Wie, zürnst Du mir,
Daß meine treue Hand Dich Sinkende
Ergriff und festhielt, hilfreich Dich erquickte?

Elektra.

O daß sie nicht mich Leblose erwürgt,
Ich hätte sie gesegnet, sie und Dich!

Medon.

Elektra, wie, Du wolltest —

Elektra.

Nicht der Welt

Mehr angehören, bei den Meinen sein!

Medon.

O wünsche nicht herbei, was Alle fürchten,
Und Keinem ausbleibt! Freue sich, wer lebt,
Wem golden noch der Glanz des Tages leuchtet!

Elektra.

Ich aber hasse seinen grellen Schein,
Der höhnend sich in meinen Thränen spiegelt!
Ich hass' des Himmels ungetrübtes Blau,
Das lächelnd niedersieht auf meine Trauer;
Ich haß' die Erde, die sein Blut getrunken
Und grünend noch von Frucht und Halmen schwillt;
Ich hasse sie und will sie nicht mehr schauen!

Medon.

Wie, grollst Du der Natur, statt Schutz zu suchen
In ihren Mutterarmen, Trost zu schöpfen
Aus ihrer Fülle frommen Friedenshauch?

Elektra.

O flüchte Keiner zur Natur, der leidet!
Blind ist sie seinem Schmerz, taub seiner Klage;

Sie stürmt und lächelt nur sich selbst allein;
Kein Born der Liebe quillt in ihrer Fülle,
Kein Laut des Mitleids weht aus ihrem Hauch!

Medon.

Unglückliche! Noch immer sträubst Du Dich
Unwandelbar Gescheh'nem Dich zu fügen;
O widerstreb' nicht länger! Beug' den Nacken
Und eil' den Grimm der Götter zu versöhnen,
Die frevelnd Du gelästert und geschmäht!

Elektra
(aufspringend).

Von Göttern sprichst Du? Thor! — Wo sind denn Götter?
O letzter Trost, der meinem Leid geblieben,
Daß keine Götter sind, daß blinder Zufall
Die blinde Welt regiert, daß nicht Gewalten,
Unsterblich und unnahbar, mich verletzt,
Nur Menschen, denen warmes Blut in Herz
Und Adern quillt, Geschöpfe, die Gift tödtet,
Zu Asche Feuerglut verzehrt, die sterben,
Wenn kalter Stahl in ihren Herzen wühlt! —
Das ist der Quell, aus dem dir, durst'ge Seele,
Noch Labung träufelt; du darfst hoffen noch
Auf Rache, Rache hoffen —

Medon.

Wahnbethörte,

Was hoffst Du? — Denk' des Schicksals Deiner Ahnen,
Der eignen Mutter blut'gen Fall gedenk',
Und sieh Dich vor, daß nicht, wie sie Dich rächend,
Du einst wie sie dem Dolch der Rache fällst!

Elektra.

Hier bin ich! Treff' er mich! Was liegt am Wege,
Wenn vollgesättigt nur, gestillten Wunsches
Die Seele zu den Schatten niedersteigt!

Iphigenie
(an der Treppenbalustrade über dem Brunnen erscheinend).

Vernimm, Du Fremde! Alles ist bereit!
Schon wirbelt aus dem Schlund der heil'gen Höhle
Dichtqualmend um den Dreifuß Nebeldampf
Und festlich mit dem Lorbeer schon geschmückt
Naht Pythia dem Altar! Wenn leuchtend erst
Die Opferflamme lodert, kehr' ich wieder,
Und führe Dich zum Heiligthum hinan!

(Ab.)

Elektra.

O hätten Flüche Kraft, in Trümmer sänke
Dies Heiligthum der Lüge, und in Schutt
Begrüb' sein Sturz Betrogne und Betrüger!

Medon (mit Geberden des Entsetzens).

War's Traum, wars Blendwerk? Oder sah ich's wirklich?

Elektra.

Was hast Du? Sprich, Du zitterst, Du erbleichst!

Medon.

Bin ich zu Tauris oder Delphi hier?
Wer ist sie? Sprich!

Elektra.

Wen meinst Du?

Medon.

Jenes Weib,
Das zu Dir sprach. Wer ist sie? Kennst Du sie?

Elektra.

Nicht ihren Namen weiß ich Dir zu sagen,
Nur daß sie hier, als Pythien's Gast verweilend,
Mir Fremden hilfreich, mild entgegentrat
Und Trost mir gab, und Neigung mir bezeigte!

Medon.

O Gräuel und Entsetzen! Hat sie auch,
Die Mörderin, auf Dich es abgesehen?

Elektra.

Spricht Wahnsinn oder Fieberglut aus Dir?
Was schmähst Du sie, die liebreich sich mir zeigte?

Medon.

Vertrau' ihr nur, wie ihr Orest vertraute,
Glaub' ihren Worten, laß in's Heiligthum

Von ihr Dich locken, bis sie zum Altar
Dich plötzlich hinzerrt und das Messer schwingt!

Elektra.

Wohin verirrt sich lästernd Dein Verdacht!
Sie wäre — nein, unmöglich —

Medon.

Ja, sie ist's,
Die Todeswürd'ge, die auf Tauris dort
Den Bruder Dir umgarnte und verdarb,
Den Opferstahl in's tapfre Herz ihm drückte —

Elektra.

Wie Schwindel faßt es mich! — Nein, nein! Unmöglich!
Dein Auge trügt Dich! Flücht'ge Aehnlichkeit,
Verwandte Züge täuschen Dich! Du irrst!

Medon.

Sie ist es, sag' ich Dir! Mein Aug' ist scharf
Und merkte sie genau, und fand sie heut
In jeder Spange, die ihr Kleid hält, wieder!
Sie ist es, die den Bruder Dir verrieth,
Und büßen soll sie mir's, wie ich's geschworen!

Elektra.

Zurück! Wenn Rache sein soll, mein, mein ist
Die Rache! — Nein, es ist nicht, kann nicht sein! —
Zwar nannte sie sich selbst mir Priesterin,
Doch welchen Gottes, weiß ich, fragt' ich nicht!

Medon.

Der taurischen Diana diente sie,
Und fand darum, der Schwester Priesterin,
Gastfreundschaft hier im Heiligthum Apoll's.

Elektra.

So käme sie, woher Du selbst erst kamst,
Von Tauris, meinst Du? — Doch ich traf sie hier
Als eine Heimische, des Ortes wie
Der Menschen kundig —

Medon.

Meinst Du, jedem weigern
Euxinos zorn'ge Wogen mondenlang,
Wie mir Unseligen, die Heimkehr? Konnte
Nicht frevler Zauber, oder beß'res Glück
Die Fluchbeladne rasch in günst'ger Fahrt
Vom Strande der Barbaren heimwärts führen?

Elektra.

Vom Strande der Barbaren! — Wie ein Blitz
Durchzuckt es mir die Seele! Tönte nicht
Dasselbe Wort mir erst von ihren Lippen?
Sie weilte fern der Heimat, sagte sie,
Am Strande der Barbaren! — Ja, so war's,
Und so wär's möglich —

Medon.

Und Du zweifelst noch,

Und zornig erst den Himmel stürmend, senkst
Du zögernd nun, unschlüssig Deinen Blick?
Komm, sag' ich, laß vor Pythia uns treten,
Und Recht und Strafe fordern, und nicht ruhen,
Bis hoch vom Felsengipfel des Parnaß
Zerschmettert niederstürzend die Verruchte
Das Blut des theuren Helden sühnte!

Elektra.

Halt!
Du sollst nicht! — Bleib! —
Die Mörderin des Bruders hier in Delphi,
Erreichbar meinen Blicken, meinem Arm! —

Medon.

Du zögerst? Wie, Du wolltest —

Elektra.

Was ich will,
Das weiß ich! Höre Du gehorchend, was
Du sollst! Nach Delphi steig' hinab und frage
Der Fremden nach, woher und wann sie kam;
Erforsche ihre Abkunft, ihren Namen,
Daß auf Beweise hin wir Rache fordern
Und finden mögen! Geh und bring' mir Botschaft!

Medon.

Verlassen soll ich Dich? Und wer bewacht,
Wer schirmt und schützt Dich, wenn sie wiederkehrte?

Elektra.

Ich weiß mich selbst zu schützen!

Medon.

Widerstrebend

Und bangen Herzens nur gehorch' ich Dir!

Bedenk' —

Elektra.

Bedacht ist Alles! Geh!

Medon.

Wohlan,

Dein Wille ist's und Dein ist die Gefahr!

(Ab.)

Zweite Scene.

Elektra.

Er geht! Ich bin allein und sie wird kommen!

Nicht Pythien und nicht den Bürgern Delphi's,

Mir soll sie Rede stehen, mir allein!

Ich will sie richten! —

Richten! Nein! Warum

Mir selbst verhehlen, was in wilder Freude

Mein tiefstes Herz bewegt! — Ich will mich rächen!

Umsonst nicht kündete statt seines Todes

Oresten's Heimkehr mir der Mutter Schatten,
Und hieß mich jenes Beil nach Delphi bringen! —
Du kanntest deine Tochter, Klytämnestra!
Zu mahnen kamst du; Rache, wußtest du,
Sei unser Erbgut, und ich tret' es an!
Und hier, hier schwör' ich — jauchzt mir Beifall zu
In euren dunklen Grüften, große Väter,
Vernimm es Erd' und Himmel, und auch du,
Blindwaltend Schicksal, hör' Elektra's Schwur:
Vergelten will ich, Blut mit Blut vergelten,
Und fiel' es dreimal auf mein Haupt zurück!
Da kömmt sie; Anmuth lächeln ihre Mienen,
Und heitre Ruhe strahlt ihr Angesicht!
Nur näher, Heuchlerin! Mit jedem Schritt
Fällt dichter über Dich des Todes Schatten!
Nicht hoffe mehr mit Deiner Stimme Klang,
Mit Deines Auges Strahl mich zu berücken!
Gelöst sind Deine Zauber! Dreifach Erz
Umgürtet mir die Brust, und wächst ein Retter
Dir aus der Erd' nicht auf, bist Du verloren!

Dritte Scene.

Iphigenie, Elektra.

Iphigenie.

Hell lodert des Altares Flamme auf
Und Pythia naht dem Schlund der Höhle schon,
Bereit des Gottes Anhauch zu empfangen.
Komm also, lös' Dein Wort, und bringe sühnend
Dem Gott die Opfer, die Du ihm verheißen!

Elektra.

Was ich gelobt, vollbring' ich; zweifle nicht!

Iphigenie.

Du blickst so ernst! Du fühlst Dich wohl beklommen,
Und zagst erschüttert in des Gottes Nähe?
O freu' Dich dieses Zagens; denn mit Blindheit
Schlägt nachtend starrer Gleichmuth unsre Seelen,
Nur die bewegte schaut das Göttliche!
Doch lass' uns eilen! Und Dein Weihgeschenk,
Das Beil dort! — Reich' mir's her! Ich will Dir's tragen!

Elektra

(rasch das Beil aufnehmend).

Zurück! Mein ist das Beil!

Iphigenie.

Du zürnst mir? Wie,

So eifersüchtig geizest Du darnach,
Mit eigner Hand dem Gotte darzubringen,
Was Deine Reue sühnend ihm geweiht!
Wie gern erfüll' ich so gerechten Wunsch;

(Im Begriff zu gehen.)

Nur komm' nun, säum' nicht länger!

Elektra

(sie rasch anfassend und zurückhaltend).

Halt!

Iphigenie.

Was starrt
Dein Auge mich so drohend an? Was hält
So fest mich Deine kalte Hand umklammert?
Was sinnst Du? Was bewegt Dich?

Elektra.

Wie, Du zitterst,
Du schuldlos Reine? Ziemt Dir solche Furcht,
Dir, die nichts hofft, noch fürchtet, still ergeben
Der Führung nur der Götter stets vertraut?
Wie, oder fühlst Du, daß die Stunde kam,
Dich wie Du bist zu zeigen? — Und so ist's!
Genug des Scheines! Wahrheit will ich hören!
Wer bist Du? Rede, nenn' mir Deinen Namen!

Iphigenie.

Mit welchem Rechte forderst Du's zu wissen?

Elektra.

Mit gutem Rechte und bewehrter Hand!

Iphigenie.

Nicht Drohung noch Gewalt entreißen mir,
Was Eide zu verhehlen mir gebieten!

Elektra.

Und binden Dich, Du Wahrheitsliebende,
Gelübd' und Eid auch das mir zu verschweigen,
Daß Du von Tauris kommst, als Priesterin
Der taurischen Diana dientest? — Rede,
Gib Antwort, sprich!

Iphigenie
(nach einer Pause).

Was fragst Du, was Du weißt?

Elektra.

Du bist es also, selbst gestehst Du's ein,
Du bist es, die Natur so grausam wild,
So tückisch schlau erschuf, und so viel Reiz
Und Hoheit drüber warf, es zu verbergen!
Du bist es, die der Heimat milden Sitte
So ganz vergaß, so gänzlich sich entäußert
Der letzten Regung menschlichen Gefühls,
Daß sie zur Wölfin unter Wölfen ward;
Du bist es, Mörderin, die, eine Griechin,

Das Opfermesser über Griechen schwang,
Und die nicht Selbstverachtung, die nicht Schauder,
Nicht Wahnsinn faßte, als es traf, und rauchend
Das Blut der Väter ihr entgegensprang!

Iphigenie.

Bei allen Göttern, die von Himmelshöhen
Untäuschbar unsers Wandels Pfade schauen,
Und bei den finster drohenden Gewalten,
Die unten hausend in des Orcus Nacht
Das Unrecht rächen und die Schuld verfolgen,
Du klagst mich grundlos solcher Gräuel an,
Und schuldlos, rein von Blut sind diese Hände!

Elektra.

Du lügst und lügst vergebens, Mörderin;
Dein Urtheil ist gesprochen! Du mußt sterben!

Iphigenie.

Entsetzliche, Du wolltest —

Elektra.

Dich erschlagen,
Das will ich! — Zitterst Du? Irrt thränendunkel
Und hülfesuchend rings Dein Blick umher,
Und jammert's Dich vom Sonnenlicht zu scheiden? —
So standen auch auf Tauris Strand die Beiden
Und sahen sorgend rings nach Rettung aus,

Und ihnen auch, der Heimat still gedenkend,
Umwoben herbe Thränen wohl das Auge,
Als schaudernd sie in frischer Jugend Kraft
Von Licht und Luft und Leben Abschied nahmen!
Doch war's umsonst! Du schwangst den Opferstahl
Und trafst sie, und so treff' ich Dich, bis blutend
Du meinem Streich dahinsinkst, wie Orest!

Iphigenie.

Wer sank dahin? Wen, rede, nanntest Du?

Elektra.

Oresten nannt' ich, Agamemnon's Sohn,
Und Pylades, die grausam Du ermordet,
Und die ich rächen will in Deinem Blute!

Iphigenie.

Orest und Pylades? —
Und ich — ich, wähnst Du, hätte sie getödtet?
Vernimm denn —

(plötzlich innehaltend)

Wehe mir! Unseliger,
Verhaßter Schwur, der meine Lippen bindet!
O heil'ge Wahrheit, was verließ ich dich?

Elektra.

Verstummst Du, Heuchlerin?
Beugt Deiner Schuld Bewußtsein lastend endlich

Das stolze Haupt Dir nieder? Fühlst Du Dich
Durchschaut und überwiesen und verloren? —

Iphigenie.

Ja, ich bin schuldig, doch nicht gegen Menschen,
Nicht gegen sie, die zürnend Du genannt,
Verging ich mich! Ich frevelte an ihnen,
Die gnädig die Vertrauende beschützt;
An euch verging ich mich, ihr großen Götter!
Der Wahrheit weißen Mantel warf ich ab,
Des Truges Hüllen um mich her zu schlingen! —
Doch wenn auch frevelnd euch mein Schwur verletzt,
Ihr seid gerecht und mild, ihr ew'gen Götter,
Und wie ich menschlich fehlte, werdet ihr
Erbarmend mir des Schweigens Siegel lösen;
Ihr werdet aus den Wolken niederlangen
Und mich befreien, weil ihr Götter seid!

Elektra.

Arglistige! Was heuchelst Du Gebete
Zu Göttern, die nicht sind! Und wären sie,
Dein Urtheil ist gesprochen, Du mußt sterben!

Iphigenie.

Nicht um mein Leben fleh' ich! Eines nur,
Nur Aufschub gönne, Frist gewähre mir!

O wende Dich nicht ab! Laß meine Bitten
Dein zornig Herz erschüttern und bewegen!
Du hast gedürstet und ich tränkte Dich,
Du warst betrübt, ich habe Dich getröstet,
Du warst allein, ich bot Dir meine Hand!
Lass' Milde denn für Milde mich erfahren,
Gewähr' mir Frist! Hab' Mitleid, heg' Erbarmen!

Elektra.

Du hoffst auf Rettung, sinnst auf Flucht! Umsonst!
Du stirbst, jetzt stirbst Du!

(Sie schwingt drohend das Beil.)

Iphigenie

(ihr in den Arm fallend).

Nein! Du sollst nicht! Halt!

Elektra.

Hinweg!

Iphigenie.

Hör' meine Bitten! Senk' die Waffe,
Die drohend über meinem Haupte blitzt!
Um Deinetwillen fleh' ich, nicht für mich!
Denn Alle sind dem Tode wir geweiht,
Und rasch sei leicht gestorben, hört' ich sagen;
Doch wehe dem, der lebt mit Schuld beladen;
Doch wehe Dir, wenn blindem Zorn gehorchend,

Du rasch vollbringst, was ewig Du bereust!
Zu Deinen Füßen fleh' ich, gönn' mir Frist,
Daß nicht mein Name, bringt er einst zu Dir,
Mit Abscheu vor Dir selber Dich erfülle,
Daß rächend nicht ein ew'ger Vorwurf Dir
Das Bild der schuldlos Hingemordeten
Der Nächte Traum, der Tage Frieden störe! —
Nachsinnend senkst Du still Dein Haupt! O lass'
Gewährung mir es nicken! Milder blickt
Dein Auge, lass' nicht: Nein! die Lippe sagen!
O hör' nicht mehr, was blinder Zorn Dir räth;
Tauch' nicht in schuldlos Blut die reinen Hände,
Folg' Deinem Herzen, denn Dein Herz ist gut!

Elektra.

Verglimmst du mir im Busen, heil'ger Brand
Der Rache? Facht ihn an mit eurem Hauche,
Ihr Schatten meiner Väter! — Stählt mein Herz,
Daß seinen Schwur es löse; laßt mich Erz
Vom Scheitel bis zur Sohle sein!

Orest

(außer der Bühne in weiter Entfernung).

Elektra!

Elektra.

Was war das? Horch!

Iphigenie
(aufspringend).
O himmlische Musik
Der theuren Stimme!

Elektra
(für sich).
Ja, es war sein Ruf!
Wie einst ich ihm, als er Aegisthen schlug,
Ermahnend zurief, so nun ruft er mir
Und mahnt mich vom Cocytus her um Rache!
(Das Beil schwingend.)
Dein Maß ist voll! Fahr' hin!

Iphigenie
(abwehrend und sich von ihr loszzureißen bemüht).
Herbei! Herbei!
Erbarmen!

Orest
(außer der Bühne, aber in geringer Entfernung).
Iphigenie!

Elektra.
Hörst Du's?
Zu Aulis ward die Schwester mir geschlachtet,
Auf Tauris sank der Bruder mir dahin;
So soll ich Dich nun treffen, mahnt sein Schatten,
Und rächen der Geschwister Blut!

Iphigenie.
Halt ein!

Geschwister nennst Du sie! — Du bist
Elektra! Ja, Du bist's!

Elektra.

Ich bin Elektra!
Und rächend treff' ich Dich! Fahr' hin!

Iphigenie

(abwehrend und erschreckt zusammenbrechend).

Erbarmen!
Ihr ew'gen Götter, schützt sie vor sich selbst!

Vierte Scene.

Elektra, Iphigenie, Orest; später Pylades und Narses; dann Pythia.

Orest

(auf Elektra, die zum Streiche ausholt, zustürzend).

Halt ein, blind Wüthende! Was sinnst Du? Halt!

Elektra

(zurücktaumelnd).

Bist Du es? Tauchst Du sichtbar mir empor,
Geliebter Schatten! — Wie Dein Auge blitzt!
Wie Deine Lippe blüht! Als lebtest Du,
Wogt athmend Deine Brust! Und weiß ich gleich,
Dein holdes Bild zerfließt, wenn ich's berühre,

Doch streck' die Arme sehnend ich darnach
Und will es fassen —

Orest.

Nein, berühr' mich nicht!
Unbändige, in Lieb' und Haß, in Lust
Und Leid stets über's Ziel hinausgetragen!
Umnachtet Wahnsinn dunkelnd Dir das Haupt,
Daß Atreus blut'ge Frevel Du erneuend
Zum Mord bewaffnet mir entgegen trittst!
Gib Antwort! Sprich, warum bedrohtest Du
Das Haupt der Schwester, Iphigeniens Leben?

Iphigenie

(von Pylades unterstützt, sich aufrichtend).

O schilt sie nicht, Orest! Rauh fuhr der Fittig
Der Jahre über unsre Stirnen hin,
Und ließ als Fremde Schwestern sich begegnen!
Selbst jetzt noch, sieh, starrt wild ihr Blick nach mir,
Die zürnend Deine Mörderin sie wähnte!

Orest.

O Dank euch, Götter, daß zur rechten Stunde
Zur Umkehr Narses Zuruf uns bewog;
Sonst war's geschehen und mit neuen Freveln
Forterbend endlos Tantal's Stamm erfüllt!

Elektra.

Wo bin ich? Wach' ich? Ziehen Traumgestalten
Berückend wirr an meinem Geiste hin? —
Orest scheint dieser, der dort Pylades,
Hier winkt mir Narses zu, und diese — diese —
Wie dunkle Binden sinkt es mir vom Auge,
Und zu der Stimme wohlbekanntem Klang,
Zum Strahl des Auges find ich nun die Züge!
Sie ist es, Iphigenie! — Nicht Traum
Umfängt mich, Wahrheit steht vor mir! Sie leben!
O schönste Stunde, die je mir geleuchtet,
O liebster Anblick, den je ich geschaut,
O Fülle des Segens, o Taumel des Glücks!

Orest.

Erkennst Du uns? Kehrt Dir Besinnung wieder?

Elektra.

Entzücken fluthet, Staunen, Furcht und Freude,
Und Wunsch und Zweifel wechselnd mir im Herzen!
Nicht was und wie's geschah, kaum daß ich bin
Und lebe, fass' ich! Eins nur fühl' ich tief:
Sie sind die Götter, die ich läugnete,
Und sind gerecht, und mehr noch, sie sind gütig!
Ich aber unwerth ihrer Huld und Eurer,
Ich werfe flehend hier im Staub mich nieder,

Und streck' von fern die mörderischen Hände
Nach Deines Kleides Saum! Vergib, Du Hohe!
Du Seele, reiner Güte voll, vergib!

Iphigenie.

Zu mir nicht, Theure, zu den Göttern flehe,
Zu ihnen sende Preis und Dank empor,
Daß größer ihr Erbarmen sich bewiesen
Als unser Wahn, denn Alle fehlten wir,
Und waren Alle blind mit offnen Augen!

Pythia
(außer der Bühne).

Herbei! Herbei!

Pylades.

Welch' Zuruf schallt uns da!

Iphigenie.

Die Stimme Pythia's tönt vom Tempel her,
Des Gottes Spruch Elektren zu verkünden!

Pythia
(außer der Bühne).

Herbei! Der Gott erfaßt mich, reißt mich hin!
Herbei!

Iphigenie.

Komm, Schwester, laß dem Ruf uns folgen!

Orest.

Schon naht sie selbst!

Pythia

(die Haare gelöst und mit einem Lorbeerkranze geschmückt, erscheint mit dem Ausdrucke gottestrunkner Begeisterung in Haltung, Miene und Geberden an der Treppenbalustrade über dem Brunnen, während sich die Anwesenden in einer malerischen Gruppe um Elektren versammeln, die noch immer vor Iphigenien kniet und das Antlitz in deren Gewändern verbirgt).

Herbei! und hört mich Alle,
So spricht aus mir der Seher, Delphi's lichter Gott:
Ihr hört das Wort des Heiles, doch Ihr faßt es nicht!
Ihr sucht das Licht der Wahrheit, und erkennt es nicht!
Hilfreicher Arglist achtend als ergebnen Sinn,
Und blind gehorchend heißen Blutes dunklem Trieb
Rafft, Fluch an Frevel knüpfend, Euch Vergeltung hin!
Du aber sei vor solchem Ausgang, Tantal's Stamm,
Um einer reinen Seele willen mir bewahrt!
Nicht fließ' verwandtes Blut mehr! Schweren Siechthums Pfeil
Erlag Aletes! Offen steht der Väter Burg
Euch wieder! Kehrt zur Heimat denn aus Delphi's Hain!
Seid wahr fortan und ehrt die Götter! Heil mit Euch!

Vor hundert Jahren.

Festspiel zur Säcularfeier des Geburtsfestes Schiller's.

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Schiller.



Vor hundert Jahren.

Festspiel.

(Am 9. und 10. Nov. 1859 aufgeführt auf den Hofbühnen zu Wien, Weimar, Karlsruhe, Mannheim, Schwerin; dann auf den Theatern zu Prag, Brünn und Grätz.)



1759.

Die Bühne eröffnet sich, während die (den siebenjährigen Krieg andeutende, also in kriegerischen Motiven, insbesondere jenen des bekannten Dessauer=Marsches sich ergehende) von Trommeln und Pfeifen, Trompetenfanfaren und Kanonendonner begleitete Ouverture noch fortdauert, und zeigt eine im Hintergrunde von hohen Felsenwänden abgeschlossene, auf den Seiten von uralten Eichen beschattete Thalschlucht.

Während der letzten Takte der Ouverture tritt Germania in heftiger Bewegung auf.

Germania.

Wohin entflieh' ich? — Welcher Höhle Dunkel,
Welch' Felsgeklüfte nimmt mich rettend auf
Und schützt mich vor dem Anblick, den ich hasse! —
Denn die da draußen feindlich sich begegnen,
Sind meine Söhne, Brüder sind es, alle
Genährt an diesem Busen, aufgewachsen
Bei einer Milch und einem Wiegenlied!
Da fällt kein Streich, der mich ins Herz nicht träfe,
Da ist kein Sieg, der mir nicht Trauer, kein
Verlust, der mir's nicht doppelt wäre, denn
Nicht minder herb und heiß, als dem, der fiel,
Fließt jenem, der ihn schlug, der Mutter Thräne!

Wenn Friedrich und Theresia sich bekämpfen,
Wie wär' nicht eine Wunde nur mein Herz!

(Musik, das Auftreten der Poesie andeutend, begleitend und nach ihrer ersten Rede allmählich wieder verhallend.)

O heil'ge Eintracht, Mutter alles Guten,
Kern aller Macht und Wurzel aller Größe,
Was wendest du von meinem Volk dich ab?
War's nicht genug, daß dreißig Jahre lang
Der Fremden Werkzeug und zu ihrem Frommen
Die deutsche Heimat deutscher Wahn verheert,
Und jetzt, kaum daß noch ein Jahrhundert schwand,
Soll wieder mir der alten Zwietracht Brand
Wild lodernd überm Haupt zusammenschlagen?
Wann endlich, Himmel, hörst du meine Klagen?
O deutsche Heimat, du Europa's Herz,
Du pochst so warm für jeden fremden Schmerz,
Wann wirst du für die eigne Wohlfahrt schlagen?

Poesie

(die während der letzten Worte auf dem Felsenabhang erschienen ist, rasch herabsteigend).

Glück auf, Germania, Völkerkönigin!
Beschwingten Schrittes nah' ich dir; denn Großes
Verkündet mir der Geist! Woher und wann

Es kömmt, birgt Dunkel noch, doch sichre Ahnung
Umrauscht mit Adlerflügeln mir das Haupt,
Bald quillt aus reichem Born uns reine Freude!
Es sprießt der Keim, bald schwillt die reife Frucht!

Germania.

Kalt starrt die rauhe Wirklichkeit mich an,
Und Lügen straft sie deine goldnen Träume!

Poesie.

Glaub' nicht der Wirklichkeit; der Geist allein
Spricht wahr und mir, wie dir und deinen Söhnen,
Verheißt er reichen Segen, nahes Heil!

Germania.

In Tagen wild entbrannten Bruderkrieges
Da gibt's ein Heil nur, nicht geboren sein!

Poesie.

Welch Wort vernehm' ich? Wie, du zagst und bangst,
Du Erbin jener Weltbeherrsch'rin Rom,
Vorfechterin und Trägerin des Heiles,
Das Bethlehem erlösend uns gebar,
Du, die dem Himmel Blitz und Donner stahl,
Mit einer Schraube Druck dem Worte Flügel
Und dem Gedanken Ewigkeit verlieh,
Du Führerin im Labyrinth des Wissens,
Germania, du zweifelst an dir selbst?

Germania.

Du sprichst es aus! Ja, Zweifel füllt mit Sorge
Und banger Unruh' folternd mir die Brust,
Und nicht umsonst empfind' ich ihre Qualen!
Ein Riß geht tief, unheilbar mir durch's Leben
Und meiner Kinder frische Kraft erstarb;
Statt frommer Liebe gährt wie Drachenblut
Nur Argwohn, Mißgunst, Groll in ihren Adern!
Und dort im Westen braut Gewitterschwüle
Und schwarze Wolken thürmen sich empor:
Noch brütet Stille rings, doch wehe, wenn
Die Wolke birst, wenn losgelassen plötzlich
Auf dunklen Riesenflügeln der Orkan
Daherras't, wenn die Erde bebt, die Fluth
Emporschwillt, Blitze leuchten, Donner rollt;
Weh, wenn die Tage des Gerichtes kommen,
Wer wehrt der Wucht, die stürzend mich begräbt,
Wer dämmt die Wogen, die mich überfluthen,
Wer rettet Deutschlands Macht, wer Deutschlands Ehre,
Ja, nur sein Dasein, seinen Namen nur?

Poesie.

Du selbst und deine Völker retten sie!
Und hätten Ost und Westen sich verschworen,
So lang im Bergesschoß noch Eisen sprießt,

So lang noch Blut in deutschen Adern fließt,
So lang ist Deutschlands Ehre nicht verloren!

Germania.

Blick' hin! Sieh deutsche Brüder dort mit Brüdern kämpfen
Und deutschen Stahl in deutsches Blut getaucht!

Poesie.

Was Jahre trennten, das versöhnt ein Tag,
Und kommt die Noth, wird auch die Eintracht kommen!

Germania.

Sie wird nicht kommen! O ich kenne sie!
Sie werden zögern erst, leichtsinnig prahlen,
Dann ängstlich werden, des Mißlingens Vorwurf
Von sich auf Andre wälzen, und zuletzt
Wird jeder nur der eignen Rettung denken,
Des Ganzen Wohlfahrt wird vergessen sein!
Der Thron, auf dem gewaltig die Ottonen,
Die Hohenstaufen, Habsburg's Stamm geherrscht,
Wird wanken, stürzen; brechen wird mein Scepter;
In Stücke werden sie den Purpur reißen,
Den glorreich ich Jahrhunderte getragen,
Und Reich und Kaiser wird gewesen sein!

Poesie.

Und käm' es also, wirst du minder drum
Sein, was du bist? Zerreißt mit deinem Purpur

Das Band gemeinsam deutscher Abkunft, das
Dein Volk umschlingt? Krönt Macht dich nur, so lang
Die Kaiserkrone glänzt von deinem Scheitel?
Großjährig wurden deine Söhne; möge
Nach Willkür jeder denn sein Haus bestellen;
Lass' nur in treuer Liebe Fürst wie Volk
An deinem Recht, an deiner Ehre halten,
Lass' alle nur im Drange der Gefahr
Sich Eins in dir, sich Söhne einer Mutter,
Belebt von eines Blutes Wellenschlag,
Von eines großen Willens Antrieb fühlen,
Und du wirst mächtiger in jenen Tagen,
Als da du Kron' und Scepter noch getragen,
Wirst dann recht wahrhaft erst Germania sein!

Germania.

O daß es käme, wie dein Wort verheißt!
Doch wird es kommen, wer lehrt Deutsche wohl
Im eignen Haus sich mitgefährdet fühlen,
Wenn das des Nachbarn hell in Flammen steht?
Wer lehrte sie, in Eintracht, Macht und Sieg,
Im Selbstbewußtsein Stolz, in Deutschlands Heil
Das Wohl des Einzelnen und Aller finden?

Poesie.

Wer sie es lehrt? Gar viele Lehrer gibt's!

Vor Allem selbstgeschaffnen Leides Stachel,
Dann Noth, die zwingt, Erfahrung, die enttäuscht;
Vielleicht, daß auch nebst diesen das Geschick
In deinem Volk noch einen Geist dir weckt,
Der ungeahnt den Zauberkreis der Liebe
Um deiner Kinder trotz'ge Herzen zieht?

(Musik leise anschwellend, ernst und getragen.)

Und warum sollt' es nicht? Vielleicht ist dies,
Gerade dies der Segen, dies das Heil,
Deß Morgenröthe mir der Geist verkündet,
Vielleicht ist's eines großen Menschen Nähe,
Die ahnungsvoll mein trunknes Herz begrüßt?

Germania.

Wie fass' ich deiner Worte dunklen Sinn?

Poesie.

Horch, welche Töne! Schallt nicht aus des Berges
Granitgewölbter Veste Liebesklang
Wie Quellgeriesel flüsternd mir herauf?
Und immer näher quillt's und immer lauter,
Und lauter schwillt's empor! Hörst du's nicht auch,
Und dringen nicht mit heil'ger Ahnung Schauer
Geheimnißvoll die Klänge dir an's Herz?

Germania.

Mir bangt, als trät' unnahbar Heiliges
An mich heran!

Poesie.

Es tritt an dich heran!

Die im Buch des Schicksals lesen,

Die vor allem Seyn gewesen,

Die im nachtumhüllten Schoß

Tragen und halten der Sterblichen Loos,

Ihnen den Faden des Lebens spinnen,

Und zerreißen, soll's verrinnen,

Ihr Lied vernimmst du, der Parzen Lied! —

(Die Felswand im Hintergrunde der Bühne öffnet sich und zeigt im Schoße einer Höhle die Parzen: in der Mitte Clotho, die Spindel in der Hand, zu ihrer Rechten Lachesis spinnend, zur Linken Atropos mit der Scheere.)

Clotho.

Spinne, Schwester, drehe den Faden,

Oeffne des Lebens Thore dem Geist,

Der in Leben und Lied Zeugniß zu geben,

Deutscher Gesinnung und Kraft

Zeugniß zu geben heraufsteigt!

Drehe den Faden, denn Segen

Spinnt deine Hand, für Jahrhunderte

Segen dem Volk, das ihn sein nennt!

Lachesis.

Wachse, dehne dich, Flocke des Lebens,

Roll' ein glänzender Faden

Von der Spindel herab!
Große Geschicke zu tragen
Ist dir bestimmt, herzenverknüpfend
Bande der Liebe zu weben!
Wachse denn, dehne dich! Segenverbreitend,
Jubelbegrüßt und jubelbegleitet,
Roll' von der Spindel herab!

Atropos.

Was da kommt, kommt um zu scheiden!
Du spinnst den Faden, ich muß ihn zerschneiden,
Ihn frühe zerschneiden! Doch lös' ich allein
Die Reihe der Tage, des Daseins Schein;
Fortdauernd aber in seinem Bestreben
Wird über der Erde sein Wesen schweben!
Das Große stirbt nicht! Heil ihm, er wird leben,
Nicht lang, aber ewig, ewig!

Alle Drei.

Das Große stirbt nicht! Heil ihm, er wird leben,
Nicht lang, aber ewig, ewig!

(Die Felswand schließt sich, die Musik verhallt.)

Poesie.

Vernahmst du sie? Dir gilt es und den Deinen
Was nimmer trügend ihr Gesang verheißt!
Dir, deiner Heimat, deinem Volke gilt
Ihr Jubelruf!

Germania.

Wie sagst du? Ist es wirklich?
Wie Frühlingsathem weht dein Wort mich an!

Poesie.

Ja, freue Dich! Lass' Furcht und Zweifel schwinden!
Der Beistand dir in deinen Nöthen beut,
Er kommt, er naht! Er sammelt, was zerstreut,
Und was in Groll getrennt, er hilft's verbinden!
Ja, freue dich, bald ficht ein Heros mehr
Im auserkornen Phalanx deiner Geister:
Nicht mit dem Schwert, mit des Gedankens Speer;
Kein Feldherr, doch des Wortes Herr und Meister,
Ein Einzelner, doch er allein ein Heer.

Germania.

Dein Auge leuchtet, deine Wange glüht,
Sprich, was erfaßt dich?

Poesie.

Mich erfaßt der Geist!
Wie Feuerströme bringt's nach meinem Herzen!
Als wüchsen Flügel meiner Seele, leicht
Dahingetragen fühl' ich mich, und siegend
Durch's Nebelmeer der Zukunft dringt mein Blick!
Die Eltern schau' ich des Verheißenen!
Der Vater, ein Soldat, fest, mannhaft, streng,

Die Mutter mild und weich, voll frommer Liebe,
Ein Dichterherz, dem nur das Wort gebricht!
Von ihnen wird, des Mannes festen Muth
Verbindend mit des Weibes Herzensglut,
Germania, dein Sänger dir entspringen!
Um seine schlichte Wiege Hand in Hand
Schwebt Fantasie auf Regenbogenschwingen,
Thatkräft'ger Ernst und forschender Verstand;
Die Schönheit beugt sich über ihren Rand,
Die Grazien seh' ich weihend sie umringen
Und Wahrheit schüttelt ihren Feuerbrand,
Sie weiß, er wird ihn fassen einst und schwingen!

Germania.

Vor Allem Eins verkünd' mir, Seherin!
Aus welchem Stamm der Theure mir entsproßt,
Ob seine Väter fern am Meeresstrand,
Am Rhein, am Harz, am Fuß der Alpen hausen!

(Musik.)

Poesie.

Der Landstrich, der die Hohenstaufen, der
Die Hohenzollern zeugte, zeugt auch ihn!
Ganz Deutschland nennt ihn sein, doch Schwaben hat
Das Mutterrecht voraus! Und wie die Schwaben
Vorfechter immer deinem Heerbann waren,

So wird auch er, an Sitte, wie an Sinn
Und kindlich schlichtem Wesen ganz und gar
Ein Schwabe bis herab zum Klang der Sprache,
Vorfechter immer deinem Ruhme sein,
Und siegreich vor dir her dein Banner tragen!

Germania.

Und wo steht seine Wiege? Welcher Stätte
Entblüht sein ruhmvoll Dasein? Nenn' den Ort!

Poesie.

Ein grünes Thal liegt weithin ausgebreitet
Vor meinen Blicken; unter Erlen gleitet
Die Fluth des Neckar's hin und lieblich schwillt
Am Rebgewinde purpurn rings die Traube,
Und Früchte leuchten hell aus dunklem Laube,
Wo an den Höhen sie vorüberquillt!
Ein Kirchthurm taucht dort auf mit schlanker Spitze,
Und nahebei das schlichte Bürgerhaus,
Das ist der Ort, dort bricht der Strahl heraus,
Der leuchten wird und zünden gleich dem Blitze!
Dies ist der Ort, den Namen nenn' ich nicht:
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht;
Die Welt, nicht blos dein Volk wird ihn erfahren!

(Die Felswand im Hintergrunde der Bühne öffnet sich und zeigt die Ansicht von Schiller's Geburtshaus zu Marbach am Neckar.)

Germania

(nachdem die Felswand unter langsam verhallender Musik sich wieder geschlossen hat).

Sprich weiter! laß noch mehr mich hören! Wie
Das Kind erblüht, der Knabe lebensfrisch
Zum Jüngling aufschießt, alles laß mich wissen,
Und wo der Geist dich hinführt, nimm mich mit!

Poesie.

Still sinnend wächst er auf, in sich geschmiegt,
Nicht ahnend, welche Schätze in ihm reifen,
Vom Leben träumend, das ein Nebelstreifen,
Ein Wolkenschatten ihm vorüberfliegt;
Allein: Wach' auf! gebieten seine Sterne;
Da reißt aus seiner Heimat stillem Port
Das ernste Schicksal rasch und rauh ihn fort,
Und stößt hinaus ihn, daß er leben lerne!
Unkundig noch, wozu er ausgesandt,
Zur Schule heißt's den künft'gen Meister schreiten,
Zum Ziele, das sein Herz noch nicht erkannt,
Sich unbewußt die Wege zu bereiten.

Germania.

Und sprich, wie trägt er diesen Wechsel? Ebnet
Sein Pfad sich wieder, oder führt das Schicksal
Noch rauh're Wege, sag' mir, ihn entlang?

Poesie.

Zum Heile führt's, ob müh'voll auch der Gang!
Was Liebe nicht vermocht im Kind zu wecken,
Schnell weckt es in des Jünglings Brust — der Zwang!
Dem Drucke trotzend, bricht sein Jugenddrang,
Dem Strahl gleich in des Springquells Marmorbecken
Aufsprudelnd aus in tönendem Gesang!
Galt Freiheit nichts ihm, da er sie besessen,
So lechzt er nun, mit Allem sich zu messen,
Was Unrecht, Lüge, Joch und Willkür heißt;
Es faßt die Zeit mit ihrer Stömung Welle,
Er ahnt es nicht, allmächtig seinen Geist
Und reißt ihn fort aus engbegrenzter Zelle
Und zeigt ihm Fäulniß rings, die Gold umgleißt,
Und grimmen Haß, der aufgehäuft seit Jahren,
Des Tags nur wartet, da die Kette reißt,
Um flammenschleudernd durch die Welt zu fahren!
Und Bilder dämmern auf in seinem Sinn,
Wie weihevoll nur Dichter sie umschweben;
Prophetische Gestalten malt er hin,
Und weiß nicht, daß sie athmen, daß sie leben!
Sein Lied umbraust, wie einst Cassandra's Wort,
Ein Warnungsschrei des Lebens Modergrüfte;

Doch grollend stößt es taube Selbstsucht fort
Und ungehört verweht es in die Lüfte!

(Musik in der bekannten Weise „Ein freies Leben führen wir“ leise anhebend und verhallend.)

Germania.

Weh ihm! — So schlägt dem Strebenden kein Herz
Theilnehmend warm entgegen? Kalt und hart
Empfängt die Welt ihn, den der Himmel sendet?

Poesie.

Nein! Mag Verblendung seinen Warnungsruf
Verachtend Wahnsinn, ja Verbrechen nennen,
Noch schlagen Herzen, die als groß erkennen,
Was ahnungsvoll der Genius erschuf.
Rings fliegt der Menge Zuruf ihm entgegen,
Die Gottesstimme, die im Volke spricht,
Begrüßt ihn als des Morgensternes Licht,
Das fortan funkeln soll auf seinen Wegen! —
Hörst du sie jubeln dort! — Im engen Raum
Vom lauten Drang des Lebens abgeschlossen,
Ergießt sein Herz der Dichter den Genossen
Und träumt mit ihnen wachend seinen Traum!
Der Wächter nicht, die lauernd sie belauschen,
Gedenken sie, der Strafe nicht, die droht,
Sie hören nur des Böhmerwaldes Rauschen,
Nur Moor's, des großen Räubers, Machtgebot!

Denn sie sind jung und Jugend spricht zu ihnen,
Und Jugend steht für Jugend freudig ein;
Der Welt nicht, ihr zunächst ist er erschienen,
Ihr Dichter ist's, und ewig wird er's sein!

(Erstes Tableau: Der Jüngling Schiller liest den Karlsschülern in einem von dem Scheine einer Hänglampe beleuchteten Hörsaale der Karlsakademie heimlich „die Räuber" vor. Auf den im Hintergrunde in den Saal herabführenden Stufen erscheint der wachhabende Offizier mit Begleitung.)

Germania.

Erfolg begrüßt ihn, Jubel nimmt ihn auf,
Triumph, er siegt! Ruhm gibt ihm das Geleite
Und strahlend liegt die Zukunft vor ihm da!

Poesie.

Nein! Leid liegt vor ihm, Noth und herbe Sorgen!
Wie hell auch aufgeht seines Ruhmes Licht,
Es folgt ein trüber Tag dem heitren Morgen,
Und rächt mit bittrer Stunden Bleigewicht,
Daß er zu tief der Zeit in's Herz getroffen!
Verstummen, herrscht der Willkür Strafgericht,
Verstummen sollen Dichter und Gedicht;
Gewalt zertritt sein Streben und sein Hoffen!
Da fühlt er stolz sich selbst und seinen Werth;
Der Heimat wendet muthig er den Rücken,
Er flieht des Vaterhauses theuren Herd!
Trotz bietet er des Schicksals schlimmsten Tücken,

Um mein zu sein und meinen Kranz zu pflücken.
Er pflückt ihn! Jede neue Schöpfung mehrt
Des Dichters Ruhm, der leidet und entbehrt,
Der unstät flüchtig irrt durch deine Gauen,
Der sturmgejagt nach einer stillen Bucht,
Nach einer steten Heimat Frieden sucht,
Den Tempel seiner Träume auszubauen!
Er sucht umsonst; da plötzlich leuchtend kehrt
Ein edler Fürst, der Kunst und Künstler ehrt,
Ein Vorbild seiner Zeit und aller Zeiten,
Sein Antlitz zu ihm, schafft ihm Haus und Herd,
Und läßt die Tage friedlich ihm entgleiten.

Germania.

Heil, ruf' ich, Heil herab auf seine Wege,
Der Frieden thaut auf meines Dichters Pfad!
Gesegnet sei, woran die Hand er lege,
Und Segen reife seines Lebens Saat!
Gedeih' und blüh' in Macht und Herrlichkeit,
Des Vaters Sinn der Zukunft treu vererbend,
Sein edler Stamm bis in die fernste Zeit,
Und nie vergessen lebe, nie ersterbend
Sein Name fort in Deutschlands Dankbarkeit!

Poesie.

Ja, Heil ihm, Heil! — Er gibt am Saalestrand

Dem Heimatlosen eine Heimat wieder,
Und dort — dort heilt der Liebe weiche Hand
Die Wunden, die im Kampf der Dichter fand,
Und träufelt ihm des Glückes Balsam nieder!
Doch, da nun Friede ihm das Haupt umwebt,
Da ruft zum Kampf er selbst sich in die Schranken,
Die Seele, die nach Wahrheit ewig strebt,
Ringt forschend mit der Fülle der Gedanken;
Er kehrt sich von mir, glüht von heißem Drang
Des Geistes ewige Räthsel zu entfalten!
Verstummt schon wähn' ich seines Liedes Klang;
Da löst der Freund die Netze, die ihn halten!
Der große Geist, der mit ihm Zeit und Welt,
Ein wunderbarer Doppelstern, erhellt,
Er bringt ihn mir zurück! Er kehrt mir wieder
Geläutert, schmerzgestählt, gedankenvoll,
Gereift zum Meister, der er werden soll,
Erhebt er neuen Tones mächt'ge Lieder;
Er gräbt aus der Geschichte dunklem Schacht
Das Bild des Mannes, der von Wahn geblendet,
Von Stolz gestachelt den Verrath gedacht,
Bis wider Willen des Geschickes Macht
Ihm das Gedankenspiel zur That vollendet! —

(Musik, leise anschwellend und bei Eröffnung des Tableau rauschend mit den Motiven des Liedes: „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd" schließend.)

Horch, hörst du, wie es brausend wogt und wallt!

Die Trommel wirbelt, die Trompete schallt:

Rings blinken Helme, blitzen Partisanen;

Ein tapferes Heer, geschaart um Oestreichs Fahnen,

Und um des Feldherrn mächtige Gestalt,

Jauchzt, jubelt, daß der Himmel wiederhallt!

Und ihm, ihm ist, als wollt' der Ruf ihn mahnen:

Mit Cäsar's Glück geh' vorwärts Cäsar's Pfad!

Weh, Täuschung will verlockend ihn bestechen!

Wer da verräth, der fürchte den Verrath,

Wer Treue bricht, an dem wird's Treubruch rächen!

Weh ihm, der sehend blind dem Abgrund naht;

Sein Lager reift und richtet sein Verbrechen!

(Zweites Tableau: Wallensteins Lager, Wachtmeister. Trompeter, Kürassier, Jäger, Soldaten aller Waffengattungen um Wallenstein versammelt, der, mit seinen Kriegsobersten auf einer Erhöhung stehend, auf der die kaiserliche Fahne aufgepflanzt ist, die stürmische Huldigung der jubelnd zudrängenden Menge empfängt. Die Marketenderin erscheint in den Reihen der Soldaten, während der Kapuziner im Vordergrunde sich halb fortstiehlt, halb fortgetrieben wird.)

Germania.

Du schweigst? Was schweigst du? Trüben deinen Blick

Der Zukunft Schatten? Siehst du ihn nicht mehr

Nach seinem hohen Ziel empor sich ringen?

Poesie.

Er hat's erreicht! Bis hierher, weiter nicht
Ist seinem Geist vergönnt sich aufzuschwingen,
Und darf er höher, kann er weiter dringen?
Nicht mehr ein Sturm, der Eichenwipfel bricht,
Nicht mehr des Bergstroms wildempörtes Toben,
Maß athmet, Würde, Hoheit sein Gedicht;
Es hebt aus Erdennacht empor zum Licht
Und rettend aus der Tiefe trägt's nach oben!
Sein Sinn verschmäht nach roher Wirklichkeit,
Dem todten Abbild der Natur, zu streben;
Ihm dünkt nur Wahrheit, was der Geist geweiht,
Im Ideal nur blüht ihm wahres Leben! —
Er steht am Ziel! Der Schönheit Erdenloos,
Im Kampfe mit des Lebens rohen Mächten
Zu unterliegen, aber stolz und groß
Erliegend selbst den Lorbeer sich zu flechten,
Es fällt auch ihm, auch er sinkt jener Macht,
Doch sieggekrönt, nachdem sein Werk vollbracht! —

Germania.

Welch Wort vernehm' ich? Wie, verstummt sein Lied,
Und treibt die volle Reife seines Geistes
Nach dieser reichsten keine Blüte mehr?

Poesie.

Noch viele werden duft- und farbenreich
Aus seiner Fülle, ahn' ich, niederregnen!
Zwei Königinnen seh' ich zornesbleich
Mit Blicken wie mit Dolchen sich begegnen,
Und eine Jungfrau, die sich lichtverklärt
Mit ihrer Fahne will zum Himmel schwingen;
Dann einen Zug von Kriegern, stahlbewehrt,
Die todt der Mutter ihren Liebling bringen;
Gemälde, wolkenhoch und weltenweit,
Voll ew'ger Jugend und voll ew'gem Leben,
Denn nicht mit Erdenfarben malt sein Streben,
Er taucht den Pinsel in Unsterblichkeit!

(Musik, das Motiv des frühern Parzenliedes elegisch und kurz wiederbringend.)

Doch all der Glanz, all dieser Blüthen Fülle,
Nur Boten sind's, vorausgesandt vom Leid;
Rasch leben Schaffende und vor der Zeit
Zerbricht der rege Geist die morsche Hülle.

Germania.

Was sagst du? Wie, er sollte —

Poesie.

Hörst du nicht
Der Parzen Lied, das aus der Tiefe spricht:

Nicht lang, doch ewig, ewig soll er leben?
Und wenn die Stunde schlägt, der Faden bricht,
Da ist kein Aufschub, frommt kein Widerstreben.

Germania.

O schwarze Stunde, die von fern mir droht;
Im Voraus schon in meinem tiefsten Leben
Empfind' ich schaudernd deine herbe Noth!
O rede, laß mich Alles wissen! Zeige
Mir dieses großen Lebens letzte Neige
Und meine Thräne träufl' ich still hinein!

Poesie.

Hell lodert, bis sein Lebensquell verronnen,
In seiner Brust der Wahrheit heil'ger Drang,
Und wie der Jüngling kühn den Kampf begonnen
Mit Unrecht, Lüge, frevler Willkür Zwang,
So ficht der Mann ausharrend und besonnen
Ihn siegend fort in seinem Schwanensang;
Wie jene Jungfrau, der sein Lied erklang,
Nicht ohne seine Fahne will er kommen! —
Die Sage, von den Vätern schon vernommen,
Vom Meisterschuß, den einst der Tell gethan,
Beschließt, zum letzten Lied in ihm entglommen,
Ein Meisterwurf des Meisters Siegesbahn! —

(Musik, von Schweizer Melodien ausgehend und mit Kuhhörnern und Heerdenglocken begleitet.)

Blick dort hinaus! Wild braust der Sturm heran;
In Trümmer sinkt Twing Uri's Bau zusammen
Und staunend sieht der Greis, dem Scheiden nah,
Von Berg zu Berg die Feuerzeichen flammen;
Und zweifelnd hört er, was dem Tell geschah,
Und wie längst übervoll des Zornes Schale
Nun überquillt verderblich fern und nah;
Da fühlt er, eine neue Zeit sei da!
Und scheidend von des Tages goldnem Strahle
Mahnt er die Seinen, was da komme auch,
Ein Mann für Alle, nach der Väter Brauch,
Ein Wille, eine Kraft und ein Gedanken
Am Vaterland zu halten ohne Wanken!
Seid einig — einig! warnt sein letzter Hauch;
Germanias Völker, warne er euch auch!

(Drittes Tableau: Attinghausens Tod. Der Greis von Walter Fürst, Stauffacher, Hedwig u. s. w. umgeben, sitzt in einem Armstuhl, die eine Hand auf dem Haupte des Knaben Tell's, die andere warnend erhoben. Durch die hohen Bogenfenster sehen die Alpen in vollem Abendglühen herein.)

Germania.

Sein letztes Lied, und er verstummt auf immer!
Und mir — was bleibt mir, wenn sein Klang verweht?
Ruhm bringt der Sänger, kann er mehr mir geben?
Und wenn die Zeit kömmt, wenn im Weltenbrand
Mein Reich dahinstürzt, seine Einheit schwand,

Kann Liedesklang vom Sturze mich erheben,
Und ist's ein Dichter, der mich retten kann?

Poesie.

Vom Haupt dir wenden, was dein Schicksal eben,
Wird keiner können, wär's der größte Mann,
Doch Vieles weiß ich, was ein Dichter kann!
Er kann die Herzen weiten und erheben,
Kann aus der Selbstsucht niedrem Pflanzenleben
Die Geister lösen, kann ein Flügelpaar
Den Seelen leihen, die am Staube kleben,
Und über Zeiten licht und trostesbar
Der Herold einer bessern Zukunft schweben!
Er kann nicht greifen in des Schicksals Rad,
Will deines Reiches Umsturz es bereiten,
Doch Eines kann er, seines Liedes Saat
Vertrauend streuen in den Schooß der Zeiten.
Und ist's ein deutsches Lied, gedankenvoll,
Tiefsinnig, ernst, dem Ew'gen zugewendet,
Wie seines Geistes Weihe sie vollendet,
So wird es sich verbreiten, wie es soll;
In Werkstatt und Palästen wird's erklingen,
Hinab bis in die Hütte wird es dringen,
Und wo es hindringt, sprießt ein Keim hervor,
Und wo es hindringt, da erwacht zum Leben

Begeist'rung, Thatkraft, ernstes Vorwärtsstreben,
Da grünt und sprießt im reichsten Blüthenflor,
Wenn spät auch, wenn auch erst in hundert Jahren,
Aus deutschen Herzen deutscher Geist empor,
Der Geist, der mannhaft ernst, weil leiderfahren,
Nicht mehr zurück nach dem Gewesnen greift,
Nicht geizt mehr nach dem Purpur der Cäsaren,
Doch rettend Eintracht Deutschlands Völker reift,
Gemeinsinn weckt im Drange der Gefahren! —
Das ist es, was mein Ahnen dir verheißt!
In deinem Volke deutschen Sinn beleben,
Das kann sein Lied, das wird sein großer Geist!
Was drüber ist, das mußt du selbst dir geben!

Germania.

O Balsam, der von deinen Lippen thaut!
O Lichtstrahl, der in sternlos trüben Stunden
Mir segnend kündet, daß ein Morgen graut,
An dem mein Blick, durch Eintracht fest verbunden
Zu einem Volk, all' meine Kinder schaut! —
Er aber, den der Himmel einst mir sendet,
Der hilfreich mit der Liebe Band mir flicht,
Er schafft am Bau und schaut ihn nicht vollendet,
Er scheidet hin —

Poesie.

Was klagst du? Klage nicht

Zur Ernte nicht, zur Saat ist er gesendet,

Und sie wird sprießen! Kein Jahrhundert flieht,

(Musik.)

So füllt ringsum des Erdballs weite Runde

Sein großer Name, so ertönt sein Lied,

Wo deutsche Sprache klingt aus deutschem Munde;

Und kein Jahrhundert flieht, so schmückt und ziert,

Von seiner Heimat Liebe ihm begründet,

Sein Standbild schon das Land, das ihn gebiert,

Das seine Flamme segnend dir entzündet!

Blick' hin, der Zukunft Nebelschleier reißt —

(Die Felsen im Hintergrunde der Bühne brechen zusammen, jedoch so, daß sie Stufen zu dem Stuttgarter Standbilde des Dichters bilden, das von einer idealen Landschaft umgeben, und von magischer Beleuchtung verklärt zwischen ihnen sich erhebt.)

Sieh dort das theure Haupt, die edlen Mienen

Des Mannes, den mein Ahnen dir verheißt!

Und wie sein Bild hier strahlend dir erschienen,

Und wie Verklärung flammend es umkreist,

So lebt es fort, nur heller noch und lichter,

Für alle Zeit in deines Volkes Geist,

Und späte Enkel preisen noch den Dichter

Aus Schwabenland, der **Friedrich Schiller** heißt!

Germania.

O sei gegrüßt, sei jubelnd mir gesegnet,
Du theures Haupt, das, wenn die Stunde naht,
Da Leid nur, Gram und Drangsal mir begegnet,
Ein Stern der Hoffnung aufgeht meinem Pfad;
Gesegnet seist du, der einst groß empfinden,
Erhaben wollen meine Jugend lehrt,
Der abstreift meinem Volk der Selbstsucht Binden,
Die Groll und Mißgunst zwischen Brüdern nährt;
O sei gesegnet, denn du bringst mir Segen,
Du bringst mir Frühlingslüfte, Morgenlicht,
Und eh' du bist noch, eh' der Blüthenregen
Der Lieder noch von deinen Lippen bricht,

(den Eichenkranz vom Haupte nehmend)

Laß meinen Kranz vor dir mich niederlegen,
Den Eichenkranz, den Deutschlands Dank dir flicht!
Heil, jauchz' ich, Heil! begrüßend dir entgegen,
Dem Dichter Ruhm und Segen dem Gedicht!

(Sie legt über die Felsenstufen hinschreitend den Kranz an dem Fuße des Standbildes nieder.)

Poesie.

Und ich stünd' fern? Ist er mein Priester nicht?
Flammt meine Weihe nicht aus seinen Zügen?

(Sie nimmt den Lorbeerkranz vom Haupte und steigt die Felsenstufen hinan.)

Zum Bürgerkranz, den deine Hand verleiht,
Zum Eichenlaub laß mich den Lorbeer fügen,
Und rausche grünend er zu aller Zeit
Um Dichter und Gedicht — Unsterblichkeit!

(Sie legt den Kranz an dem Fußgestell des Standbildes nieder.)

Du aber, Zukunft, strafe mich nicht Lügen!

(Musik in der bekannten Melodie: „Wo ist des Deutschen Vaterland" leise anschwellend und nach dem Fallen des Vorhanges rauschend fortgesetzt.)

Ermanne dich, du kommendes Geschlecht,
Und mach' zur That, was mir der Geist verkündet;
Steh' fest im Kampf für Deutschlands gutes Recht,
Bewahre, was sein Lied in dir entzündet,
Und wo's ertönt, da flattre hin wie Rauch
Der Wahn, der sondernd Herz vom Herzen bannte,
Der jeden nach der Heimat Kirchthurm nannte!
Da trenne nichts mehr, einer Liebe Hauch
Schwell' jede Brust, werf' alle Schranken nieder!
Da hall' nur Eins in allen Herzen wieder:
Er war ein Deutscher und wir sind es auch!
Er war ein Deutscher und zu Deutschlands Ehre
Wie Er gebrauche jeder seine Kraft,
Und da Gemeinsinn nur das Große schafft,
So wirkt in Eintracht stets zu Deutschlands Ehre!

(Während das Orchester rauschend einfällt, sinkt der Vorhang.)

Wildfeuer.

Dramatisches Gedicht in fünf Acten.

Die Liebe ist langmüthig und freundlich; sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden; sie erträgt Alles, sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles.

Paulus 1. Kor. 13, 4.



Seinem hochverehrten Oheim

Anton Freiherrn v. Münch-Bellinghausen

in

Liebe und Dankbarkeit

gewidmet

vom

Verfasser.



Zueignung.

Der Seele Drang, in trüb verworrner Zeit
Vom Druck der Gegenwart sich loszuringen,
Ließ – Jahre sind es — mir das Lied gelingen,
Das huld'gend heut Dir meine Liebe weiht.

Aus Ernst und Scherz gemischt, aus Lust und Leid,
Wem würdiger vermöcht' ich's darzubringen,
Als Dir, den mannhaft ernst in ernsten Dingen
Stets gegen Trübsinn Laune doch gefeit!

Nimm denn es hin, und wenn es Dir erzählte,
Wie freudig Liebe, die es wahrhaft ist,
Für Andrer Wohl des eigenen vergißt:

Erkenn', daß gleicher Trieb Dich stets beseelte,
Daß aus den Zügen, die ich hingemalt,
Dein eigen Bild nur Dir entgegenstrahlt.

Wien, den 17. April 1864.

L. M.

Wildfeuer.

(Zum ersten Male aufgeführt auf dem großherzoglichen Hoftheater zu Schwerin am 30. Nov. 1863.)

Personen.

René von Loménie, Graf von Dommartin.

Adele von Loménie, Gräfin von Dommartin, Witwe, seine Mutter und Vormünderin.

Bertrand, Graf von Brienne.

Renard, Kanzler Meister Etienne, Leibarzt Pierre Vanel, Seneschal Marcel de Prie, Waffenmeister	im Dienste der Gräfin von Dommartin.
Pignerol, Laclos, Ripaille,	Vasallen des Hauses Loménie.

Jerome, Burgvogt auf Arbois.

Margot, ein Bauernmädchen.

Ritter, Edelleute, Reisige.

Das Stück spielt in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Savoyen, und zwar im ersten und letzten Akte auf Burg Arbois, in den übrigen auf dem naheliegenden Schlosse Dommartin und in dessen Umgebung.

Erster Akt.

Burg Arbois.

Alterthümlicher Saal; die Wände Holzgetäfel, die Decke mit Schnitzwerk verziert, an den Wänden Familienporträts und dazwischen alte Waffenstücke in malerischer Anordnung aufgehangen. Im Hintergrunde in einer durch Spitzbogen von dem Saale getrennten und mit einem Vorhange zu schließenden Vorhalle der Haupteingang. Links und rechts Seitenthüren. Im Vordergrunde rechts Stühle und ein Tisch, auf dem ein alterthümliches Kästchen steht; links an einem Bogenfenster ein Lehnstuhl.

Der Burgvogt Jerome und der Seneschall Pierre Vanel treten durch den Haupteingang auf.

Pierre.

Glück auf, da bin ich endlich! Wäre mein alter Gaul in den grundlosen Wegen nur vorwärts zu bringen gewesen, ihr hättet meiner nicht warten sollen!

Jerome

(auf die Seitenthüre rechts zeigend).

Sprecht leiser; er hat sich da drinnen auf ein Lotterbettlein geworfen und schlummert vielleicht.

Pierre.

So ging Alles nach Wunsch, er ist hier?

Jerome.

Vor einer Stunde — die Sonne kam eben hinter den Bergen herauf — ritten sie in die Burg herein; Herr Pignerol, die Regenkappe über's Gesicht gezogen, wegweisend voraus, und er fremd und neugierig umherblickend hinterdrein. Als ich ihm beim Absteigen den Bügel hielt, fragte er mich, wo er wäre, wie die Burg hieße, und ob nicht Jemand seiner Ankunft wartete. Ich bat ihn Geduld zu haben, führte ihn herauf und wies ihn dort in die Gemächer!

Pierre.

Gott segne seinen Eingang! Ist's nicht ein herrlicher Junge, Jerome?

Jerome.

Weiß Gott, Meister Pierre! nur die Flügel fehlen, und der Erzengel Michael wäre fertig! Nun die stolze Gräfin, die ihn verfolgt, die sein Erbgut an sich genommen, soll erfahren —

Pierre.

Nehmt die Backen nicht so voll, Jerome! Danken wir Gott, daß sie uns bis heute nicht in die Karte gesehen, sonst säßen wir längst bei Wasser und Brot im Unkenthurme! — Sind Laclos, Ripaille und die Andern zur Stelle, wie es verabredet war!

Jerome.

Drüben in der Erkerstube sind die Herren alle versammelt.

Pierre.

Nun so führt sie durch die Capelle in dies Gemach hier (auf die Seitenthüre links hinweisend), daß sie zur Hand seien, wenn ich ihrer bedarf; denn nicht den Rittern und Edelleuten, mir, dem alten Diener seines Vaters kömmt es zu, meinem Pflegekind das Räthsel seiner Herkunft zu lösen; das Vorrecht habe ich mir ausbedungen, und darauf besteh' ich!

Jerome.

Und ihr verdient es! Nur euer Werk ist es, daß Burg Arbois in den Besitz ihres echten Herrn zurückkehrt; uns andern allen ist heute wohl ein Freudentag aufgegangen, euch aber, Meister Pierre, noch ein Ehrentag dazu!

(Durch den Haupteingang ab.)

Pierre.

Ein Ehrentag! Als könnte das mich ehren,
Was, hätt' ich's nicht gethan, mir Schande brächte! —
Als Herr Gerard, des Junkers Vater, einst
Sein Leben wagend aus des Wildbachs Wirbeln
Empor mich riß und knieend ich ihm dankte:
Ei, sprach er, das verstand sich ja von selbst!
Und wenn ich treu sein letzt Geheiß erfüllend

Des Kindes Zukunft schützend ihm bewacht,
Und wenn ich glücklich heut dem lieben Todten
In's Vaterhaus den Sohn zurückgeführt,
Wie dürft' ich mehr von meinem Werke sagen
Als damals er: Verstand sich's doch von selbst! —
Doch schallen da nicht Schritte? — Still, er kömmt! —
Laßt sehen, wie der neue Burgherr scheu
Und fremd im eignen Haus zurecht sich findet! —

(Er tritt in die Seitenthüre links, an der er während des nächsten Auftrittes mehrere Male lauschend sichtbar wird.)

Marcel de Prie

(aus der Seitenthüre rechts tretend).

Ich werd' nicht klug daraus! Rings Alles still,
Die Diener stumm und die Gemächer leer,
Als hätt' ich ein verzaubert Schloß betreten!
Lud Irrthum oder Muthwill mich hierher?
Wie oder mißverstand ich nur den Zettel,
Den gestern Nachts auf meines Lagers Kissen
Ich angeheftet fand? — Heraus mit dir,
Und laß noch einmal dir in's Antlitz sehen!

(Er zieht einen Zettel hervor und liest.)

„Wenn ihr Morgen früh um drei Uhr eure Fahrt nach Sion antretet, so trefft ihr um vier Uhr beim Steinkreuz von Montagny einen Mann, der Euch anrufen wird: Wohin so früh, Geselle? — Antwortet ihm darauf: Aus Nacht

zur Morgenhelle! Und er wird Euch an einen Ort bringen, wo das Krumme grad, das Dunkle klar und der Knecht zum Herrn wird! Wagt um zu gewinnen! Wer nicht Muth hat, der verdient kein Glück!"

(Nach einer Pause.)

Das Krumme grad, das Dunkle klar, der Knecht
Zum Herren werden! — Sonderbar! Wer wußte denn
Auf Dommartin, daß nach Sion ich wolle,
Als nur die Gräfin, die mir Urlaub gab,
Und als Pierre, der sie dazu vermochte,
Und da die Beiden sicher ihn nicht schrieben,
Wer schrieb den Zettel sonst? Mir ist's zu hoch!
Ich werd' nicht klug daraus!

(Indem er an's Fenster tritt.)

Wo bin ich hier? —
Nach jener Berge Form, und nach der Richtung,
Die unser Weg vom Steinkreuz her genommen,
Muß Dommartin dorthin nach Osten liegen!
So wär' ich denn hier auf dem Bergschloß wohl —
Wie hieß es nur? — das man vom Wartthurm dort
Im Wald gewahrt, und das der Graf erst kürzlich
Ererbt von einem Vetter!

(Gegen den Hintergrund hin schreitend und die Gemälde und Waffenstücke musternd.)

Ja, fürwahr
So ist's! Wohin ich blicke, zeigt das Schnitzwerk
Die Rosen und den Storch der Loménie!
Und hier dies Bild — Das ist René! — Gewiß,
Wildfeuer ist's. — Nicht doch! Wo denk' ich hin!
Die Gräfin ist's in ihren jungen Jahren!
Ein stattlich Weib, so schön fast als ihr Knabe
Und auch nicht minder herrisch, besser's Gott! —
Doch das ist abgethan, und soll so bleiben;
Nicht ihn, noch sie seh' jemals mehr ich wieder! —

(Sich zu einem andern Bilde wendend.)

Und dieser hier — Bin ich verrückt? — Sind das
Nicht meines Vaters Züge, dies sein Mund,
Sein Auge dies? Nur daß die Trauer fehlt,
Die bis zum Tod, ein nie gehobner Schleier,
Auf seiner Stirne lag! — Der lächelt hier;
Ihn sah ich niemals lächeln, niemals! — Nein,
Er ist es nicht! — Was wähnt ich thöricht auch,
In einem Loménie ihn zu erkennen!

(Sich in den Vordergrund zu einem den beiden letzten gerade gegenüber hängenden Bilde wendend.)

Und hier dies blasse Frauenangesicht! —
Wie ist mir nur! — Ich blickte einmal schon
In diese treuen Augen! — Ja, gewiß! —

Ich war ein Kind noch, und sie nannte mich —

Wie nannte sie mich nur —

(Nach einer Pause des Nachsinnens.)

In einer Halle,

Das weiß ich noch, die Wände Holzgetäfel,

Mit schönen Schnitzwerk reich verziert die Decke,

In einer Halle war es —

(aufblickend und zusammenfahrend.)

Herr, mein Gott!

In einer Halle, dieser hier so ähnlich,

Wie nur ein Ei dem andern! — Schwärmt mein Geist,

Und faßt mich Tollheit an!

(Nach einer Pause.)

Wär's diese Halle,

So müßt' am Pfeiler dort auf einer Feder

Berührung ein verborgner Schrank sich öffnen!

(Er stürzt auf den Pfeiler zu, und tappt daran herum, bis ein Wandschrank aufspringt; zurücktaumelnd.)

Mir schwindelt! Wach' ich oder träum' ich? Ist

Dies Wirklichkeit? Wär' dies die Halle hier, -

In der die blasse Frau als Kind mich herzte,

Und mich, wie nannte sie mich nur —

Pierre

(Der während der letzten Reden aus der Seitenthüre links hervor und unbemerkt näher getreten, ihm auf die Schulter klopfend).

Gerard

Vielleicht —

Marcel.

Gerard! Das war es! Ja, Gerard!

(Sich besinnend.)

Doch wie — ihr seid's, Pierre! Ihr hier —

Pierre.

Ei Junker,

Was staunt ihr nur? Ich hab' Geschäfte hier
Auf Arbois der Gräfin zu besorgen;
Euch aber, den längst zu Sion ich wähnte,
Sagt, welcher Zufall führte euch hierher?

Marcel

(halblaut vor sich hin).

Gerard! Gerard! — Und hier auf Arbois,
Der Burg der Loménie — Unmöglich! Nein! —
Und dennoch — Wie ein Mühlrad kreisend dreht
Mein Sinn sich wüst im Wirrsal der Gedanken,
Und findet keinen Halt!

Pierre

(für sich).

Er dauert mich!

Doch Schreck nicht bloß, auch Freude trifft in's Leben,
Und Ueberstürzung brächte hier Gefahr!

(Zu Marcel tretend.)

Ihr seid zerstreut! Kommt zur Besinnung Junker!

Marcel
(rasch und bewegt.)

Pierre, was quält ihr mich? — Ihr wart es, der
Mir jenen Zettel schrieb! Ihr habt den Schlüssel
Zu allen Räthseln meines Lebens! Liefert
Ihn endlich aus! — Ich spielte schon als Kind —
Der Wandschrank dort bezeugt's — in dieser Halle;
Wie kam ich her? — Ihr wißt, die blasse Frau
Dort nannte mich: Gerard! Wer ist sie? — Redet,
Bei allen Heil'gen Gottes, redet, sprecht!

Pierre.

Gemach, ihr fragt zu viel!

Marcel.

Zu viel! Wo tausend
Und tausend Fragen noch das Herz mir schwellen!
Wer war mein Vater? — Denn nicht immer hieß
Er Mericourt, noch war er das, wofür
Er galt! Wie hätt' auch ein verarmter Kaufmann
In allen Künsten edler Ritterschaft
So meisterhaft mich unterweisen können? —
Wer waren die geheimnißvollen Gäste,
Die ab und zu verstohlen uns besucht,
Dem Vater Ehrfurcht, Liebe mir bezeigten,
Und plötzlich wieder schwanden über Nacht? —

Und als, mich eurer Obhut übergebend,
Der Vater starb, was sandtet ihr sogleich
Von Genua mich nach Turin, von da
Nach Nizza fort, und warum mußt' ich dort
Henri Palue und hier Roger Lamotte
Und wieder dann Marcel de Prie mich nennen?

Pierre.

Genug! Genug!

Marcel.

Und als ihr mich zuletzt
Als Waffenmeister durch die dritte Hand
Nach Dommartin gebracht, warum mit Eid
Und Handschlag mußt' ich euch geloben, stets
Als völlig Fremden, den ich nie gesehen,
Euch zu behandeln? —

Pierre.

Still doch, Junker, still!
Ihr seid erhitzt, ihr zittert vor Erregung!
Führwahr es bringt euch Schaden; seid doch klug,
Und faßt euch in Geduld!

Marcel.

Sein Maß hat Alles,
Und was Geduld heißt, ist in mir erschöpft!
Der Aermste weiß: Das bin ich und so heiß' ich!

Ich geh' ein Schemen in der Welt umher,
Mir selbst nicht blos ein Räthsel, eine Lüge!
Ich bin nicht wahrhaft ich! Drum will ich's werden!
Drum fordr' ich meinen Namen jetzt von euch;
Drum sagt mir, wer ich bin! Ihr wißt es, redet!

Pierre.

Und wenn nun ein Gelübde, wenn ein Eid,
Wenn eures Vaters Willen euch zum Heil
Auch ferner noch zu schweigen mich verbände!

Marcel.

Wohlan, dann scheiden wir!

Pierre.

Was sagt ihr? Scheiden!

Marcel.

Schweigt, wenn ihr müßt! Spinnt Ränke, heuchelt, täuscht!
Ich will in falschem Spiel die Hand nicht haben,
Ich kann es nicht! — Hier trennt sich unser Pfad! —
Ich dank' dir viel und werd' dir's ewig danken,
Als meinen zweiten Vater stets dich ehren;
Ward keine Heimath doch mir hier auf Erden,
Als deine Liebe! Doch ich muß, muß fort!
Ich kann, wie schmerzlich deiner ich entbehre,
Wohl leben ohne Glück, nicht ohne Ehre!

Pierre.

Fort wollt ihr? Und wohin? Und euer Dienst
Auf Dommartin! Bedenkt, es ist nicht Kleines,
So mächt'ger Herrschaft Waffenmeister sein!

Marcel.

Wie dem auch sei, Pierre, ich meines Theils
Beschloß schon längst von Dommartin zu gehen,
Und wißt es nur, auf's Nimmerwiederkommen
Macht' heut ich auf den Weg mich nach Sion!

Pierre.

So, dazu mußt ich euch den Urlaub schaffen!
Auf's Nimmerwiederkommen! Und warum?
Gabs schele Mienen? Fielen spitze Worte?
Die Gräfin schien euch wohlgeneigt; so war's
Der tolle Knabe denn, der Graf —

Marcel.

Nicht er!
Denn ob auch seiner unstät wilden Launen
Und seines keck unbänd'gen Trotzes wegen
Wildfeuer ihn der Mund des Volkes nennt,
Mir hat er fügsam stets, wie's Schülern ziemt,
Und ernstem Wort nachgiebig sich bewiesen!

Pierre.

Was also, sprecht, was wehte sonst euch an?

Marcel.

Ihr wißt es ja! Der Drang, mich loszusagen
Von Räthsel und Geheimniß, und nebst dem
Noch dies vielleicht, daß ich dem Grafen —

Pierre.

Nun?

Marcel.

Zu sehr ergeben —

Pierre.

Wie, zu sehr ergeben? —

Marcel.

Nun ja! Ich könnt' ihn, wär er meines Alters,
Wie einen Bruder lieben; wie er ist,
Halb Kind, gesteh' ich, schäm' ich mich, so ganz
Mich seinen wirren Launen hinzugeben!

Pierre.

Ich faß' es nicht! Ihr meint —

Marcel.

So mein' ich's: Wenn
Im Feld zum Beispiel wir spazieren reiten,
Da hält er plötzlich still auf einer Wiese,
Und spricht: „Die schönen Blumen! Rothe, blaue,
Auch gelbe dort! O pflück' mir welche, bitte!“ —
Ein andermal, wo Schafe weiden, hebt

Er an: „Marcel! O sieh doch nur das Lamm,
Das liebe, weiße Lamm! Ich will es haben!
O bring' mir's doch!“ Und derlei Dinge mehr,
Als wär' ich Kindsmagd oder Wartefrau,
Und nicht sein Waffenmeister! —

Pierre.

Ihr natürlich,
Ihr laßt euch das nicht bieten! Ihr schlagt's ab,
Er nimmt es übel —

Marcel.

Nein, das ist's ja eben!
Ich kann ihm nichts verweigern, wenn er bittet;
Ich pflück' die Blumen und ich bring' das Lamm!
Und darum will ich fort! Es muß der Mann
Auf seine Würde halten, und seitdem
Des Herzogs von Savoyen Vetter, Graf
Bertrand, auf Dommartin verweilt, und schmeichelnd
Des Knaben Launen fröhnt, in allen Dingen
Ihm nachgibt, ihn verhätschelt und verwöhnt,
Seitdem kam ganz mir die Geduld abhanden! —
Genug! Ich gehe! Mein Entschluß steht fest,
Und heut noch, jetzt —

Pierre

(für sich).

Nun ist er abgekühlt,

Nun mag er's hören!

(zu Marcel.)

So! Ihr geht? Und wenn

Nun jener, der euch herbeschieden, käme

Und wollte Krummes grad, und Dunkles klar,

Den Knecht zum Herren machen?

Marcel.

Ew'ger Gott!

Ihr schriebt den Zettel, ihr! Euch sollte hier

Ich treffen!

Pierre.

Mich und Andre noch!

(Zur Seitenthüre links tretend und sie öffnend.)

Herein,

Ihr Herren! Es ist Zeit, herein!

(Pignerol, Laclos, Ripaille, andere Edelleute und Jerome mit einen Sammtkißchen, auf dem Schlüssel liegen, treten aus der Seitenthüre links; nur daß der Letztere im Hintergrunde zurückbleibt, während die Andern vortreten.)

Pierre.

Nun Junker!

Erkennt ihr sie? Ihr saht die Männer schon!

Marcel
(auf Ripaille zustürzend).

Ist's möglich? Wie, seid ihr der Pilger nicht,
Der einst zu Genua den schmucken Dolch —
Ich trag' ihn noch — mir schenkte?

Ripaille.

Recht, ganz recht!
Doch hab' ich ausgepilgert nun, und sitze
Auf meinem Lehnhof ruhig zu Ripaille.

Laclos.

Ich bin Laclos! Gedenkt des Roßkamm's nur,
Der oft empor euch nahm auf seinen Rappen!

Pignerol.

Ich fuhr euch oft im Kahn in's Meer hinaus,
Und führte jetzt von Steinkreuz euch herüber,
Und Pignerol heiß ich und mein Besitz.

Pierre.

Was sagt ihr nun? Nach denen erst ihr fragtet,
Die seltsamen, geheimnißvollen Gäste,
Die damals euch in Genua besucht,
Da sind sie, wackre Rittersleute alle,
Und Arbois wehrpflichtige Vasallen!
Und paßt nur auf, ihr sollt noch mehr vernehmen!

Marcel.

Ist all' dies Wahrheit? Zwischen Traum und Wachen
Schwebt haltlos wie in Wolken mir der Geist!

Pierre

(ihn zu den Lehnstuhl links am Fenster hinführend).

Hier sitzt und hört mich an!

Marcel.

Was werd' ich hören?

Pierre.

Ein Mährlein, Junker, von verwunschnen Prinzen
Und böser Feen grimmem Zauberspuk,
Und Wort für Wort erlebt, wie ich's erzähle!

(Er hat während dieser Rede Marcel in den Lehnstuhl gedrückt und fährt nach einer Pause, auf die Rücklehne desselben gestützt, fort.)

Es wird einige zwanzig Jahre her sein, da gab es im Hause der Loménie drei Brüder; der Aelteste, des Stammgutes Erbe, der Graf von Dommartin, hielt sich meist in Frankreich auf, wo er bei Hofe großer Gunst genoß. Die beiden jüngern Brüder hausten hier zu Lande, und warben beide um die Hand Adelens von Cabrol, eines eben so armen als schönen, eben so schönen als stolzen Fräuleins. Der jüngste der Brüder, dem ein Oheim Arbois als Erbe hinterlassen hatte, war der Vorgezogene und schon war der Tag der Trauung festgesetzt, als die Nachricht von dem

Tode des Grafen von Dommartin hierher gelangte. Da er unvermählt und kinderlos gestorben, so fiel sein Titel und die Grafschaft von Dommartin an seinen zweitgebornen Bruder René; der dritte Bruder aber, der glückliche Bräutigam, Herr Gerard, verschwand zur selben Zeit aus seiner Heimath —

Marcel

Wie sagt ihr? Wie, Gerard? Und er verschwand —

Pierre.

Die Braut war vor Zorn und Schmerz so ganz außer sich, daß lange weder die ausgedehnten Besitzungen, die ihr um jene Zeit durch Erbschaft in Savoyen zufielen, noch die Bewerbung des Grafen René sie trösten konnten. Zwei Jahre mochten vergangen sein, daß sie ihm endlich zögernd und mit Widerstreben dennoch ihre Hand gereicht hatte, als Herr Gerard mit seiner Gemahlin, einem Edelfräulein aus Montpellier, und einem holden Knäblein, das sie ihm geschenkt hatte, nach Burg Arbois zurückkehrte! —

Marcel.

Hierher, nach Arbois!

Pierre.

Er betrat es zur bösen Stunde. Denn nach dem alten Landesrechte wie nach dem Hausgesetze der Loménie, erben ihre Güter ausschließend im Mannsstamm fort, und da

die Gräfin noch keine Mutterfreuden kannte, so gesellte sich zu ihrem Hasse gegen Herrn Gerard nun auch noch die Furcht, nach dem Tode ihres Gatten die Grafschaft Dommartin an ihn oder sein Söhnlein fallen zu sehen. Fest entschlossen ihn zu verderben, verwickelte sie ihn daher mit seinen Nachbarn in Mißhelligkeiten und Fehden aller Art. Ja, sie ging noch weiter; man spricht von Gifttränken, die sie bereitet, von Meuchelmördern, die sie ausgesendet habe, und so brachte sie es dahin, daß Herr Gerard, der nie zu bewegen war, seiner Feindin entschieden entgegen zu treten, nachdem er hier in der Gruft seine früh hingeschiedene Gattin beigesetzt hatte, mit seinem vierjährigen Knaben heimlich das Land verließ und sich nach Genua flüchtete! —

Marcel

(aufspringend).

Nach Genua, Pierre! Nach Genua!

Pierre.

Aber auch hier war er vor den Nachstellungen der Erbitterten nicht sicher; und hätte ein treuer Diener ihn nicht gewarnt, hätten seine Freunde und Vasallen ihn nicht insgeheim unterstützt, er hätte den weitreichenden Armen seiner Verfolgerin nicht entgehen können. Er entging ihnen, aber nur um endlich dem Gram und dem Trübsinn zu erliegen, die seit Jahren ihm am Leben gezehrt hatten.

Sterbend übergab er seinen Sohn der Obhut jenes treuen Dieners und seiner wackern Vasallen, und empfahl ihnen erst, wenn er zwanzig Jahre erreicht hätte —

Marcel.

Luft! Luft! Mir sprengts die Brust! — Heut ist der Tag,
Heut zähl ich zwanzig voll! — Wer war mein Vater?
Denn jener treue Diener, jene Freunde —
O gib mir Antwort! Foltre mich nicht länger!
Wer bin ich? Sprich!

Pierre.

Und weißt du's denn nicht schon?
Verkünden dir's nicht unsre nassen Augen?
Bedarf's der Worte noch? Muß ich dir sagen:
Gesegnet sei dein Eingang! Sei willkommen
Im Vaterhaus, Gerard von Loménie!

Pignerol.

Willkommen, Herr, auf Arbois! Willkommen!

Ripaille.

Dem würd'gen Sohn des theuren Vaters Heil!

Laclos und die Uebrigen.

Heil unsrem Lehensherrn, Heil!

Jerome

(der während der letzten Rede vorgetreten, das Knie beugend).

Hier, Herr, empfange

Die Schlüssel deiner Burg und halt sie fest,
Daß List nicht, noch Gewalt sie dir entreiße!

Pierre

(sich die Augen trocknend).

Und hier des Vaters Siegelring und dort
Das Kästchen mit Papieren, sein Vermächtniß!
Hab sein Verdienst — doch beßres Glück als er —

(Die Worte versagen ihm.)

Ripaille und Andere.

Heil unsrem Lehensherrn!

Pignerol und Andere.

Heil, dreimal Heil!

Gerard.

Pierre, mein zweiter Vater, lohn' dirs Gott! —
Dank, Freunde! — Dank euch allen und für Alles! —
Verlangt, ich bitt' euch, jetzt nicht mehr von mir!
Das volle Herz hat Thränen nur, nicht Worte!

(Zu den Bildern gewendet, welche er früher betrachtet.)

O meine Mutter! Sieh auf mich herab,
Und freu dich meines Glückes! — Theurer Vater,
Ich hab' mich selbst, hab' meine Heimat wieder,
Mein Erbe, meinen Namen und mein Recht!

Laclos.

Ihr habt noch mehr, noch Besseres zu hören!

Gerard.

Mir ward mehr, als ich hoffte und verdiene,
Und nichts mehr wünsche, nichts begehr' ich mehr!

Pierre.

Gemach! Gemach, und hört erst dies! — Ein Jahr
Nach eures Vaters Flucht nach Genua —
Merkt auf — genas die Gräfin eines Knaben —

Gerard.

Nun ja! René's, des Grafen, meines Vetters!
So darf ich jetzt ihn nennen!

Pierre.

Eines Knabens
Genas die Gräfin, sagt' ich! — Das will sagen,
Sie sagte so, der Gatte glaubte so,
Und so erzog sie ihn! Doch Andre gibts,
Die Andres meinen, die zu wissen schwören,
Der Gräfin Wunsch nach einem Stammeserben
Sei unerfüllt geblieben, jenes Kind,
Das jetzt das Volk Wildfeuer nennt, sei nur
Ein Irrlicht, sei zum Knaben nur gelogen,
Um nach des Vaters Tod den Sohn Gerard's,
Den rechten Erben, Euch aus Dommartins
Besitz betrügrisch zu verdrängen! — Kurz
Und gut, ein Mädchen sei's und nicht ein Knabe!

Gerard.

Unmöglich! Ras't ihr? Seid ihr toll? René,
Der muntere Bursche, der aus Thurmeshöhen
Den Vogel niederholt mit seinem Pfeil,
Ein Eichhorn in der Bäume Wipfel klettert,
Dem, jagt er hin in wildem Rosseslauf,
Zu weit kein Graben und kein Zaun zu hoch,
Der kecke Junge mit dem freien Blick,
Dem tollverwegnen Muth, dem trotz'gen Wesen,
Wildfeuer, der ein Mädchen! — Nimmermehr!

Ripaille.

Ei, heißt er doch Wildfeuer eben, weil
Er recht nach Weiberart voll wirrer Launen
So Thier wie Menschen reizt und neckt und quält!
Ein Mädchen ist es, glaubt's nur, lieber Herr!

Laclos.

Ein Mädchen ists! — Warum erzöge sonst
Auf hohem Bergschloß, völlig abgeschnitten
Von menschlichem Verkehr, von alten Weibern
Und noch viel ältern Männern nur umgeben,
Die Gräfin so vereinsamt ihren Sohn,
Daß sie erst jetzt, und widerstrebend nur
Als Waffenmeister euch ihm zugesellte?

Pierre.

Ein Mädchen ist es! — Euer Vater starb;
Die Gräfin weiß es, weiß, ihr Haß erreicht
Sein Herz nicht mehr! Wär' nun ihr Kind ein Knabe,
Was hätte sie's zu kümmern, ob ihr lebt,
Ob nicht? Ihr Knabe wär' im Recht, und ihr,
Des Vaterbruders Sohn, ihm ungefährlich!
Sie aber fürchtet euch; sie wußte, Herr,
Euch in Turin, in Nizza aufzuspüren,
Und ruhte nicht, bis keine Wahl mehr blieb,
Als eures Todes Kunde rings verbreitend,
Im Haus des Feindes selbst, auf Dommartin
Vor ihrem Grimm euch schützend zu verbergen!
So rief sie selbst herbei, was sie befürchtet;
Ihr aber nützt die Gunst des Augenblicks,
Und was bisher Wildfeuer nur geschienen,
Das seid in Wahrheit, Graf von Dommartin!

Pignerol.

Besinnt ihr euch? Ihr seid im Recht! Schlagt los!
Und in die Spinnstub' mit dem Lügengrafen!

Pierre.

Schon ist der Graf von Greyerz insgeheim,
Und eures Vaters treubewährter Freund,
Der Bischof von Sion, für euch gewonnen.

Laclos.

Ich hab' euch vierzig Reiter angeworben;
Ein Hornstoß, Herr, so sitzen sie zu Roß!

Ripaille.

Der überraschte Feind ist halb geschlagen!
Was säumen wir?

Pignerol.

Zu Roß! Nach Dommartin!
Die Lügenbrut muß nieder! Waffen! Waffen!

Die Uebrigen

(tumultuarisch, im Begriffe fortzustürzen).

Die Lügenbrut muß nieder! Waffen! Waffen!

Gerard

(ihnen den Weg vertretend).

Halt, sag' ich, halt!
Wo stürzt ihr sinnlos hin?
Wenn ich hier Herr bin, hört auf meine Stimme!
Wähn' keiner, weil er mich bisher geführt,
Auch ferner willenlos mich fortzureißen!
Ich höre Rath, doch der Entschluß ist mein! —
Was wollt ihr denn? Soll ich auf eitel Luft,
Auf Hörensagen und Gerüchte hin
Für Wahrheit achten, was, verhielt' sich's so,
In meines Namens, meines Bluts Genossen

Mich selbst mehr oder minder mitbeschimpfte?
Gebt erst Beweise, wenn ich glauben soll;
Wo nicht, so wißt, ich bin ein Loménie,
Und dulde nicht, daß man mein Blut verläumde!

Laclos
(leise zu Pierre).

Daß der ein Mann ist, daran ist kein Zweifel!

Gerard.

Losschlagen, meint ihr? Zu den Waffen greifen!
Und wenn dann falsch sich das Gerücht erweist,
Wenn Graf René am Ende doch ein Knabe,
Dastehen dann, ganz purpurroth vor Scham,
Und hören müssen: „Ei, Herr Vetter! Ei,
Das war nicht wohlgethan! Deß hätt' ich mich
Von Einem unsres Hauses nicht versehen!" —
Gefiel euch das? — Mir nicht, und sagt's nur ehrlich,
Euch noch viel weniger!

Pierre.

Doch wenn es, Herr,
Nun Wahrheit wäre!

Gerard.

Wenn es Wahrheit wäre,
Da sollt' ich, meint ihr, keine Zeit verlieren,
Und nicht allein die Gräfin und ihr Kind

Kurzweg brandmarkend an den Pranger stellen,
Nein, mehr noch ihnen Fehde künden, ich
Ein Mann zwei Frauen, ich ihr Blutverwandter,
Ich ihr geborner Schirmherr und Beschützer!
Das dünkt euch edel, das euch ritterlich!
Mich dünkt es Schimpf und Schmach, und ew'ge Schande,
Und ehrlos ist mir, wer im Mantel Liebe
Nicht schonend treu der Seinen Blößen birgt!

Ripaille.

Gleichwohl, erwägt —

Gerard.

Und ihr, habt ihr erwogen,
Daß seine Braut mein Vater einst verlassen,
Und daß es sühnen hier, nicht rächen gilt!

Laclos.

Doch Herr, bedenkt, ihr seid in schlimmer Lage!

Pierre.

Die Gräfin will an euren Tod nicht glauben,
Und sandte, da sie lang schon mir mißtraut,
Renard, den Kanzler, jetzt auf Kundschaft aus! —

Pignerol.

Und wenn sie euch in ihrem Haus entdeckte —

Gerard.

Ich kann nicht anders, komme was da will!

Pierre.

Was aber wollt ihr thun? —

Gerard.

Noch weiß ichs nicht!

Zunächst thut Eins nur noth, daß jeder schweige,

Und was hier vorging, still bei sich bewahre!

Und dann ein zweites noch, daß Arbois

Mir wohlbesetzt in sichrer Obhut bleibe!

Wer von euch wahrt es mir? — Ihr, Pignerol?

Pignerol.

Sorgt nicht! Ich wahr' es euch trotz Graf und Gräfin!

Gerard.

Und ich — ich will nach Dommartin zurück,

Und ihr geht mit, Pierre!

Pierre.

Ei warum nicht!

Im Unkenthurm ist für uns beide Raum!

Gerard.

Es will gewagt sein, und so wag's ich drauf! —

Und nun, ihr Herrn, ihr alten treuen Freunde,

Die schützend meiner Jugend Pfad bewacht,

Nun folgt mir, bitt' ich, in die Gruft hinab! —

Mich drängt's an meiner Mutter Sarg zu beten!

Nicht heimisch fühlt' ich mich im Vaterhaus,
Bevor ich grüßend nicht vor ihn getreten! —
Dann aber, wenn beim frohen Willkommschmaus
Wir Dies und Das berathend noch erwogen,
Dann frisch ans Werk, wie auch der Würfel fällt!
Nicht lange spannt ein rechter Schütz den Bogen;
Rasch klingt die Sehne, kömmt der Pfeil geflogen,
Und keckem Muth gehorchen Zeit und Welt!

(Indem er sich zum Abgehen wendet, und die Anwesenden ihn begleitend umgeben, fällt rasch der Vorhang.)

Zweiter Akt.

Burg Dommartin.

Halle; rechts und links Seitenthüren; im Vordergrunde rechts neben einem Tisch ein Lehnstuhl, links an einem Fenster ebenfalls ein Lehnstuhl, auf dem eine Mandoline liegt. Den Hintergrund der Halle bildet eine offene Terrasse, die die Aussicht auf eine Gebirgslandschaft gewährt und deren Balustrade von den Wipfeln einiger aus der Tiefe emporsteigender Pappeln überragt wird.

Die Gräfin Adele von Dommartin sitzt an dem Tische rechts; vor ihr steht Meister Etienne, der Leibarzt.

Etienne.

Wie, ihr mißtraut der Redlichkeit Pierre's, Frau Gräfin!

Gräfin.

Und ich fürchte, mein Mißtrauen wird Recht behalten!

Etienne.

Ihr habt ihn zu eurem Seneschal ernannt, ihr verwendet ihn seit Jahren zu den wichtigsten Sendungen —

Gräfin.

Nicht weil er sie am besten besorgte; nur weil ich Andern mein Vertrauen schenkend, hätte Wunden wieder aufreißen müssen — Doch genug; ich wollte euch ja über meine Leiden zu Rathe ziehen!

Etienne.

Und woran leidet ihr, gnädige Gräfin?

Gräfin.

An meinen alten Uebeln: an unruhigen Nächten, an wildem Aufschreien aus entsetzlichen Träumen; an wüstem Haupt, beklommnem Herzen und matten Gliedern!

Etienne.

Zustände, die auch mir nicht ganz fremd sind! Jeder ruht eben, wie er sich gebettet! Gräfin! Gräfin! Wir hätten nicht thun sollen, was wir gethan haben!

Gräfin

(aufspringend).

Was wir gethan? Wir, wir? — Ihr habt gehorcht,
Und nicht gethan! Ihr dientet, ich befahl!
Wer seid ihr denn, euch neben mich zu stellen?
Ich ward in meinem heiligsten Gefühl
Verrathen und getäuscht! Ich ward jung, schön,
In meines Herzens, meiner Jahre Blüte,
Mir selbst zum Jammer und der Welt zum Spott
Wie eine welke Blume weggeworfen! —
Der ungeliebte Gatte lag im Sterben,
Als meines Kindes ich genas, und ich,
Ich sollt' des Vaters reiches Erbe ihm
Entzogen, sollt' es ruhig dem Verräther,
Dem tiefverhaßten Feind und seiner Brut
Zufallen sehen, sollt' den Platz ihm räumen

Im Haus der Dommartin's! — Da schwoll mein Herz,
Da rächt ich mich, und durfte so mich rächen! —
Euch aber, den zum Schweigen, den zur Hilfe
Mein Gold erkauft, mein Drohen eingeschüchtert,
Euch trieb gemeiner Vortheil nur, nicht Haß,
Und darum bangt euch jetzt vor Rad und Galgen! —
Wir, wir! — Laßt mich dies: Wir! nicht wieder hören!

Etienne

(für sich).

Nun helf mir Gott! Wildfeuer heißt das Kind,
Und seine Mutter könnte Zornbrand heißen!

(Laut.)

Vergebt! Ich meinte nur es wäre besser,
Daß nicht geschehen wäre, was geschah!
Denn faßt ihr eures Kindes Glück ins Auge,
So könnt ihr nicht lang zögern mehr, der Täuschung
Ein End' zu machen; unter welchem Vorwand
Das aber euch gelingen soll, wie ihr
Den selbstgeschürzten Knoten lösen wollt,
Und lösen könnt, Frau Gräfin, weiß ich nicht!

Gräfin.

Was nicht zu lösen, pfleg' ich zu zerhauen! —
Ich werd', wenns Zeit, kurzweg die Wahrheit sagen,
Und wenn mein Kind, die Herrin Dommartins

Und meine Erbin, einem Mann, ihr gleich
An Reichthum, Macht und Namen sich vermählt,
Wer beugte dem Erfolge nicht sein Haupt,
Und fragte viel, ob ihrer Mutter Laune
Als Knaben einst das Mädchen auferzog!

(Außer der Bühne verworrenes Geschrei, heftiges Hundegebell und Peitschengeknall; das wüste Gelärm übertönend vernimmt man die Stimme des Grafen)

René

(der die Hunde anhetzt).

Faß, Waldmann! Caro, drauf! Halloh, Diana,
Halloh! Drauf, drauf!

Gräfin.

Was ist nur? Seht!

Etienne.

Der Lärm
Kömmt dort vom Rüdenstalle her! Der Graf
Ist guter Laune, scheint's, und treibt es toll
Und lustig, wie er pflegt —

Gräfin

(während der Lärm allmählig verstummt).

Nicht wie er sollte! —

(Nach einer Pause.)

Wo blieben wir! Doch ja, ganz recht! — Auch mir
Scheints an der Zeit, dem Spiel ein End zu machen;
Drum hab' ich auch bereits am Hof Savoyens

Den Köder ausgestreut, Andeutungen
Und Winke fallen lassen! Schon umschwärmt,
Ein Schmetterling, Graf Bertrand von Brienne
Mein blühend Kind; bald folgen Andre nach;
Ich warte nur auf Nachricht von Renard,
Ob er auch todt, der Sprößling des Verhaßten,
Dann werf' ich ab der Täuschung Lügenkleid,
Und zeig', was ich verbarg, dem Licht des Tages!

Etienne.

Ihr zweifelt, ob er todt? Ward durch Pierre
Nicht längst euch Kunde schon, er sei ertrunken,
Und nahmt ihr nicht schon Arbois an euch?

Gräfin.

Wenn mich Pierre betrog, so kann er leben!

Etienne.

Und wenn er lebte —

Gräfin.

Thor, das fragst du noch?
Erbt nicht der Loménie's Besitz ausschließend
Im Mannsstamm fort, und ist er nicht der Letzte,
Der ihren Namen trägt? Soll ich erwarten,
Daß Schimpf und Schmach auf unsre Häupter häufend
Er Dommartin entreiße meinem Kind?
Ging ich so weit, um still zu stehen jetzt,

Vor einem Sandkorn still zu stehen! — Nein,
Er lebt nicht, oder —

Etienne.

Himmel! Wollt ihr euch
Mit Schuld beladen! — Seht euch vor! Ihr könntet —

Gräfin.

Bereuen, meinst du? — Ich bereue nichts!
All' was ich that, wär's heute noch zu thun,
Ich thät' es — Nein! Vielleicht thät' ich's nicht wieder! —
Denn was ich that, ich that's um ihretwillen,
Um ihretwillen, die mein Alles ist,
Und seh' ich sie als Knabe nun verwildern,
Unweiblich keck und trotzig jeder Laune
Nach Willkühr fröhnen, jeglicher Gefahr,
Taub aller Warnung, dreist die Stirne bieten,
So schneidet mir's durch's Herz und flammend zuckt
Dein mahnend Wort mir durch die stolze Seele:
Es wäre besser, wär' es nicht geschehen!
(Graf Bertrand de Brienne tritt aus der Seitenthüre links.)
Doch sieh, wer kömmt da? — Unser werther Gast!

Bertrand

(mit zierlichen Verbeugungen vortretend).

Einer, der es gewesen, erhabne Frau, einer der es gewesen, und den die Tücke des Schicksals aus dem Hafen

eurer huldvollen Aufnahme nun wieder in die stürmischen Fluthen des Lebens hinauswirbelt!

Gräfin.

Eure Worte klingen wie ein Abschiedsgruß! Wie, so früh wolltet ihr uns verlassen? —

Bertrand.

Unvergleichliche Mutter eines so zu sagen unerhörten Sohnes, wie soll ich Worte finden, welche Ausdrücke soll ich wählen —

Gräfin.

Wählt nicht lange! Sprecht kurz, nüchtern und deutlich, was euch widerfahren? Redet, ich darf es fordern!

Bertrand.

Es mag etwa ein Stündchen her sein, daß ich euren Sohn in seinem Gemache begrüßte! Der Liebliche erwähnt eines Wolfes, den er unlängst erlegt, und zeigt mir die Haut des riesigen Thieres! — Glücklicher Wolf! flüstere ich. — „Warum glücklich?" entgegnete der Liebliche. — Ergötzte er euch nicht, indem ihr ihm nachjagtet, und gibt es reicheres Glück, als euch ergötzen! weht es mit einem Blick schmelzender Hingebung von meinen Lippen. — „In der That!" lächelt er schelmisch und wirft einem Diener, den er uns folgen heißt, die Wolfshaut über den Arm. Er wolle lustwandeln, sagte er; wir steigen

in den Burghof hinab, aber nicht in die duftende Geißblattlaube lenkten wir unsre Schritte, nicht dem plätschernden Bache zu, nicht den rauschenden Schatten des Waldes entgegen, nicht —

Gräfin.

Graf Bertrand, ich gestehe, einen seiner Fehler ererbte mein Sohn von mir! Er heißt Ungeduld! Kommt ans Ziel.

Bertrand.

Das unsre war der Rüdenstall! Kaum hatten wir ihn erreicht, kaum stürzte aus dem geöffneten Thor die Meute freudig heulend uns entgegen, als euer Sohn mir plötzlich die Wolfshaut über den Kopf wirft und die Hunde auf mich loshetzt! Vergebens suche ich mich dem Andrang der rasenden Meute zu erwehren, ich wurde zu Boden geworfen! Er aber, der zarte, liebliche Wütherich, ruft mir zu: „Ach, wie glücklich müßt ihr euch fühlen, Bertrand, denn ihr ergötzt mich noch mehr als der Wolf, den ich damals erlegte!“ — Und dabei lachte er hell auf und flatterte hinweg, der neckische kleine Höllendrache!

Gräfin.

Ist es möglich? So grob konnte er die Pflichten der Gastfreundschaft verletzen? Es ist abscheulich!

Bertrand.

Sagt unnatürlich! Ich bin Edelmann und Ritter! Ich

war darauf gefaßt, unglückliche Nebenbuhler mir die Zähne weisen zu sehen; ich konnte verliebt, die Schlangenbisse des Zweifels, treulos, die Gewissensbisse der Schuld empfinden, aber gemeinen, rohen, wirklichen Hundebissen zu erliegen, ich, Graf Bertrand von Brienne, das springt über alle Gränzen der Möglichkeit hinaus, das —

Gräfin.

Beruhigt euch! — Er soll euch Abbitte thun! — Mein Wort zum Pfande, er soll!

Bertrand.

Nicht mit eurem Sohn, erhabne Frau, mit jenen habe ich zu rechten, die mich nach unbewußt aufblühender Weiblichkeit zu suchen aussandten, um mich unbändigen Knabentrotz finden zu lassen, die mir Himmelsspeise verhießen, um mir einen Teufelsbraten vorzusetzen! Vergebt mir! Ich fühle, daß mich die Verwegenheit meiner Ausdrücke für immer aus eurer Gegenwart verbannt! Lebt denn wohl! Dir, wackrem Priester Aeskulaps, meinen Gruß, euch, Krone der Weiblichkeit, meine ewige Huldigung — aus der Ferne!

(Mit zierlichen Verbeugungen durch die Seitenthüre links ab.)

Gräfin.

Geh hin, du Thor, der einen Mann sich nennt,
Weil ihm Natur, die ihm Gehirn versagte,

Bart gab um Kinn und Lippen! Wärst du einer,
Du gingst nicht, oder du wärst nie gekommen! —
Und dennoch — Eilt ihm nach! Bringt ihn zurück,
Etienne! — Nein, laßt!

(In den Lehnstuhl sinkend.)

Ich weiß nicht was ich will,
Noch was ich soll!

Etienne.

Ich sah es lang schon kommen!
Graf Bertrand's Werben war zu weibisch süß;
Als Spielzeug gab er sich, und sie warfs weg!

Gräfin.

Das mochte sie! Doch mußt' es so geschehen,
So frech ins Antlitz schlagend guter Sitte?
Und mußte sie so zügellos unbändig,
So ganz Wildfeuer, wie das Volk sie schilt,
Dabei sich zeigen?

Etienne.

Nehmt es nicht so schwer!
Ist Wildheit doch der Jugend angeboren;
Der Graf zudem ist nicht so ganz unlenksam,
Begegnet er nur rechtem Mannesernst!
Zum Beispiel Herrn Marcel, dem Waffenmeister;
Wenn der befiehlt, gehorcht er auf den Wink!

Gräfin.

Soll das mich trösten? Kann sein Waffenmeister
Durchs Leben ihn begleiten? Soll von ihm
Ihr Frauenanstand, Zucht und Sitte kommen? —
Ich Unglückselige! Die Hand, die rächend
Ich gegen meinen Feind erhoben, trifft
Mein Kind! Ich bin es, die unmütterlich
In falschen Schein verkehrt ihr wahrhaft Wesen,
Und mich verklagt sie drum dereinst vor Gott!

(Sie verbirgt ihr Antlitz in den Händen; Graf René tritt raschen Schrittes aus der Seitenthüre links.)

René.

Pierre! — Wo steckt er denn? — Doch wie, was seh' ich?
(Näher tretend.)
Ei, Mütterlein, was hast du nur?
(Er nimmt ihr die Hände vom Gesicht.)
Wie, Thränen!
Herr Gott, was weinst du? Sprich, Herzmütterlein!

Gräfin

(in heftiger Bewegung aufstehend und vortretend für sich).

Was sag' ich ihr? — Verrätherische Thränen!

René

(zu Etienne).

Was ist denn nur!

Gräfin
(gefaßt).
Du weißt es selbst am Besten!
Wenn Mütter weinen, was beweinen sie
Als ihrer Kinder Thorheit!

René.
Gilt das mir?

Gräfin.
Ja, dir!

René.
Was that ich nur?

Gräfin.
Was du gethan?
Den Grafen, unsern Gast, hast du mißhandelt,
Daß schwer beleidigt er die Burg verließ!

René.
Ja so, das meinst du! — Nun, ich wills nicht läugnen,
Der Streich war arg; allein er plapperte
So blauen Unsinn her, und lächelte
Und glotzte mit den dummen runden Augen
Mich so unheimlich an, just wie mein Staar,
Wenn ich ihm Würmer zeige, daß zuletzt
Kein Preis zu hoch mir schien, ihn fortzuschaffen!

Gräfin.
Selbst nicht der Preis, das Gastrecht zu verletzen
Und Schmach zu bringen mir und meinem Haus!

René.

Ich Schmach dir bringen? Ich? Wer darf das sagen?

Gräfin.

Ich sag' dirs, ich! Und mehr noch sag' ich dir.
Ich duld' nicht, daß ein ungeberdig Kind
Beleidigend mißhandle meine Gäste!

René.

Kind, Kind und immer Kind! Mit sechzehn Jahren
Ist man kein Kind mehr! Ob unmündig auch,
Ich bin denn doch der Graf von Dommartin,
Und sollte Rücksicht, sollte Achtung finden!
Doch man zieht vor, als Kind mich zu behandeln,
Als ungeberdig Kind!

Etienne

(für sich).

Blitzkröte die!
Schilt lieber selbst, statt Schelte zu bekommen.

René

(auf- und niedergehend).

An mir wird stets getadelt, stets herum
Gezerrt! Man duldet, daß Wildfeuer rings
Das Volk mich schilt, ja man sieht zu, wie selbst
Des Hauses Diener schon Gehorsam mir
Und Ehrfurcht weigern —

Gräfin.

Wie, wer hätte das

Gewagt?

René.

Wer das gewagt? Frag' lieber doch,
Wer wagt es nicht? Denn selbst der nervenschwache
Furchtsame Kanzler, der erblaßt und zittert
Wie Espenlaub, blinkt auch zufällig nur
Ihm irgendwoher blanker Stahl entgegen,
Mir gegenüber hat er Muth genug
Und täglich tadelnd wagt er mich zu mahnen,
Die Kinderschuhe endlich abzulegen —

Gräfin.

Er thuts auf mein Geheiß!

René.

Auf dein Geheiß!

Und jener andere, der Waffenmeister
Marcel, der Urlaub sich von dir erbat,
Und nicht einmal es mir zu melden kam,
Und ohne Gruß und Abschied ging, that er's
Wohl auch auf dein Geheiß, der freche Bursche?

Gräfin.

Du warst zu Bett schon, als ich ihn beurlaubt,
Und noch vor Tages hört' ich, brach er auf!

Etienne.

Und heut noch, sagt Pierre, kömmt er zurück!

René.

Heut kommt er, heute! Wohl, er komme nur,
Ich will — Doch nein, ich will geduldig sein,
Will Alles tragen, Tadel, Schmach und Gram

(schluchzend)

Und überquillt das volle Maß — verletzt
Zu grausam man mein Selbstgefühl — so trete
Der Welt entsagend — ich als Ordensmann —
Zu Parmentier —

(in den Lehnstuhl sinkend)

ins Haus der grauen Brüder —
Die frommen Väter — nehmen mich wohl auf!

Etienne

(für sich).

Gott sei den Aermsten gnädig —

Gräfin

(auf René zuspringend).

Wie, René,
Mein Kind! —

(Sich bezwingend, leise zu Etienne.)

Etienne, beruhigt sie! — Ich gehe;
Zu thöricht ist mein schwaches Mutterherz,

Und blieb' ich hier und müßt' sie weinen sehen,
Ich bät' zuletzt ihr ab, daß sie mich kränkte!

(Zu René.)

René! Komm zu Vernunft und hör' mich an!
Ich gehe dieser Tage nach Clery,
Die Frau von Vaudemont und ihre Söhne
Zu Gast zu laden! Nimm sie freundlich auf,
Und sühne so, was heute du gefrevelt!

(In die Seitenthüre rechts ab.)

René.

Gott steh' mir bei! Die Vaudemont's zu Gast,
Und wieder mich verbeugen, und den Arm
Der Dame bieten, und den blöden Jungen
Die Zeit verkürzen! — Nein, das kann ich nicht,
Das will, das thu' ich nicht!

(Wieder schluchzend.)

Ich geh' ins Kloster!

Etienne.

Gleichwohl bedenkt, Herr Graf —

René.

Laßt mich zufrieden!

Etienne.

Mit Unrecht stoßt ihr mich zurück! Bin ich
Nicht euer Arzt? Laßt wie den Körper sonst
Auch euren Geist nun kräft'gen mich und stärken!

René.

Was sagt ihr da? — Ihr hättet meinen Körper
Gekräftigt und gestärkt! Das lügt ihr! Bin
Ich nicht ein Zwerg beinah für meine Jahre,
Und zum Abbrechen dünn wie eine Gerte?
Seht her, ist das ein Arm, sind das hier Hände
Für einen Rittersmann, für einen Grafen
Von Dommartin? O schämt euch, pfui! Ihr habt
Nicht viel an mir gestärkt und nichts gekräftigt!

Etienne.

Kein Arzt kann geben, was Natur versagt;
Vermögen wir auch oft ihr nachzuhelfen!

René.

Ihr helft ihr nach! Nun ja, ich hab's erfahren!
Wie oft nicht bat ich euch, ein Bischen nur,
Ein ganz klein Bischen Schnurbart mir zu schaffen,
Wie jedem doch in meinem Alter sproßt!
Wie fleißig rieb ich eure Salben ein,
Und eure Wässer, und nichts kam hervor,
Auch nicht ein Haar, nicht eines Haares Schatten;
Jedweder Pfirsich hat mehr Flaum als ich!
Nachhelfen der Natur! Ihr möchtet wohl,
Wenn ihrs verstündet nur!

Etienne.

Ich schweige, Graf;
Die Zeit wird einst mir Recht, euch Unrecht geben!

René.

Bis dahin geht! Ich will es! Guten Tag!

Etienne
(für sich).

Das flammt wie Oel und Pech! Nun, wer die heuert,
Dem ist für's ganze Leben eingefeuert!
(In die Seitenthüre links ab.)

René.

Marcel kommt wieder! Nun der soll's empfinden!
So fortzulaufen wie der Hund vom Bach,
Und nicht einmal: Behüt' euch Gott zu sagen;
Und wie verdrießlich war mir's, ihn zu missen!
Ja, hätt' mich nicht der Anblick aufgeheitert,
Wie knurrend erst mit sichrem Sprung mein Waldmann
Graf Bertrand keck beim Ohr erfaßt, weiß Gott,
Ich säß' noch jetzt und kaute an den Nägeln! —
Ich war gewiß ihm sonst ein gnäd'ger Herr,
Nicht weil er's so verdient, denn er war immer
Mißlaunig, finster, rauh, rechthaberisch;
Wenn ab und zu vom Sturme meines Zorns

Das Haus ringsum erbebte, stand er kalt
Und stumm und blies die Federn sich vom Rock
Und ich war doch ihm hold! — Jetzt aber ist's
Vorbei damit! Jetzt zeig' ich ihm den Herrn,
Und treff' ihn nach Verdienst ins tiefste Leben! —
Wie fang' ichs nur gleich an? — Vielleicht — Doch nein!
Wie wär' es, wenn ich so ihn faßte! —

(Sie hat sich während der letzten Worte in den Lehnstuhl gesetzt und versinkt in Gedanken, während in der Seitenthüre links Gerard sichtbar wird.)

Gerard.

Still!

Da ist er! Oder soll ich sagen: Sie!
Du reizumhülltes Räthsel! — Doch gleichviel,
Ein treuer Blutsverwandter nah' ich dir,
Dein Recht zu schirmen, wenn du Knabe bist,
Und bist du's nicht, vor unverdienter Schmach
Dich zu bewahren! — Wie das Herz mir schlägt!
Ists Furcht? Was fürcht' ich? Oder ist es Hoffnung?
Was, Himmel, hoff' ich denn?

(Er tritt vor.)

René

(ihn bemerkend, für sich).

Da ist er! Nun,

Der soll sich wundern, wie ich ihn empfange!

Gerard.

Herr Graf!

(Nach einer Pause, da ihn René nicht zu bemerken scheint, für sich.)

Er hört nicht, oder will nicht hören!

Noch einmal denn!

(Laut.)

Herr Graf!

René.

Was soll's?

Gerard

(für sich).

Ist das

Mein Willkomm?

(Laut.)

Herr, die Pferde sind gesattelt!

Steigt denn, gefällt euch's, in die Reitschul' nieder!

René.

Warum? Wozu? Ihr wißt wohl, ich kann reiten!

Gerard.

Ihr habt zu lernen noch! Ihr reitet kühn,

Doch weder gut, noch schön! Der Sitz ist fest,

Doch edle Haltung fehlt und feine Führung.

René.

Gleichviel! Ich reite nicht!

Gerard

(für sich).

Was hat er nur?

So widerhaarig sah ich ihn noch nie!

(Laut.)

Gefall' es euch, Fechtstunde denn zu nehmen!

Es thut euch noth; ihr schlagt euch ganz erträglich,

Nur Kraft gebricht euch! Uebung aber stärkt

Die Sehnen!

René.

Nein, auch fechten will ich nicht!

Gerard

(für sich).

Er will mich reizen! Jetzt erkenn' ichs klar!

(Laut.)

Ihr wollt nicht —

René.

Nein!

Gerard.

Nun wohl, dann zwingt ihr mich —

René.

Nun ja, mich bei der Mutter zu verklagen!

Gerard.

Nein, mein Herr Graf — zu gehen!

(Er wendet sich abzugehen.)

René.

Bleibt! Ich wills!

(Für sich.)

Und wär' er Holz und Stein, er muß sich ärgern!

(Laut, sich in den Lehnstuhl werfend.)

Ausreiten will ich!

(Den einen Fuß vorstreckend.)

Da! — Nun, seht ihr nicht!

Gerard.

Was soll ich sehen?

René.

Hier der Sporn ist lose!

Den schnallt mir fester!

Gerard.

Zu Befehl, Herr Graf.

(Er wendet sich nach der Thüre.)

René.

Wo wollt ihr hin?

Gerard.

Nach einem Diener rufen —

René.

Euch hieß ich's thun!

Gerard.

Ich bin ein Edelmann,

Und Knechtesdienste leistet nur ein Knecht!

René

(für sich).

Die Wuth erstickt mich, mich verzehrt die Galle!

(Zu Gerard, der sich wieder der Thüre zugewendet hat.)

Nein, laßt, ich reite nicht!

Gerard

(für sich).

Ich fass' es nicht!

Voll Launen wie ein Weib ist dies ein Knabe,

So trotzig knabenhaft ist dies ein Weib? —

Zwar weib'sche Knaben gibts, und wilde Hummeln

Von Mädchen! — Auch Gestalt und Wuchs und Stimme,

Das flaumlos glatte Kinn! — Doch das ist Jugend! —

Wer löst dies Räthsel auf! — Er regt sich nicht,

Er schmollt! Versuchen wir's ihn umzustimmen!

(Vortretend.)

Da ihr nicht reiten wollt, Herr Graf, noch fechten,

Vielleicht zerstreute euch Musik! Fürwahr,

Zu lang schon unberührt liegt eure Laute;

Weckt einmal wieder ihre Klänge, singt

Ein Lied dazu —

(Er reicht ihr die Laute.)

René

(für sich).

Erwürgen könnt' ich ihn!

(Sie ergreift die dargebotene Laute, schleudert sie, die Scheiben zerschmetternd, durch das geschlossene Fenster und verbirgt dann das Gesicht schluchzend in den Händen.)

Gerard

(für sich).

Unbänd'ger, zügelloser Knabentrotz!
Es ist entschieden! Nein, es ist kein Mädchen! —
Doch wie er weint! — Fürwahr, nun hab' ichs satt!
Er soll mir Rede stehen!

(Vortretend und laut.)

Mein Herr Graf!
Zum Waffenmeister ward ich euch bestellt
Von eurer Mutter, daß ich alle Künste
Der edlen Ritterschaft mit Fleiß euch lehre,
Und euren Geist, wie eures Körpers Kraft
Zur Blüthe frischer Männlichkeit entfalte!
Doch schmerzlich täuscht ihr eures Lehrers Hoffen,
Denn aller Manneskraft, ich sag' es offen,
Und aller Würde zeigt ihr heut euch bar!

René

(für sich).

Ihn wollt' ich schelten, und nun schilt er mich!

Gerard.

Ihr seid heut unwirsch, Herr! Ihr könnt's nicht läugnen,
Und sollt's auch nicht! Noch minder aber sollt
Ihr drum wie Kinder weinen, oder gar
Wie Weiber schmollen! Zürnt und grollt ein Mann,
So sagt er's grad heraus mit kecker Stirne
Und frischem Muth, und hält nicht hinterm Berg,
Und spielt nicht lang Versteckens, Herr, wie ihr!

René
(für sich).

Im Grunde hat er Recht!

Gerard.

Und drum, Herr Graf!
Heraus damit, was habt ihr gegen mich?
Ich bin in Ungnad, fühl' ich! Gut; warum?
Ihr zürnt mir! Wohl; weßwegen? Laßt mich's hören!
Ich bin ein Mann und darf zu wissen fordern,
Warum mein Herr mir gram! Was ist es, redet!
Was habt ihr, sprecht!

René
(schüchtern und halbverlegen).

Nun, daß ihr Urlaub nahmt,
Und früh vor Tages ohne Abschied gingt!

Gerard.

So that ich, ja! Doch wars nicht Mangel, Herr!
An schuld'ger Ehrfurcht; grad herausgesagt,
Ich konnte nicht, mir war das Herz zu schwer!

René.

Zu schwer!

Gerard.

Nun ja, ich wollt' nicht wiederkommen!

René.

Marcel! Nicht wiederkommen! Ganz und gar
Nicht wiederkommen mehr!

Gerard.

So dacht' ich, ja!
Ich wollt' nicht stille sitzen, wollt' mein Glück
Versuchen eben —

René.

Fort! Auf immer fort!
Ich sag' die Worte her und fass' sie nicht!
Erzähle mir, es fließ' der Bach bergan,
Salz wäre süß und Eisen weich wie Wachs,
Ich glaubs zur Noth! Daß aber du von hier
Fort wolltest, könntest, bliebest, nein Marcel,
Das glaub' ich nicht, weil ich's nicht denken kann!

Gerard

(für sich).

Von Flammen sprüht sein Aug' und seine Worte
Durchzucken wie ein Blitzstrahl mir das Herz!

René.

Wie ist mir nur! Ich fand so streng dich sonst,
So stolz und kalt, und grollte dir darum,
Und jetzt, jetzt fühl' ich, daß mir deine Strenge
So nöthig, wie die Luft zum Athemholen,
Daß ohne deinen Tadel Welt und Leben
So schal mir wär' wie ungesäuert Brot,
Daß mich dein Stolz erhebt, daß deine Kälte
Mit Frühlingshauch mich anweht! — Seltsam, seltsam!
Ich wußte gar nicht, daß du mir so nöthig;
Und du — du wolltest fort! Du konntest denken,
Was mir undenkbar ist! Und sprich, warum?
Was wars? Was trieb dich fort? Ich will es wissen!

Gerard.

Nicht jetzt, Herr Graf! Ihr hört's ein andermal,
Recht bald vielleicht! Für jetzt vergebt mir, wenn
Ich wider Willen euch damit erzürnt!
Ihr seht, da bin ich wieder!

René.

Aber wirst
Du bleiben auch, Marcel?

Gerard.

Mein Leben lang,

Wenn ihr's begehrt!

René.

Und nicht mehr Urlaub nehmen?

Gerard.

Ei, wollt ihr mich gefangen halten, Graf?
Ein Mann muß ab und zu hinaus ins Leben,
Muß fremde Länder, fremde Sitten schauen!
Dann hat man zu erzählen, bringt mitunter
Auch seltne Dinge aus der Fremde heim,
Wie eben euch ich etwas mitgebracht!

René.

Mir mitgebracht? Und was nur, laß mich's wissen!
O bitte, sprich!

Gerard.

Ein Landsknecht, den ich eben
Von Wälschland her zur Heimat kehrend traf,
Der trug es auf der Faust, und ließ mirs ab
Für Geld und gute Worte —

René

(in die Hände klatschend).

Auf der Faust?

Gewiß, dann ist's —

Gerard.

Ein Edelfalke ist's,
Gar weit aus Island her, und noch dazu
Ein wunderselten Thier, ein weißer Falke!

René.

Ein weißer Falke! Und wo hast du ihn?

Gerard

(nach dem Hintergrunde hinweisend).

Beim Fischteich unten sitzt er auf der Stange!

René

(an die Balustrade im Hintergrund der Bühne hineilend).

Beim Fischteich! Ja, da sitzt er! Weiß wie Schnee!
Und der ist mein, Marcel, der prächt'ge Falke!

Gerard.

Ja, euer ist er, Graf, und morgen mögt
Ihr auf der Beitze ihn versuchen!

René

(sich auf die Balustrade schwingend).

Nein!
Gleich hol' ich ihn, und gleich versuch' ich ihn!

Gerard

(hinzustürzend).

Was thut ihr, Graf! Um aller Heil'gen willen!

René

(sich von der Balustrade in einen der über sie hinausragenden Pappel-wipfel schwingend, und daran hinabkletternd).

Ich geh' den nächsten Weg zu meinem Falken!

Gerard

(sich über die Balustrade beugend).

Graf! Graf! Ihr seid von Sinnen! Seht euch vor!
Die Zweige schwanken — Dort — faßt dort den Ast! —
Jetzt den hier — rechts! Nicht diesen, er ist morsch!
Herr Gott, er kracht — er bricht! — Nein, Gott sei Dank!
Er hielt! — Jetzt gleitet er den Stamm hinab!
Jetzt ist er unten!

(In den Vordergrund zurückkehrend).

Er — Er oder Sie? —
Jetzt trotzig wilder, als der tollste Knabe,
Jetzt weich und innig wie nur Mädchen sind,
Was ist er und was nicht? — Ich weiß es nicht!
Ich weiß das Eine nur! Nichts wünsch' ich mehr
Für's erste mir, als daß er Mädchen wär'!
Doch weigert das Geschick mir diese Gabe,
Dann möcht' ich Mädchen sein, ist er ein Knabe!

(Indem er rasch abgeht, fällt der Vorhang.)

Gerard.

Ein Edelfalke ist's,
Gar weit aus Island her, und noch dazu
Ein wunderselten Thier, ein weißer Falke!

René.

Ein weißer Falke! Und wo hast du ihn?

Gerard
(nach dem Hintergrunde hinweisend).

Beim Fischteich unten sitzt er auf der Stange!

René
(an die Balustrade im Hintergrund der Bühne hineilend).

Beim Fischteich! Ja, da sitzt er! Weiß wie Schnee!
Und der ist mein, Marcel, der prächt'ge Falke!

Gerard.

Ja, euer ist er, Graf, und morgen mögt
Ihr auf der Beitze ihn versuchen!

René
(sich auf die Balustrade schwingend).

Nein!
Gleich hol' ich ihn, und gleich versuch' ich ihn!

Gerard
(hinzustürzend).

Was thut ihr, Graf! Um aller Heil'gen willen!

René

(sich von der Balustrade in einen der über sie hinausragenden Pappel-
wipfel schwingend, und daran hinabkletternd).

Ich geh' den nächsten Weg zu meinem Falken!

Gerard

(sich über die Balustrade beugend).

Graf! Graf! Ihr seid von Sinnen! Seht euch vor!
Die Zweige schwanken — Dort — faßt dort den Ast! —
Jetzt den hier — rechts! Nicht diesen, er ist morsch!
Herr Gott, er kracht — er bricht! — Nein, Gott sei Dank!
Er hielt! — Jetzt gleitet er den Stamm hinab!
Jetzt ist er unten!

(In den Vordergrund zurückkehrend).

Er — Er oder Sie? —
Jetzt trotzig wilder, als der tollste Knabe,
Jetzt weich und innig wie nur Mädchen sind,
Was ist er und was nicht? — Ich weiß es nicht!
Ich weiß das Eine nur! Nichts wünsch' ich mehr
Für's erste mir, als daß er Mädchen wär'!
Doch weigert das Geschick mir diese Gabe,
Dann möcht' ich Mädchen sein, ist er ein Knabe!

(Indem er rasch abgeht, fällt der Vorhang.)

Dritter Act.

Freie Gegend in der Nähe von Dommartin.

Im Vordergrund der Bühne gegen rechts hin eine freistehende mächtige Buche, die mit ihren Aesten die ganze Bühne überschattet; an ihrem Stamme eine Rasenbank. Im Hintergrunde ein zwischen niedern Gebüschen still hingleitendes Flüßchen, an dessen jenseitigem Ufer in geringer Entfernung Burg Dommartin auf einer Anhöhe sichtbar ist; darüber hinaus Gebirge und Wald; Abendbeleuchtung. Margot steht auf der Rasenbank und blickt, mit der Hand die Augen schirmend, gegen links hin; neben der Rasenbank steht ihre Gießkanne.

Margot.

Sie kommen nicht!

(Herabsteigend und vortretend.)

Mein Herr Pathe, der Seneschal, sagt, sie wären in's Erlenmoor auf die Reiherbeize hinausgeritten, und auf dem Rückwege müßten sie hier vorüber; aber sie kommen nicht und es wird schon Abend, und ich sollte längst dort auf der Bleiche meine Leinwand begießen! — Freilich hat mir's mein Herr Pathe, der Seneschal, auf die Seele gebunden, dem Junker Marcel hier aufzupassen und ihm zu

sagen — Ja, wie war's denn nur? — Ja, jetzt hab' ich's — er hätte einen Brief vom Kanzler aufgefangen, und der Kanzler sei ihm auf der Spur, und der Kanzler wolle morgen hier sein, und dem Kanzler müsse man das Handwerk legen, und mein Herr Pathe wolle nach den Herren Laclos und Ripaille senden, und Junker Marcel solle gleich auf's Schloß kommen! — Ja, so war's, und es ginge an den Hals, soll ich dem Junker sagen! Aber sie kommen nicht, und ich muß fort! — Blitz, da fällt mir ein, ich übersehe ja von meiner Bleiche aus die ganze Straße vom Wald herüber bis zur Brücke, und wenn sie des Weges kommen, so kann ich am Zaun hinunter auf den Weg zuspringen und den Junker beim Mühlbach anhalten! Richtig, das geht und das thu' ich! Vorwärts an die Arbeit!

(Die Gießkanne ergreifend und nach rechts abgehend singt sie:)

Wenn ich ein rothes Röslein wär',
Da spräch' ich zu den Bienen:
Holt anderswo den Honig her,
Ich kann damit nicht dienen!

(Sobald Margots Gesang verhallt ist, Jagdhörner von links.)

René

(außer der Bühne links).

Heda, Aubin! Führt langsam mir die Pferde

Zur Burg hinauf! Doch langsam, hört ihr, langsam!

(Er tritt, einen weißen Falken auf der Faust, von Gerard und einigen Dienern begleitet, von links auf, einem der Diener den Falken übergebend.)

Und du, Bernard, nimm meines Falken wahr,
Wie's Kunst und Regel heischen! Hörst du wohl?
Vor allem wässre sorgsam mir sein Fleisch;
Das feurig edle Thier braucht milde Nahrung!
Und wenn die Gräfin nach mir frägt, so sprich,
Ich käm' bald nach! Du aber, Philibert,
Du springst in's Forsthaus eilig mir hinüber;
Didier, der Forstwart soll, so ist mein Wille,
Vom Eulensteine drüben ein paar Stücke
Mir auf dem Waldhorn blasen, denn von dort
Vor Allem lieblich schallt der Klang herüber!
Jetzt weiß ich nichts mehr! Geht!

Gerard

(der indessen langsam in den Vordergrund der Bühne getreten für sich).

Ich muß es wissen!

Auf alle Art versuch' und neck' ich ihn;
Vielleicht verräth sich, was ich nicht errathe!

René

(während die Diener nach rechts abgehen).

Und nun, Marcel, noch einmal meinen Dank!
Dein Falke ist ein königliches Thier;

Wie der hinaufstieg wirbelnd in die Lüfte,
Und dann herabstieß sicher wie ein Pfeil;
Kaum aufgestöbert war der Reiher sein.
Das war ein Waidwerk! Das war eine Lust!
Und dir verdank' ich, dir den edlen Vogel,
Den prächt'gen Ritt, den heiter frohen Abend! —
Nun aber komm und laß uns ruhen dort
In meiner Buche Schatten! — Sieh, wie weit
Der Blick hier über blaues Waldgebirg
Und grüne Wiesen schweift, und wie still rauschend
Am Hügelrand der Fluß vorüberquillt;
Mein Lieblingsplatz war immer diese Stelle,
Und sitz' ich hier allein, und sinkt der Abend,
Und spielt das Mondlicht in der klaren Fluth,
So wird mein Herz so still, so weich, so weit,
Daß ich dem schlimmsten Feind vergeben könnte,
Dem bösen Vetter selbst, der feindlich stets
Mich zu verderben sann —

Gerard

(für sich).

So! Bin das ich?
Man macht mich, scheint's, zum Kinderschrecke hier!

(Laut.)

Ein Vetter, sagt ihr, sann feindselig stets,
Euch zu verderben?

René

Nun die Mutter sagt's!
Ertrank er doch seitdem; Gott hab' ihn selig!
Nun aber folg' mir dort zum Rasensitz,
Und blick' mit mir in's grüne Thal hinaus;
Zwar herbstet's schon, gelb färben sich die Wälder,
Der bunte Blumenschmuck der Wiesen schwand —

Gerard

(für sich).

Nun Gott sei Dank! Sonst müßt' ich Sträuße pflücken!

René.

Auch fehlt's vielleicht der Landschaft an Bewegung;
Sonst blies der Hirt hier lustig die Schalmei,
Und bei ihm saß sein Hund, und Lämmer hüpften
Rings fröhlich auf der Weide —

Gerard.

Ja, sie hüpften,
Die weißen Lämmer, ich gedenk' es noch!

René.

Doch was auch fehle, sieh nur selbst, Marcel,
Es bleibt doch frisch und grün! So komm denn, komm —
Wie, oder willst du nicht?

Gerard.

Gewiß, ich will!
Wie sollt' ich nicht, Herr Graf!

René
(nach einer Pause).

Marcel, gesteh',
Du bist heut nicht wie sonst; ich meine nicht
Verstimmt etwa, unmuthig; nein, befangen,
Zerstreut, nachdenklich nur —

Gerard.

Ihr irrt euch, Graf,
Gewiß, ihr irrt euch —

René.

Ei, was läugnest Du,
Als ob es Schande wär' nachdenklich sein!
War ich's doch heute selbst, denn daß von hier
Du gehen wolltest, lag mir auf der Seele,
Und ruhlos quält' es mich zu wissen, was
Dich nur dazu bewogen, und ich fand's
Zuletzt heraus!

Gerard.

Das hättet ihr, Herr Graf!
Und wollt ihr's mich auch wissen lassen?

René.

Dich? —
Nun ja, dir sag' ichs; keinem andern sonst!

Gerard.

Was ist es? Sprecht!

René.

Du wolltest gehen, weil —

Weil ich kein Mann bin —

Gerard

(aufjubelnd).

Hör' ich recht? Kein Mann!

René.

Weil Ernst mir fehlt, Besonnenheit und Maß,
Weil ich nichts bin, als was sie längst mich nennen,
Kein Mann, nein, nur Wildfeuer, nur ein rasch
Auffl ackernd Flämmchen, das in Nichts verlodert!
Ich fühl' es wohl, du wolltest, selbst ein Mann,
Nicht einem Kinde dienen! War's nicht so?

Gerard

(für sich).

Ja so, sinnbildlich war's gemeint, und ich —

(mit dem Fuße stampfend)

Ich werd' verrückt noch, nimmt das nicht ein Ende!

René.

Was hast du nur? Dein Auge rollt so wild;
Fast fürcht' ich mich vor dir!

Gerard.

Nichts, nichts, Herr Graf —

Der Abend ist so schwül! Ich glüh' und brenne! —

(Für sich.)

Da fällt mir ein — Weiß Gott, ich will's versuchen!
Laßt sehen, wie ers nimmt!

(Laut.)

Ja, wie gesagt,
Schwül ist es, zum Ersticken dumpf und schwül,
Und hier, hier quillt der Fluß so klar und hell,
Und Kühlung weht sein Rauschen mir entgegen;
Wie labte mich erst seine frische Fluth,
Versenkte ich darein die müden Glieder!
Warum fürwahr auch nähm' ich nicht ein Bad!

René.

Wie, was? Ein Bad! Im Freien hier ein Bad!

Gerard.

Und warum nicht?

René.

Und hier im Fluß?

Gerard.

Wo sonst?

René.

O pfui! Schäm' dich! Ziemt sich das, Marcel?
Beim Licht des Tages unter freiem Himmel —

Gerard.

Verzeiht, Herr Graf! Was wär' hier ungebührlich?
Wir beide sind ja Männer, und wir stecken
Doch eben alle nur in unsrer Haut!

René.

Die Mutter lehrte mich, und hat auch Recht,
Vor Andern sich entkleiden schick' sich nicht —

Gerard.

Allein, vergebt, warum nur schickt sichs nicht?

(Fernes Abendgeläute, das einige Zeit anhält.)

René.

Weil sichs nicht schickt! Und kurz und gut, ich will
Nicht, daß ihr badet! — Horch, da läutet's Ave
Maria!

(Er tritt auf die Seite, bekreuzt sich und betet.)

Gerard

(für sich).

Nein! Das sprach nicht Knabentrotz!
So hold blüht nur in einer Jungfrau Herzen
Die Rose: Scham; die Lilie: Unschuld auf!

Margot

(die während der letzten Reden von rechts aufgetreten sich Gerard unbemerkt genähert hat).

Auf ein Wort, Junker Marcel! — Hört er, Junker Marcel! — Will er denn gar nicht hören? —

(Sie zieht ihn am Wamse.)

Gerard.

Was soll es? Ei sieh da! Du bist es, Kleine!
Was willst du mir?

Margot.

Still! Still!

Gerard.

Ei, schönes Kind!
Was winkst du so bedeutungsvoll, und legst
Den Finger wichtig an die rothen Lippen?

Margot.

Schrei' er nicht so überlaut! Ich habe ihm ein ganz geheimes Geheimniß mitzutheilen, eine Botschaft von meinem Herrn Pathen, dem Seneschal!

Gerard

(mit ihr einige Schritte bei Seite tretend).

Wie, von Pierre! Was ist es? Rede, sprich!

René

(sich wieder bekreuzend, dann zu Gerard sich wendend).

Und nun, Marcel — Wie, was? — Wer ist die Dirne,
Und was — was hat sie mit Marcel zu schaffen? —

(Laut.)

Heda, Marcel! — Er hört mich nicht! — Marcel!

Gerard

(mit Margot beschäftigt).

Gleich, gleich, Herr Graf!

René

(für sich).

Was hat er nur! — Gleich, gleich!

Jetzt soll er, jetzt mich hören, auf der Stelle!

(Er schreitet rasch auf Gerard zu, faßt ihn bei der Hand und zieht ihn in den Vordergrund der Bühne, indem er heftig, aber nur halblaut spricht.)

Marcel, ihr seid wohl, scheint es, taub geworden,

Stocktaub! Ihr folgt nicht meinem Ruf und schwätzt —

Mit wem nur schwätzt ihr da? — Wer ist das Mädchen?

Gerard

(für sich).

Wie, wär' das Eifersucht? Dann schwellend Herz

Halt fest, halt fest und birst nicht vor Entzücken!

René.

Nun, werd' ich hören, wer das Mädchen ist?

Gerard.

Wer sollt' es sein, Herr Graf, als Mathieu's,

Des Webers, schmuckes Töchterlein Margot,

Und Botschaft bringt sie mir von ihrem Pathen,

Dem Seneschal Pierre!

(Margot bei der Hand nehmend und vorführend.)

Erkennt sie doch!

Ist's nicht ein niedlich Ding, und geht sie Sonntags

Zur Kirche, muß nicht Brand auflodern rings,

Wohin der Blitzstrahl dieser Augen, dieser
Mordbrennerischen dunklen Augen trifft?

Margot.

Ei, Junker, laß er meine Augen zufrieden! Sie haben noch keinem ein Loch ins Wams gebrannt, und seinetwegen werd' ich sie auch nicht in die Tasche stecken!

René.

Wie keck die Dirne spricht! Mich nimmt nur Wunder,
Wem das gefallen mag! Mich widert's an!

Gerard
(für sich).

Ich schür' die Glut! Noch höher muß sie flammen!
(Laut.)
Fürwahr, ihr thut der Kleinen Unrecht! Seht
Doch nur die Grübchen hier, die frischen Lippen —

Margot.

Junker Marcel, laß er jeden bei seinem Geschmack bleiben! Gibt es doch Leute, die Holzbirnen den saftigsten Pflaumen vorziehen, und mir selbst konnte nie ein Bursche gefallen, der nicht einen tüchtigen Schnurbart auf den Lippen sitzen hatte; bei den glatten Gesichtern muß ich immer an Milchsuppe denken! (Für sich.) Da hast du's, Wildfeuer! Wie der Klotz, so der Keil!

René

(zornig auf- und niedergehend).

Beim ew'gen Gott, zermalmen könnt' ich sie!

Margot.

Und nun, Junker Marcel, gedenk' er der Botschaft meines Herrn Pathen; dem gnädigen Herrn Grafen aber wünsche ich — (mit den Händen die Bewegung des Schnurbartdrehens nachahmend) Alles was er nicht hat! Und nun Gott befohlen, ich muß an die Arbeit!

Gerard.

Halt da! Erst lös' mir noch ein Räthsel auf!
Merk' auf! Wenn einer unterm Kirschbaum steht,
Und stirbt vor Durst und pflückt sich keine Kirsche,
Was ist der Mann?

Margot.

Was wird er sein? Ein Narr!

Gerard.

Getroffen, Kind! Ich aber bin kein Narr,
Und darum pflück' ich, sieh, mir eine Kirsche!

(Er küßt sie.)

René

(mit den Geberden des heftigsten Zornes, für sich).

Auch das noch! Unerhört! Vor meinen Augen!

Margot

(sich Gerard's Armen entwindend).

Was denkt er nur! — Er hätte wohl Lust ein ganzes Körbchen Kirschen zu stehlen — aber da wird nichts daraus, und trüge er keinen Schnurbart, so sollte er auch nicht die eine bekommen haben! Das darf er mir glauben, und nehm' er das zum Pfand dafür!

(Gibt ihm einen leichten Backenstreich und läuft nach rechts ab.)

Gerard

(ihr nachrufend).

Für diesmal lauf nur, lauf, du muntrer Kobold!
Doch treffen wir uns wieder, sieh dich vor!

René.

Wär's besser nicht, ihr lieft gleich jetzt ihm nach
Dem muntern Kobold, dieser reizenden
Margot? — Was säumt ihr? Geht, folgt eurem Herzen!
Ich halt' euch nicht, gewiß ich nicht!

Gerard.

Ihr scheint
Erzürnt, Herr Graf!

René.

Erzürnt? Ich bin beschämt,
An eurer Statt beschämt! — Ihr seid mein Lehrer,
Und gebt mir, eurem Zögling, solches Beispiel!

Ihr seid ein Edelmann, und laßt vertraulich
Zum Troß gemeinen Pöbels euch herab!

Gerard.

Wie sprecht ihr nur, Herr Graf! Margot fürs erste,
Ehrbarer Eltern ehrbar Kind, zählt nicht
Zum Pöbeltroß, und dann vergebt, wie sollt' es
Zur Schmach gereichen einem Edelmann
An frischer Anmuth Reiz sich zu erfreuen!
Veredelt Frauendienst nicht rauhe Sitten;
Erhebt und bildet er nicht Herz und Sinn?
Und da ich euer Waffenmeister bin,
Wie sollt' ich nicht, wo ich nur kann, euch lehren,
Der Schönheit huld'gen und die Frauen ehren!

René.

Die Mühe spart! Der Schönheit huldigen
Nach eurem Muster, und die Frauen ehren
Auf eure Art, das lern' ich nie, und will
Es auch nicht lernen!

Gerard.

Leider, scheint's, gebricht
Noch mehr Talent, als Neigung euch dazu!
Ihr zählt nun, denk' ich, volle sechzehn Jahre,
Und habt bis jetzt, die Gräfin, eure Mutter,
Und Gertrud, eure Amme, ausgenommen,

Kein weiblich Wesen, wett' ich, noch geküßt!
Nicht wahr, so ist's?

René.

Und bin ich schlechter drum
Etwa als meines Gleichen! Was verschlägts
Ob einer küßt, ob nicht? Was ist's auch Großes
Um einen Kuß, wenn jede Lippe gut
Genug, ihn zu empfangen, ihn zu geben?

Gerard.

Gemach! Verurtheilt nicht, was ihr nicht kennt!
Ein Wunder, ein Geheimniß ist der Kuß;
Denn, wie des Morgenlandes Weise sagen,
Die Lippe küßt, wohin das Herz sie neigt;
Ehrfurcht die Hände, Sclavendienst das Kleid,
Die Freundschaft auf die Wangen; auf die Stirne
Küßt tröstend Mitgefühl; doch auf die Lippen
Drückt Liebe ihren Kuß, wildloderndes
Verlangen auf das müd' geschloßne Auge,
Und Sehnsucht haucht ihn seufzend in die Luft!
Noch mehr! Ein Kuß ist das, was ihr ihn schätzt;
Nichts, wenn ihr scherzt, und wenn ihr's ernst meint, Alles;
Er kühlt und glüht; er fragt und er gibt Antwort,
Er heilt und er vergiftet, trennt und bindet;
Er kann versöhnen wie entzweien, kann

Vor Wonne tödten, und kann Todte wecken,
Und mehr noch, mehr! Was könnte nicht ein Kuß?

René.

Erzählt ihr Märchen? Oder träum' ich selbst?
Ist's wahr? Ist's möglich? Solcher Zauber läge
Auf unsren Lippen!

Gerard.

Ja, das ist das Wort!
Ein Zauber ist es, zwischen Männern selbst
Allmächtig wirkend! Denkt euch beispielsweise
Wir wären Freunde, und ein Streit verstörte
Entzweiend unsern Bund! Ihr grolltet mir
Und stündet schmollend von mir abgewendet,
Wie eben jetzt, und ich wollt' euch versöhnen,
Was müßt' ich thun, um wie mit Windeshauch
Das Dunstgewölk des Unmuths wegzublasen
Von eurer Stirne?

René

(halb neugierig, halb schüchtern).

Nun, was thätet ihr?

Gerard

(die Worte mit den entsprechenden Gebärden begleitend).

Ganz einfach dies! Ich träte zu euch hin,
Und legte still den Arm um euren Nacken,

Und drückte euch an mich, und tauchte forschend
Des Blickes Strahl in eure Augen, bis
Halbträumend sie, wie eben jetzt, sich schlößen,
Bis Purpurglut die Wangen euch umflammte,
Bis zitternd ihr im Arm mir lägt, wie jetzt,
Und dann — dann beugt' ich mich zu euch herab —
Und küßt' euch —

(Er thut es.)

René

(aufschreiend und sich losreißend).

Ah!

(Sie wankt einige Schritte vorwärts und drückt die Hände auf's Herz.)

Mir schwindelt!

Gerard

(hinzutretend).

Heil'ger Gott!

Was faßt euch an?

René

(zurückweichend und ihn von sich wegwinkend).

Nichts! Nichts! Es ist vorüber!

Gerard.

Ihr zittert! Ihr erbleicht! Nein, sträubt euch nicht,
Laßt meinen Arm euch stützen! Kommt und ruht

Hier auf dem Rasensitz! Laßt kurze Rast
Euch kräft'gen und erquicken! Ihr bedürft's!

(Er hat René während dieser Worte zu dem Rasensitz unter der Buche geführt, auf dem der letztere niedersinkt, während Gerard ihn unterstützend an seiner Seite kniet.)

René.

Nun helf mir Gott! Was kam nur über mich!
Jetzt lach' ich drob, doch vorhin war es mir,
Als führ' ein Wetterstrahl mir durch die Glieder,
Als müßt' ich Augenblickes mausetodt
Zur Erde stürzen! In der That, so war's!

Gerard.

Des Tages schwüle Glut, der scharfe Ritt
Erschöpften eure Kräfte! Ihr bedürft
Der Labung, und ich will —

(Er will aufstehen.)

René.

Nein, bleib, Marcel!
Bleib wie du bist, ich will es! Wenn dich auch
Die Kniee schmerzen, bleib zu meinen Füßen,
Es läßt dir gut!

(Ihm den Kopf zurecht rückend.)

Den Kopf ein bischen höher!
So, jetzt ist's recht! — Was mir an dieser breiten,

Von dichtem Haarwuchs eingerahmten Stirne,
Dem krausen Bart, den borst'gen Augenbrauen,
Den derben Schultern nur so wohlgefällt!

Gerard.

Ist's wahr, ist wirklich? Ich gefalle euch!
Ihr macht mich eitel fast! Fürwahr! Gefällt
Doch nur, was schön!

René.

Nein, das ist's nicht! Weiß Gott,
Schön bist du nicht, Marcel; ja, wenn dir Unmuth
Die Stirne furcht, bist du sogar grundhäßlich;
Und Anfangs als du unser Haus betratest,
Mißfielst du mir auch gründlich; Alles war
Mir gleich verhaßt an dir, Blick, Miene, Haltung!
Doch dann mit einem Mal gefiel mir Alles,
Und was mir erst zumeist mißfiel, zumeist!
Wie's kam, ich weiß es nicht! Ich werd' seit Kurzem
Auch sonst, gesteh' ich, nicht recht klug aus mir!
Nein, lache nicht! Es ist so wie ich sage!
In Wahrheit eine ungelöste Frage,
Ein Räthsel, ein Geheimniß bin ich mir!

Gerard.

Du liebliches Geheimniß!

René

(während ein Waldhorn außer der Bühne in weiter Entfernung eine einfache Melodie hören läßt, mit deren Wiederholung und Variirung es mit kurzen Unterbrechungen bis zum Schlusse des Actes fortfährt).

Eines nur,
Marcel, das vorhin mit dem Mädchen, mahnte
Mich wieder an die Zeit, da ich dich haßte,
Und wär' dir's mit der frechen Dirne Ernst —

Gerard.

So wahr ich hier zu euren Füßen kniee,
Und knieen möchte all mein Leben lang,
Muthwillen war es, Thorheit, Scherz, nicht mehr!

René.

Still, still! Kein Wort mehr! Horch, wie sanft verhallend
Das Horn Didier's in rührend weicher Klage
Uns dort vom Eulenstein herüberschallt!
Und sieh, wie lächelnd auf die grünen Fluren
Und auf des Flusses stillbewegte Flut
Der Abendhimmel golden niederschaut!
Wie schön! Wie groß! Wie geht in Lust und Wehmuth
Das Herz mir auf, und schlägt der ganzen Welt
In warmer Liebe selig froh entgegen!

Gerard
(für sich).

Da widersteh', wer kann! Ich nicht! (Laut.) Der Welt,

Der ganzen Welt! In so viel tausend Stücke
Zersplittern wollt ihr euer armes Herz?
Laßt Einen es empfangen, der die Gabe
Zu schätzen weiß, und diesem schenkt es ganz!
Mir schenkt es, mir und nehmt dafür das meine,
Und macht so um ein Herz, um einen Himmel
Uns beide reicher!

René.

Wie, was sprichst du da,
Marcel? Ist's Spott — wie, oder meinst du's ernst?
Bist du mir gut?

Gerard.

Die Sprache hat kein Wort
Dafür, wie sehr!

René.

Und willst es bleiben auch?

Gerard.

So lang mir Athem bleibt!

René.

Ich bin dir nicht
Zu kindisch, zu unbändig wild? Du willst
Geduld mit mir und meinen Fehlern haben,
Mein Freund, mein Bruder sein, in Noth und Tod
Mich nicht verlassen, willst, ein Mann dem Mann,

Mir felsenfest vertrauen? Willst du das,
Marcel, und kannst du mir's beschwören?

Gerard.

Ja,
Bei deinem holden Selbst, bei deinem Leben,
Bei deines Auges Mondlicht schwör' ich dir,
Dein bin ich, bleib' ich, bis der Tod uns scheidet!

René
(in die Hände klatschend).

O schön! O schön! Wie das mich freut, Marcel!
Nun hab ich einen Bruder, einen Freund!
Nun bist du mein, ganz mein, mit Haut und Haar,
Mit Bart und Augenbrauen mein, Marcel;
Und nun gefällst du mir erst recht! Weiß Gott,
Nun find' ich dich beinahe schön, mein Freund!
Und hör' nun, Alles, was du mir geschworen,
Das schwör' ich dir, Vertrauen, Freundschaft, Treue,
Und mehr noch! Bessern will ich mich, und sanft
Und lenksam werden; nicht Wildfeuer mehr,
Ein stilles, trautes Flämmchen will ich sein,
Von deinem Hauch bewegt und ausgeblasen.
Das schwör' ich dir, und da ein Zauber, wie
Du sagst, der Kuß, so schwör' ich dirs und will
(sich zu ihm herabbeugend)
Dazu dich küssen —

Gerard

(in heftiger Bewegung aufspringend).

Nein, jetzt nicht! Nicht jetzt!

Ein Tropfe macht den Becher überfließen,

Ein Funke weckt den Brand!

Du aber, meid' ich deiner Lippen Gruß,

Vernimm und frag für jetzt nicht nach dem Grunde,

Gefährlich auch zuweilen ist ein Kuß,

Und Zauber gibt es, den man fliehen muß!

(Er stürzt ab.)

René.

Marcel, Marcel! — Was meint er nur? — Was sprach

Von Brand er da, von Funken, von Gefahr?

Bezaubernd wirkt ein Kuß, ich hab's empfunden!

Warum gefährlich aber? Sonderbar!

Gefährlich hab' ich nichts daran gefunden!

(Während er in nachsinnender Stellung auf den Rasensitz zurücksinkt, fällt unter den fernen Klängen des Waldhorns der Vorhang.)

Vierter Act.

Schauplatz wie im vorigen Acte.

Morgen.

Gerard

(mit Pierre von links auftretend).

Ihr wärt dort auf dem Vorwerk, hört' ich erst,
So ging ich hier den Fußsteig euch entgegen!

Pierre.

Ihr gingt mir entgegen! So gibt es Neues! Nun, laßt hören! Die Gräfin ist heute nach Clery zu Frau von Vaudemont auf Besuch, und so haben wir freie Hand! Sprecht, Junker, sprecht! Habt ihr Nachrichten von Laclos und Ripaille? Nach meiner Rechnung müssen sie schon seit Morgen im Walde von Coigny auf der Lauer liegen, nnd um diese Zeit könnten sie den Herrn Kanzler schon aufgefangen und in Sicherheit gebracht haben!

Gerard.

Das könnten sie, hätt' ich sie hingesandt!

Pierre.

Wie, was! — Nicht hingesandt! Ihr scherzt wohl! Nicht hingesandt! Ihr wart doch gestern mit dem Anschlag einverstanden, ihr wolltet sie in den Hinterhalt legen —

Gerard.

Ich sagte so, ich that es aber nicht!

Pierre.

Ihr thatets nicht! — Mich rührt der Schlag! — Unglückseliger! Ließ ich euch nicht durch Margot sagen, daß Renard Alles aufgespürt hat, daß wir ganz in seinen Händen sind? — Wißt ihr nicht, daß er noch heute, längstens morgen hier sein wird —

Gerard.

So eben traf in Dommartin er ein!

Pierre.

So, traf er ein? — Und das sagt ihr Einem, als ob ihr ihm: Guten Morgen wünschtet! — Aber mir geschieht nur mein Recht! Warum ließ ich euch Spielraum, uns Alle muthwillig ins Verderben zu stürzen? — Ja, dieser alte dumme Schädel verdients nicht besser, als abgeschlagen zu werden!

Gerard.

Beruhigt euch, Pierre! ich bin nicht toll,
Wenn etwas tollkühn auch, und lieb' ich gleich
Zum Rasen, bin ich doch bis jetzt ganz leiblich
Bei Sinnen noch! — Was hätt' es mir gefrommt
Den Kanzler aufzufangen, als nur weiter
Des Knotens Lösung noch hinauszuschieben,

Der endlich einmal sich entwirren muß!
Ich kam, die Wahrheit prüfend zu ergründen,
Die Ehre meines Hauses zu bewahren,
Nach Dommartin zurück! Wildfeuer ist
Mein Mühmchen, nicht mein Vetter, weiß ich nun;
Nie aber, Schmach auf meinen Namen häufend,
Nie bring' ich mit Gewalt mein Recht ihr ab;
Nur was mir Liebe gibt, will ich empfangen!
Gefahr für mich veracht' ich; euch jedoch
Sie fern zu halten, dafür ist gesorgt!
Ein flüchtig Roß steht hier im Busch verborgen,
Und bringt zur Stunde euch nach Arbois,
Einstweilen dort den Ausgang abzuwarten!
Auf denn, zu Roß und sputet euch, Pierre!

Pierre.

Nach Arbois? — Und ihr, Junker, was wird indessen mit euch?

Gerard.

Den Zorn der Gräfin fürcht' ich nicht, denn Liebe
War meines Vaters Treubruch, weiß ich nun,
Und leicht vergibt der Liebe Schuld die Liebe!
Ich folg' euch später, wenn vorerst ich sie,
Wildfeuer mein' ich, noch einmal gesprochen!

Pierre.

So, und wenn ihr nun überfallen, umzingelt, niedergemacht würdet! — Nein, daraus wird nichts! — Hab' ich zugelassen, daß ihr euch in eine solche Gefahr begabt, so will ich mit euch davon, oder mit euch darin umkommen! Was würde euer Vater sagen, wenn ihr da oben allein ankämt, und der alte Pierre hätte euch verlassen?

Gerard.

Nein, du mußt fort, noch diese Stunde fort!
Renard ist unternehmend und verschlagen,
Und kann — Doch sieh, da ist er selbst! Wildfeuer
Begleitend kömmt er dort den Weg herab!

Pierre.

Ja, es ist seine gelbe widerliche Fratze! Wenn ich nur an ihn denke, schüttelt michs wie Fieber!

Gerard.

Sie lenken hierher, scheints, die Schritte! Fort!
Da sind sie schon! Fort, sag' ich, fort! Hinweg!

Pierre.

Ich darf nicht — und ich will nicht — und ich werde nicht!

Gerard

(den Widerstrebenden mit sich fortziehend).

Kein Säumen mehr! Komm, sag ich, komm! Du mußt!

(Er verschwindet mit ihm nach links hin im Gebüsche.)

(René tritt mit dem Kanzler Renard von rechts rasch auf.)

Renard.

Vergebt, mein gnädiger Gebieter, wenn
Ich wiederholt pflichtschuldigst euch erinnre:
Ihr müßt ins Schloß zurück, müßt unverzüglich
Ins Schloß zurück!

René.

Müßt! Müßt! Ihr seid wohl toll!
Ich kenne und versteh' das Wort nicht: Müßt!

Renard.

Ganz wie die gnädige Frau Mutter sprecht
Ihr, mein Herr Graf, ganz so hochherzig, ganz
So selbstbewußt! Sie kennt kein Muß, und haßt
Den Zwang wie ihr! Gleichwohl hätt' eben heut
Die Gräfin nach Clery sich nicht begeben,
Gewiß, sie spräch' wie ich in dieser Stunde;
Ihr müßt ins Schloß zurück! Euch droht Gefahr!

René.

Gefahr! Daß Sonnenbrand die Stirn' mir bräune,
Und daß der Wind die Haare mir zerzause?
Gefahr! Ihr träumt!

Renard.

Und doch, mein gnädiger
Gebieter, doch ist's so, und sorgt' ich nicht,
Es möchte die Frau Gräfin drob mir zürnen,

Beweisen wollt' ich euch's so sonnenklar,
Daß ihr's nicht läugnen könntet, noch bezweifeln!

René.

Ei, was ihr sagt! Beweisen könntet ihr's!
Beweisen! In der That! Was ist es? Redet!
Die Mutter zürnt euch nicht, und wenn sie's thäte,
So sagt, ich hab's gewollt, und damit gut!
Sprecht also, sprecht, laßt euer Mährlein hören!

Renard.

Im Schloß erzähl' ichs euch!

René.

Nein, auf der Stelle,
Hier will ichs hören, sprecht!

Renard.

Ihr hörtet wohl
Von einem Bruder eures sel'gen Vaters,
Der eurer Mutter Todfeind, als er starb,
Die letzte einz'ge Habe, seinen Haß,
Auf euren Vetter, seinen Sohn vererbte?

René.

Ja wohl! Der Oheim aber starb vor Jahren,
Und unlängst erst ertränkte sich der Vetter!

Renard.

Nein,

Er lebt! Pierre Banel, der gleißende
Verräther, täuschte euch; er lebt!
Ja, mehr noch, von Pierre herbeigerufen,
Und schlau sich bergend unter falschem Namen,
Hier in der Nähe treibt er sich herum!

René.

Der Vetter, sagt ihr, hier in unsrer Nähe?

Renard.

So ist's, Herr Graf! Und konnt' ich gleich bis jetzt
Noch nicht ergründen, unter welchem Namen
Und wo er sich verbirgt, so bin ich doch
Auf sichrer Spur, und stündlich von Sion
Erwart' ich einen Boten meiner Späher,
Der auch hierüber mir Gewißheit gibt!

René.

Von daher also, meint ihr, wie es scheint,
Von meinem Vetter drohe mir Gefahr!
Doch welche denn? Ich seh' sie nicht! Ihr freilich,
Ihr seid dafür bekannt, Gefahr zu wittern,
Wo keiner sonst sie ahnt!

Renard.

Ihr nehmts zu leicht,
Herr Graf! Bedenkt, Gerard von Loménie
Ist hinterlistig schlau, er weiß, es macht

Ihn euer Tod zum Erben Dommartin's;
Wie, wenn er nun versuchte der Natur
Etwa mit einem Dolchstoß nachzuhelfen,
Mit einem Pülverchen —

René.

Ihr seid von Sinnen!
Es ist nicht, kann nicht sein! Mein Vetter mag
Mich tödtlich hassen, doch nicht Wegelagrer,
Nicht Meuchelmörder wird ein Loménie!

Renard.

Ihr seid noch jung und drum vertrauensvoll,
Ich aber kenn', Herr Graf, der Menschen Tücke,
Und hab', was nöthig, vorgekehrt!

René.

Und was
Denn, weiser Kanzler, habt ihr vorgekehrt!

Renard.

Eilboten sandt' ich fort, um die Frau Gräfin
Zu ungesäumter Heimkehr zu bewegen,
Und rief der Grafschaft Heerbann auf und ließ,
Das Thal umstellend, rings in Busch und Dickicht
Nachspüren eures Vetters Spießgesellen —

René.

So thatet ihr! Ich hätt' nicht so gethan;

Doch da ihr meiner Mutter Vollmacht habt;
So mags drum sein! Ich aber bleibe hier,
Und kehre nicht ins Schloß zurück!

Renard.

Herr Graf,
Bedenkt doch nur! Wir sind hier ganz allein,
Und ich — begreift — ich bin ein Mann der Feder
Und hab' zudem vom Mutterleibe her
Seltsame Scheu vor Waffen; blanken Stahl
Nur funkeln sehen macht mich krank, und wenn
Im Hinterhalt die Burschen etwa lägen,
Und frischweg einen Handstreich wagten, ich,
Weiß Gott, ich könnt' euch keinen Schutz gewähren!

René.

Nicht eures Schutzes, faßt mich doch, nur eurer —
Abwesenheit bedarf ich! Geht getrost!
Denn meines Waffenmeisters wart' ich hier,
Und denk' von ihm begleitet und beschützt
Im Moor dort einen Eber aufzuspüren!

Renard.

Im Moor dort — jetzt? — Und wenn nun grade dort
Im Moor der Vetter auf der Lauer läge!
Es gränzt an Selbstmord, Graf!

René.

Beruhigt euch!

Der Vetter liegt wohl nicht im Hinterhalt

Und wär's und wagt' er frech uns anzugreifen,

Marcel und ich wir schlügen keck uns durch!

Und so, habt guten Tag! Es bleibt dabei,

Ich bleibe!

Renard.

Hört mein Flehen! Kommt mit mir

Ins Schloß zurück! Den Boten von Sion

Nur wartet ab!

René

(auffahrend und mit dem Fuße stampfend).

Ich will nicht! Tod und Teufel!

Ich bleibe!

Renard.

Nein, Herr Graf! In euer Mutter

Abwesenheit verpflichtet mich mein Amt

Zu wachen über ihres Kindes Wohl,

Und diese Pflicht erfüll ich —

(auf René in entschloßner Haltung zugehend)

Graf René,

Ihr müßt ins Schloß, und sollten diese Arme

Dahin euch tragen!

René.

Wie, Gewalt! Ihr wagt
Mir mit Gewalt zu drohen? Ihr mir? Kanzler
Renard! Ich fühlte mich — Gott weiß, warum? —
Den ganzen Morgen ungewöhnlich sanft
Und weich gestimmt, als wär' ich über Nacht
Ein Anderer geworden! Aber ihr
Gebt wieder mich mir selbst zurück! Ich fühl' es,
Ich bin noch ich, ich bin Wildfeuer noch (das Schwert ziehend)
Und ihr sollt's mitempfinden!

Renard
(ängstlich).

Herr, mein Gott!
Thut weg! — Das sticht und schneidet! — Thut doch weg!

René.

Ich bin Wildfeuer noch, und weil ichs bin,
So rath ich euch im Guten, sucht das Weite,
Sonst sägt dies Schwert im nächsten Augenblick
Glattweg den Schmuck der Ohren euch vom Scheitel!

Renard.

Thut weg! — Ich gehe! — Fall' auf euer Haupt
Gefahr und Rechenschaft! — Thut weg, Herr Graf!

René.

Fort, sag' ich! Fort!

Renard.

Hu, wie das blitzt und funkelt! —
Es macht mich blind; ich find' den Weg nicht mehr! —
Werd' draus was will! — Ich wasche meine Hände!
(Zieht vor René zurückweichend sich nach rechts zurück und verschwindet im Gebüsche.)

René.

Wie der die Beine hebt, der weise Kanzler!
Kein Windhund überholt ihn! — Nun, ich konnte
Ihm's nicht ersparen; warum wollt' er auch
Zurück mich schleppen in des Schlosses Mauern,
Wo sich mein Herz nach frischem Waldduft sehnt,
Und traulichem Gespräche mit Marcel! —
Gefahr! Mit ihm bin überall ich sicher;
Und zudem übertreibt gewiß Renard,
Und jener fürchterliche Vetter ist
Vielleicht im Grund ein armer Schlucker nur,
Den Noth umhertreibt, der Erbarmen mehr
Als Zorn verdiente, wenn den Namen fälschend
Der Wahrheit nicht ins Angesicht er schlüge,
Und so dem Mitleid meine Brust verschlöße!
Denn Trug ist niedrig und gemein, und wie
Ich Wahrheit liebe, so veracht' ich Trug!
Da lob ich mir Marcel; sein Wort ist ächt

Wie Gold, sein Blick der Seele klarer Spiegel;
An ihm ist nichts von Falschheit oder Lüge! —
Doch still! da kommt er! Ich verberg' mich hier
Im Busch! Laßt seh'n, ob er wohl zürnt und schilt,
Daß noch nicht ich zur Stelle! Fort, hinweg!

(Sie verbirgt sich rechts im Gebüsche.)

Gerard

(von links auftretend).

Wie, Alles still und einsam hier! Ich sah
Sie mit dem Kanzler doch hierher sich wenden!
Und hieß sie mich nicht ihrer warten hier?
Und doch — Renard hat ihr wohl mitgetheilt,
Was er von meiner Herkunft erst erkundet;
Und flieht sie mich darum? Nun helf mir Gott!
Spricht nicht ihr Herz für mich in dieser Stunde,
Und übertönt nicht der allmächtge Schrei
Der Liebe siegend die verworrnen Stimmen
Des Zweifels drin, so ist mein Spruch gefällt,
So fährt mein Lebensglück dahin auf immer,
Und führ' nur auch mein Leben mit dahin!

René

(springt aus dem Gebüsche hervor, hält vom Rücken her Gerard die Augen zu und spricht mit veränderter Stimme):

Wächst das blinde Kälblein,
So wirds zur blinden Kuh,

Und rath', wess' Hände halten
Die Aeuglein jetzt dir zu?

Gerard
(für sich).

Sie ist's, sie ist's! Neu grünt mein Hoffen auf!
(Laut.)
Nun wer wird's sein — Pierre?

René.

Gefehlt! Gefehlt!

Gerard.

Wie, wär' es Graf René?

René.

Nichts da! Gefehlt!

Gerard.

Wenn nicht der Graf, vielleicht Wildfeuer doch?

René.

Der ist es! Ja, der ist's! Erfuhr doch erst
Renard, wie sehr ich's bin! (Lachend.) Denk nur, ich jagte
Ihn eben fort von hier mit blanker Klinge!
Ach, wie der lief!

Gerard.

Der Kanzler? So! Und ihr,
Ihr habt ihn fortgejagt?

René.

Nun ja, er wollte

Ins Schloß zurück mich bringen mit Gewalt,
Weil jener Vetter, unser Todfeind, nicht
Im Meer ertrunken, wie Pierre berichtet —

Gerard.

Ei, was ihr sagt! Er lebt!

René.

Er lebt nicht nur,
Er treibt sogar sich unter falschem Namen
Mit seinen Spießgesellen hier im Land herum
Und will mir, wie der Kanzler meint, ans Leben!

Gerard.

Da irrt der Kanzler wohl!

René.

Das sag' ich auch!
Und wär' Gefahr auch, bist nicht du mein Schutz?
Was sollt' ich wie ein Kind mich hüten lassen!

(Lachend.)

Und darum zog ich und der Kanzler lief!

Gerard

(für sich).

Noch kennt sie mich als ihren Vetter nicht!
Wie laß ich sie erfahren —

René.

Ei, Marcel!
Was sinnst du? Sprich, was hast du?

Gerard.

Ich? Fürwahr,

Was sollt' ich haben? Nichts, gar nichts auf Erden!

(Er zieht einen Siegelring aus seiner Brust und läßt ihn fallen.)

René.

Was fiel da?

Gerard.

Fiel etwas? Ach ja, mein Ring!

René

(den Ring aufhebend).

Dein Ring! Hier ist er, hier! (Sie betrachtet den Ring.)

Wie, was? Das sind

Die Rosen und der Storch der Loménie!

Das ist mein Wappen!

Gerard.

Und das meine auch!

René

(betrachtet ihn starr und gibt ihm nach einer Pause den Ring zurück).

Hier nehmt — und geht! Noch diese Stunde geht!

Gerard.

René! Mein Vetter!

René.

Laßt das ruhen! Sind

Wir auch Verwandte, Freunde — waren wir!

Denn fürcht' ich auch in euch den Mörder nicht,
Fühlt doch mein Herz dem — Heuchler sich entfremdet.

Gerard.

René! Verdien' ich das? Hast du kein Wort
Der Liebe mehr für mich!

René.

Nur eins der Warnung:
Entflieht! In wenig Augenblicken ist
Das Thal umstellt! Scheut meiner Mutter Zorn;
Ich meines Theils, ich habe euch vergeben!

Gerard.

Und was — was hättest du mir zu vergeben?
Daß meinem Vater ich geboren ward?
Daß ich, wie er geächtet, heimatlos
Die Welt durchirre? Oder kränkt es dich,
Daß dir verwandt ich deinen Namen führe,
Und schämst du dich Gerard's von Loménie,
Des armen Vetters?

René.

Nicht des armen Vetters,
Des doppelzüngig, falschen schäm' ich mich!
Ich schäme mich des Spähers, der sich lauernd
Ins Haus des Feindes stahl; des Lügners, der
Vertrauen sich erschlich; des Heuchlers, der

Uns tödtlich haßt, und doch Ergebenheit
Und Treue uns geschworen; des Betrügers,
Der seinen Namen schnöd verläugnet —

Gerard.

Halt!
Ich hab' ihn nicht verläugnet, weiß ich doch
Seit ehegestern erst, daß ich ihn führe;
Ich stahl nicht lauernd mich in euer Haus,
Ein Fremder hab' als fremdes ich's betreten;
Ich log euch nicht Ergebenheit und Treue,
Ich fühlte sie, und fühle sie noch jetzt,
Und log sie einer von uns beiden hier,
So wars nicht ich! Und mehr noch könnt' ich sagen,
Wär's noch der Mühe, noch des Athems werth!

René.

Und fände noch ein Thor sich, dran zu glauben!

Gerard.

Du glaubst mir nicht? Und schworst mir gestern erst
Vertrauen, Freundschaft, Treue? Hier der Baum
War Zeuge, diese Büsche hörten's! — Hältst
Du so dein Wort, René?

René.

Euch gab' ich's nicht,
Noch trag' ich Schuld, daß, wo ichs erst gegeben,
Enttäuschung nun mich zur Verachtung zwingt.

Gerard.

Genug! Zu viel! Verachtung — das entscheidet
Viel trägt die Liebe; Launen fügt sie sich,
Nimmt Groll und Mißmuth hin, ja Zweifel selbst
Und bösen Argwohn weiß sie zu vergeben;
Verachtung aber trägt nur Sclavensinn!
Und so leb' wohl, René! Ein Wort genügte,
Mein Recht, dein Unrecht dir zu zeigen, dir
Zu zeigen, daß mein Herz sich selbst vergessend
Dein Glück nur wollte, daß nicht Arglist mich,
Nicht schnöder Eigennutz hierher geführt!
Ein Wort, René, genügte! Doch nicht mir
Verhaßtem, nur der Liebe kömmt es zu,
Das Räthsel deines Lebens dir zu lösen,
Dich selbst dir zu erklären! Leb' denn wohl!
Ich fliehe nicht, nur Schuldbewußte fliehen;
Ich geh' nach Arbois auf wenig Tage,
Und dann verschwind' ich spurlos, wie ich kam,
Und nie mehr wird die Heimat von mir hören!
Du aber lebe glücklich! Mög' der Himmel,
Wie er dir Anmuth gab, Gerechtigkeit
Und Milde auch, und Mäß'gung dir gewähren,
Und möge der, dem wieder einst dein Herz
Sich zuneigt, würdiger so reicher Gabe

Sich zeigen, und sie dauernder bewahren
Als mir vergönnt war! Lebe wohl, René!

(Er stürzt nach rechts ab.)

René

(nach einer Pause).

Was war das? Träum' ich denn? Leb' wohl, René! —
Er ginge — ginge wirklich? — Horch, war das
Nicht Hufschlag? — Dort — dort sprengt er hin! Und ich —
Ich hielt ihn nicht! Und seine blasse Miene,
Und seiner Stimme zitternd weicher Klang,
Sein nasses Auge sprachen doch so deutlich,
So überzeugend deutlich: Ich bin schuldlos! —
Mir aber lag's wie Nebel vor den Augen;
Erst Groll und Unmuth übertreibend, dann
Beschämt, gerührt, erschüttert, keines Wortes
Und kaum der Sinne mächtig stand ich da,
Und hielt ihn nicht! — Und jetzt — jetzt ist er fort,
In wenig Tagen spurlos zu verschwinden,
Und nie mehr, nie soll ich ihn wiedersehen!
Nie mehr! Ich kanns nicht denken! Ihn, den ich
So tief gekränkt, so schwer beleidigt —

Nein!

Ich muß nach Arbois! Ich muß ihm sagen,
Daß wie ein thöricht Kind ich mich geberdet,

Und daß ich fortan meine Schwüre halten,
Und mit ihm leben, mit ihm sterben will!
Ich muß, ich will! — Ein Pferd! Wie schaff' ich mir
Ein Pferd? — Doch sieh, die Dirne da, die soll
Mir's schaffen! — Aber ist das nicht Margot? —
Fürwahr, sie ist's und weint! Was weint sie — Wie,
Doch um Marcel nicht, will ich hoffen —

Margot

(die während der letzten Worte schluchzend und sich mit der Schürze die Augen trocknend von rechts aufgetreten).

Oh! Oh! Er ist fort und kommt nicht wieder — Oh! Oh! — Der prächtige Junker! Der einzige Junker! — Oh! Oh! — Und es kommt auch keiner wieder wie der Junker Marcel!

René.

Was kümmert dich Marcel? Was hat er, sprich,
Was kann er mit dir haben? Sag' die Wahrheit!

Margot.

Was sollte er mit mir haben — Oh! Oh! — als daß er meinen Liebsten, den Aubin, aufs Schloß gebracht und ihn zum Reitknecht machen wollte! — Oh! oh! — Und nun ist der Junker fort und nun wird der Aubin auch nicht Reitknecht! — Oh! oh! —

René.

So! Daher kannte dich Marcel! Dann freilich —
Dann wein' nur, armes Kind! Weiß Gott, ich weinte
Ein Stückchen mit, gäb's Beßres nicht zu thun,
Ihm nachzufolgen nämlich! Spring denn eilig
Ins Schloß hinauf, und laß Aubin ein Pferd
Hieher mir bringen! — Bringt er's rasch zur Stelle,
Hörst du, Margot, so soll er Reitknecht sein!

Margot.

Reitknecht, der Aubin! Wie ein Vogel will ich oben, und wie ein Pfeil soll er herunten sein! — (Sie läuft fort, bleibt aber wieder stille stehen.) Nein, nein! Es ist doch umsonst und würde euch nichts frommen, gnädiger Herr Graf! — Sie lassen euch nicht durch!

René.

Nicht durch? — Was heißt das — Wer vermäße sich —

Margot.

Ja, hört nur, Herr Graf! Kaum war Junker Marcel fort, so kam reisiges Volk, um alle Ausgänge des Thales zu besetzen. Die Gräfin, hieß es, sei eilig von Clery zurückgekommen, und der Kanzler habe befohlen, alles fremde Mannsvolk anzuhalten, und wer euch träfe, der solle euch gutwillig oder mit Gewalt ins Schloß zurückbringen!

René.

Ich will und muß durch! Trotz dem Kanzler, trotz
Der Gräfin, trotz dem Teufel muß ich durch,
Und sollt' ich mit dem Schwert den Weg mir bahnen —

Margot.

Ich bring' euch durch, ohne daß es einen Tropfen Blutes kosten soll! Springt dort am Flusse hinter die Weiden; ich hole euch meinen Sonntagsstaat, ihr verkleidet euch, drückt euch den Strohhut ins Gesicht, und kein Mensch wird euch erkennen und anhalten.

René.

In Weiberkleidern? Nein, das ziemt sich nicht!

Margot

(während von ferne von verschiedenen Seiten Hornsignale gehört werden).

Gnädiger Herr Graf, als Ordensbruder könnt ihr euch nicht verkleiden! Das wäre freilich schicklicher, aber dazu fehlt es euch hier! (sie greift sich ans Kinn). Besinnt euch nicht lange! Hört ihr die Hörner! Sie streifen durch Busch und Wald, sie suchen euch, und wenn ihr zu Junker Marcel gelangen wollt —

René.

Es sei! Für ihn und seinetwillen Alles!
Aubin ist Reitknecht, wenns gelingt, Margot!

Margot.

An mir solls nicht fehlen! Kommt nur, gnädiger Herr Graf, kommt nur!

(Sie verschwinden im Gebüsche links; die Hornsignale wiederholen sich; dann treten die Gräfin, Renard und Gefolge von rechts rasch auf.)

Gräfin.

Hier, sagt ihr, hier verließt ihr ihn? Doch wo —
Wo ist er?

Renard.

Gnädige Gebieterin!
Der Graf war Willens von Marcel begleitet
Im Wald dort einen Eber aufzuspüren —

Gräfin.

Begleitet von Marcel! Das gabt ihr zu?
Ihr ließt mein schutzlos Kind in seines Feindes,
Vielleicht in seines Mörders Händen? — Mensch,
Wo ist mein Kind, mein Kind?

Renard.

Vergebt, Frau Gräfin,
Der Bote von Sion, der kund uns gab,
Der Bursche, den Marcel wir nannten, sei
Gerard von Loménie, der Bote leider
War damals noch nicht angelangt —

Gräfin.

Gleichviel!

Ihr wußtet doch, daß unser Todfeind lebe!
Ihr kanntet die Gefahr und ihre Nähe;
Was habt ihr vorgekehrt? — Pierre ist flüchtig,
Marcel nicht aufzufinden, und mein Kind —
Schafft mir mein Kind, mein Kind!

Renard.

Beruhigt euch,

Gebieterin! Der Thalgrund ist umstellt,
Und Reisige durchstreifen rings die Wälder!
Da naht schon, seht nur, raschen Schrittes Meister
Etienne und bringt uns Nachricht!

Gräfin

(zu Etienne, der mit Bewaffneten von links auftritt).

Nun, wie steht's?

Was bringt ihr? Redet! Sprecht!

Etienne.

Verwirrung, Gräfin,

Und Unruh' gährt im Land! Ein starker Trupp
Von Söldnern hält Burg Arbois besetzt —

Renard.

Burg Arbois besetzt! Das ist das Werk
Marcels! Das ist Verrath, Landfriedensbruch —

Etienne.

Man weiß nicht, wer die Mannschaft aufgebracht,
Noch wie sie sich der festen Burg bemächtigt;
So viel nur, daß Marcel, der Waffenmeister,
Sich eben dahin fliehend jetzt gewendet,
Nach Arbois, so viel ist außer Zweifel!

Gräfin.

Der tückische Verräther! Weiter! Weiter!
Sprecht, habt ihr ihn gefunden?

Etienne

(ausweichend und verlegen.)

Nirgend, Gräfin,
Fand eine Spur sich von Pierre!

Gräfin.

Pierre!
Was frag' ich nach dem Schurken von Pierre!
Sprecht mir von meinem Kind! Wo ist René?
Schafft mir mein Kind, mein Kind!

Etienne.

Wie emsig auch
Wir Busch und Moor, die Höhen wie die Thäler
Ringsum durchsucht, der Graf ist nicht zu finden
Und Niemand sah ihn kommen, sah ihn gehen;
Nur daß —

Gräfin.

Was hältst du inne? Sag's heraus!

Etienne.

Nur daß, als eben jetzt beim Erlenbruch
Den Fluß wir überschritten —

Gräfin.

Komm zu Ende!

Etienne.

Hier dies Barett auf seinen Wellen trieb!

Gräfin.

Mein Herr und Gott, das ist René's Barett!
O meine Ahnung! Er ist todt! Ermordet!

Renard.

Frau Gräfin —

Gräfin.

Schweig! Du bist sein Mörder mit!
Auch du, und ihr, ihr alle seid's! Ihr gabt,
Ihr pflichtvergessen läß'gen Diener, gabt
Dem Mord ihn preis, ihr ließt die zarte Blume
Abmähen achtlos von verruchter Hand!
Mein Kind, mein Kind! Warum verließ ich dich!
Verflucht die Augen, die da wachen sollten,
Und nicht gewacht, verflucht die Hände, die
Dich schützen sollten, und im Schooß geruht!
Fluch über mich, und Fluch, Fluch, Fluch euch allen!

Etienne

(nach einer Pause).

Zu rasch und maßlos gebt ihr eurem Schmerz
Euch hin, Frau Gräfin! Faßt und sammelt euch!
Denn kein Beweis noch, daß der Graf ermordet,
Ist das Barett hier! Kann ihn nicht auch lebend
Der schlaue Gegner in Gewahrsam halten?
Und wenn so oft er unversehrt aus Feld
Und Wald den Unbewachten heimgebracht,
Warum grad heute hätt' er ihn ermordet?

Renard.

So ist's, gewiß, so ist's! Auf Arbois
Und in Gerards Gewahrsam sucht den Grafen,
Und sammelt und ermannt euch, hohe Frau!

Gräfin.

Es sei;
Ich will an dieser Hoffnung Strohhalm halten,
Und euren Rath befolgen! Eilt, Renard,
Ins Schloß! Bewaffnet, was da Hände hat,
Und bietet auf, was wehrhaft rings im Thal!
Beim Erlenbruche treffe mich die Schaar! —

(Renard nach rechts ab.)

Ihr aber führt, Etienne, mich an die Stelle,
Wo das Barett sich fand! Vielleicht entdeckt

Das Aug' der Liebe, was ihr übersehen,
Vielleicht statt einer Wünschelruthe zeigen
Mir meines Herzens Schläge seine Spur!
Wenn aber nicht, dann auf nach Arbois,
Mein Kind zu retten, wenn es noch am Leben,
Wär' Armuth auch, und Schimpf und Schmach der Preis!
Doch weh, wenn sich getäuscht mein Hoffen fände,
Denn dann vollbring' ich — was ich noch nicht weiß,
Doch eine That, daß in den fernsten Tagen
Die Enkel noch mit Schaudern davon sagen,
Wie einer Mutter Zorn ihr Kind gerächt!

(Sie geht mit ihrem Gefolge rasch nach links ab; nach einer Pause tritt Margot aus dem die Buche umgebenden Gebüsch, sich vorsichtig umsehend, hervor.)

René

(einen großen runden Strohhut auf dem Kopfe, im Hintergrunde aus dem Busche hervorschauend).

Margot! Margot! Wo steckst du nur, Margot?
Ist Alles sicher? Sind die Wege frei?

Margot.

Kommt nur immer heraus! Die Luft ist rein!

René.

Ich bitt' dich, sieh dich vor, Margot! Mir war,
Als hört' ich meiner Mutter Stimme hier.

Margot.

Es ist Niemand zu hören und zu sehen. Kommt doch heraus! Was zögert ihr nur?

René.

Unsicher und beklommen fühl' ich mich,
Und schäm' mich fast an's Sonnenlicht zu treten!
Das weite, luftige Gewand! Weiß Gott,
Mir ist beinah, als wär' ich nackt! Und wie
Das fliegt, und hängen bleibt an Busch und Dorn!
Und meine Füße! Au, die scharfen Kiesel!

Margot.

Du lieber Gott! Wie konnte ich nur vergessen, euch Strümpfe und Schuhe mitzubringen! Aber das ist nun nicht mehr zu ändern; wir müssen fort! Wir haben keine Zeit zu verlieren, denn eure Mütze, die lustig den Fluß hinabschwamm, kann uns verrathen! Wie kam es nur, daß ihr sie ins Wasser fallen ließt?

René.

Verwirrung, Hast, ein Windstoß! Was weiß ich?

Margot.

Wir müssen aufbrechen! Kommt, gnädiger Herr Graf! Wir wenden uns gegen den Kreuzberg! Dort haben sie den Clement als Wächter aufgestellt! Wenn der mich sieht, gebt Acht, so wird er sich gleich an mich machen, und mich

necken und Possen treiben! Während ich mich nun mit ihm herumzanke, schlüpft ihr an uns vorüber, und wandert den Fußsteig links über die Wiese auf Arbois zu! (Für sich.) Ich laufe grad aus über die Berge, und bin ein Viertelstündchen früher dort! (Laut.) Kommt nun, gnädiger Herr Graf, und drückt euch den Strohhut nur recht in die Stirne!

René.

Es sei denn, komm! Marcel, erkenne du,
Wie wahrhaft ich dich liebe! Abzubüßen
Leichtsinn'gen Unverstand, mit nackten Füßen,
In Weiberkleidern lauf' ich, sieh, dir zu!

(Während sie nach links abgehen, fällt rasch der Vorhang.)

Fünfter Act.

Burg Arbois.

Schauplatz wie im ersten Acte.

Pierre Vanel sitzt erschöpft im Lehnstuhl links, vor ihm Pignerol.

Pierre.

Wie gesagt, Fräulein Wildfeuer, das ächte Kind ihrer Mutter, zeigte dem Junker statt Liebe und Vertrauen so beleidigendes Mißtrauen, so offenbare Geringschätzung, daß er außer sich vor Schmerz und Wuth nach Arbois flüchtete, jede Hoffnung auf das Gelingen seines Unternehmens aufgibt, und die Stunde verflucht, in der sein Fuß Dommartin betreten.

Pignerol.

Seltsam! Und noch gestern soll er, wie ich hörte, Laclos nach Sion gesandt haben, um von dem Bischof Dispens und einen Priester zur Trauung herbeizuschaffen.

Pierre.

So that er, und Laclos ist auch richtig heute früh mit der Dispens und dem Priester in Arbois eingetroffen. Den

erstern Artikel hat der Junker nun freilich bei Seite gelegt; den geistlichen Herrn aber gebraucht er, um sich von ihm einen Revers aufsetzen zu lassen, in welchem er nicht nur alle Ansprüche auf die Grafschaft Dommartin für immer aufgeben, sondern auch auf den Besitz seines Erbgutes Arbois verzichten will, beides zu Gunsten des sogenannten Vetters René!

Pignerol.

Und ihr gebt es zu! Ihr legt die Hände in den Schooß, und seht ihn unbekümmert ins Verderben stürzen?

Pierre.

Unbekümmert! Ich habe für ihn gesorgt und gewacht, getäuscht und betrogen, geheuchelt und verrathen! Kann ein ehrlicher Mann mehr thun? — Kann ich dafür, daß der Junker mir unter den Händen verrückt wurde!

Pignerol.

Pierre, ihr habt uns in schlimme Händel verwickelt, und ich wünschte — Doch da kömmt der Junker!

Gerard

(eine Pergamentrolle in der Hand aus der Seitenthür rechts tretend, für sich).

Es ist geschehen! Aufgelöst für immer
Ist jedes Band, das hier zurück mich hielt,
Und wenn auch elend, frei doch fühl' ich mich!

(Laut.)

Die Söldner, die Laclos für mich geworben,
Entlaßt sie ihres Dienstes, Pignerol;
Denn allen Streites hab ich mich begeben,
Und friedlich scheid' ich, wie ich friedlich kam!

Pignerol.

Bedenkt doch, Herr, erwägt —

Gerard.

Es ward bedacht
Und wohl erwogen! Schafft die Söldner fort!
Auch bitt' ich, sorgt, daß Pater Ildephons
Zur Stunde, wie er wünscht, und wohlbegleitet
Heimkehre nach Sion!

Pignerol.

Ich selbst geleite
Den frommen Mann und bring' ihn sicher heim;
Verlaßt euch drauf! Und so lebt wohl! Ich gehe —
Und grad herausgesagt, ich kehr' nicht wieder!
Nehmts nicht für übel, Herr! An eurem Recht
Hing meine Pflicht, und gebt ihr jenes auf,
Muß dieser auch ich mich entbunden achten;
Und so lebt wohl, und nichts für ungut, Herr!

(Durch den Haupteingang ab.)

Gerard.

Er geht und geht in Unmuth und sie Alle,

Die hilfreich erst an meine' Seite traten,
Sie werden so in Unmuth von mir gehen,
Und sinnlos thöricht mein Benehmen schelten;
Ich aber, helf' mir Gott! ich kann nicht anders!

(Zu Pierre tretend.)

Und du, mein alter Freund, grollst du mir auch?
Du, der den Vater kannte, zürnst du, daß
Der Sohn gleich ihm die Ehre seines Hauses,
Die Wohlfahrt der Geliebten höher achtet
Als äußern Glückes nichtig eitlen Schein!
Dies Blatt räumt weg, was jene trüben, diese
Gefährden könnte! Mag Jerome, wenn erst
Ich fern, nach Dommartin es übersenden;
Mein letzter Wille ists; erhält sie's, bin
Ich todt für sie und für mein Heimathland!

(Er legt die Rolle auf den Tisch rechts.)

Pierre.

Da ihr demnach gleichwohl im Auslande noch fortzuleben gedenkt, erlaubt mir zu fragen, welche Wege ihr einschlagen, welchen Aufenthalt ihr nehmen wollt?

Gerard.

Auf Rhodus tret' ich in das Ordenshaus
Der Ritter vom Spital, und werfe freudig
Im Kampfe mit dem Feind der Christenheit

Ein Leben hin, das Liebe hier verschmähte;
Ruhmvoller Tod beschließ' ein werthlos Dasein!
Du aber bring' des Vaters Siegelring
Dem Bischof von Sion als mein Vermächtniß,
Und sage ihm, ich, seines Freundes Sohn,
Beschwöre scheidend ihn um Schutz und Beistand
Für meine Lehensleute, und vor Allem
Für dich, Pierre, dich, meinen zweiten Vater —

Pierre.

Nichts da! Laßt nur einen andern hingehen! Den alten Pierre werdet ihr nicht los! Wenn ich dem Zorne der Gräfin getrotzt, meint ihr, ein paar lumpige Türkensäbel würden mir bange machen! Nein, daß ihr's nur wißt —

Margot

(außer der Bühne).

Und ich will hinein und ich werde hinein —

Jerome

(außer der Bühne).

Zurück, ihr sollt nicht!

Pierre.

Ei, was gibts da draußen?

Margot

(reißt die Mittelthür auf und erscheint in der Vorhalle, während der Burgvogt Jerome sie zurückzuhalten bemüht ist).

Und ich muß hinein! Und den möchte ich sehen, der

mich abhielte, meinen Herrn Pathen zu sprechen, wenn ich ihm so wichtige Nachrichten mitzutheilen habe! (Vortretend.) Ei, da ist er ja, der Herr Pathe! (Knickst.)

Gerard.

Nachrichten, wichtige? Von Dommartin?

Margot.

Und da ist ja auch Junker Marcel! (Knickst.)

Gerard.

Was bringst du? Sprich Margot! Was säumst du, rede!

Margot.

Vernehmt denn, daß die Gräfin, wie ich unter Weges hörte, mit einigen hundert Reisigen auf Arbois heranrückt, weil Junker Marcel — den Herrn Grafen ertränkt haben soll!

Gerard.

Wie, ich René ertränkt! Sie konnte glauben —

Margot.

Sie glauben so, weil Meister Etienne das Mützlein aus dem Flusse fischte, das dem Herrn Grafen entfallen war, als er sich verkleidete!

Gerard.

René verkleidet! Mädchen, bist du toll?

Margot.

Nun ja, das Thal ist von Wachen umstellt, und er, der Herr Graf nämlich, wollte nach Arbois zu Junker Marcel, und da hat er sich als Mädchen verkleidet, und läuft nun barfuß hierher.

Pierre

(seine Mütze an die Decke werfend).

Heysa! Juchhe! Victoria, nun haben wir Oberwasser!

Gerard.

Verkleidet, barfuß! Sprachst du wirklich so?

(Vortretend, halblaut für sich.)

Sie käme, wars nicht so, sie folgte mir,
Sie haßte, sie verachtete mich nicht,
Sie liebte mich! — O ew'ge Macht des Himmels!
Wenn dies nur Blendwerk ist, wenn Schmerz und Gram
In Tollheit mir den klaren Sinn verkehrten,
So daß mein Wahn nun seine Wünsche glaubt,
Und wesenlosen Traum für Wahrheit achtet,
O dann — dann lüft' mir nie die dunkle Binde,
Laß nie den Lichtblitz dämmernder Erkenntniß
Mein Herz durchzucken, laß mich ewig toll sein,
Und ewig mich das Trosteswort umflüstern:
Sie liebt mich! und: Sie folgt mir! und: Sie kömmt!

Margot

(zu Pierre, mit dem sie bisher leise gesprochen).

Gewiß kömmt er, und er sollte schon hier sein! Der Weg freilich ist beschwerlich, und wenn er im Dickicht des Waldes sich verirrt hätte —

Gerard.

Was sagst du da? — Verirrt, im Wald verirrt!
Ich will hinaus! Entgegen will ich ihr,
Will selbst, ich Glücklicher, auf diesen Armen
Herein sie tragen in ihr künftig Haus!
Ihr aber nutzt indeß die Zeit, und schmückt
Mit Laubgewind' und Blumen diese Mauern,
Daß festlich sie nach jahrelangem Trauern
Aufleuchten wieder in der Freude Strahl!
Fort, sag ich, fort!
(Trompetenfanfaren, dann verworrene Stimmen, außer der Bühne.)

Die Thore zu! — Der Feind! —
Der Feind! Die Brücke auf! — Ergreift die Waffen!

Gerard.

Was war das, horch!

Jerome.

Das klang wie Waffenruf!

Ripaille

(aus der Mitte hereinstürzend).

Zu den Waffen! Zu den Waffen! Das Schloß ist umzingelt! (Gleich darauf)

Pignerol

(aus der Mitte rasch eintretend).

Zu den Waffen! Ich wollte eben mit Pater Ildephons mich auf den Weg machen, als die tolle Gräfin mit ihren Schaaren dahersprengte! Kaum gelang es mir noch, die Thore zu schließen!

Margot

(sich ängstlich an Pierre schmiegend).

Ach du mein Herr Gott, Herr Pathe, mich graurelt!

Pierre.

Weiß Gott, mich auch! Da muß Wildfeuer herbei, sonst geht es schief! Hier, Mädchen, nimm den Schlüssel zum Ausfallpförtchen! Schleich dich hinaus, sieh daß du Wildfeuer im Walde findest, und führe ihn dann den Burghof entlang dort (auf die Seitenthüre rechts zeigend) die Wendeltreppe herauf!

Pignerol

(während Margot durch die Seitenthüre rechts abgeht).

Was steht ihr stumm und wie im Traum versunken?
Auf, Junker! Hier gilt's Muth und Thatkraft zeigen!
Laclos mit seinen Söldnern hält das Thor,
So laßt Ripaille mit den Bogenschützen
Den Wall vertheidigen; Jerome, ihr schafft
Pechkränze uns herbei und siedend Wasser —

Gerard.

Halt, sag ich, halt! Nichts von dem Allen braucht's!
Da sei Gott vor, daß gegen ihre Mutter
Ich eine Hand bewaffne, ich ein Schwert
Erhebe —

Pignerol.

Wie, ihr meint doch nicht —

Ripaille.

Ihr wolltet!

Gerard.

Die weiße Fahne pflanzt mir auf den Thurm,
Das Thor thut auf und laßt die Brücke nieder,
Das will ich! Geh, Jerome, und führ' es aus!
Ich will es, geh!

(Während Jerome abgeht, zu Pignerol und Ripaille)

Ihr beide aber geht,
Mit schuld'ger Ehrfurcht, Gruß und Huldigung
Die Gräfin, wenn sie einzieht, zu empfangen!
Kein Widerstreben! Schweigt, gehorcht und geht!

Pierre

(während Pignerol und Ripaille durch die Mitte abgehen).

Ist das auch wohlgethan? Junker, Junker, ihr steckt den Kopf in den Rachen des Löwen, und wenn die Kiefern nun zuschnappen —

Gerard.

Ich fürchte nichts und habe nichts zu fürchten!
Mein gutes Recht, mein unbefleckt Gewissen,
Ihr Herz und ihre Liebe sind mit mir;
Was drüber ist, das wird der Himmel fügen!
Doch geh, Pierre, du stehst, begreifst du wohl,
Jetzt eben bei der Gräfin nicht in Gnade;
Fahr wohl denn, bis das Wetter sich entladen
Und blauer Himmel freundlich wieder lacht!

Pierre.

Gut, Junker! Ich will Vater Ildephons aufsuchen, und mit ihm dort in der Kapelle den Altar schmücken! Vielleicht braucht ihr beide, Priester und Altar, und wo nicht, müßtet ihr des Segens entbehren, so soll es euch doch wenigstens nicht an Trost gebrechen!

(Während er in die Seitenthüre links abgeht, erfüllen Bewaffnete allmählich die Vorhalle, aus deren Mitte zuletzt raschen Schrittes die Gräfin hervortritt.)

Gräfin.

Besetzt die Thore und durchsucht das Haus
Vom Burgverließ bis zu des Daches Giebel,
Und was sich widersetzen will, stoßt nieder!

Gerard

(die Vortretende begrüßend).

Willkommen auf Burg Arbois, Frau Base!

Gräfin.

Vermeßner, der du erst mein Diener warst,
Mit welchem Namen wagst du mich zu grüßen!

Gerard.

Die Witwe meines Oheims grüß' ich so!

Gräfin.

Kein Band, der Liebe weder, noch des Blutes
Verknüpft mich dir, dem Sohne deines Vaters,
Dir, der verrätherisch, arglistig, falsch,
Wie er mein Lebensglück, mein Kind mir raubte!
Wo hast du's, sprich, wo hast du meinen Sohn?

Gerard.

Eh' Antwort ich auf eure Frage gebe,
Vernehmt erst mich —

Gräfin.

Nichts will ich hören! Gib
Mein Kind mir wieder, oder sieh dich vor —

Gerard.

Seht selbst euch vor, denn grundlos trifft entweder
Mich euer Argwohn, oder unklug reizt
Zur Rache ihr den Räuber eures Kindes!
Drum bitt' ich, hört mich an!

Gräfin

(nach einer Pause).

Wohlan, ich höre!

Gerard.

Laßt diese sich entfernen!

Gräfin.

Weicht zurück!

(Das Gefolge der Gräfin zieht sich geräuschlos in die Vorhalle zurück, deren Vorhang hinter ihnen geschlossen wird.)

Gerard.

Vernehmt denn dies! — Um eines edlen, aber
Verarmten Hauses Tochter warben einst
Zwei Brüder, beide jung und hoffnungsvoll
Und ihrer Liebe werth —

Gräfin.

Was soll das? Denkst
Du Märchen hier mir zu erzählen?

Gerard.

Hört
Mich weiter erst! Dem jüngern Bruder neigt
Begünstigend des Fräuleins Herz sich zu,
Doch tückisch wirft das Schicksal in die Schale
Des ältern — eine Grafschaft, Reichthum, Macht,
Ansehen —

Gräfin.

Still! Ich will nichts weiter hören!
Kein Wort mehr! Schweig!

Gerard.

Da faßt verwirrend plötzlich
Des jüngern Bruders Herz der tolle Wahn,
Er steh' dem Glücke seiner Braut im Wege,
Er hindre sie, mit seines Bruders Hand,
Was ihr zumeist gebühre, was vielleicht
Ihr hoher Sinn auch unbewußt begehre,
Glanz, Reichthum, Macht und Hoheit zu erwerben,
Und überwältigt von dem finstern Wahn
Entflieht er plötzlich, irrt in fernen Landen
Unstät umher, ja geht so weit sogar
Sich zu vermählen, daß Unmöglichkeit
Vor Wankelmuth und Umkehr ihn bewahre —

Gräfin.

Du lügst! Du lügst! Und glaubst du selbst auch dran,
So täuschte dich dein Vater, der Verräther,
Denn Lüge war und Tücke und Betrug
Sein Leben bis ans Ende!

Gerard.

Liebe war's!
Aus Liebe floh er euch, aus Liebe beugte
Er heimgekehrt sich schweigend eurem Haß,
Aus Liebe, ein Verbrechen euch zu sparen,
Ließ seines Todes Kunde rings verbreitend

Er falsche Namen schützend uns verbergen!
Er liebt' euch bis zum letzten Athemzug,
Und meine Mutter starb an dieser Liebe!
Ich, ihrer segenlosen Ehe Kind,
Ich schwör' euch's zu, und zweifelt ihr daran,
(mehrere Papiere aus dem Kästchen auf dem Seitentische rechts nehmend und ihr hinreichend)
So lest es hier von meiner Mutter Hand,
Und hier aus meines Vaters Abschiedsworten,
Und hier — und wieder hier! — Glaubt diesen bleichen,
Vergilbten Zügen einer zitternden,
Erschöpften Hand, daß Wahn der Liebe nur
Sein Treubruch war, daß wir nie eure Feinde,
Wohl aber ihr — ihr unser Todfeind war't!
Und nun, da ich der Sohnespflicht genügt,
Nun fragt nach eurem Kind, ich steh' euch Rede!

Gräfin
(nachdem sie gelesen, die Papiere sinken lassend).

Ists möglich? Konnt' er so gering von mir,
Und meiner Liebe Werth und Wesen denken,
Und doch so heiß mich lieben? — Wußt' er nicht,
Daß Liebe nur geliebt sein will und lieben,
Daß nur sie selbst sich ihre Kronen flicht!
Unseliger, beklagenswerther Irrthum!

Wie bitter büßten wir dich beide — er
Und ich! (Sich zu Gerard wendend.)
Ihr thatet wohl daran, mein Neffe,
Damit ich recht die Gegenwart begreife,
Vorerst mir das Gewesne aufzuklären!
Mit andern Augen seh' ich vieles nun,
Viel Thorheit, wo ich sonst nur Schuld, viel Liebe,
Wo sonst ich schnöde Selbstsucht nur erblickt!
Auch ihr — steht nun ein Anderer vor mir,
Nicht mehr ein Feind, ein Späher, der arglistig
In bösem Trachten in mein Haus sich stahl —

Gerard.

Ich schwör' es euch bei meines Vaters Asche,
Seit ehegestern erst kenn' ich mich selbst!

Gräfin.

Auch was mir sonst erst vorgeschwebt, ihr hättet
René entführt, ihr hieltet grausam ihn
Gefangen, hättet ihn wohl gar ermordet,
All dies verwerf' ich nun als eitlen Wahn,
Und ruhig und gelassen frag' ich euch,
Wo ist er, sprecht! Wo habt ihr meinen Sohn?

Gerard.

Daß ich kein Räuber, kein Entführer bin,
Noch weniger ein Mörder dürft ihr glauben;
Von eurem Sohn jedoch —

Gräfin.

Was hältst du inne?

Gerard.

Von eurem Sohn, Frau Base, weiß ich nichts!

Gräfin.

Du läugnest — Wie, du wagtest zu behaupten?

Gerard.

Ich widerhol' es und beschwör' es euch:
Von eurem Sohn, versteht mich recht, ich sage
Von eurem Sohn, Frau Base, weiß ich nichts!

Gräfin

(in heftiger Bewegung, für sich).

Was ist das? — Weiß er — Ew'ger Gott im Himmel!
Wohin entflieh' ich, wo verberg' ich mich?

(Laut, verwirrt und verlegen.)

Ihr meint, mein Neffe —

Gerard.

Ich? Ich meine nichts,
Als daß ich nichts von eurem Sohne weiß!
Ihr fandet, hört' ich, sein Barett im Fluß!
Ich will nicht sagen, daß er umgekommen;
Doch kam er um, so war es Gottes Wille,
Und diesem ziemt's in Demuth sich zu fügen!
Auch wär' wohl, ließe einer Mutter sich

Ihr Kind ersetzen, für Ersatz gesorgt,
In mir als pflichtgetreuem Sohn, und auch
An einer Tochter sollt' es euch nicht fehlen —

Gräfin.

Mit welchen Räthseln folterst du mich, Mensch!

Gerard.

Ich meine, wenn ihr mir vergönnen wollt,
Die Braut, die ich erkoren, heimzuführen,
Die dorten, seht — (nach dem Fenster links zeigend)
die Bauerndirne, die
Den Burghof dort heran kömmt, die, obwohl
Reich, hochgeboren, mächtig, doch ihr Herz
Marcel, dem Waffenmeister, schenkte, die
Mir nachzufolgen sich in Bauerntracht
Durch eure Wachen schlich, die nackten Fußes
Durch Dorngestrüpp und über Steingerölle
Ein heftig Wort mir abzubitten kömmt,
Die mein sein will, in Tod und Leben mein —
Wenn anders ihr nicht anders es beschlossen!

Gräfin

(die während der letzten Rede ans Fenster gestürzt).

Mein Kind! Sie ist's! Mein theures Kind!

(Nach einer Pause.)

Mein Neffe,
Ich hab' euch Vieles, weiß ich, abzubitten

Und Vieles gut zu machen, und ich wills!
Wenn sühnend mild der Aeltern Schuld und Wahn
Die Kinder unbewußt, sich selbst nicht kennend,
Zum Gang durchs Leben Hand in Hand geschmiegt,
So hat dies Gott gefügt, wer dürft' sie trennen?
Sie liebt dich, nimm sie hin!

Gerard

(zu ihren Füßen).

O meine Mutter!

Gräfin.

Lieb' sie, wie einst ich liebte! Täusch' sie nicht,
Wie ich getäuscht ward! — Horch, das ist ihr Schritt!
Sie naht! — Erspare mir, mein Sohn, daß ich
Sie täuschte, ihr zu künden! Lüfte du
Die Schleier, die ich um sie her gewoben,
Und aus der Liebe Mund laß sie vernehmen,
Was Haß so lang selbstsüchtig ihr verhehlt!

(Rasch durch die Seitenthür links ab.)

Gerard.

Sie naht! Sie naht! Nun fasse, Herz, dein Glück,
Und trag' es und erlieg' nicht seiner Fülle!

René

(durch die Seitenthüre rechts hereinstürzend).

Marcel! Wo find' ich ihn!

(Gerard erblickend und in seine Arme stürzend.)

Ha hier! Marcel,
Ich hab' dich wieder! So sei Gott gepriesen!
Gefangen wähnt' ich dich, ich zagte, dich
Verwundet, todt zu finden! Aber Gott
Bedurfte meiner nicht dich zu erretten,
Und gnädig selbst bewahrt' er mir dein Haupt!

Gerard.

So kamst du mich zu retten und zu schützen!

René.

Als mich Margot verirrt im Walde fand,
Da stürzt' ich her, um meine Brust als Schild
Den Schwertern, die dir drohten, darzubieten!
Doch früher schon, noch eh' ich in Gefahr
Dich wußte, zog es mich dir nach! Ich kam,
Marcel, den kind'schen Trotz dir abzubitten,
Den Starrsinn, der mißlaunig dich verletzt —

Gerard.

In meinen Armen wieder halt' ich dich,
Und Alles ist vergessen und vergeben!

René.

So bist du! Ja, das ist dein Wesen! Grad
Und fest, frisch, frei und offen, ohne Groll
Und Rückhalt, treu wie Gold, und scharf wie Stahl,

Ein Löwe. wenn du zürnst, und doch nachsichtig,
Und arglos mild und freundlich wie ein Kind —

Gerard.

Genug! Nichts mehr davon!

René.

So bist du, ja,
Und drum mußt' ich dir nach! Ich gab mich drein,
Selbst in die garst'gen Röcke mich zu stecken —
O sieh mich nur nicht an, ich muß mich schämen —
Und über Stock und Stein lief ich dir nach!
Nun aber hab' ich, und nun halt' ich dich!
Nun bin ich dein, du mein, so lang wir leben!
Und wenn der Haß der Mutter dich verfolgt,
So geh' ich mit dir; nichts von meiner Heimat,
Nichts mehr von meiner Grafschaft will ich wissen;
Du bist mein Leben, du bist meine Welt!
In fremde Länder ziehen wir hinaus,
Bestehen Abenteuer, theilen Kampf,
Gefahren, Sieg und Ruhm —

Gerard.

Und staunend preise
Noch späte Nachwelt unsrer Thaten Glanz,
Die treuen Vettern nenn' uns Lied und Sage!

René.

Die treuen Vettern! — Nein, die treuen Freunde!
Denn nicht etwa, weil du Gerard, mein Vetter,
Weil du Marcel, weil du ein Mann, ein ächter,
Ein ganzer Mann bist, darum lieb' ich dich,
Und darum schwör' ich jetzt aus voller Seele:
Noch einmal dir Vertrauen, Freundschaft, Treue,
Und diesmal halt' ich Wort! Nie soll mehr Zweifel
Und Argwohn gegen dich mein Herz vergiften,
Und sprichst du: Komm René! so folg' ich dir,
Ja, sprächst du: Stirb! so ging' ich hin und stürbe!

Gerard.

Ei, sprichst du wahr? Und wenn ich dran zu glauben,
Erst eine Probe von dir forderte?

René.

Was du auch forderst, sprich, es ist geschehen!

Gerard.

Und wenn ich nun begehrte, daß du immer,
Dein Lebenlang die Tracht und Kleidung tragest,
Die jetzt du trägst?

René.

Wie, was? Mein Lebenlang
In Weiberkleidern, ich? Du bist von Sinnen!

Bedenk' doch nur, wie würde das sich ziemen,
Ein Mann in Weibertracht!

Gerard.

René! Und wenn
Nur eben diese dir geziemte, wenn
Du nicht ein Knabe, nein, ein junges, holdes,
Unschuldig, reizumblühtes Mädchen wärst?

René.

Ein Mädchen, ich? — Was siehst du mich so ernst,
So seltsam an? — Herr Gott im Himmel! — Wie,
Wärs Ernst? — Ich wär' nicht wahrhaft ich, wär' nur
Ein Blendwerk, eine Lüge!

(Der Gräfin, die mittlerweile aus der Seitenthür links eingetreten, in die Arme stürzend.)

Mutter! Mutter!
Ein Mädchen? — Bin ichs? — O ich sterb' vor Scham!

Gerard

(während die Gräfin René in die Arme schließt).

Und wenn ich nun dir sagte: Stirb, René!
Um als Renate wieder aufzuleben,
Als meine Hausfrau, mein geliebtes Weib! —
Du schweigst! — O rede, sprich!

René
(blickt auf, sieht ihn zweifelnd an, dann sich wegwendend, rasch und heftig).

Ich will nicht! Nein!

Gerard
(nach einer Pause).

Sprich nicht so hastig ein entscheidend Wort!
Geschlecht und Sitte trennen uns fortan;
Es gibt nur diesen Weg uns zu verbinden!
Du hast Vertrauen, Freundschaft, Treue mir
Geschworen! Laß nicht mädchenhafte Scheu
Des Herzens Drang dir lähmen! Sag' nicht: Nein!
Du kannst, du darfst nicht!

René.

O ich weiß, ich weiß!
Es erbt der Loménie Besitz ausschließend
Im Mannsstamm fort; und ich nicht, ihr allein
Seid meines Vaters rechter Erbe, ihr
Seid Graf von Dommartin! — Und darum eben,
Nur darum, ahn' ich, täuschte mich die Mutter!
Unsel'ge Täuschung! Nehmt denn hin, was euer!
Doch wähnt nur nicht, ihr müßtet etwa drum
Mich in den Kauf euch auf die Schultern laden!
Ich bin mein eigen, frei, genüg' mir selbst,
Und nicht Almosen brauch' ich, noch Erbarmen!

Gerard.

Zum zweitenmal an diesem einen Morgen
Verkennst du mich, beargwohnst du mein Herz!
Dich will ich, dich, nicht Dommartin! Ich will
Dein Herz und deine Hand, nicht deine Habe!
Nur was mir Liebe gibt, will ich empfangen!
Und wenn in diesem ernsten Augenblick
Dein Herz sich von mir wendet, wenn ich nur
Als Freund, und nicht als Gatte dir genüge,
Nun so behalte alles, was du hast,
(Die Pergamentrolle vom Tische nehmend und ihr hinreichend)
Und nimm noch das dazu, was ich besessen,
Und dann leb wohl! Und wenn aus weiter Ferne
Vielleicht einmal mein Name zu dir dringt,
Denk' freundlich dann des Vetters, der dein Wohl,
Der deinen Ruf und seines Hauses Ehre
Dem eignen Vortheil treu vorangestellt,
Der heißer als du ahntest, dich geliebt,
Und der dich lieben wird, so lang er athmet!
(René hat gelesen, läßt dann das Blatt zur Erde fallen, und verbirgt das Gesicht in den Händen.)
Doch ist es nur des Augenblickes Laune,
Nur flücht'ger Unmuth, ist es nur der alte
Wildfeuertrotz, der wieder dich erfaßt,
So kämpf' sie nieder, so bedenk', es gilt

Dein Glück und meins, es gilt ein langes Leben,
Das Wonne sein und Qual uns werden kann!
Vertraue mir, du darfst es!

(Rasch die Flügel der Seitenthür links öffnend.)

Blick hierher!

Geschmückt ist der Altar, der Priester wartet,
Und deiner Mutter Segen ist mit uns!
Ich ruf dir: Komm, René! Willst du mir folgen?

René

(thut in heftigem inneren Kampfe einige Schritte vorwärts, dann stille stehend und die Arme öffnend).

Du Einziger! Da bin ich, nimm mich hin!

(Stürzt in seine Arme.)

Gerard

(sie umschlingend).

Nun endlich hab' ich, und nun halt' ich dich!
Nun bist du mein, ich dein für's ganze Leben!

(Der Vorhang im Hintergrund der Bühne öffnet sich. Die dort versammelten Ritter und Edelleute treten raschen Schrittes vor.)

Gräfin.

Ihr alle hört! Mein Sohn René ist todt!
Hier aber steht sein Vetter und sein Erbe,
Gerard von Loménie, nun euer Herr
Und Graf von Dommartin! Heil ruft ihm, Heil!

Ritter und Edelleute.

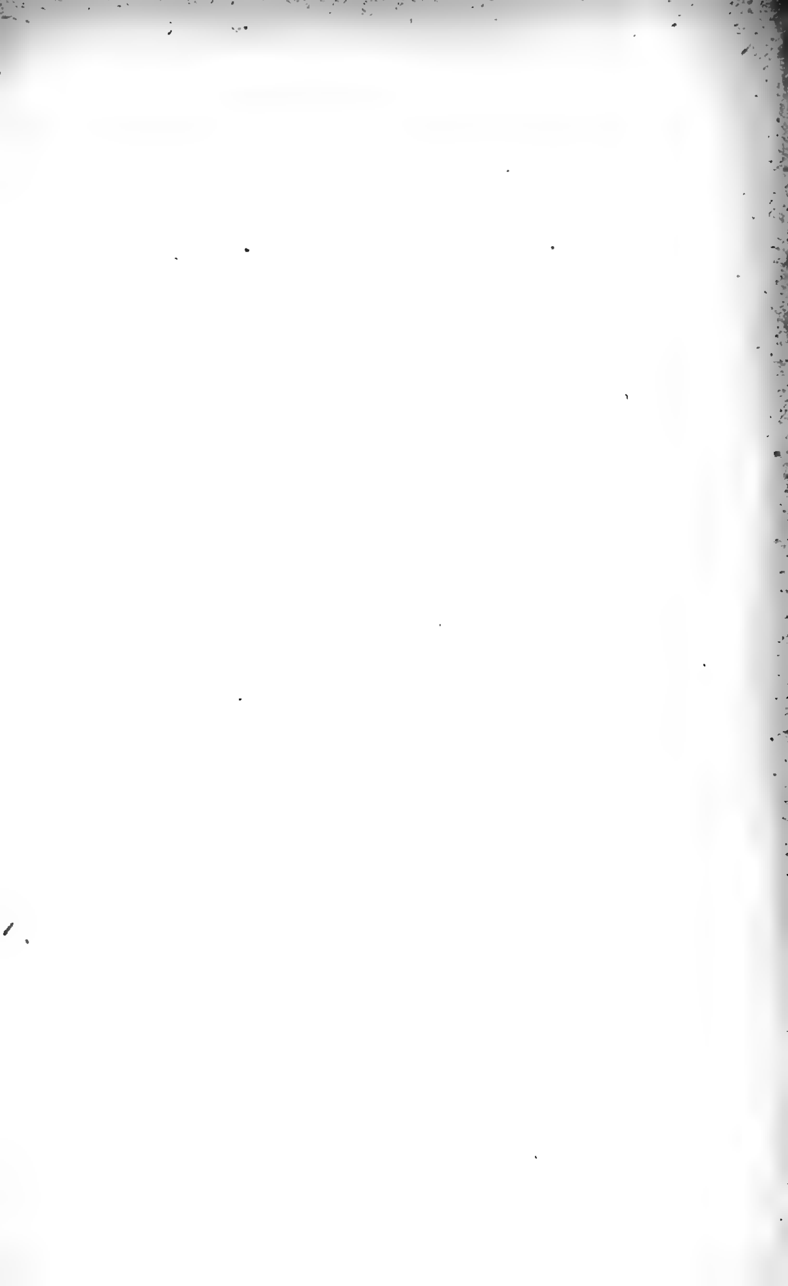
Heil, Heil Gerard! Heil Graf von Dommartin!

Gräfin

(zu den Liebenden tretend).

Seid glücklich! Eure Seelen führte Gott
Zusammen! Halte Gott sie treu verbunden!
Kommt an mein Herz! Mein Leben war bisher
Nur Haß und Racheglut, der Rest sei Liebe!

(Gruppe, der Vorhang fällt.)





Friedrich Halm's

(Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen)

Werke.

Neunter Band.

Neueste Gedichte.

Nachlaß.

Herausgegeben von Faust Pachler und Emil Kuh.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1872.



Neueste Gedichte

von

Friedrich Halm

(Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen).

Nachlaß.

Herausgegeben von Faust Pachler und Emil Kuh.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1872.



Vorwort.



Vorwort der Herausgeber.

Im Paragraph 9 des Testamentes vom 9. März 1867, welches der am 22. Mai 1871 verstorbene Freiherr Eligius von Münch-Bellinghausen errichtet hat, ist folgende Bestimmung ausgesprochen:

„Die Ordnung und Herausgabe meines literarischen Nachlasses bitte ich meinen lieben Freund Dr. Faust Pachler, Custos der k. k. Hofbibliothek, im Einvernehmen mit Professor Emil Kuh zu übernehmen, zu welchem Behufe den gedachten Herren alle meine Papiere zu übergeben sind."

Demnach wendeten wir uns wenige Tage nach dem Begräbnisse an die Familie des Dichters, und wir empfingen aus der Hand seiner Schwägerin, Ihrer Excellenz der Frau Baronin von Pilgram, eine stattliche Reihe von Bänden, Heften, Blättern und Mappen: die Werke des Dichters von seinen Jünglingsjahren bis zu seinem Tode.

Verloren oder vernichtet scheint außer einem Fragmente frühester Zeit: **„Die Locke im Krystall“**, kaum etwas zu sein, wenn man nämlich das eigenhändige Verzeichniß seiner Arbeiten mit dem vorgefundenen Nachlasse vergleicht. Der Dichter hat denselben zwar nicht vollkommen geordnet, aber doch im Hinblicke auf eine künftige Herausgabe und mögliche Biographie zusammengestellt.

Es war anfänglich unsere Absicht: die Veröffentlichung des Nachlasses mit einer biographischen Skizze einzuleiten, mit einer literarischen zu schließen. Beide Aufsätze aber hätten einen Raum von mindestens zehn Druckbogen in Anspruch genommen und dadurch zwei der Bände der Nachlaß-Werke über Gebühr ausgedehnt. Um so mehr halten wir es für angemessen, wenigstens eine Uebersicht des gesammten Nachlasses zu geben.

Eingehändigt wurden uns:

I. Sechs Quartbände **„Poetische Versuche von S. Fidelis“**. Davon enthalten der erste und sechste Band: **„Gedichte“** aus den Jahren 1823 bis 1828; der zweite ein Trauerspiel aus dem Jahre 1825: **„Die Nacht der Rache“**, in einer späteren Abschrift „die Sühnung“ genannt; der dritte, vierte und fünfte: **„Fragmente aus den Papieren eines Einsamen“**, worunter eigene und aus dem Italienischen übersetzte Novellen, sämmtlich nicht später als im Jahre 1828 geschrieben; von einer der Originalnovellen, „Das Auge Gottes“ betitelt, deren zweite Hälfte in einem abgesonderten Hefte beigegeben ist, wird später die Rede sein.

II. Eine dramatische Elegie (sic!) **„Camoens Tod“**, aus dem Jahre 1828; sie wurde acht Jahre später völlig umgearbeitet, erschien 1837 unter dem Titel: „Camoens“ auf der Bühne und ist in dieser Gestalt dem zweiten Bande der „Werke“ (1. d. dramat. W.) einverleibt.

III. Mehrere Octavbändchen und Heftchen, welche theils Abschriften der vorerwähnten Gedichte enthalten, theils neue, kleinere Sammlungen sind, die meistens aus den Jahren 1829, 1830 und 1835 stammen, einer Zeit, wo der Dichter durch Platen's Muster dem Ghasel zugeführt wurde. Der Name Fidelis ist hier dem Pseudonym Fiedel oder Friedel gewichen. Was von diesen Jugendgedichten der Rettung würdig schien, hat schon früher der Dichter selbst mitgetheilt oder für die Herausgeber besonders zurechtgelegt.

IV. Vier und zwanzig mehr oder minder ausgeführte **Pläne** zu Dramen, die der Dichter während seines Verkehres mit Professor **Enk**, also ungefähr zwischen 1833 und 1843 entwarf; nach den Nummern, die sie tragen, scheint es, daß nur die von Enk gebilligten behalten worden sind. Es dürfte nicht uninteressant sein, die letzteren aufzuführen, doch kann hier aus Mangel verläßlicher Daten die chronologische Folge nicht eingehalten werden. Es sind folgende Stoffe: 1. bürgerl. Tr. **„Herz und Welt“** nach Kruse's Novelle „die verlorenen Söhne“. 2. rom. Tr. **„Stern und Psittich“**, nach einer Novelle Grubenhagen's. 3. Tr. **„König Oedipus“**. 4. Tr. **„Pompejus“**. 5. **„Schwert, Hammer, Buch“**. 6. Tr. **„Mithridates“**. 7. Tr. **„Die Brüder von Lincoln“**. 8. Tr. **„Hayti“**. 9. Tr. **„Freund und Frau“**, nach Cervantes „curioso impertinente“. 10. Tr. **„König Astyages“**. 11. Tr. **„Tankred und Ghismunda“**. 12. Bearbeitung von Lope's „La esclava de su galan“. 13. hist. Tr. **„Kaiser Arnulph“**. 14. Tr.

„Nauplius". 15. Tr. „Johanna Gray". 16. Tr. „Balduin von Flandern". 17. Tr. „Granada". 18. Tr. „Ines de Castro". 19. Tr. „König Ludwig, das Kind". 20. Tr. „Kaiser Constantin zu Pola". 21. „Der Heimathlose"; (der ewige Jude). 22. „Antiope". 23. „Augustus" (oder Agrippa). 24. Tr. „Stefania", mit Anfängen der Ausführung; doch ist es hier noch zweifelhaft, ob das Vorliegende nicht etwa der Auszug eines fremden Stückes sei; der Stoff beschäftigte ihn im J. 1840.

V. Ein dramatisches Gedicht aus dem Jahre 1833: „Schwert, Hammer, Buch", der unmittelbare Vorläufer der „Griseldis", interessanter noch dadurch, daß Professor Enk, des Dichters Lehrer, seine, mitunter drastischen, Bemerkungen dazu schrieb.

VI. Sämmtliche Gedichte, welche seit den unter I. und III. erwähnten und, um es näher zu bezeichnen, seit der „Griseldis" entstanden sind oder überarbeitet wurden; und zwar theils in eigenhändigen bis zum Jahre 1866 reichenden Reinschriften, theils in Abschriften von fremder Hand; letztere so geordnet, wie sie im 1. und 2. Bande der „Gedichte" bereits erschienen sind oder wie er sie für den 3. Band vorzubereiten begonnen hatte. Dazu außer losen Zetteln aus spätester Zeit drei Bändchen enggeschriebener erster Entwürfe, die bis fast zur Unleserlichkeit durchcorrigirt, mitunter durch Strophen anderer Gedichte unterbrochen und ohne leitende Zeichen auf die entferntesten Seiten vertheilt sind, so daß es unglaubliche Anstrengung kostet, das Zusammengehörige zu finden und zu ordnen.

VII. Eine Novelle „St. Sylvesterabend" aus dem Jahre 1835; Enk's Randbemerkungen dazu sind eben so derb als lehrreich und es ehrt den Schüler, daß er in Erwägung des hohen Zweckes sich diesen starken Ton gefallen ließ.

VIII. Zwei Mappen mit **Varianten** zum „Sohn der Wildniß“, zum „Sampiero“, zur „Maria de Molina“, zu „Verbot und Befehl“, zum „Fechter von Ravenna“ (höchst interessant), zur „Iphigenie in Delphi“, zu „Wildfeuer“, zur „Begum Somru“, und endlich zum Gedichte „Charfreitag“.

IX. Die Bearbeitung von Shakespeare's „**Cymbeline**“ aus dem Jahre 1842, welche noch in demselben Jahre im Burgtheater aufgeführt wurde und entschieden mißfiel, was den Dichter sehr kränkte und zu dem schönen, im 1. Bande der „Werke“ (1. Bd. d. Gedichte p. 121) enthaltenen Gedichte „Imogen an Julie Rettich“ veranlaßte.

X. Eine Reihe dramatischer **Fragmente**, von denen die meisten nicht über die zwei, drei Anfangsscenen des ersten Actes reichen; es sind folgende:

1. „**Wahn und Wahrheit**.“ Schauspiel nach Tirso de Molina's „El amor y el amistad“. Aus d. J. 1842.
2. „**Drei Urtheile in einem**.“ Tr. nach Calderon's „Tres justicias en una“. Aus d. J. 1844.
3. „**Ein zweites Leben**.“ Schausp. aus d. J. 1849.
4. „**Tiberius Gracchus**.“ Trauersp. aus d. J. 1850.
5. „**Murány**.“ Schausp. in 3 A. aus d. J. 1854.
6. **Theater in der Unterwelt**.“ Komödie aus d. J. 1854.
7. „**Das Gedächtniß des Herzens**.“ Schausp. aus d. J. 1859.
8. „**John Brown**.“ Trauerspiel aus d. J. 1864. In drei Redactionen.
9. **Der Schultheiß von Zalamea**. Trauersp. nach Calderon's „El alcalde de Zalamea“. Aus d. J. 1867.
10. „**König Wamba**.“ Trauersp. nach Lope de Vega's „Vida y muerte de rey Bamba“. Der erste Act,

aus d. J. 1839, ist bereits gedruckt im dritten Bd. der **Werke** (2. Bd. d. dramat. W.). Der Anfang des **zweiten** Actes, ungefähr 80 Verse, stammt aus d. J. 1859, der Rest desselben, also mehr als zwei Drittheile, aus d. J. 1869, ist somit das letzte Dramatische, woran der Dichter gearbeitet.

XI. Eine Abschrift des Stückes „**Donna Maria de Molina**“, welches unter dem Titel „Eine Königin“ nunmehr in den fünften Band der „Werke (4. d. dramat. W.) aufgenommen ist; die Arbeit aus den Jahren 1844 bis 46; die Abschrift von fremder Hand, mit des Dichters eigenhändigen Correcturen.

XII. Der Anfang der „**Iphigenie in Delphi**“ und zwar in Prosa; dann die zwei ersten Acte in Versen; aus den Jahren 1845 und 1848. Der Dichter nahm das Stück im J. 1855 wieder auf und vollendete es im J. 1856; es befindet sich im achten Band der „Werke“ (6. d. dramat. W.).

XIII. Separatabdrucke seiner **gelehrten Abhandlungen**. Einer „Ueber die älteren Sammlungen spanischer Dramen“, aus den Denkschriften der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Ein zweiter über „Virués Leben und Werke“, aus dem Jahrb. für rom. u. engl. Lit. II.; ein dritter über „Brevio's Novellen von der Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens“, aus demselben Jahrbuche, VI. Zu diesem letzten ein zweiter Artikel im Manuscript. Diese Arbeiten datiren von 1852 und reichen bis in die neueste Zeit.

XIV. Der Entwurf des „**Fechters von Ravenna**“ aus den Jahren 1852—53 nebst der Correspondenz dazu, woraus die Umwege zu ersehen, die das Stück machte, um in's Burgtheater und auf die Bretter zu gelangen.

XV. Vier **Novellen** im ersten Entwurfe, und in theils fremder, theils eigenhändiger Abschrift; „die Marzi-

panliese", „die Freundinnen", „das Haus an der Verona-brücke", „die Marquise von Quercy". Sie entstanden sämmtlich zwischen den J. 1854 und 1871; an der letzten, leider unvollendeten, arbeitete der Dichter noch wenige Monate vor seinem Tode. Von der ersten, der einzigen bisher gedruckten, lagen auch die betreffenden Nummern aus Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herde" bei.

XVI. Der erste, aus dem Jahre 1860 stammende, Entwurf zu „**Wildfeuer**" mit allen Ueberarbeitungen bis zur letzten, welche im achten Bande der „Werke" (6 d. dramat. W.) enthalten ist; die Vergleichung derselben ist im höchsten Grade lehrreich für angehende Dramatiker und gibt ein ehrendes Bild der gewissenhaften Selbstkritik Halm's und seiner Zugänglichkeit für begründeten Tadel.

XVII. Der erste Entwurf zu „**Begum Somru**" aus dem Jahre 1863, nebst der für Berlin bestimmten Umarbeitung dieses Stückes zum Schauspiel. Vom Trauerspiele noch zwei unter sich nicht übereinstimmende und selbst in den vorgenommenen Correcturen ungleiche Abschriften; vom letzten Acte, der im Jahre 1864 nochmals umgearbeitet wurde, sogar mehrfache Abschriften und außerdem wegen der zu verändernden Motive eine Menge von Einlagen für alle Exemplare, ein wahres Chaos. Endlich das gedruckte, oft bis zur Sinnlosigkeit gekürzte und entstellte „Bühnenmanuscript" des Trauerspiels.

XVIII. Das gedruckte „Bühnenmanuscript" des Festspiels „**Ein Abend zu Titchfield**". Weder das Original aus den Jahren 1864 — 65, noch eine Abschrift fand sich bis jetzt vor.

XIX. Flüchtige, äußerst kurze Notizen zu einer Abhandlung oder gar zu einem Werke als Seiten- nicht Gegenstück zu Rümelin's „Shakespeare-Studien eines Realisten".

XX. Lose Blätter mit Schlagwörtern zu Stoffen, die er behandeln, zu spanischen Stücken, die er bearbeiten wollte; mitunter auch Quellenangaben dabei.

XXI. Mehrere Päcke mit Titeln spanischer Dramen, offenbar zu einer bibliographischen oder literar-historischen Arbeit bestimmt, wie er deren schon eine in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften veröffentlicht hatte.

XXII. Ein vom Dichter selbst zurechtgelegtes aber höchst dürftiges **Material zu seiner Biographie**: Zeugnisse, Diplome, Decrete, Briefe, großentheils sein äußeres Leben betreffend. Die Tagebücher, die er sorgfältig aber fast unverständlich für jeden Andern, nämlich in Schlagwörtern, geführt, sind trotz emsigen Suchens nicht aufzufinden gewesen; möglicherweise hat er, der in den letzten Jahren eine Sichtung seiner sämmtlichen Papiere vornahm, sie vernichtet, was ihm insoferne gleich sähe, als er offen gestand, „er lasse sich nicht gern in's Herz schauen", und damit das geringe Hervortreten des Individuellen in seinen Gedichten erklärte.

Dies ist Alles, was die Herausgeber empfangen haben, und es liegt ihnen nunmehr die Pflicht ob, Andeutungen über ihr persönliches Verhältniß zum Dichter und Rechenschaft über ihr Verfahren mit dem Nachlasse zu geben.

Faust Pachler trat durch Vermittlung des ihm vom Aelternhause her innig befreundeten Ehepaares Rettich im Herbste 1840, noch als Student, in Beziehung zu dem Dichter der „Griseldis". Aus dieser Begegnung entwickelte sich allmälig ein immer bedeutsamerer Verkehr und der anfänglich nur als Schüler Betrachtete wurde mehr und mehr in

die Eigenthümlichkeiten des Dichters und dessen Kunstverfahrens eingeweiht. Mit stetig wachsendem Vertrauen theilte ihm Münch die fertigen und endlich auch die entstehenden Arbeiten mit. Anderseits trat Pachler Stoffe, die er sich selber zurechtgelegt hatte, an Halm ab, oder machte ihn auf einen Fund aufmerksam. Er wußte also genau über die Dichtungsweise, die ästhetischen Ansichten und Neigungen Halm's Bescheid und war ferner von den Wünschen desselben in Rücksicht auf die Herausgabe des Nachlasses oder einer neuen Auflage der gesammelten Werke, mitunter bis in's Einzelnste, unterrichtet; hatte ihn Münch doch schon vor Jahrzehnten als eventuellen Herausgeber des Nachlasses neben Julie Rettich in's Auge gefaßt. Nach dem Tode der Freundin rückte Faust Pachler in Betreff dieser Herausgabe in die erste Stelle vor und die Wahl eines literarischen Beistandes fiel auf Emil Kuh. Dieser war während der Jahre 1860 bis 1868 in regem Verkehre mit Baron Münch gewesen. Eine wissenschaftliche Untersuchung über die Quelle des Kleist'schen „Michael Kohlhaas", wobei Münch in seiner Eigenschaft als Chef der Hofbibliothek ihn wohlwollend förderte, gab den Anstoß zu einer lebhaften Annäherung. Von da ab kam Emil Kuh mit dem Freiherrn von Münch oftmals zusammen, der über seine Productionen gerne mit ihm zu sprechen schien und demselben in die meisten der noch nicht veröffentlichten Dichtungen Einblick

gewährte. Im Uebrigen erfuhren sowohl Faust Pachler als Emil Kuh ihre Verbindung zur Herausgabe des Nachlasses erst aus dem Testamente des Dichters.

Das freundschaftliche Einvernehmen, das vor Allem wünschenswerth war, wenn die nicht geringe Arbeit rasch an ihr Ziel kommen sollte, fand zwischen Faust Pachler und Emil Kuh in vollstem Maße statt. Die Uebereinstimmung ihrer Ansichten zeigte sich sofort bei der Theilung der Mühen, indem Pachler das Lyrische und Dramatische übernahm, Kuh das Erzählende; sie zeigte sich ferner im Urtheile, indem sie bei den gegenseitigen Vorschlägen zur Aufnahme oder Ausschließung, wie bei der entscheidenden Sichtung des vom Dichter oder von ihnen selbst als „zweifelhaft“ bei Seite Gelegten fast immer die nämliche Meinung aussprachen; sie zeigte sich endlich und vor Allem in dem Umstande: daß sie sich frei von jener übel berufenen Pietät fühlten, welche jeden epigrammatischen Einfall, jedes Gelegenheitsgedicht eines berühmten Autors für die Nachwelt aufbewahren zu müssen glaubt, weil sie nicht weiß, daß diese eine unbestechliche und strenge Richterin ist.

Als daher die Herausgeber bestimmt hatten: nur Dasjenige in die Fortsetzung der Gesammtausgabe aufzunehmen, was den Dichter entweder von seiner besten oder doch von einer charakteristischen Seite zeigt, und nachdem sie auch darüber

einig geworden, die Verwerthung alles Uebrigen den biographischen Mittheilungen vorzubehalten, um welche Pachler mehrfach angegangen ward, da entstand als **erste** Frage: was etwa von des Dichters **Jugendarbeiten** zu bringen wäre, worunter wir Alles vor der „Griseldis“ Gedichtete verstanden. In diesem Betracht fanden wir denn, daß aus den größeren Jugendarbeiten nichts wesentlich hervorstach. Auf ein sehr umfangreiches Stück: „Schwert, Hammer, Buch“, ganz in der Manier des Tieck'schen „Phantasus“ gehalten, hätte allein Rücksicht genommen werden können, denn stellenweise sind darin die späterhin ausgeprägten Eigenthümlichkeiten Halm's bereits vorgebildet wahrzunehmen; aber dieselben herauszulösen hätte eine eigentlich dem Biographen anheimfallende Reproduction des Stückes und fortwährend raisonnirendes Verbinden der ausgewählten Theile erfordert. Das schülerhafte Drama in seiner Vollständigkeit zu drucken, konnte uns nicht in den Sinn kommen.

Die **zweite** Frage war: wie wir uns angesichts der Gedichte aus der Jugend verhalten sollten. Des Dichters eigenes Beispiel gab uns die Antwort. Schon in seinen zwei ersten Bänden Gedichte hat er unbedenklich und ohne Zeitangabe Altes und Neues durch einander gemischt und zwar in allen Abtheilungen. Er wollte es auch bei dem dritten Bande thun und hatte sich dafür namentlich die „Ghaselen“

zurechtgelegt, um da und dort einem formellen oder logischen Mangel abzuhelfen, was denn bisweilen von uns durch einen herzhaften Strich oder eine einfache Umstellung der Verspaare geschah.

Daran müssen wir die Bemerkung knüpfen: daß zwar die späteren Gedichte, die er bereits begonnen hatte abschreiben zu lassen, ziemlich geordnet sich darstellten; wenigstens waren die Abschriften in die vom Dichter beliebten Rubriken gebracht, es gab sogar eine Abtheilung: „Zweifelhafte“, und eine andere, die ebenfalls unserem Urtheile anheimgegeben war, unter der Ueberschrift: „Nach meinem Tode;“ diese Abschriften rührten von fremder Hand her; zahlreicher jedoch waren die ungeordneten eigener Hand. Beim Vergleichen zweier Exemplare fielen oft erhebliche Verschiedenheiten, Zusätze, Auslassungen, Verbesserungen aber auch Abschwächungen, auf, wie denn emsiges, gewissenhaftes Feilen eine der Haupteigenschaften des Dichters Friedrich Halm gewesen. Wir mußten demnach zu den schon erwähnten losen Zetteln und zu den ersten Entwürfen in den Octavbänden zurückkehren. Von der Beschaffenheit derselben war bereits die Rede. Keine Hinweisung, kein Titel, nichts erleichterte die Aufgabe. Dazu diese Schrift! Jeder, welcher die Hand des Verewigten kannte, oder gar einmal darnach abzuschreiben hatte, wird uns beipflichten, daß das Lesen derselben eine harte Zumuthung an die Augen ist.

In diesen Brouillons vollends hat der Dichter geradezu das Aeußerste geleistet, und es gehörte wahrlich die ganze Geduld der Pietät dazu, um sich hier mit einigem Erfolge, wenn auch langsam, zurechtzufinden. Und hatte man dies erreicht, so stand man wieder vor einem andern Text, mit abermals gehäuften Correcturen. Pachler wurde für diese nicht geringe Mühe reichlich durch eine unverhoffte Ausbeute an noch nicht abgeschriebenen, ja vielleicht von Halm selbst vergessenen Gedichten belohnt. Wohl ein Sechstheil dessen, was wir mittheilen, ward auf diese Art gewonnen oder so zu sagen gerettet. Dieser Ausdruck ist nicht unpassend, denn jenes Sechstheil zählt zu dem werthvollsten Theile der Sammlung, namentlich in der zweiten Hälfte der „Vermischten Gedichte" und in den „Meinungen und Stimmungen".

Die Rücksicht auf die Ansprüche des Publicums wie auf den Wunsch des Verlegers bewog uns zu einer strengen Auswahl, und jene vom Dichter selbst angelegte Rubrik „Zweifelhaftes" erhielt eine bedeutende Vermehrung. Wir haben, gleich diesem selbst, keinen Anstand genommen, sogar bereits durch den Druck in Zeitungen oder Taschenbüchern bekannt gewordene Gedichte nicht aufzunehmen; hatte den Dichter doch dabei sein eigenes Urtheil richtig gelenkt und ihm von deren Wiederabdruck in den gesammelten Werken abgerathen.

Nicht minder sichtend sind wir bei einer andern Rubrik vorgegangen. Friedrich Halm wurde oft genug durch äußere Veranlassungen getrieben, seine Verse klingen zu lassen, und gerade in diesen Gelegenheitsgedichten excellirte er durch Grazie und Vielseitigkeit. Jubelfeste, Feiern von goldenen, silbernen und ersten Hochzeiten in den befreundeten Privat- oder Künstlerkreisen gingen fast nie ohne eine poetische Gabe von ihm vorüber. Er würde diese Gedichte sicher alle aufgenommen haben; wir aber, so lieb uns oder den Gefeierten einige davon sein mögen, fürchteten durch Eintönigkeit des Stoffes den Leser zu ermüden und gaben nur diejenigen, die für den Dichter selbst oder für sein Verhältniß zu den betreffenden Personen eine besondere Bedeutung haben und demnach zugleich auf ein allgemeines Interesse rechnen können.

Aus dem letzten Jahre seines Lebens fanden sich Gedichte vor, die auf Blätter eines Notizblocks geschrieben, aber theils noch lückenhaft, theils mit Aenderungsvorschlägen versehen waren. Wir gaben von jenen alle, wo die Lücke nicht zu auffällig war; im Hinblick auf die letzteren entschieden wir uns für die nach unserer Ansicht beste Lesart.

„Selbstschau", „Was Gebet ist?" welche in den „Ausgewählten Gedichten" (Wien, Gerold 1865, Miniaturausgabe) enthalten sind, haben wir, wie es der Dichter selbst gewollt, in den dritten Band

der Gedichte, den ersten des Nachlasses, wieder aufgenommen.

Die **dritte** Frage betraf die dramatischen Fragmente, denn die Einreihung der zwar aufgeführten, aber noch nicht im Buchhandel erschienenen Stücke: „Begum Somru“ und „Ein Abend zu Titchfield“ in die Werke des Nachlasses verstand sich von selbst.

Ueber die Mittheilung des zweiten Acts des „Königs Wamba“ konnte kein Zweifel sein: war doch diese Arbeit dem Dichter an's Herz gewachsen, wie schon die Wiederaufnahme derselben nach zwanzig und dreißig Jahren beweist. Aber die anderen Bruchstücke regten zu allerlei Erwägungen an. Wichtig ist keines derselben. „John Brown“ liegt wenigstens in einem fertigen ersten Acte vor, den wir uns nicht gestatteten zurückzulegen. Als charakteristische Fragmente erschienen uns die Bearbeitung von Calderon's: „Drei Urtheile in einem“ und „Der Schultheiß von Zalamea“, denn hier gewährte ein beigelegtes Scenarium Einsicht in die Technik, worin einer der Hauptvorzüge Halm's bestand. Was irgendwie sonst noch in den Fragmenten von einigem Belang, mußte sammt den Berichten über Pläne oder Entwürfe zu Dramen in die Biographie verwiesen werden, wo so recht eigentlich der Platz für diese Stufengänge von Halm's geistiger Entwicklung ist.

Die **vierte** Frage hatte die Erzählungen zum Gegenstande. Die „Freundinnen" und das „Haus an der Veronabrücke" waren noch nie veröffentlicht. Die „Marzipanliese" hatte der Dichter in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herde" vor sechszehn Jahren drucken lassen. Ueber diese Trias war kein Erwägen nöthig. Aber es lag auch eine unvollendete Erzählung vor: „Die Marquise von Quercy", und das Manuscript einer Erzählung aus der Jugendzeit, „Das Auge Gottes" betitelt, fand sich nachträglich in der einstigen Landwohnung Münch's zu Hütteldorf vor. Als das letzte Werk des Dichters, welches schon in dem Bruchstücke bedeutsam genug sich ausnimmt, schloßen wir die „Marquise von Quercy" den fertigen Erzählungen an, und als das erste Werk des jugendlichen Dichters, welches das ungewöhnliche epische Talent deutlich ankündigt, auch „Das Auge Gottes".

Die **letzte** Frage endlich bezog sich auf die gelehrten Arbeiten. Da jedoch diese nur für ein kleines Fach-Publicum interessant, und demselben durch die akademischen Denkschriften oder durch die betreffenden wissenschaftlichen Jahrbücher längst zugänglich sind, so haben wir im Einvernehmen mit dem Verleger sie den Nachlaßbänden nicht einverleibt.

Wir sind mit unserem Rechenschaftsberichte zu Ende.

Der Leser wird erkennen, daß der lyrische wie der dramatische Theil des Nachlasses das Talent des Dichters gewiß noch viel ausdrucksvoller offenbaren, als die früheren Bände; ja daß hin und wieder in diesen Productionen ein individuelles Leben athmet, welches sich bei Halm in der Regel zu verbergen liebt. Die Erzählungen des Dichters aber geben von einer Kraft Zeugniß, die bis dahin an diesem Poeten auch nicht im entferntesten vermuthet worden ist.

Wien, im Mai 1872.

Emil Kuh. **Faust Pachler.**



Inhalt.

Vermischte Gedichte.

Schwere Jahre.

Gelegenheitsgedichte und Festreden.

Erzählende Gedichte.

Epigramme und Verwandtes.

Vermischte Gedichte.



Gedicht und Dichter.

Es ist vollbracht! — da steht es hingeschrieben! —
Ob ich's gewollt, ob Laune mich getrieben
Und Wort an Wort gefügt, ich weiß es nicht!
Fremd liegt vor mir, was erst in mir noch glühte,
Und zweifelnd frag' ich selbst mich im Gemüthe:
Dein sind die Züge; ist es das Gedicht? —

Nicht mein? — Weß sonst? — War ich's nicht, der es dachte,
War's nicht mein Herz, in dem sein Klang erwachte,
Und ist mein Herz, und ist sein Schlag nicht mein?
War's nicht in mir, wie kam's durch mich zum Leben,
Besaß ich's nicht, wie konnte dann ich's geben,
Und was ich schuf, kann's nicht mein eigen sein?

Und doch — wenn mein, was grüßen oft den Meister
Aus seinen Klängen unbekannte Geister,
Gesichte, die sein Auge nie geschaut?
Was tönt es Glauben, wo ich Zweifel trage,
Und athmet Muth, wenn hoffnungslos ich zage,
Und schwelgt in Wonne, wenn mir's bangt und graut?

Wenn mein, so müßt' es meinem Wesen gleichen,
Und gleicht es mir denn? — Meine Haare bleichen
Und noch tönt Jugend frisch aus seinem Klang?
Mich hält die Erde fest, aus der ich stamme,
Und hell doch schlägt aus meinem Lied die Flamme
Des Geistes, der das Ird'sche niederrang?

Wie, wär' ein Saitenspiel ich bloß, und klänge
Nur eines Andern Kunst aus mir der Menge?
Ein Sprachrohr nur? Wer aber spricht hinein?
Wer dichtet in mir, wenn ich selbst nicht dichte,
Und warum zieht die Welt mich vor Gerichte
Für meine Lieder, wenn mein Lied nicht mein?

Geduld, mein Geist! — Vielleicht auf all' die Fragen
Mag dir die Rose dort die Antwort sagen,
Die Knospe still auf Knospe blühend treibt!

5

Sie weiß kaum, daß sie blüht, warum sie blühe;
Warum ihr Schooß von solchen Flammen glühe,
Bleibt ihr ein Räthsel, wie's dein Lied dir bleibt!

Du schaffst ein Lied, sie prangt im Purpurkleide,
Sie duftet und du sinnst; ihr müßt es beide,
Weil Rose sie, und du ein Dichter bist;
Fragt je der Strauch in seinen Blüthentagen,
Ob sein die Rosen all, die er getragen,
Was fragst du viel, ob dein Gedicht es ist!

Der Strauch ist nicht die Rose; deine Lieder
Sind nicht du selbst, doch ohne euch hinwieder
Wär' nicht dein Lied, und wär' die Rose nicht,
Warum jedoch vom Strauche Rosen kommen,
Warum dein Lied aus deinem Geist entglommen,
Frag' die Natur, die mahnend also spricht:

„Vertheilt an alles Sein sind eigne Gaben,
„Und mehr, als er empfing, wird keiner haben,
„Und keiner werden, was er nicht schon ist.
„Die Frucht, die in ihm keimt, muß jeder bringen:
„Dir gab ich, daß vom Mund dir Lieder klingen,
„Dem Strauch dort, daß die Rose ihm entsprießt!

„Prahlt mit Verdienst nicht, rühmt nicht eure Werke,
„In mir ist alle Kraft und alle Stärke,
„Und was ihr seid, das müßt ihr eben sein;
„Aus meiner Willkür rollen euch die Lose,
„Ich dicht' in dir, ich glühe in der Rose,
„Und dein Gedicht, und ihre Gluth ist mein! —"

Einem jungen Freunde.

Wenn ich vor mir dich sehe,
Mit freiem stolzem Blick,
Wie hoch die Fluth auch gehe,
Trotz bietend dem Geschick,

Ein dreister Freund den Frauen,
Vor keinem Gegner bang,
Die Brust voll Selbstvertrauen,
Die Seele voll Gesang;

Wenn ich vor mir dich sehe
So frisch und selbstbewußt,
Wohl zuckt ein leises Wehe
Mir durch die müde Brust!

So manche verträumte Stunden,
So manches verscherzte Glück,
Sie kehren längst entschwunden
Nun mahnend mir zurück!

Du hättest dich rasch entschlossen,
Wo ich geschwankt, gezagt,
Du hättest keck genossen,
Wo zweifelnd ich entsagt!

Die Stunde, da ich säumte,
Dich hätte sie beglückt,
Der Kranz, von dem ich träumte,
Du hättest ihn gepflückt!

Und doch, wie hell dir glänze
Der Zukunft Morgenschein,
Ich tausch' nicht deine Lenze
Für meinen Herbsttag ein.

Was immer an Genusse
Dir Welt und Leben beut,
Es glüht von einem Kusse
Die Lippe mir noch heut!

Wie hell dich Ruhm verkläre,
Stolz trag' ich lebenslang
Den Dornenkranz, den Ehre
Und Pflicht um's Haupt mir schlang!

Wie reich dich Glück begabe,
Fest ewig hält mein Herz
An seiner reichern Habe,
An seinem heil'gen Schmerz!

Hinaus in Wirbelschnelle
Der Fluthen schiffe du,
Mich schaukle leis' die Welle
Dem stillen Hafen zu!

Beim Wasserfall.

Brausend mit Donnerklang,
Schäumend wie Meeresdrang
Stürzet im Schwalle
Welle der Welle nach,
Wo sich die eine brach
Brechen sich alle!
Tropfengewirbeldampf
Weht aus der Wogen Kampf,
Schauerndem Regen gleich,
Auf in der Lüfte Reich!

Da sieh, bricht goldner Abendschein
Hell in den Nebeldampf hinein,
Und über dies wildwirbelnde Strudeln

Und über dies dumpfbrausende Sprudeln,
Und dieser Fluthen stäubendem Tanz
Wölbt mild sich Regenbogenglanz! —

Wild, wie vom Felsenhang
Brausend der Wellen Drang,
Gährt auch der Menschen Sinn,
Ziehet im Schwalle,
Reißet im Falle
Wahn die Gemüther hin!
Zeitengewirre,
Phrasengeschwirre
Dunkeln ein Nebelmeer
Uns um die Häupter her!

Geduld! Geduld! Mag rings es nachten,
Auch dies Gewirr von Schein und Sein
Erhellt einst goldner Abendschein;
Auch über dies verworrne Trachten
Und dieser Fluthen Wirbeltanz
Wölbt einst sich Regenbogenglanz!

Das alte Haus.

Sie reißen es nieder das alte Haus!
Spitzhauen heben und senken sich,
Und wiegen mit eisernem Zahn
Aus dem Mörtel den Stein,
Der Spaten scharrt im Geröll,
Und der Schiebkarren knarrt
Vom Gerüste herab!

Sie reißen es nieder das alte Haus!
Schon des Daches beraubt
Streckt es die Schornsteine noch,
Wie hülfeflehende Arme,
Einsam ragend empor!
Der goldenen Maiensonne
Leuchtender Strahl taucht hier verwundert

In des Schlafgemaches Heiligthum,
In Kinderstube und Saal, neugierig
Dort in des schaffenden Geistes
Werkstatt, in des Künstlers
Verschwiegene Kammer hinab,
Und des Himmels strahlendes Blau
Wölbt über die wüsten,
Verlassenen Räume unheimlich
Als Decke sich hin!

Machtlos vom Simse des Thors
Schaut der Himmelskönigin
Marmornes Bild herab,
Nicht frommt ihr Schutz mehr dem alten,
Hinsturz geweihten Gebäude!
Staub wallt wirbelnd empor,
Schutt rieselt, es kracht das Gebälk rings,
Wand auf Wand zerbröckelt, und dumpf
Polternd rollen die Steine herab!

Mich aber umweht es, umrauscht es
Wie verhallender Stimmen
Wirres Getön und Geflüster,
Bald wie seliges Stammeln der Liebe,

Bald wie des Neugeborenen Schrei,
Jetzt wie Jubel der Kindheit, jetzt
Wie Todesgestöhne schwirrt's um mich her!
Bechergetön und Seufzer der Andacht
Und Liedesklang, und das Pochen
Des Hammers am Sarg mischen sich wild
Zum betäubenden Chor,
Und Schattengebilde des Traumes,
Bleichen Gespenstern bald,
Bald luftigen Elfen gleich,
Wirbeln im Staubgewölk
Um mich her!

Seid ihr es, Geister der Stunden,
Die hier verronnen, Echo der Stimmen,
Die hier verweht, Schatten des Lebens,
Das diese Räume erfüllt,
Seid ihr es, und flattert ihr nun,
Aus der Heimath vertrieben,
Unstät irrend umher und sucht
Eine Stätte, die Zuflucht euch biete
Und Schutz, die liebend euch wahre,
Wie der stürzende Bau
Jahrhunderte lang euch gewahrt,

Euch verklingende Stimmen,
Verwehende Schatten der Zeit!

O so kommt hierher! Hier zieht ein
In dies pochende Herz, mein Gedächtniß
Bevölkert, in meines Wesens
Tiefinnersten Kern nistet euch ein!
Säumt nicht! Zu keinem Fremden kommt ihr!
Auch mir eine Heimat war
Dieser sinkende Bau, war die Wiege
Meiner Liebe, war der goldene Schrein,
Der des Herzens Juwel mir bewahrt,
War mir Leuchtthurm und Hafen,
War in der Sündfluth des Lebens
Rettende Arche mir einst!
Hierher flüchtet, Flüchtlinge!
Stößt euch Hammer und Spaten
In die Fremde hinaus, hier wohnt
In eines Dichtergemüthes
Heiligem Frieden,
Sicherer Obhut!

Mächtig ist eine Dichterseele!
Was das Leben zerstreut, sie bewahrt es;

Schatten verkörpert, Todtes belebt sie,
Hingesunknes richtet sie auf!
Und so aus Trümmern und Schutt
Richt' ich im Geist dich empor
Du hinsinkender Bau,
Und erfüll' und bevölkre dich
Mit des Gewesenen trauten Gestalten,
Und Tage, Jahre, Jahrzehnde lang
Ragst du und prangst du mir noch,
Erst mit meinem verwehenden Hauch,
Mit meinem verhallenden Lied,
Nichts in Nichts zu verrauschen,
Staub zu ruhen beim Staub!

Kirchthurm und Vöglein.

Um des Kirchthurms alt Gemäuer
Zu Hüttelbdorf, da sah ich heuer
Ein Vöglein kreisen hin und wieder
Und zwitschernd seine heitern Lieder
Den Thurm umflattern fort und fort;
Jetzt saß es hier, jetzt wieder dort,
Jetzt pickt es in der Mauern Ritzen,
Jetzt wiegt sich's auf des Kreuzes Spitzen:
Mir war als ob der Kirchthurm lebte,
Seit spielend das Vöglein ihn umschwebte.

Da sprach ich bei mir selber still:
„Doch wenn der Herbst nun kommen will,
„Wer, armer Thurm, wird dich umkreisen,
„Wenn südwärts dann die Vögel reisen?

„Wenn fliehend vor des Winters Walten
„Zum Flug die Schwingen sie entfalten
„Und wandern über Land und Meer,
„Wie still wird's werden um dich her!
„In langer Winternächte Trauern
„Umheult der Sturm nur deine Mauern;
„Schnee hüllt dich in sein Grabtuch ein,
„Und schmückt dich ja einmal Sonnenschein,
„So wird dir's stehen, wie unser Einem,
„Der auch wohl lächelt unterm Weinen!
„Du Kirchthurm freilich wirst es tragen,
„Und dann wie vor zum Himmel ragen;
„Ich, wär' ich du, in trübem Sinnen
„Zum Einsturz neigt' ich meine Zinnen,
„Sind meines Vögleins Lieder hin;
„Was bin ich, wenn ich verlassen bin!"

Grabesstimmen.

Dahin, dahin geht Alles!
Der Jugend Glut
Und leichtes Blut
Und frischer Muth,
Dahin, dahin geht Alles!

Nichts hält, nichts bleibt, nichts dauert;
Wunsch ist nur Traum,
Besitz nur Schaum,
Ruhm Federflaum,
Nichts hält, nichts bleibt, nichts dauert!

Gewiß ist, Mensch, nur Eines;
Was Glück dir gab,
Du mußt hinab
In's finstre Grab,
Gewiß ist nur das Eine!

Stimme der Natur.

Ich blühe frisch und göttlich jung,
Aus meinen Adern quillt
Urewig Stofferneuerung
Und Leben dem Gefild.

Mir ist der Tod Verwandlung bloß,
Nur Sammeln neuer Kraft
Durch Rückkehr in den Mutterschooß,
Der neues Leben schafft!

Ich zeug' und nähr' in Fieberhast,
Und tödt', was ich gebar,
Und bleib' doch, wechselnd ohne Rast,
Stets was ich bin und war!

21

Fortdauer sucht, o Mensch, dein Sinn,
Auch wenn das Leben flieht?
Du bist in mir, und weil ich's bin,
Unsterblich bist du mit!

Stimme der Kunst.

Was kein Gelehrter je beweist,
Kein Forscher ringend je ergründet,
Unsterblichkeit, o Menschengeist,
In mir erkenn' sie dir verkündet!

Vernichten mag des Grabes Graus,
Die wirkungslos zum Schein nur handeln,
Die prassend an des Lebens Schmaus
Nur Formen wechseln, Stoff verwandeln!

In mir jedoch weht Gotteskraft,
Und die mein Weihekuß erwählte,
Sie schaffen wie der Schöpfer schafft,
Deß ew'ger Hauch den Thon beseelte!

Es stirbt nicht, wer das Leben gibt;
Fort lebt er ewig im Geschaffnen,
Und fruchtlos, bis das All zerstiebt,
Wird gegen ihn der Tod sich waffnen.

Die Form zerbricht der Jahre Neid,
Doch wie den Abgrund Epheuranken,
So überbrückt die Kluft der Zeit
Die Triebkraft ewiger Gedanken.

Wie Michel grasen ging.

1840.

Es war einmal ein Mann und der hieß Michel,
Der ging in's Feld hinaus mit seiner Sichel,
Doch wie er emsig grasend nun sie schwang,
Da traf er einen Kiesel und sie sprang!
Was that der Mann? — Was jeder wohl ihm riethe;
Er schickt zum Schmied, daß er den Bruch ihm niete,
Und streckt indeß sich auf den Wiesenrain
Gemächlich hin, und nickt und schlummert ein.

Da nun die Söhne, die verruchten Rangen,
Die nach dem Vater grasen ausgegangen,
Ihn schlafend fanden, faßt sie Unmuth an!
„Ei spricht der Eine, ist das auch ein Mann?' —
„Da liegt er wie ein Sack, beginnt ein Zweiter;
„Da freilich geht das Tagewerk nicht weiter!“ —
Ein Dritter spricht: „Der Alte kann nur träumen!
„Ei wecken wir ihn doch!“ — Und ohne Säumen

Beginnen sie mit ihm ihr ruchlos Spiel;
Der stößt ihn unsanft mit dem Rechenstiel,
Der kitzelt mit dem Grashalm ohne Ende,
Der fährt mit Disteln über seine Hände,
Spottlieder schreit man höhnend ihm ins Ohr!

Da fährt der Michel endlich wild empor!
„Gott's Blitz und Donner", ruft er zornentbrannt,
„Was höhnt ihr mich, ihr pflichtvergessnen Jungen?
„Ist mir die Sichel doch am Stein zersprungen;
„Rauf' ich das Gras aus mit der nackten Hand?
„Geht hin und schafft vom Schmied mir meine Sichel
„Und bis dahin — zum Teufel das Gestichel!"

So sprach der Mann! — Ich kenn' auch einen Michel,
Der schlummernd liegt, weil seine Sichel sprang.
Und hämmert auch der Schmied daran gar lang,
Ist keiner, der den vorlaut frevlen Söhnen,
Die frech des armen Michels Schlaf verhöhnen,
Entgegenträte, keiner, der den Liedern,
Den freiheitstollen, wagte zu erwiedern:
Der Schmied ist noch nicht fertig mit der Sichel,
Und bis dahin — zum Teufel das Gestichel!

Seltsame Leute.

Da gehen sie! — Seltsame Leute!
Es wird nun, denk' ich, fast zwei Jahr',
Da sah ich sie — mir ist's wie heute —
Die Ringe wechseln am Altar!

Ich kenn' sie seit den Kinderjahren;
Sie war ein muntres, frisches Ding
Und er ein Bursch mit strupp'gen Haaren,
Der immer den Kopf mißmuthig hing.

Ich weiß nicht, wie sich beide fanden,
Doch plötzlich hatt' er um sie gefreit,
Die Eltern hatten sich bald verstanden,
Sie aber lebten stets in Streit!

Er mocht' nicht leiden, daß sie lachte
Und sie nahm seine Laune schief,
Und wenn er ihr dann ein Ständchen brachte,
So lag sie fest zu Bett und schlief.

Er bracht' ihr dies und das zu lesen,
Ihr stand nach Spiel und Tanz der Sinn,
Er schalt sie dann: Leichtsinnig Wesen!
Und: Griesgram! hieß dafür sie ihn.

Dann saßen sie wieder zurückgezogen
Im Sommer draußen am Brunnenrand,
Zur Winterzeit im Fensterbogen,
Und plauderten eifrig Hand in Hand.

Und wenn sie von einander schieden,
So leuchtete ihr Angesicht
So selig froh, so still zufrieden,
Als wären's dieselben Menschen nicht.

Gleich aber drauf entbrannte wieder
Der alte Streit in heller Gluth;
Sie wohlgemuth sang muntre Lieder,
Und er sah bleich und blaß vor Wuth!

Da ward sie krank! Und er wie rasend,
Als thäte schon ihr Grab sich auf,
Alarm bei allen Aerzten blasend
Durchmißt die Stadt im Sturmeslauf!

Genesen dann war sie verdrießlich,
Er trug es mit gelaßnem Muth,
Ihr aber schien es dann ersprießlich,
Ihn recht zu quälen bis auf's Blut!

Da rief er dann im Zornesdrange:
Nun wär's zu viel und Alles aus!
Und stürmte fort! Doch währt's nicht lange,
So schlich er wieder in ihr Haus!

Da fanden Freunde sich, die meinten,
Es wär' doch eine schlimme Wahl,
Wenn Feuer und Wasser sich vereinten,
Und sich verbänden Stein und Stahl —

Sie ließen sie nicht zu Worte kommen:
Man sei wohl toll! Sich trennen? Ei!
Woher man solchen Wahn genommen?
Sie liebten sich bis zur Raserei! —

Die Freunde schwiegen! Sie zankten weiter,
Und zankten bis zum Hochzeitstag,
Das Wetter trüb bald, und bald heiter,
Bald Sonnenschein, bald Donnerschlag!

Und endlich waren sie verbunden!
Wir glaubten nie, es käm' so weit,
Und ahnten trübe, schwere Stunden,
Die kommen würden mit der Zeit!

Doch siehe! — Als sich Beide hatten,
Da war's mit Zank und Hader aus;
Sie lebten unentzweit als Gatten
Und still und friedlich in ihrem Haus.

Er liest, sie singt, und geht er jagen,
Gibt sie Gesellschaft und Concert,
Und statt einander sich zu plagen
Thut jeder, was sein Herz begehrt!

Er rast nicht mehr, hat sie das Fieber,
Und sie schilt: Griesgram! ihn nicht mehr;
Er spricht: Mein Schatz! und sie: Mein Lieber!
Und das schon an zwei Jahre her!

Zwar sitzen sie nicht mehr zurückgezogen
Im Sommer draußen am Brunnenrand,
Zur Winterzeit im Fensterbogen,
Und plaudern eifrig Hand in Hand;

Doch leben sie friedlich und verträglich,
Sie konnten, das ist sonnenklar,
Unglücklich werden ganz unsäglich,
Und werden's nicht! — Wie sonderbar!

Ein alter Mann.

Immer grämlich und verdrießlich,
Alten Kummer wiederkäuend,
Alten Jammer dir erneuend!
Ist's vernünftig, ist's ersprießlich
Welken wollen vor der Zeit?

Reg', beweg' dich, stolz gehoben
Wölb' die Brust und spann' die Sehnen,
Knirsch', behagt dir's, mit den Zähnen,
Doch den Kopf behalt mir oben
In des Lebens Wogendrang!

Sprich mir nicht von deinen Haaren,
Hohlen Augen, fahlen Backen,
Nicht von Schmerz in Kreuz und Nacken!
Alter kommt nicht von den Jahren,
Kommt von mattem Herzen her!

Liebtest du von ganzer Seele,
Wirktest du mit ernstem Wollen,
Statt zu grämeln und zu schmollen,
Ob auch Zahn und Haar dir fehle,
Rüstig wärst du, frisch und jung!

Doch was frommt dies eitle Schelten?
Wie er's kann, wird's jeder treiben,
Was er ist, muß jeder bleiben,
Und du bist, ich laß es gelten,
Bist ein junger alter Mann!

Zum Abschied

an H. H.

Der Lenz erwacht! Du regst die Schwinge,
Hinaus zu flattern in die Welt,
Wien-Capua hat keine Schlinge,
Die fest dich hält!

Wohin du fährst? Was frommt die Frage,
Bist du doch wandelbarer Art,
Ein neues Ziel mit jedem Tage
Winkt deiner Fahrt!

So flattre hin! Folg' deinem Sterne!
Nur sage nicht, du kehrst zurück!
Was wüßtest du noch in der Ferne
Von altem Glück?

Und ich? — Je nun! Es treffen Blitze,
Und brausend schüttelte der Sturm
Vom Fundament oft bis zur Spitze
Mich alten Thurm!

So wird er's, mein ich, überdauern,
Ob mehr ein Vöglein flugverirrt
Ob wen'ger um die alten Mauern
Im Kreise schwirrt!

Ob auch ein muntrer Gast entfliege,
Er stürzt in Schutt nicht vor der Zeit,
Nur wenn des Vögleins Zwitschern schwiege,
Das thät' ihm leid!

Denn Lieder schallen ohne Seele
Von Pol zu Pol die Welt entlang,
Doch was dir quillt aus Brust und Kehle,
Ist Waldgesang!

Ist Wiederhall von deinem Wesen,
Ist deiner Seele Drang und Schrei!
So sei, wozu dich Gott erlesen,
Und bleib' dabei!

Genieße! Doch wo wüste Zecher
Die Kanne leeren und den Krug,
Da schlürfe du den Schaum vom Becher,
Und sprich: Genug!

Durchmiß die Welt, daß Wechsel labe
Des unstät flücht'gen Sinnes Gier;
Nur Eins halt' heilig bis zum Grabe —
Den Gott in dir!

Drei Gaben.

Gilt's Ruhmeskränze zu erringen,
Soll Großes, Schönes dir gelingen,
Ein Heldenlied, ein Heldenstück,
Drei Gaben hast du mitzubringen,
Drei Gaben, die den Sieg bedingen,
Blick nämlich und Geschick und Glück!

Erst mußt das Ziel du ahnend schauen,
Im Geist das Werk dir auferbauen,
Und prüfen, ob es dauern kann;
Dann mußt du fühlen deine Klauen,
Empfinden mußt du mit Vertrauen,
Daß du zur That der rechte Mann!

Dann mußt du lauschend seinen Schlägen
An's Herz der Zeit dein Ohr erst legen,
Ob nicht ihr Blut zu schwer, zu dick,
Theilnahme für dein Werk zu hegen,
Ob nicht die Strömung dir entgegen,
Blick mußt vorerst du haben — Blick!

Dann gilt's zum Zweck die Mittel finden,
Sich hier behelfen mit gelinden,
Dort vorwärts dringen keck und wild,
Durch träge Ruh' bald überwinden,
Und bald die Ader unterbinden,
Aus der dem Gegner Leben quillt!

Da braucht's Geduld und Ueberlegen,
Und Kraft und Widerstand erwägen,
Da braucht's im rechten Augenblick
Die rechten Kräfte kennen, regen,
Und Stacheln finden für die trägen;
Geschick im Kampfe braucht's — Geschick!

Und dann — ist nichts vielleicht gelungen,
Vielleicht steht deine Kraft bezwungen,
Vor einem Körnlein Sandes stille,

Vielleicht an's Ziel schon vorgedrungen,
Ein Haar hält lähmend dir umschlungen,
    Die Hand, die's siegend fassen will!

Was frommt dir Witz und Kraft im Bunde,
Versagt dir ihre Gunst die Stunde?
    Ein Band, das bricht, ein Stein, der fällt,
So wankt dein ganzer Bau im Grunde;
Du führst den Becher schon zum Munde,
    Ein Straucheln, und er liegt zerschellt!

Glück braucht es, Glück vor allen Dingen,
Soll Großes, Schönes dir gelingen,
    Ein Heldenlied, ein Heldenstück!
Blick mag der Zweige Wahl vollbringen,
Geschick zum Kranze sie verschlingen,
    Damit dich krönen kann nur — Glück!

Sonnenuntergang.

Die Sonne sank; ihr letzter
Verglühender Strahl
Küßte am schwankenden Grashalm
Des Tages perlende Abschiedsthräne,
Streifte der Tannen schwärzliche Zweige,
Säumte mit Purpur Wolken und fernes Gebirg;
Nebel quoll aus der Thalschlucht,
Und also sprach ich zur Sonne:

„Vollbracht ist dein Tagewerk!
„Deine goldenen Strahlen
„Leuchteten, wärmten, reiften,
„Segen war deine Laufbahn!
„Und gewährtest du auch
„Nicht jedes Verlangen,
„Fühlte sich dieser versengt,
„Schalten dich andere frostig,
„Strahltest du diesem zu helle,
„Dort dem Blinden zu trüb —

„Kümmre dich nicht
„Um der Stimmen verworrnes Gebrause!
„Deine Strahlen bleiben doch helle
„Und wärmen und reifen,
„Ob sie dich schmähen, ob nicht!“

Also sprach ich,
Und dunkelnde Wolken
Senkten sich nieder;
Graue Dämmerung
Umschleierte schweigend die Erde
Und weithin entfaltete über den Fluren
Den tiefblauen Sternenmantel
Mild lächelnd die Nacht.

Siehe, da trat in des Schlafgemaches
Heiligthum meine Gemahlin,
Und wunderbarlich ward mir zu Muthe,
Und also sprach ich:

„O, eine Sonne bist auch du,
„Eine leuchtende, wärmende,
„Reifende Sonne, geduldig
„Schmähung hinnehmend und Tadel,

„Vergebend jegliches Unrecht,
„Immer treulich in alter Liebe
„Den alten Wandel beginnend,
„Immer freundlich herniederstrahlend
„In das verworrne Treiben
„Des Dichtergemüthes,
„Nie weichend vom Pfade der Wahrheit
„Und mit dem Lichtblick klaren Erkennens
„Jedes Nachtgewölk durchdringend,
„Jeden Nebel verscheuchend!
„Ja, eine Sonne bist auch du,
„Und deine Strahlen sollen sich spiegeln
„In dem Strome meiner Begeisterung
„Und mein Lied soll dich feiern
„Helleren, reineren Klanges
„Als die Truggestirne,
„Die ich vergöttert im Wahn! —
„Geh zur Ruhe, segenschaffende,
„Lichtstrahlende Wandlerin!
„Birg dein blühendes Antlitz
„In den Flaumenwellen des Kissens!
„Gute Nacht! Du liebe Sonne! Meine Sonne!"

Also sprach ich.

Was Gebet ist?

Was Gebet ist, laß dir sagen,
Und bewahr's im Herzen still.
Beten ist ein schüchtern Fragen
Ob, was du willst, Gott auch will.

Nicht des kranken Kindes Weinen,
Das den Heiltrank von sich weist,
Nein, ein freudiges Vereinen
Deiner Kraft mit Gottes Geist;

Nicht ein ungestümes Dringen
Auf versagten Erdentand,
Nein, ein selig Los-sich-ringen
Von der Fessel, die dich band;

Nicht ein zweifelndes Bedenken,
Ob auch sühnbar deine Schuld,
Nein, ein gläubig Sich-Versenken
In des Herren Vaterhuld;

Beten heißt — ob Jahre schwinden
Eh' du's fassest — Beten heißt
Dich zurück zum Quelle finden,
Dem entsprungen einst dein Geist.

Lieder der Liebe.

1. Erde und Himmel.

Mein Herz ist die Erde und du bist der Himmel!
O wenn du wüßtest, wie Maienregen
Dein Lächeln herabthaut der welken, dürren Erde,
Wie dein Blick gleich Sonnenschein
Keime weckend und Blüthen reifend
Strahlen ausgießt über die arme dunkle Erde,
Wie dein Wort tönend hinschwebt,
Gleich dem Flug eines Engels hinschwebt
Ueber die lautlos stumme Erde,
Und wie ihr innerster Kern erbebt
Und wiederhallt den Klang seiner Schwingen
In tausendstimmigem Echo und lang,
Lang nachdröhnt und schwelgt

In dem hinsterbenden Klang!
O wenn du es wüßtest, wüßtest,
Du würdest immer lächeln, immer
Würde dein Blick mich anstrahlen,
Immer deines Wortes Friedensengel
Erweckend, belebend, begeisternd
Hinschweben über die dürre,
Dunkle, stumme Erde! —

Mein Herz ist die Erde und du bist der Himmel!
O wenn du wüßtest, wie deines Antlitzes Schwermuth,
Ein grauer neblichter Herbsttag auf ihr liegt,
Wie der Frost deiner Blicke, tödtendem Reife gleich,
Alle Blüthen versengt, daß die sinkenden Blätter
Dürr und fahl hintreiben im Wirbel des Windes!
Wenn du wüßtest, wie deines Wortes
Eisiger Anhauch gleich dem Athem des Winters
Hinfährt über die düstere, einsame Erde,
Und lähmt den Klang der geschwätzigen Quellen,
Und verscheucht der Vögel Gesang!
O wenn du es wüßtest, wüßtest,
Nie trübte die Schwermuth die Stirne,
Nie verdunkelte Trauer dein Auge,
Nie enschlüpfte ein Wort dir, hart und kalt

Hinrauschend wie des Todesengels Fittich
Ueber die winterlich öde,
Erstarrende Erde!

Aber ich bin die Erde und du bist der Himmel,
Und was du verhängest, Frühling wie Winter,
Gewitter wie Sonnenschein. Leben wie Tod,
Werd' ich empfangen und werd' es preisen
Als ein Geschick, das von Oben kömmt;
Denn du bist der Himmel, und ich bin die Erde!

2. Sonne und See.

Blau glänzt der See im goldnen Sonnenschein,
Als ob der Fluth der Himmel sich vermähle,
Und wie der See strahlt klar und hell und rein
Im Glanze deines Blickes meine Seele!

Doch birgt die Sonne trüber Wolken Nacht,
So färbt der See sich grau, grau meine Seele;
Drum strahl' mir liebes Aug' in alter Pracht,
Daß nicht der Seele Himmelblau mir fehle.

3. Glück im Leide.

Ich zog, ein Wandersmann,
Dahin des Lebens Bahn,
Und vor mir lag's wie eine Wüste,
Rings Steingeröll und Sonnenbrand
Und Dorngeflechte! — Sieh, da grüßte
Ein Röslein mich im dürren Sand;
Wie heißt du, morgenrothes Kind der Haide,
Wie heißt du, lieblich Röslein? —
Glück im Leide!

Ich fuhr im Lebensmeer,
Ein Schiffer, hin und her,
Rings Klippen, grell vom Schaum der Wogen
Umleuchtet in tiefdunkler Nacht;
Da flammte hell am Himmelsbogen
Ein Stern mir auf in lichter Pracht!
Wie heißt du, der in grauem Nebelkleide
Der Nacht ein Demant funkelt? —
Glück im Leide!

Ausgleitend hart am Rand
Der schroffen Felsenwand
Versank ich in des Abgrunds Spalten
Und säh' nicht mehr der Sonne Licht,
Hätt' Ephеu nicht mich festgehalten
Mit seinen Ranken, fest und dicht!
Wie heißt du, Epheu, dessen grün Geschmeide
Mich dürren Stamm umlaubte?
Glück im Leide!

Das Röselein im Haidegrund
Es war dein rother Mund;
Dein Aug' war's, dessen Sternenprangen
Erleuchtet meines Lebens Nacht;
Die Hand, die schützend mich umfangen
Am gähnend offnen Grabesschacht,
Du weißt, dein war sie! — Du nahmst Spitz' und Schneide
All meinem Gram! Du gabst mir —
Glück im Leide!

4. Mit vierblättrigem Klee.

Was zähl' ich dir die Wünsche her,
Die stets für dich mein Herz bewegen;
Du weißt, gern möcht' ich Erd' und Meer
Dir huldigend zu Füßen legen!

Du weißt, ich möcht' mit Duft und Glanz
Dir Schritt für Schritt das Leben schmücken,
Dir täglich neuer Freuden Kranz
Frisch blühend auf die Stirne drücken!

Was aber frommen Wünsche hier?
Gott hält dein Loos in seinen Händen;
Des Glückes Zeichen geb' ich dir,
Mög' er die Wirklichkeit dir spenden!

5. Auf der Halde.

Sie führten neue Pfade
Die Halde hier hinan,
Daß zum Spaziergang lade,
Die breit bequeme Bahn!

Den Weg, den wir gegangen
Vor manchem Jahr, mein Lieb,
Hält nun Gebüsch umfangen,
Und keine Spur mehr blieb!

O Dank euch, Waldeswogen,
Dank euch, daß dornumheckt
Vom Pfad, den wir gezogen,
Der Menge Schwall ihr schreckt!

Kein Alltagswort wird schallen,
Wo Weihe uns umfing,
Und nicht Gemeinheit wallen,
Wo Liebe selig ging!

O schütz' fortan und hüte,
Gestrüpp, den heil'gen Ort,
Und nur der Hänfling brüte,
Wildröschen blühe dort!

---

6. Bitte.

Frei über Bach und Wiesen
Geflügelt zog ich hin,
Von Blume trug zu Blume
Mich leicht bewegter Sinn.

Nun bin ich in's Netz gegangen,
Das mir dein Reiz gestellt;
Du hältst mich zwischen den Fingern,
Wie man den Falter hält.

Nur halt' mich nicht gefangen
Mit allzuderbem Druck;
Leicht löst sich von Falterflügeln,
Des Farbenstaubes Schmuck!

7. Waldgesang.

Die Drossel singt im Waldgebraus
Dasselbe Lied Jahr ein, Jahr aus,
Und weil es eben ihr Waldgesang,
Gefällt es dir dein Leben lang!

Und so auch grüßt, wie lange schon,
Mein Lied dich mit demselben Ton:
„Ich lieb' dich wie vor manchem Jahr
„Und werde dich lieben immerdar!“ —

So sing' ich jetzt mit kahlem Haupt,
Wie da es Locken einst umlaubt,
Und wird die Stimme dünner auch,
So sing' ich bis zum letzten Hauch!

Wohllautes viel ist nicht dabei!
's ist eben auch ein Herzensschrei,
's ist eben auch ein Waldgesang;
Gefall' es dir dein Leben lang!

---

8. Traum-Engel.

Ich lag heut Nacht, müd' wie ich war,
Dem Schlummer hingegeben,
Da sah ich Engel licht und klar
Im Traum mir niederschweben!

Der lächelt rosig wie ein Kind;
Ein andrer, glanzumwoben,
Umsäuselt mich wie Frühlingswind
Und winkt empor nach oben.

Betrübt, die Augen thränenvoll,
Blickt dieser mir entgegen,
Und jene jauchzend, wild und toll,
Umschwärmen mich verwegen;

Und andre schwingen sich empor
Mit Flöten und mit Geigen
Und stimmen an so süßen Chor,
Daß alle Lüfte schweigen!

So schwirrten sie um mich im Traum
Herum wie wilde Tauben,
Und nun erwachend fass' ich's kaum
Und will mir selbst nicht glauben! —

Wie, schwebtet ihr vielleicht um mich,
Ihr Geister guter Stunden,
Ernst mahnend: „Mensch, erinnre dich
Der Tage, die entschwunden!"

Umkreisten mich im Traumgesicht
Die Seelen künft'ger Lieder,
Mich aufzurütteln: „Säume nicht
Und schreib' uns endlich nieder!"

Traum-Engel, sinn' ich hin und her,
Woher wohl mögt ihr kommen?
Aus welches Himmels Strahlenmeer
Habt ihr den Flug genommen?

Wie, oder wär', mein Lieb, wohl gar
Dein Herz der Himmel eben,
Der jene lichte Engelschaar
Im Traum mich ließ umschweben?

Und wären's deine Gedanken, Kind,
Die reinen, unbefleckten,
Die kindlich ruhlos, wie sie sind,
Wie Kinder toll mich neckten?

Sie thaten so vertraut wie du,
Doch naht' ich voll Verlangen,
Gleich dir entflohen sie im Nu
Und ließen sich nicht fangen!

— — ———

9. Pilgerfahrt.

Stolz ragt des Berges schnee'ger Gipfel,
Dumpf rauschen der Tannen mächt'ge Wipfel;
Es stürzt mit donnerndem Getos
Der Bergstrom in des Abgrunds Schooß;
Um Felsen kreischt des Adlers Schrei,
Mich aber treibt's vorbei, vorbei!

Still liegt der See im Abendschein
Und Gletscher spiegeln sich darein,
Und munter in der grünen Welle
Spielt rothgesprenkelt die Forelle;
Vom Kirchlein her schallt Glockenklang,
Mich aber treibt's entlang, entlang!

Mich treibt die Sehnsucht von Ort zu Ort,
Mich treibt's zu dir allmächtig fort;
Denn wie die Sterne die Sonn' umkreisen,
Ist all mein Wandern, all mein Reisen,
Ist all mein Leben, glaube mir,
Nur eine Pilgerfahrt zu dir!

10. Ohne Dich!

Ich fühl's, so oft von dir ich gehe,
Daß Nichts ich wäre ohne dich,
Daß ich nur leb' in deiner Nähe,
Und mich verzehre ohne dich!

Wie heiß auch meine Seele glühe,
Ihr Brand verlodert ohne dich,
Und welcher Keim in mir erblühe,
Er welkt und modert ohne dich!

Aus dir strömt Fülle mir und Segen,
Und Wüste bin ich ohne dich,
Und wie der Bach, gebricht's an Regen,
Im Sand verrinn' ich ohne dich!

Du gibst den Inhalt meinem Leben,
Ein leeres Buch nur ohne dich,
Du weckst und krönst am Ziel mein Streben,
Das Qual und Fluch nur ohne dich!

Mir werden Siege Niederlagen
Und Glück Verderben ohne dich,
Ich kann mit dir das Höchste wagen,
Und kann nur sterben ohne dich!

11. Der Trank des Lebens.

O Trank des Lebens, trauriges Gemisch
Von eitlen Wünschen, schmerzlichem Entsagen,
Von Furcht und Hoffen, Ringen und Verzagen,
Berauschend erst, erquickend kühl und frisch,
Dann schal und matt und trüber jede Stunde,
O bittrer Kelch, wer tränke je dich leer,
Wer führte je nur kostend dich zum Munde,
Schwämm' Liebesglück süß duftend nicht einher,
Ein Rosenblatt, auf deiner Fluthen Meer!

---

12. Mein Stolz.

Das ist mein Stolz! Es wird in fernen Tagen,
Starb nicht verhallend längst schon mein Gesang,
Wie herb' er table, doch der Kenner sagen,
Er liebte heiß, der diese Lieder sang!

Es werden meines Geistes Traumgestalten
Dem Enkel einst, verschlang sie nicht die Zeit,
Verblaßte Züge nur entgegenhalten,
Doch Züge hoher, reiner Weiblichkeit!

Die Züge, die der herrlichsten der Frauen
Nachbildend einst die Liebe abgelauscht,
Die werden sie in meinen Liedern schauen,
So lang ihr Klang noch durch die Seelen rauscht!

Das ist mein Stolz! — Es trägt auf einer Welle
Der Zeitenstrom uns hin, und eine Nacht
Des Schweigens, oder eine Ruhmeshalle
Unsterblich leuchtend ist uns zugedacht.

13. Ewig.

Ich hab' dich geliebt gar manches Jahr
In trüben und hellen Tagen;
Ich theilte, was dir Freude war,
Und half im Leid dir klagen.

Ich liebe dich heut im grauen Haar,
Als hätt' ich erst gestern begonnen,
Ich liebe dich heut wie vor manchem Jahr,
Wie viele auch deren verronnen.

Ich werde dich lieben, ein welker Greis,
So lang noch die Pulse mir schlagen,
Ich werde dich lieben getreu und heiß,
Bis sie zu Grabe mich tragen!

Mein Herz empfing ich von Mutter Natur,
Sie kann seine Schläge mir lähmen;
Doch meine Liebe — versuch' er's nur —
Die kann selbst der Tod mir nicht nehmen!

Die wächst und dauert stets erneut
In üppig grünenden Trieben;
Ich hab' dich geliebt, ich lieb' dich heut,
Und werde noch jenseits dich lieben!

14. Letzter Wille.

Wenn einst der Tod an mein Lager tritt,
Drei Stücke gib in den Sarg mir mit:

Geraniumblüthe brennend roth,
Wie meine Lieb' war bis zum Tod;

Ein duftend Röslein auch leg' hin,
Wild wachsend wie mein freier Sinn;

Ein Lorbeerzweig lieg' auch dabei,
Ein Zweig nur, daß kein Kranz es sei!

Dann setz' an meinen Sarg dich hin,
Und weine, daß ich gestorben bin;

Und sprichst du dann: Wie der, wie der,
So liebt mich Niemand auf Erden mehr!

Dann ist mein Tagewerk gethan,
Dann schwingt mein Geist sich himmelan!

---

15. „Gedenke mein.“

Es war ein Traum zu mir herabgestiegen
Und sah mit Sternenaugen mild mich an:
Es war ein Traum — die Wirklichkeit will siegen,
Und hingeschwunden ist sein süßer Wahn.

O er war schön! — Er trug ja deine Züge,
Er sprach mit deiner Stimme ja zu mir —
Und wußt' ich auch, er täusche mich und lüge —
Er sprach mit deiner Stimme so zu mir:

„Gedenke mein!
Nur wie die Quelle träumt vom Mondenschein,
Der zitternd einst gespielt in ihrer Welle;
Nur wie die Rose denkt des Thaues Helle,

Der zitternd einst in ihrem Schoß geruht;
Nur wie Cypressenlaub des Leuchtwurms Glut,
Der's freundlich einst umstrahlt mit Lichtgefunkel;
Nicht mehr, noch öfter denke mein!
Im Glück nicht, nur in Stunden trüb und dunkel
Laß meines Bildes bleichen Dämmerschein
Dir Mondlicht, Thau und Leuchtwurmschimmer sein."

Aus der Jugendzeit.

1. Kind mit den blassen Wangen!

Kind mit den blassen Wangen,
Kind mit dem dunklen Haar,
Du sitzest, als wärst du gestorben
Seit manchem lieben Jahr.

Du sitzest als wärst du geformet,
Aus weißem, carrarischem Stein;
Du sitzest, als wärst du gedrechselt
Aus schneeigem Elfenbein.

Ich aber möchte dich sehen
In fliegendem Gewand,
Bei mitternächtiger Ampel
Den Becher in der Hand.

Ich möchte die Wangen sehen
Geröthet von rosiger Glut,
Ich möchte die Lippen sehen
Benetzet von Traubenblut.

Ich möchte die Augen sehen
Aufblitzen kühn und wild,
Ich möchte dich leben sehen,
Du schönes Marmorbild!

2. Ich hab' sie ein Mal gesehen.

Ich hab' sie ein Mal gesehen,
Dies eine Mal im Flug,
Ich hab' sie ein Mal gesehen,
Dies eine Mal genug!

Seit dem schwebt sie im Traume
Und schwebt im Wachen vor mir;
Da sitzt sie auf meiner Feder
Und gaukelt auf meinem Papier.

Ich hab' sie ein Mal gesehen
Und brannte loh und licht;
Sie hat mich zwar auch gesehen,
Sie aber brannte nicht.

3. Ich war in deinem Stübchen.

Ich war in deinem Stübchen —
Du warst gerade fort —
Da ging ich hin und wieder
Und suchte hier und dort.

Da fand ich eine Bibel
Und blätterte darein,
Und sieh, da stand es deutlich:
Der Mensch sei nicht allein

Da schrieb ich diese Zeilen
Und leg' sie dir hinein,
Und thust du nach der Bibel,
So komm' heut um halb neun!

4. Wenn Liebe kommt im Schleier.

Wenn Liebe kommt im Schleier
Und scheut den lichten Tag,
Wird Glück zur Todtenfeier
Und dient dem Glockenschlag.

Komm, Liebe, nicht als Nonne
Mit scheu gesenktem Blick!
Nichts, nichts von halber Wonne,
Nichts von verborgnem Glück!

Komm, Liebe, als Mänade,
Komm mit gelöstem Haar,
Aus Drang und nicht aus Gnade,
Nicht züchtig, aber wahr!

An Mathilde.

1.

Ich weiß, du hast mich verrathen,
Wie Judas, um schnöden Preis,
Wenn nicht um Silberlinge,
Doch um ein Myrthenreis.

Ich weiß, du hast mich verläugnet
Wie Petrus, aus Furcht und Scham;
Du konntest mir Zeugniß geben
Und schwiegst, da die Stunde kam.

Du ließest meiner Stirne
Aufdrücken das Mal der Schmach,
Du warst mir die letzte Stütze
Und diese Stütze brach.

Du hast an mir gesündigt,
Gefrevelt mit Hand und Mund;
Du ließest den Leidensbecher
Mich leeren bis zum Grund.

Nur Eines blieb noch übrig,
Nur Eines! Mathilde, sprich,
Hast du dein Werk vollendet,
Mathilde, vergaßest du mich?

2.

Mathilde, nicht frohlocke,
Noch immer bist du mein;
Mein Bild weckt dich am Morgen
Und schlummert mit dir ein.

Du kannst mich nicht vergessen,
Und weckst du auch Reu' und Leid,
Und gehst du in Sack und Asche
Und härenem Büßerkleid!

Vergessen kann Ergebung,
Vergessen kann Geduld,
Die Reue kann nur weinen,
Doch nie vergißt die Schuld!

Deine Liebe.

Was deine Liebe, Kind, mir ist?
Sie ist mir, laß dir sagen,
Ein Kraut, das grün am Weg mir sprießt
In späten Herbstestagen:

Sie ist mir eine Pflanze, Kind,
Die, aufgerafft am Wege,
Ich vor des Winters Frost und Wind
Im Glashaus schützend hege.

Ich wache, daß an Nahrung nicht
Und Licht es je ihr fehle,
Und daß ihr Wärme nie gebricht,
Dafür sorgt meine Seele.

Verlang' nicht höhern Wärmegrad,
Es wär' ihr zum Verderben;
Aufblühen rasch heißt in der That
Rasch welken nur und sterben.

Blüh' langsam auf und will die Frist
Zu lang dir, Blume, werden,
Gedenk', daß du die letzte bist,
Die noch mir blüht auf Erden.

Glosse.

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah;
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Goethe.

Gern versucht' ich mich in Glossen,
Wenn ich nur ein Thema fände;
Viele Werke unentschlossen
Wählt' ich durch und viele Bände,
Bis das Wählen mich verdrossen.
Blindlings, mögt ihr immer keifen,
Will ich in den Glückstopf greifen,
Und so wähl' ich jenes dort
Mahnend mit dem ersten Wort:
Willst du immer weiter schweifen?

Ei, die ersten Reime tönen
Nicht so übel, will ich meinen;
Laßt mich nur die Form gewöhnen,
Ist die Glosse bald im Reinen.
Wollt ihr aber mich verhöhnen,
Weil ich Goethe's Spruch ersah,
Wissend kaum, wie es geschah,
So bedenkt nur, wem auf Erden
Mag nicht zugerufen werden:
Sieh, das Gute liegt so nah!

Und zudem müßt ihr mir lassen,
Nichts im Grunde ist das Finden.
Aber Alles das Erfassen
Und das Fügen und das Binden
Und das Zwingen spröder Massen.
Nicht genügt's, daß Früchte reifen,
Erst vom Baum mußt du sie streifen,
Daß du Labung dir gewinnst;
So wird Glück auch zum Verdienst,
Lerne nur das Glück ergreifen!

Aber daß für Glück zu schätzen,
Daß dies Thema ich glossirte,

Das erhellt aus diesen Sätzen:
Wenn ich's geistreich variirte,
Ist mir's Glück, euch zu ergetzen;
Und wo nicht, so denket ja,
Wenn den Spruch ein Schwäch'rer sah,
Ihm wär's minder noch gelungen;
Also schweigt, ihr bösen Zungen,
Denn das Glück ist immer da!

Sonette.

1. An M. S.

Ich liebte dich zuerst, weil Ruhm dich schmückte,
Weil Gottes Weihe, über dich ergossen,
Mit Strahlen hielt dein lieblich Haupt umflossen,
Und Lorbeern in der Locken Nacht dir drückte;

Und als ich näher deinem Wesen rückte,
Und fand des Ruhmes seltenen Genossen:
Bescheidnen Sinn, in deine Brust geschlossen,
Da liebt' ich dich, weil mich dein Werth entzückte;

Jetzt aber, wo des Pöbels Sinn geblendet
Vom Edelstein zu buntem Glas sich wendet,
Jetzt lieb' ich dich um deines Muthes willen!

So dreifach liebend will ich dreifach schweigen,
Aus Pflicht, aus Scheu, und weil's der Liebe eigen,
So innig nie zu lieben, als im Stillen!

2. Thronesnähe.

Die Brust beut Wallenstein dem Todesstoße,
Verrath belohnt sein rastlos Siegesstreben
Für Oestreichs Herrschaft. Mit dem Leben
Büßt treue Freundschaft Friederichs Genosse.

Bernauer's Tochter, die empor vom Trosse
Zum Herzogsthrone Liebe wagt zu heben,
Dem Flutengrabe wird sie hingegeben,
Daß Bastardbrut nicht ihrem Schooß entsprosse.

Vergebens ruft nach Albrecht Agnes' Schatten,
Nicht retten Katte seines Friedrichs Thränen,
Kein Sieg kommt rettend Wallenstein zu Statten.

Drängt es euch noch, dem Throne nah zu stehen?
Und seht doch Freundschaft, Liebe, Ruhm vergehen,
Berührt vom Todeshauche seiner Schatten!

3. An —

(mit einem verhüllten Ankleide-Spiegel).

Der Rahmen hier, wenn seine Hülle schwand,
Zeigt deinem Blick nicht üpp'ger Schönheit Blüthe,
Doch Züge stiller Thatkraft, reiner Güte,
Wie selten nur ein Antlitz sie verband;

Zeigt Lippen dir, von deren Purpurrand
Als ob in Rosen eine Lerche brüte,
Melodisch stets nur süßer Wohllaut sprühte;
Zeigt Augen dir voll siegendem Verstand

Und Mienen so verklärt von geist'gem Leben,
Wie's einer Künstlerseele nur gegeben;
Dies Alles, sieh, umschließt der Rahmen hier!

So lüfte denn die Schleier, die ihn decken,
Und lasse deine Demuth nicht erschrecken,
Erkennt dein Blick einmal dich selbst — in dir!

Ghaselen.

1.

Laß vom Ghasel dir sagen, es reift in seinem Schooß
Auch Fülle der Gedanken, nicht Duft des Reimes bloß.
So unbeschränkt im Raume als frei in Maß und Klang,
Ist es der Liebe Bote, des Trinkers Zechgenoß;
Es tönt von Lust und Klagen, von Lehre wie von Scherz,
Wie Gunst des Augenblickes in seine Form es goß.
Ganz Wohlaut ist sein Wesen, ganz Anmuth ist sein Hauch,
Ganz Blüthengruß des Landes, dem Hafis Lied entsproß.

2.

Es schrieb der Herr ein Buch in sieben Tagen,
In dem all' seine Weisheit eingetragen,
Und ob wir gleich Jahrtausende drin lesen,
Noch viele Blätter sind nicht aufgeschlagen!
Wohl dämmert Licht uns, wo für unsre Väter
Noch dumpfe Nacht und schwarzes Dunkel lagen,
Doch Räthsel gibt's, dran kommende Geschlechter
Noch stumpf, wie wir, des Scharfsinns Zähne nagen!
Woher der Geist uns kömmt, der aufwärts streben
Vom Staub uns läßt und Himmelsflüge wagen,
Wohin er geht, wenn seine Schwingen brechen,
Stumm bleibt die Sphinx Natur auf diese Fragen!
Und welche Müh' die Menschheit auch dran wende,
Und ob wir, Kinder, zürnen oder klagen,
Und fromm uns zeigen oder ungeberdig,
Woher? Wohin? wird sie uns niemals sagen!

3.

Die Tage fliehen, Jahre schwinden hin,
Werft Freunde, finstern Wahnes Binden hin!
Ihr lebt in Kummer, müht euch ab voll Ernst,
Ich gebe meinen Gram den Winden hin!
Bethörte, schmäht nicht meine Lust!
Wir wandeln all' in Irrgewinden hin,
Doch schlängeln meine Pfade sich bequem
Durch duft'ge Schatten hoher Linden hin,
Die Quellen rieseln, und die Sonne strahlt,
Doch fruchtlos blinkt ihr Schimmer Blinden hin!
Genießt, legt unter'm Flieder euch zur Rast,
Nicht unter düstre Tamarinden hin!

4.

Ich kann auf Andre nicht dein Aug' gerichtet sehen,
Eh' wollt' ich dich vom Tod entfärbt, vernichtet sehen!
Versammelt hat um dich dein Reiz ein Freierheer,
Wann werd' ich von der Spreu das Korn gesichtet sehen?
Ich weihte dir mein Herz, doch will ich nimmermehr
Mit andern zur Trophä' es aufgeschichtet sehen!
O lächle nur, und denk', wie er auch zürnt und tobt,
Der nächste Morgen wird den Streit geschlichtet sehen!
Ich aber sage dir, mein Herz ist wieder flott,
Die Anker wirst du, eh' du's denkst, gelichtet sehen.

5.

Grünend zieht durch alle Länder
König Lenz, der Duftverschwender;
Und die Blumen kleiden alle
Eilig sich in Festgewänder;
Um der Bäume Pfeiler winden
Epheu, schmückend, Kranz und Bänder,
Und zum Teppich schwillt der Rasen,
Und die Quelle rauscht behender.
Du auch, Lied, eil' darzubringen
Huldigung dem Liederspender,
Aber dann erst als Vasalle
Biet' ihm deiner Treue Pfänder,
Wenn er dir den Schwur geleistet
Auf der Rose Purpurränder,
Mild und lieblich wahr zu machen
Die Verheißung der Kalender.

6.

Ich saß beim Wein, die Schwermuth zu bezwingen;
Die Hand umkreiste mit magnet'schen Ringen
Gedankenlos im Spiel des Bechers Ränder.
Und zauberisch beginnt ihr Gold zu klingen
Und schäumend gährt und zischt der Wein im Becher
Als weht' es drüber hin mit Geisterschwingen,
Und blendend taucht es auf aus seinen Fluten —
Dein Antlitz sah ich aus den Wellen dringen.
Schon zeigt sich schneeig mir des Nackens Fülle
Schon will ich dich mit heißem Kuß umschlingen,
Da fällt der Kelch, da war dein Bild verronnen! —
Ich aber sprach: Zusammen uns zu bringen
Soll's selbst des Traumes Regenbogenflügeln,
Des Weines süßem Wahnsinn nicht gelingen.

7.

Flüchte wie vor Pest und Blattern,
Birg dich hinter Netz und Gattern,
Sorge wird dich noch ereilen,
Doch Verdruß hinüberflattern!
Stopf' mit Wolle dir die Ohren,
Dennoch hörst du Klatschsucht schnattern;
Panzre dich mit Stahl und Eisen,
Dennoch stechen dich die Nattern;
Denn an jeder Wiege bitten
Leid und Neid sich zu Gevattern.

8

Liebesglück und Liebestrauer
tönt mein Lied, doch klang es auch
Oft von Haß und Zornesgluten,
von Parteiwuth sang es auch;
Wie die Feuersbrunst verkündet
weithin vielgestalt'ger Rauch,
Also feuerlärmend Kunde gab von
Druck und Zwang es auch;
Lauten Fluch und leise Klage,
müder Herzen letzten Hauch,
Thalerklang, Maschinenbrausen
wiederhallte bang es auch;
Freiheit sang es, und von Freiheit
macht' es selber auch Gebrauch,
Denn Gesetz und Regel leider
oftmals übersprang es auch.

Schmäht es nicht, weil oft mit Rosen
es bekränzte Faß und Schlauch,
Fremd nicht blieb ihm Höh' noch Tiefe,
und zum Herzen drang es auch!
Schmäht ihr dennoch, wird es schweigend
tragen dies mit Gleichmuth auch,
Krönt Verdienst es doch, und
vieler Edlen Lob errang es auch!

9.

Bethört hat mich mein Trunk, im Wein ist Mohn gewesen,
Daß ich für Marmor hielt, was doch nur Thon gewesen,
Daß ich im Staube lag vor jenen falschen Götzen,
Daß mir ein Weihaltar der Weltlust Thron gewesen.
Für Alles, was ich Thor ihr thöricht hingeopfert,
Für Alles, was ich litt, was ist mein Lohn gewesen?
In meine Nacht fiel nie ein warmer Strahl der Freude,
Spott ist, was man mir bot, und kalter Hohn gewesen.

10.

Es strahlt ein Stern mir überm Haupt
und scheint er blaß der Welt,
Ein Thor, der Werth und Unwerth mißt
am falschen Maß der Welt!
Schenk' ein, mein Mädchen, bis zum Rand
schenk' meinen Becher voll;
Mir würze Liebe Wein und Mahl,
nicht schaler Spaß der Welt!
Dein Flügel trag', Begeisterung
mich fort von Stern zu Stern,
Ein Andrer poche, daß es schallt,
an's leere Faß der Welt!

11.

Dies ist der Ort und dieses ist die Stelle!
Die Sterne schimmern und der Mond scheint helle,
Die Zweige flüstern, duftend winkt das Moos:
Doch, wo bleibst du, du liebliche Gazelle?
Heiß ist mein Durst und meine Sehnsucht groß,
O, tränk' mich bald, du meiner Freuden Quelle!

12.

Nach dem schönen Glück, das nie wir kennen sollen,
Hätte nie der Wunsch in uns entbrennen sollen!
Was die Herzen so allmächtig uns bewegte,
Nie mit Worten hätten wir's uns nennen sollen!

13.

Die Zeit ist ernst, und mehr als Spiel das Leben;
Faßt scheu denn, wie der Rose Stiel, das Leben,
Denn wißt, geritzt erst glaubt an seine Dornen
Gar Mancher, dem sonst wohlgefiel das Leben!

14.

Was feindet ihr so sehr die paar Ghaselen an?
Was thaten sie euch denn, sie so zu schmälen, an?
O rufet nicht mir zu: „Dies ew'ge Einerlei!"
Ich biete mancherlei nun euch zu wählen an,
Denn was in Iran schön von schönen Lippen tönt,
Spräch's euch nicht freundlich auch aus deutschen Kehlen an?
Ihr wollt uns immer neu, zu mind'stens neuen Schnitts;
Drum, wem's an Eignem fehlt, der fängt zu stehlen an.
Nichts paßt zu nord'schem Ernst so sehr als Südens Form,
Traut hört sich's am Kamin vom Lenz erzählen an,
Und wenn Extreme je die Kunst vereinen darf,
So steht dem Dichter es, sie zu vermählen, an.

Ritornelle.

I. Baum, Strauch, Blume.

1.

Ihr Föhren, ihr Fichten!
Ob ihr als Kiefern langweiliger seid,
Der Streit wäre schwierig zu schlichten.

2.

Traurige Weiden!
Ihr mahnt mich an leidiges Korbgeflecht,
Und Körbe schufen mir Leiden.

3.

Stattliche Rüstern!
So alt seid ihr schon und so hoch,
Und noch immer plaudern, noch immer flüstern!

4.

Herbstliche Aster!
Stern ist dein Aug' und Rose dein Mund,
Perle dein Zahn, dein Leib Alabaster.

5.

Giftiges Fingerhütchen!
Weil gestern dich Mütterchen schalt,
Kühlst du heute an mir dein Müthchen.

6.

Braune Aurikeln!
Thu, wie ich will, und lieb' mich fein,
Und um den Finger kannst du mich wickeln.

7.

Gelbe Narcissen!
Du trägst am Mieder mein Kreuz nicht mehr,
Drum hab' ich dein Band mir vom Hut gerissen!

8.

Spanischer Flieder!
Ich poch' an der Thür und thust du nicht auf,
So kam ich heute und komme nicht wieder.

9.

Tulpe, gesprenkte!

Wie lange, du Spröde, noch quälst du mich?

Bis ich ersäufte mich oder erhenkte?

10.

Blühende Wicken!

Die Alte sitzt an der Thür und spinnt,

Das Mädchen seh' ich am Fenster mir nicken.

11.

Epheugeranke

Tödtet den Baum, den's umschlingt,

Und so warmes Gefühl der kalte Gedanke.

II. Mensch und Thier.

1.

Mein Schatz ist ein Koch;
Die Braten verbrennt und die Suppen versalzt er,
Aber ich liebe ihn doch.

2.

Mein Schatz ist ein Schneider;
Bügeleisen führt er und Scheere,
Nur sind im Versatz sie jetzt leider.

3.

Mein Schatz ist ein Schreiner,
Aermer zwar als der Schmied,
Aber die Hände sind reiner.

4.

Eingebildeter Mensch!
Thebaner schiltst du die andern —
Beni mm dich doch selbst erst athen'sch!

5.

Krähe nur, Hahn!
Anführer wähn' dich der Hühner,
Aber sie führen dich an.

6.

Riesiger Strauß!
Herrlich schmückt' dich Natur, nur wählte
Seltsam die Stelle sie aus.

Margot's Lieder.

Aus dem frühesten Entwurfe des dramatischen Gedichtes „Wildfeuer“.

1.

Wenn ich ein rothes Röslein wär',
Da spräch' ich zu den Bienen:
Holt anderswo den Honig her,
Ich kann damit nicht dienen!

Wenn ich ein rothes Röslein wär',
Ich spräch' zum Käferleine:
Um andere Blumen schwärmt, mein Herr,
Ich blüh' für mich alleine.

Wenn ich ein rothes Röslein wär',
So blüht' ich meine Tage,
Und wenn die Frist verstrichen wär',
Verwelkt' ich ohne Klage!

2.

Mein Lieb ist ein Jäger,
Und grün ist sein Kleid,
Und blau ist sein Auge,
Nur sein Herz ist zu weit.

Mein Lieb ist ein Jäger,
Trifft immer in's Ziel,
Und Mädchen berückt er,
So viel er nur will.

Mein Lieb ist ein Jäger
Kennt Wege und Spur,
Zu mir aber geht er
Durch die Kirchthüre nur.

Selbstschau.

Wär' ich nur einmal nicht ich selbst
Und könnt' ich mich selber sehen,
Wie Andre, die auf meinem Weg
An mir vorübergehen!

Was ich wohl dächte da von mir?
Ob mir der Mann gefiele?
Ob ich nicht dort ging', ging' er hier,
Wenn auch zum selben Ziele?

Ob mich erwärmte seine Glut,
Ob mich sein Lied entzückte?
Ob kalt vor ihm ich zög' den Hut,
Ob ich an's Herz ihn drückte?

Ob gleichgestimmt sich unser Sinn
In Lieb' und Haß vereinte?
Ob ich nicht spräche: Fahr' du hin,
Du bist nicht, wie ich meinte!

Vergebner Wunsch! denn festgebannt
Im eignen Sein lebt Jeder
Und treibt, sich selbst nur unbekannt,
Des Weltgewühles Räder.

O könnte ich . . . . .

O könnte ich mit meines Blutes Wellen
Dich heilen von dem Schmerz, der dich bedrängt:
Hier ist es; laß den Adern es entquellen.

Könnt' meiner Augen Licht das Uebel wenden,
Das nah und näher dir an's Leben drängt:
Hier sind sie; laß sie ew'ges Dunkel blenden.

Des Wortes Kraft, die Gabe holder Lieder,
Wer rettend, Engel, dir Genesung schenkt —
Er nehm' sie hin und gebe dich mir wieder!

Dichten.

Zuckend leise
Fühl' ich es keimen, fühl' ich es gähren,
Und ich lass' weise
Die Triebe walten, den Drang gewähren.

Manches ergreifen
Mag trotziger Eifer, stürmisch Verlangen,
Aber es reifen
Reichere Güter dem stillen Empfangen.

Plumpes Wollen
Könnte nur stören, könnte nur schaden,
Selber sich rollen
Muß von der Spule der goldene Faden!

Ein Porträt.

Du bist bewegt und stille,
Bist einfach und doch klug,
Dir ward ein fester Wille
Und Milde doch genug.

Zum Vortheil dich zu zeigen
Gebricht dir oft das Wort,
Doch frommte dir zu schweigen,
Da sprichst du muthig fort.

Du ziehest an, nicht Viele,
Doch diese hältst du fest;
Zu schlecht dünkt dir zum Spiele,
Wer mit sich spielen läßt.

111

Mag der und jener kommen
Und flehen, du sprichst: Nein!
Du willst im Sturm genommen,
Nicht überredet sein.

Die Witwe des Blinden.

Mit Blindheit schlug sein Aug' des Lebens Noth,
Ihm grünten nicht mehr dieser Erde Auen;
Nun öffnet das geschlossne ihm der Tod
Und läßt des Himmels Strahlenglanz ihn schauen.

Ich habe für dich, Blinder, einst gewacht,
Nun ist die Blindheit über mich gekommen,
Denn du, mein Licht in dieser Erdennacht,
Du, theurer Gatte, wurdest mir genommen.

Ich führte dich in deiner Blindheit Nacht,
Nun, Theurer, siehst du heller als wir alle,
Und wie ich dir sonst sagte: „Hier, gib Acht!"
So führe du mich nun, daß ich nicht falle.

Steig' auf, geliebter Schatten.

Steig' auf, geliebter Schatten,
Vor mir in todter Nacht
Und lab' mich Todesmatten
Mit deiner Nähe Macht!

Du hast's gekonnt im Leben,
Du kannst es noch im Tod.
Sich nicht dem Schmerz ergeben,
War immer dein Gebot.

So komm! Still' meine Thränen,
Gib meiner Seele Schwung
Und Kraft den welken Sehnen,
Und mach' mich wieder jung.

Es war bei Nacht . . .

Es war bei Nacht; ich saß allein und sann.
Da war es mir, als fühlt' ich ihre Nähe,
Als ob ihr Hauch an meine Schläfe wehe,
Als spräche ihrer Stimme Klang mich an.

Und also sprach sie: „Weine nicht, fass' Muth!
„Blick' nicht nach einem Grabe schmerzestrunken,
„Als wär' die Liebe dir hinabgesunken,
„Wo Asche nur bei Asche friedlich ruht.

„Die Seele, die du liebtest, wisse, lebt,
„Sie lebt in dir, sie hat dein tiefstes Wesen
„Zur zweiten Heimat liebend sich erlesen,
„Und denkt und fühlt, und schafft in dir und strebt

„Ihr Anhauch läßt in schmelzendem Gesang
„Der Seele Saiten rauschend dir erklingen,
„Und will dein Geist sich zu den Sternen schwingen,
„Ihr Flügel trägt die Wolken dich entlang.

„Ihr Flüstern ist's, das dir im Herzen spricht,
„Will Mißmuth Willen dir und Thatkraft lähmen,
„Ihr Mahnen heißt dich wilden Schmerz bezähmen
„Und dich von ihm befreien im Gedicht."

Lieder

aus dem dramatischen Gedicht „Schwert, Hammer, Buch".

1. Claudia's Lied.

Der schlaue Vogelfänger
Hat rings sein Netz gestellt;
Es glüht die rothe Beere,
Und seine Pfeife gellt.

Das Vöglein spielt im Laube
Und hüpft von Ast zu Ast,
Es wetzt das rothe Schnäblein
Und hat nicht Ruh noch Rast.

Da locken es die Töne,
Der Beeren Purpurschein,
Da flattert's nah und näher,
Da fällt's in's Netz hinein.

2. Winzerlied.

Der Himmel gibt das Feuer,
Die Erde gibt das Naß,
Die Erde füllt die Scheuer,
Der Himmel füllt das Faß.

Und zwischen Erd' und Himmel,
Was heller als Sonnenschein,
Was lieblicher als Traube,
Was süßer als süßer Wein?

Wir ernten die goldnen Beeren,
Wir keltern den süßen Wein,
Und zwischen Erd' und Himmel
Was muß der Winzer sein?

Ich sag' euch, er ist ein König;
Das Faß, es ist sein Thron,
Sein Scepter ist der Becher
Und Weinlaub seine Kron'.

Dem Augenblick sein Recht.

Wer fragte je den Flieder, wer die Linde,
Woher der Duft wohl ihrer Blüthen sprießt?
O frag' dein Herz nicht, wenn du glücklich bist,
Warum so selig froh es sich empfinde?

Was ist dein Glück? Vielleicht nur Traumesschatten!
Was ist dein Glück? Vielleicht nur Nebelduft!
Greif' täppisch zu, und es zerrinnt in Luft,
Und kann es herbe Wahrheit dir erstatten?

Nein, laß dich spielend die Minute wiegen,
Genießen , was dir ihre Gunst verleiht,
Und hinter dir für ein Spanne Zeit
Laß finstern Ernst und trübe Vorsicht liegen!

Sie kommen früh genug, um dich zu quälen,
Gedanken und Bedenken mancherlei,
Der Mißgunst Spott, der Menge roher Schrei,
Der fromme Tadel heuchlerischer Seelen!

Sie kommen früh genug! — So laß sie kommen,
Benütz' den Tag, denn nur der Tag ist dein,
Und eh du's ahnest, ist der Sonnenschein
Des Tages wie des Glückes dir verglommen!

Was widerstrebst du? — Liebe du und lebe!
Greif' muthig in das Glücksrad: Welt, hinein:
Ob deine Hand für Tage holden Schein,
Ob ächtes Gold für lange Jahre hebe!

Antwort.

Fragst du, Beste, was mir fehle,
Daß ich trüb und finster bin?
Langeweile, liebe Seele,
Rafft des Lebens Mark mir hin!

Der Verkehr mit so viel Tröpfen,
So viel Dünkel, so viel Haß,
Dieses nimmer müde Schöpfen
In ein Danaidenfaß;

Dieses Streben, ohne Mittel
Zu gelangen je an's Ziel,
Dies Gemäkel, dies Gekrittel
Ach, um einen Pappenstiel;

Des Geschäftes dürre Wüsten
Ewig vor mir ausgedehnt — —
Ach, wie nach der Muse Brüsten
Sich zurück die Seele sehnt!

Müßiggang ist schwer zu tragen,
Doch er läßt den Geist uns frei,
Und die schlimmste aller Plagen
Ist geschäft'ge Spielerei.

Frag' nicht weiter, was mir fehle,
Daß ich trüb und finster bin;
Langeweile, liebe Seele,
Rafft des Lebens Mark mir hin.

Zigeunerlied.

(Aus dem unvollendeten Schauspiele „Schloß Murány".)

Schloß Murány! Schloß Murány!
Will dich Vesselényi freien,
Sprichst du höflich: Müßt verzeihen;
Habt zu spät euch umgeschaut,
Bin schon des Rákóczi Braut!
Ha, ha, ha!
Bin schon des Rákóczi Braut!

Schloß Murány! Schloß Murány!
Zu erklimmen deine Klippen
Braucht es Flügel an den Rippen,
Und die Schwaben, wie man spricht,
Prahlen nur und fliegen nicht!
Ha, ha, ha!
Prahlen nur und fliegen nicht!

Altmütterchen

(nach Beranger's „la bonne Vieille").

Du alterst einst, mein Mädchen jung und reizend,
Du alterst einst und ich werd' nicht mehr sein,
Denn doppelt stellt in meine Rechnung geizend
Verlorne Tage, scheint's, die Zeit mir ein.
Sei's! Ueberlebe mich! Doch treu und bieder
Wahr' alternd meine Lehren noch dein Sinn,
Und vor dir hin summ' deines Freundes Lieder,
Altmütterchen, am herbstlichen Kamin!

Und sucht der Blick des Forschers unter Falten
Der Züge Reiz, die mich begeistert einst,
Und fragt dich, wie nach Märchentraumgestalten,
Die Jugend dann: „Wer ist's, um den du weinst?"
Erzähl', gib unsrer Liebe Bild ihr wieder,
Ihr Glück, selbst meines Argwohns Phantasie'n,

Und vor dich hin summ' deines Freundes Lieder,
Altmütterchen, am herbstlichen Kamin!

Und fragen sie: „Sag', wußt' er einzunehmen?"
Erröthe nicht, und sprich: „Ich liebte ihn!" —
„Durft' je gerechter Vorwurf ihn beschämen?" —
„Nein", rufe stolz, nein, „wacker war sein Sinn!"
Sag' ihnen, wie der Geist bald auf bald nieder
Mich wechselnd trug vom Scherz zur Wehmuth hin,
Und vor dich hin summ' deines Freundes Lieder,
Altmütterchen, am herbstlichen Kamin!

Du, die ich lehrte Frankreichs Loos beweinen,
Sag' seiner Helden keimendem Geschlecht,
Daß meinem Volk ein Tröster zu erscheinen
Mein Lied stets wiederhallte: „Sieg dem Recht!"
Erinnre sie, daß rauhen Sturms Gefieder
Uns zwanzig Lorbeerernten raffte hin,
Und vor dich hin summ' deines Freundes Lieder,
Altmütterchen, am herbstlichen Kamin!

Geliebte, wenn in deine grauen Haare
Noch Kränze spät mein flücht'ger Nachruhm drückt,
Wenn deine Hand mit jedem jungen Jahre

Mit Blumen deines Dichters Bildniß schmückt,
Wein' nicht, blick' still empor! „Ich seh' ihn wieder,
Dort trennt uns nichts mehr", denk' dein frommer Sinn,
Und vor dich hin summ' deines Freundes Lieder,
Altmütterchen, am herbstlichen Kamin!

Ein Tag in Reichenau.

In hoher Tannen würz'ger Nacht
Hab' ich den Morgen hingebracht,
Und unter'm Schattendach der Linde
Verging der Mittag mir gelinde;
Auf offner Flur, umhaucht vom West,
Beschließ' ich nun des Tages Rest!

So war mein Leben! — Nie empfand
Zu herb ich heißen Sonnenbrand;
Es trafen mich in Schattenkühle
Des Morgens Gluth, des Mittags Schwüle,
Und nun am Abend, hell und rein:
Umfließt mich goldner Abendschein!

Und doch, was war es? — Qual und Noth,
Zwar Sorge nicht um Dach und Brod,
Doch eitle Müh', siegloser Drang,
Wunsch, der Erfüllung nie errang,
Arbeit, mit der doch nichts gethan,
Ein Taumeln wirr von Wahn und Wahn!

Das Beste, was mein Loos mir bot,
Das birgt die Erde, nahm der Tod!
Was war mein Leben? — Eine Frucht,
Wie an des todten Meeres Bucht
Sie golden reift in hellem Laub,
Doch immer Asche, Moder, Staub!

Franz Heinz

(gestorben den 3. Jänner 1841).

Er war mein Diener, und ich war ihm gut! —
Er trug die goldne Borte auf dem Hut,
Er schwätzte unter'm Hausthor mit den Dirnen,
Er spielte, tanzte, sang; er ließ beim Wein
Die Erde rund und blau den Himmel sein,
Und ahnte nie, wie Denken furcht die Stirnen.

Er war ein sorglos heitres junges Blut;
Im Arm des Glückes hatt' er nie geruht,
Und geizte auch nicht sehr nach seinen Gaben;
Ein volles Glas und eine schmucke Magd
Und Knaster, seinem Herren abgejagt,
Die kargen Freuden mocht' er immer haben.

Doch auch in diesen Freuden barg sich Gift;
Die Krankheit, die in's Leben immer trifft,
Wie langsam ihre Opfer auch verbluten,
Die Krankheit, die des Athmens Quell entwafft,
Und tödtet mit dem Hauch, der Leben schafft,
Die zehrt' ihn auf in ihren Fiebergluthen.

Es war ein Mensch, wie eben Viele sind.
Doch war er auch nur armer Eltern Kind,
Vor vielen durft' er froh sein Haupt erheben,
Sich preisend, daß ein glücklich Loos ihm fiel;
Das Schicksal gab ihm wenig und doch viel,
Des Lebens Nothdurft und die Lust am Leben!

Das war's! — Sein grüner, lebenskräft'ger Sinn
Der zog mein träumend Wesen zu sich hin;
Er war viel treuer nicht als seines Gleichen,
Nicht fleißiger, gewandter, fein'rer Art;
Doch frische Kraft mit keckem Muth gepaart,
Die wollten stets wie Zauber mich beschleichen.

Ich denk' es noch, wie oft bei tiefer Nacht,
Wenn müd' des Geistes Flügel ich gedacht,
Ich flüchtete zu seinen losen Schwänken;

Da hub er an, und was er hörte, sah,
Derb, grell, ja roh, doch lebend stand es da,
Und Schlaf begann sich mir herabzusenken!

Ich denk' es noch, wie oft der morsche Kahn,
Hinab uns trug des Flusses klare Bahn!
Wie kräftig er das Ruder wußt' zu lenken!
Wie da sein Herz des Jugenddranges voll
In harmlos heiterm Jubel überquoll;
Ich denk' es noch, und immer werd ich's denken!

Ich denk' auch noch, oft riß manch' rauhes Wort
Der Stunde Drang mir von den Lippen fort,
Und schweigend hat er alle sie getragen;
War's meine Laune bloß, war's seine Schuld,
Er nahm es hin, halb Leichtsinn, halb Geduld,
Und hob sich auch mein Arm, um ihn zu schlagen.

Zu schlagen? Ja, ich that's! — Vielleicht mit Recht;
Ich war der Herr und er der träge Knecht,
Er trotzte — doch ich höre Stimmen sprechen
In meinem Herzen, seit das seine brach,
Die sagen, daß er wehrlos war und schwach,
Und daß es klein ist, sich an Schwachen rächen.

Und dennoch that ich's! — Flammend tritt das Blut
In's Antlitz mir, in's Auge Thränengluth! —
Die Worte all', die hier ich hingeschrieben,
Obwohl mein Herz, mein vollstes Herz sie spricht,
Wär's besser nicht, Franz Heinz, sie wären nicht,
Und ich wär' rein von jener Schuld geblieben?

Wär's besser nicht, des Geistes Kraft und Drang,
Der Seele Gluth und ihrer Lieder Klang,
Wär's besser nicht, wenn alle sie verrönnen,
Und statt zu treiben, was nicht jeder kann,
In Demuth übte ich, ein schlichter Mann,
Die eine Kunst, die auch die Aermsten können?

Wär's besser nicht, jetzt, da dein Auge brach,
Ich sähe dir, wie einem Vogel nach,
Der sturmgejagt an's Fenster mir gekommen,
Dem Schutz ich gab in rauher Winternacht
Und der, da duftend nun der Lenz erwacht,
Zur Heimath zwitschernd seinen Flug genommen?

Doch ist's geschehen! — Du gingst heim, Franz Heinz,
So wäge Gott dein Unrecht ab und meins!
Ich weiß wohl, du — du wirst mich nicht verklagen

Ich weiß es, sieht dein Blick vom Sternenzelt,
Wie meine Seele grübelnd selbst sich quält,
Du sprichst: „Ei Herr, das hatte nichts zu sagen!"

Franz Heinz, leb' wohl! — Mag sein, daß mein Gemüth
Dein Bild mit seinen Farben angeglüht,
Und Werth ihm lieh, den niemals es besessen,
Doch weil ich dich geliebt, um dich geweint,
Bleib' meinem Loos in meinem Lied vereint,
Und leb' mit mir, und sei mit mir vergessen.

3. Jänner 1841.

Schwere Jahre.

1864 — 1867.

1864—1865.

1.

Hoffnung.

Matt schweift und träumerisch dein Blick umher;
Du neigst das Haupt und deine blassen Züge
Verzieht der Schmerz zu eines Lächelns Lüge,
Indeß die Hand im Schooß liegt träg und schwer,
Zu müd', den Worten Zeugenschaft zu geben,
Die seufzergleich dir von den Lippen schweben!

Und wie der Leib, so auch erlahmt dein Geist;
Wie Espenlaub dem Windeshauch erbebend,
Der Welle gleich sich senkend und erhebend,
Von kleiner Sorgen Mückenschwarm umkreist,
Erschöpft und zagend senkt er seine Schwingen,
Die sonst mit Adlerflug zur Sonne dringen!

O schwank' nur schaukelnd hin- und herbewegt
Du leidensmüder Geist! Dein Flügelsenken,
Weckt Andern auch es Sorgen und Bedenken,
Hat Trostesbalsam mir auf's Herz gelegt;
Noch hat die Erde dich, noch überwindet
Der Geist, der ahnt, der Körper, der empfindet!

Noch hält in seinen Banden dich der Leib!
Denn schiedest du, und brächest deine Ketten,
Empor in deine Heimat dich zu retten,
So gingst du nicht, ein staubgebornes Weib,
Du schwängst dich heiter, hier schon lichtumflossen,
Ein Engel auf zu deinen Lichtgenossen!

Tief unter dir läg' alles Erdenleid,
Und unser Gram, und unser schmerzlich Sehnen,
Dir gält' es mehr nicht als der Kinder Thränen,
Die spielen möchten, wenn es Lernens Zeit;
Und lächelnd spräch' dein Blick zu deinen Lieben:
Liebt mich, so leb' ich! Laßt den Staub zerstieben! —

Du gingst von hinnen selig und verklärt,
Groß wie die Sonne sinkt, verhallend leise
Wie Glockenklang und frommer Lieder Weise,

Ein Lichtstrahl, der zum Lichte wiederkehrt!
So schiedest du, wär' deine Zeit gekommen,
Bar aller Unruh, aller Furcht entnommen.

Drum schwank' nur, schaukelnd hin und herbewegt,
Du müder Geist, und laß dein banges Zagen
Beglückend mir in's Herz die Hoffnung tragen,
Daß sicher noch dein Leib den Geist umhegt,
Daß fest in Eins gefügt zu Lust und Leiden
Kein Bruch noch ihnen droht, und uns kein Scheiden!

2.

Verschmähter Trost.

Du weisest von dir schmerzzerrissen,
Was sänft'gend Liebe zu dir spricht,
Du willst von keinem Troste wissen,
Denn Worte, sagst du, heilen nicht!

Ich weiß es wohl, es frommt kein Trösten,
Eh' schwindend vor der Hoffnung Strahl
Die Schleier sich vom Aug' dir lösten,
Mit denen Gram es trübt und Qual!

Ich weiß es wohl, doch wenn genesen
Du einst zurückblickst, siehst du wohl,
Daß dennoch Trost es dir gewesen,
Was nichtig heut dir scheint und hohl!

Wie unbewußt im Lenz die Blüthe
Sich aufthut goldnem Sonnenstrahl,
So schließt das Herz auch reiner Güte
Sich träumend auf in seiner Qual!

Erblüht erst weiß vom Knospenspringen
Die Rose, neubelebt erst fühlt
Dein Herz, wie heut mit weichen Schwingen
Dir Liebe sanft das Haupt gekühlt!

3.

Nur nicht das Eine.

Trost und Bedauern,
Mitweinen und Trauern
Mehrt dir im Herzen
Nur schärfend die Schmerzen!

Darf nur durch Schweigen
Sich Liebe dir zeigen?
Auch das wohl vollbringt sie,
Selbst Seufzer bezwingt sie:

Nur woll' nicht das Eine,
Daß fröhlich sie scheine,
Daß lächelnd sie leiden
Dich schaue und — scheiden!

4.

Am Krankenbett.

Ich saß an deinem Lager,
Du lagst erschöpft von Qual
In halbem Schlaf versunken,
Die Wangen blaß und fahl.

Um deine Lippen spielte
Ein Zug von herbem Leid,
Ich aber saß und dachte
Vergangner, ferner Zeit!

Wie da dein Auge blitzte
Wie deine Stimme klang,
Wie stolz dein Haupt sich wiegte,
Wie schwebend leicht dein Gang!

Wenn Einer nun mich fragte,
Gedacht' ich still bei mir,
Ob jene mehr ich liebte,
Ob jetzt die Kranke hier? —

„Thor! würd' ich ihm erwidern,
„Zeit, die sonst Schönheit raubt,
„Häuft neuen Liebreiz täglich
„Mir auf dies blasse Haupt;

„Durch Jahre still verbunden,
„Zwei Herzen nur ein Herz,
„Glück, jubelnd mit empfunden,
„Und treu getheilter Schmerz;

„Ein Streben nach Einem Ziele,
„Ein Wandeln Hand in Hand,
„Vertrauen, Dank und Treue
„Und der Gewohnheit Band;

„Das webt Verklärungsschimmer
„Mir um dies Antlitz her,
„Und liebt' ich jene glühend,
„Lieb' diese ich noch mehr!

„Und könnt' ich mehr noch lieben —"
Da regen — war es Wahn? —
Im Schlaf sich deine Lippen
Und lächeln mild mich an;

Als sprächen sie: „Ich weiß es,
„Du liebst mich treu und heiß!" —
O sprich, ob deine Seele
Auch wachend noch es weiß!

5.

Du leidest.

Du leidest sanft und still und stumm,
Und trägst dein Kreuz, wie Er's getragen,
Du blickst nur auf und scheinst zu fragen,
Warum das Leid mir, Herr, warum?

Du klagst nicht; nur dein Blick verräth,
Der müde Gang, die blassen Wangen,
Des Schmerzes Qual, das tiefe Bangen,
Das schneidend dir durch's Leben geht!

Ja, forscht des Freundes Blick einmal
Mit scheuer Furcht in deinen Zügen,
So willst du seine Angst betrügen
Und birgst in Lächeln deine Qual!

O lächle nicht — zu heimkehrfroh,
Zu erdenmüd, zu weltverdrossen
Hält dieses Lächeln dich umschlossen —
O lächle, lächle uns nicht so!

1866.

1.

Die Wälder grünen noch ....

Die Wälder grünen noch wie vor,
Die Quellen rauschen noch immer,
Es glänzt der Wiesen Blumenschmelz
Wie sonst im Abendschimmer!

Du gingst dahin, und rings umher
Kein Rosenblatt verblichen,
Kein Stern am blauen Himmelszelt
Aus seiner Bahn gewichen!

Die Menschen treiben ihr Tagewerk,
Wie jeder sich's erkoren,
Als hätten sie nicht All' in dir
So reichen Schatz verloren!

Die Welt weiß nichts, daß du dahin,
Noch achtet's die dumpfe Erde,
Daß so viel Reiz und Lieblichkeit
In ihr zum Staube werde!

Und du auch, Herz, mein eisern Herz,
Du fährst noch fort zu pochen;
So hart der Schlag, so schwer die Wucht,
Und bist doch nicht gebrochen.

2.

Gingst du sonst....

Gingst du sonst aus unsrer Mitte,
Grüßtest laut du allerwärts,
Legtest dem noch eine Bitte,
Eine Mahnung dem an's Herz!

Sprachest: „Möge Gott euch segnen!
Bleibt gesund und freut euch fein,
Wenn wir wieder uns begegnen!“
Sprachst: „Lebt wohl und denket mein!“

Da du jetzt von uns gegangen,
Gingst du ohne Abschiedswort,
Zwar mit Thränen auf den Wangen,
Aber schweigend gingst du fort!

Schwellte, als dein Aug' gebrochen,
Dir kein Wunsch die Seele mehr,

Oder sah unausgesprochen
Schon erfüllt sie ihn vorher?

Wüßtest du, auch ohne Mahnen
Würde immerdar dein Bild
Leuchtend auf des Lebens Bahnen
Uns begleiten treu und mild?

Botest du so viel im Leben
Allen uns an Liebe dar,
Daß im Tod dir nichts zu geben,
Nichts zu sagen übrig war?

Ach umsonst! Vergebnes Klagen!
Deine Lippen bleiben stumm,
Und es tönt, so viel wir fragen,
Keine Antwort dem Warum.

3.

Ich lebe noch....

Ich lebe noch! – Du wolltest so es haben,
Du wolltest, reine Seele, wohlbewahrt
An einem warmen Herzen deiner Art
Dein sanftes Mädchen, deinen wilden Knaben
Geborgen wissen, auch wenn du begraben! –
Ich lebe denn, doch dein Gebot ist hart!

Ich lebe, ja! In schmerzlichem Entbehren
Aus meines Glückes Paradies verbannt,
Das Auge wie den Sinn zurückgewandt,
Nach schönern Tagen, die nicht wiederkehren,
So leb' ich! – Ach, wie konntest du begehren,
Was meine Seele auf die Folter spannt!

Ich lebe, doch ich leb' nur starren Pflichten,
Der Freude schnitt dein Tod die Wurzeln ab,

Und was sonst Antrieb meinem Geiste gab,
In Haus und Welt, im Leben und im Dichten
Nach würd'gen Zielen seinen Flug zu richten,
Das starb mit dir, das liegt bei dir im Grab!

Ich lebe und nur Eins schafft mir Genügen,
Zu wissen: Ja, ich geh' auf ihrer Bahn,
Das hätte sie gemieden, das gethan,
Und lebte sie, Verklärung in den Zügen,
Mild lächelnd spräch' und strahlend von Vergnügen:
„Ja, du bist treu!" zum Lohne sie mich an!

So leb' ich und so häufen sich die Tage.
Die Kraft verwelkt und es erlahmt der Geist;
Es naht die Stunde, die mich gehen heißt,
Und so wird täglich leichter, was ich trage:
Denn näher tritt mit jedem Herzensschlage
Der Engel, der zu dir den Weg mir weist!

4.

Wir weiden....

Wir weiden, eine hirtenlose Schaar,
Seit du uns fehlst auf dieses Lebens Haide,
Wir wiederkäuen dumpf und träg' was war,
Und mästen uns verzagt an unsrem Leide!

Du, hätte je ein Schlag in deiner Kraft
Erschütternd dich, wie dieser uns, getroffen,
Du hättest trotzig dich emporgerafft
Und noch gewagt zu leben und zu hoffen!

Du hättest mähnenschüttelnd dich geregt
Und Lasten, die uns wuchtend niederdrücken,
Ruckweis' versuchend dir zurechtgelegt,
Und fortgetragen stolz auf deinem Rücken.

Doch du warst eben auch, was wir nicht sind,
Ein Geist, dem Marke der Natur entnommen,
Der Schöpferlaune Gottes liebstes Kind,
Wie einmal in Jahrhunderten sie kommen!

Du warst du selbst! — O früh erloschnes Licht,
Wenn müßig auch und maßlos feig wir zagen,
In Einem doch irrt unsre Trauer nicht,
Daß ewig wir dich missen und beklagen!

5.

Ach, wie oft ....

Ach, wie oft in guten Tagen,
Wenn du fragtest: „Liebst du mich
Jetzt noch wie vor Jahren? Sprich!"
Durft' ich dir zur Antwort sagen:
„Täglich mehr nur, täglich mehr!"

Ach und jetzt von dir gerissen,
Was noch vom begrabnen Glück
Als dies Wort bleibt mir zurück?
Lern' ich schmerzlich dich vermissen
Täglich mehr doch, täglich mehr!

6.

Eins tröstet mich ....

Eins tröstet mich bei deinem Tod allein:
Du hast gelebt ein reiches schönes Leben;
Was trunken nur das Herz begehrt, war dein,
Der Himmel hatte nichts mehr dir zu geben!

Du hast beglückt! Mit immer offner Hand,
Aus immer voller Seele goßest Segen
Und Trost du aus, wo Noth ein Herz empfand,
Und trugst den Balsam Mitleid ihm entgegen!

Du hast geliebt und wurdest heiß geliebt;
Voll hat der Puls des Lebens dir geschlagen,
Und was an Lust und Leid die Stunde gibt,
Das hat ein treues Herz mit dir getragen!

Du hast gestrebt und du gewannst den Kranz;
Wie Viele auch mit dir um ihn gerungen,
Dein war er, dein! Du trugst ihn voll und ganz,
Und noch im Tode hielt er dich umschlungen!

Das tröstet mich bei deinem Tod allein,
Du fühltest nicht, wie in der Jahre Schwinden
Das Herz verknöchert, und zu leerem Schein
Uns Glauben hinschmilzt, Hoffen und Empfinden!

Du gingst dahin im hellsten Strahlenlicht
Des Ruhmes, der verklärt dein Künstlerwallen,
Nicht wie der Docht erlischt, dem Oel gebricht,
Du bist ein Stern vom Himmel uns gefallen.

1867.

1.

Dahin!

O edle Form, von so viel Reiz erfüllt,
Von solchen Geistes Gluth und Kraft durchdrungen,
Daß Räthseln selbst, die trübe Nacht umhüllt,
Er ahnend ihr Geheimniß abgerungen!

O großes Herz, so stark zugleich und zart,
So voll von Liebe, daß selbst schmerzzerrissen,
Es einen Rest der Welt noch aufgespart,
Und Thränen konnt' für fremdes Leid noch missen!

Und nun dahin — ein Häufchen Asche bloß
Und drauf der Lorbeer, der so stolz dich schmückte,
Bis den auch, den, in wirbelndem Getos
Der Sturm der Jahre Blatt für Blatt zerpflückte.

Und dann nichts mehr! — Ein Buch wohl nennt einmal
Noch deinen Namen, deiner Kunst Geschichte
Führt auf dich in der Meisterinnen Zahl,
Umstrahlt am hellsten von des Ruhmes Lichte;

Doch todt bleibst du der Welt, als hätte nie
Dein Geistesflug, der Zauber deiner Töne
Verkörpert aus dem Reich der Phantasie
Vor Augen uns gestellt das Große, Schöne.

Als hättest du die Menge nie bewegt,
Gerührt, erschüttert, mit dir fortgerissen,
Und Stumpfsinn zum Bewußtsein aufgeregt
Und wachgedonnert schlummernde Gewissen.

Todt bist der Welt du, bist es heute schon!
Du lebst in uns noch; doch mit unsrem Leben
Verklingt auf ewig deiner Stimme Ton
Und wird kein Herz mit Wonne mehr durchbeben!

Und nun dahin! — Was fragt Natur darnach,
Ob rauher Sturm die Ceder hier gebrochen,
Wächst nur an ihrer Stelle allgemach
Gestrüpp auf, das am Boden sonst gekrochen!

Natur will Leben nur! Was lebt, gleichviel!
Sie rechnet nur mit großen runden Zahlen
Und streicht uns, ob's als Ziffer ihr gefiel,
Ob nur als leere Null, uns hinzumalen!

Dahin, vorbei! — Wir wirbeln hin wie Rauch,
Und qualmen aus wie abgebrannte Kerzen;
Traum ist, was war, und was da sein wird, auch,
Und Traum sind unsre Lust wie unsre Schmerzen!

Drum Herz, Geduld! Denn träumst du jetzt auch schwer,
Von Gram und Groll und Trauer aufgerieben,
Bald schläfst du traumlos fest und klagst nicht mehr,
Daß Nichts wir sind und Nichts in Nichts zerstieben!

2.

Im Argen liegt die Welt.

Im Argen liegt die Welt, ob ihre Tücke
Auch sorgsam berge holder Täuschung Schein,
Ob Licht und Glanz auch Jugendträume schmücke;
Erwach' nur erst, und Nacht nur hüllt dich ein!

Wohin du greifst; du greifst in bunter Hülle
Nur eitel Staub; auf Gräbern wandelst du,
Und junger Hoffnung reiche Blüthenfülle
Nur Moder deckt sie, nur Verwesung zu!

Was bleibt dir, wenn die Schatten dir erblassen,
Die gaukelnd dich umflattern, armer Geist?
Auf's Jenseits hoffen? In die Wolken fassen,
Und Luft umklammern, wenn der Schleier reißt? —

Du hast nur dich, und dich selbst nur zum Scheine;
Denn was du hast, wie das, was dir gebricht,
Nur Werk des Schicksals ist es, nicht das Deine,
Und dein Gesetz heißt: Müssen! Wollen nicht!

Du bist ein Samenkorn und im Entsprießen,
Wenn nicht dem Keime schon die Kraft versiegt,
Mußt duftend du als Blume dich erschließen,
Als Distel, wenn's in deinem Wesen liegt.

Wolf oder Lamm und Taube oder Schlange,
Entwickeln mußt du dich nach deiner Art,
Und fröhnen mußt du wehrlos deinem Drange,
Und tragen mußt du, was dir aufgespart!

Du freilich denkst, und pflegst damit zu prahlen,
Doch auch dein Denken trübt der Linse Bau,
Durch die dein Aug' empfängt des Lichtes Strahlen,
Und blutroth dünkt vielleicht dir himmelblau!

Vielleicht! Denn gibt's in dieser Welt des Scheines,
Gibt's Farben denn, die eins für Alle sind?
Und wenn dein schärfres Aug' noch sieht, wo meines
Schon Nacht umdämmert, bin darum ich blind?

Was Licht dir scheint, kann's Dunkel mir nicht scheinen,
Für Wahn nicht gelten mir, was dir für Pflicht?
Und wenn wir Beide müssen, was wir meinen,
Wer ist im Unrecht, und wer ist es nicht?

Im Argen liegt die Welt, und Räthselfragen
Wie Dornen starren auf des Lebens Bahn,
Und willst du gleich der Lösung dich entschlagen,
Du wirst doch bluten, streift dein Fuß sie an!

Du magst, gewiegt vom Flug der guten Stunde,
Erfreuen dich am bunten Reiz der Welt,
Und jubeln, kreist der Becher in der Runde:
„Ein Thor, wer froh nicht Frohen sich gesellt!"

Doch blicke du auf Welt und Leben nieder
Von einer lieben Todten frühem Grab
Und ruf' hinab: „Gib, Erde, mir sie wieder!"
Und schrei' zum Himmel: „Thau' sie mir herab!"

Und laß nur Schweigen dumpf dir Antwort geben,
Laß dir's im Herzen flüstern: „Nie mehr, nie!"
Dann gehe hin, dann kennst du Welt und Leben
Und kennst dich selber und verachtest sie!

3.

Im Leide.

Du klagst und weinst und zürnst in deiner Kammer,
Daß blau
Des Himmels Zelt auf deinen Jammer
Herniederschau',
Daß Blumen blühen, Quellen springen,
Daß Lied und Becher klingen,
Daß trauernd nicht mit dir in Weh
Die Welt vergeh'!

Doch fragtest du, wenn Blumen manche Stunde
Dir brach,
Ob Andern in des Herzens Wunde
Den Dorn sie stach?

Vermischten nie mit Schmerzgestöhne
Sich deines Jubels Töne?
Was selbst du thatest, klagst du nun
Daß Andre thun?

Und sie, die große Mutter aller Dinge,
Natur!
Wer bist du, daß an's Herz ihr dringe
Dein Klagen nur?
Läßt tausend Blüthen sie nicht sterben,
Und lächelt dem Verderben?
Was ist dein Loos ihr, du Atom
Im Lebensstrom!

Nein, zürn' nicht, Mensch, in deines Leides Tagen,
Daß nicht
Natur und Menschen mit dir tragen
Sein Bleigewicht!
Was könnte Mitleid, wenn dir's würde,
Als mehren deine Bürde?
Berührung reizt, wie weich die Hand,
Der Wunde Rand!

Nein, leidest du, geh einsam deine Pfade,
Allein
Mit deinem Gram, zum Kampfe lade
Den Dränger ein;
Erfaß' ihn, ringe, wirf ihn nieder,
Und fühl' befreit dich wieder,
Und drückt er siegend dich hinab,
Sink' still ins Grab!

4.

Erst dann.

Noch nicht!
Noch blutet frisch das Herz,
Noch flammt in seinen Wunden
Zu schneidend herb empfunden,
Zu rasend wild der Schmerz!

Noch nicht!
Noch grollt von Gram erbittert,
In ihrem Mark zersplittert,
Die Seele nachtumflort,
Die Lippe zuckt und zittert,
Und weigert Klang und Wort!

Noch nicht!
Erst muß, was trüb und wild
Im Herzen gährt und schwillt,
In Seufzern sich ergießen,
Erst müssen Thränen fließen
Vom Auge sanft und mild!

Erst dann,
Erst, wenn der Schrei verklungen
Der Saite, die gesprungen
In meines Herzens Schrein,
Erst, wenn der Seele Grollen
Verhallt wie Donnerrollen,
Wenn selbst ich wieder mein,
Zu leben ich gewann,
Erst dann, hinschmelzend leise,
Tönt Lieder ihrem Preise,
Schallt Hymnen himmelan!
Erst dann, erst dann!

5.

Ein Vers Saadi's *).

Nach einem Buch, aus Persien stammt es her,
Ließ Zufall jüngst mich meine Blicke lenken,
Und darin blätternd traf von Ungefähr
Ich einen Vers — stets werd' ich sein gedenken!

Dem Dichter wirft sein Lieb ein Blümchen zu,
Das neben Rosen ihr am Busen blühte,
Da ruft er: „Rose, lieblich duftest du,
Und hauchest Trost dem sehnenden Gemüthe!" —

*) Der Vers selbst ist echt; nur tritt hier eine andere Erfindung an die Stelle der Umstände, welche Saadi als Veranlassung desselben voraussetzt. Anmerk. des Dichters.

Ihn täuscht des Abends graues Dämmerlicht;
Die Blume aber will dem Irrthum wehren,
Und flüstert: „Nein, ich bin die Rose nicht,
„Ich durft' in ihrer Nähe nur verkehren!" —

Das war der Vers, und kaum daß ich ihn las,
Da stand ihr Bild vor mir, die heimgegangen,
Noch eh' erfüllt war ihrer Tage Maß,
In voller Kraft, in hellstem Ruhmesprangen!

Sie war es, die nun ruht in stiller Gruft,
Von Lust und Leid des Lebens abgeschlossen,
Sie war die Rose, deren süßer Duft
Uns Alle hielt mit Wohlgeruch umflossen.

Sie war es, deren Nähe Morgenschein
Uns alle kleidete in Purpurprangen,
Sie war's, die uns, ein lichter Edelstein,
Als wären Fürsten wir, am Hals gehangen.

Und war sie's Andern nicht, so war sie's mir;
Denn deutlicher will jeder Tag mir zeigen,
Das Beste meines Wesens dank' ich ihr,
Und Schwächen nur und Fehler sind mein eigen!

Es war ihr Herz, an dem sich mein's erhob,
Ihr Geist war's, der des meinen Gluth erweckte;
Was mich beseeligte, es war ihr Lob,
Ihr leiser Tadel war's, der mich erschreckte!

Es war ihr Ernst, der reifend mich durchdrang,
Ihr reiner Sinn, der, läuternd rohe Triebe,
Das Irdische in mir zu knieen zwang
Am Weihaltar der Schönheit und der Liebe.

An ihrer Thatkraft immer regem Trieb
Ausharren lernt' ich fest und nicht ermatten,
Und nicht, wie fern das Ziel dem Wandrer blieb,
Mich niederwerfen träg im Wegesschatten!

Ihr Beispiel lehrte Anmuth mich und Maß,
Und lehrte Phantasie in Zaum mich halten;
Nach ihrem Bild, die als Modell mir saß,
Wie leicht war's hohe Frauen zu gestalten!

Gab mir ein Gott der Rede Klang und Macht,
Sie gab mir Muth, und hat mir mehr gegeben;
Denn sah ich meiner Nächte Werk vollbracht,
So nahm sie's in die Hand und hieß es leben!

Lob' keiner mich, denn wie die Blume spricht
Im Lied dort, Wahn und Irrthum abzuwehren,
So sprech' auch ich: „Ich bin die Rose nicht,
„Ich durft' in ihrer Nähe nur verkehren!" —

O Vers des Saadi, ewig sagst du mir:
Du bist ein Blümchen nur gleich Andren vielen,
Nur daß vor Andren treu die Seele dir
Die Düfte deiner Rose noch umspielen!

6.

Trost im Leide.

Die Rose flammt in hellem Purpurroth,
Und haucht in alle Winde würz'ge Düfte,
Doch sengend küßt sie Sonnenbrand zu Tod:
Da flattern ihre Blätter in die Lüfte,
Und wie erblüht, verwelkend über Nacht,
Im Staube muß die Herrliche verderben.
Der Lenz jedoch, der über's Jahr erwacht,
Schmückt wieder sich mit neuer Blüthen Pracht;
Der Frühling stirbt nicht, nur die Rosen sterben!

Hell golden glänzt des Abends letzter Strahl
Und taucht in Purpur Berg und See und Matten;
Doch grauer Nebel kriecht empor im Thal

Und hüllt die Landschaft trüb in feuchte Schatten.
Der Glanz erlischt; noch glüht der Berge Rand,
Bis diese auch in Dämmrung sich entfärben!
Die Sonne aber, wenn die Nacht entschwand,
Lacht wieder strahlend dem bethauten Land;
Die Sonne stirbt nicht, nur die Tage sterben!

Der Dichter sinnt und bildet, formt und schafft,
Die Erde füllt der Wohllaut seiner Lieder;
Doch plötzlich fühlt die Schwingen er erschlafft,
Die willig sonst ihm boten ihr Gefieder.
Der Geist erlahmt, und bald auch birst und bricht
Die Hülle, die ihn barg, in Schutt und Scherben!
Die Welt jedoch vermißt den Liebling nicht;
Verstummte dieser, horch, ein Andrer spricht!
Die Schönheit stirbt nicht, nur die Künstler sterben!

Herz, das du klagst, weil dir ein köstlich Gut
Entrissen ward vom grausamen Geschicke,
Nicht auf die Last, die auf dir Einem ruht,
Auf's Allgemeine richte deine Blicke.
Das Einzelne, es geht wie Rauch dahin,
Und hat kein Recht auch, Dauer zu erwerben;
Es darf nur bleiben, was von Anbeginn

Des Alls Bedürfniß und der Welt Gewinn;
Die Menschheit stirbt nicht, nur die Menschen sterben!

Erkenne dies, und darin such' dein Heil,
Empfinde statt als Einzelnen und Einen,
Dich als des großen Allgemeinen Theil,
Und lerne mit ihm jauchzen, mit ihm weinen!
Dein Schmerz ist nichts, und nichts ist dein Genuß,
Und wird nach dir auf keinen mehr vererben;
Ertrag' denn dein Geschick, wie's jeder muß,
Und schwimme in des Lebens breitem Fluß;
Das All stirbt nicht, nur die Atome sterben!

7.

Was bleibt.

Ob Furcht und Angst dich quäle,
Ob Trübsal dich umwebt,
Laß Eins dich trösten, Seele,
Dir bleibt, was du erlebt!

Nicht bloß was wir genossen
An Freuden da und dort,
Auch was wir unverdrossen
Gewirkt in That und Wort;

Die Siege, die uns glückten
Trotz Mißgunst, Groll und Neid,
Die Lorbeern, die wir pflückten
Und trugen unentweiht;

Uns bleibt, ob alles schwände,
Was Zeit uns flüchtig giebt,
Es bleibt uns bis an's Ende
Was wahrhaft wir geliebt!

Mag auch die Form zerstieben,
Wie Glas im Anstoß bricht,
Die Seele, die wir lieben,
Stirbt unsrer Liebe nicht!

An diesen Trost lern' halten,
O Herz, in deiner Pein!
Es wechseln die Gestalten,
Was du erlebt, bleibt dein!

8.

Auf dem Spaziergang.

Ein Trupp von Kindern zog an mir vorbei,
Voran ein Mädchen, das, ob Schelmerei,
Ob andre Gründe sie bestimmen,
Rasch vorwärts eilt, den Hügel zu erklimmen.
Ein Knäblein, das indeß im Feld gemach
Zeitlosen pflückend sich umhergetrieben,
Sieht plötzlich sich allein zurückgeblieben,
Und hastet zagend den Gefährten nach.
„Bleib Aennchen, bleib' und laß mit dir mich gehen!
„Lieb Aennchen, warte!" ruft es angstvoll bang;
Doch längst schon über'm grünen Wiesenhang
War die hinunter und nicht mehr zu sehen!
Nach eilt das Kind und ruht und rastet nicht,

Und fleht und jammert, bis erschöpft am Ende
Am Rand des Hügels es zusammenbricht,
Und weinend birgt das Antlitz in die Hände! —
  Du armes Kind! Wie mahnt dein nasser Blick,
Dein Angstgeschrei, das ungehört verwehte,
Mich qualvoll an mein eigenes Geschick,
Der auch verlassen, auch vergebens flehte!
Auch ich, als meinem Leben sie entschwand,
Rief laut ihr nach: „Bleib', laß mit dir mich gehen!"
Sie aber ging und ward nicht mehr gesehen,
Und weinend lag ich an des Hügels Rand!
Du, wenn den grünen Abhang du erstiegen,
Siehst Aennchen wieder, klimm' nur muthig fort;
Ich aber seh' den kleinern Hügel dort
Unübersteigbar ewig vor mir liegen!

Gelegenheitsgedichte

und

Festreden.



An Julie Rettich.

1. Mit der englischen Uebersetzung der Griseldis.

Der dies Lied schuf, brauchte Monden,
Wochen, der es übertrug;
Es mit ew'gem Ruhm zu schmücken
War dir Stundenfrist genug!

2. Mit der italienischen Uebersetzung der Griseldis.

Jene liehen meinem Liede,
Dieser Welschlands Flötensang,
Jener Englands Wort und Klang,
Doch die Sprache, die gegeben
Allen, die auf Erden leben,
Die des Herzens liehst ihm du!

3. Mit der französischen Uebersetzung der Griseldis.

Es grünen noch immer Lorbeern
In dieser dürren Zeit,
Von Nord und Süden kommen
Vom Westen sie hergeschneit.

Griseldis, du weiße Taube,
Du bringst sie mir in's Haus,
Griseldis, du Weitgereiste,
Nun ruh' auf ihnen aus.

Nur Eins noch, eh du ruhest,
Nur einen Flug beginn',
Trag' diesen neuen Lorbeer
Zu ihren Füßen hin.

Zu ihr, die mehr des Guten
Dir that als ich vermocht,
Denn sie gab Oel und Flamme,
Ich nur den Lampendocht;

Denn sie gab Mark und Leben
Ich nur das todte Wort,

Und wo es mir versagte,
Doch sprach sie weiter fort.

Ob auch mein Geist dich reifte,
Wenn sie dich nicht gebar,
Griseldis, du Weitgereiste,
Du ruhtest schon manches Jahr!

---

4. Beim Erscheinen der dritten Auflage der Griseldis.

Vollendet war das Werk; die Traumgestalten,
Die leuchtend mir im Geist vorüberschwebten,
Im Worte hatt' ich treu sie festgehalten,

Und wie sie mich mit süßem Weh durchbebten,
So wollt' ich, daß mit Wonne und mit Grauen
Auch Andre lebenathmend sie umwebten.

Und sorgend rings begann ich auszuschauen,
Wer da vermöchte auf dem Schaugerüste
Den Tempel meiner Träume aufzubauen!

Ich sucht' ein Herz das meins zu fassen wüßte,
Ich sucht' ein Aug', das meine Thränen weinte,
Die Seele sucht' ich, die im Traum mich grüßte,

Die Kraft und Milde, Stolz und Demuth einte! —
Da stieg ein Bild mir auf aus fernen Stunden;
Sie, rief ich, Sie! — Du weißt es, wen ich meinte!

Und manches Jahr ist nun dahingeschwunden
Und viele traten muthig in die Schranken,
Wo jene Eine Sieg und Kranz gefunden.

Und viele tauchten auf, doch sie versanken
Und wieder schaut' ich aus, und wollt' vergleichen
Mit jenem Urbild meiner Traumgedanken

Die nachgeahmten Züge, und erbleichen,
Vergehen sah ich Alle, und nur Eine
Trug leuchtend auf der Stirn der Wahrheit Zeichen!

Nur Eine war's! — Du weißt es, wen ich meine!

— ———

5. Zum Geburtstag.

17. April 1853.

Der Frühling war vor manchem Jahr
Einst überdrüssig ganz und gar
Die Pflichten, die ihm auferlegt,
Zu üben, wie er sonst gepflegt.
„Soll immer ohne Maaß und Ziel
„In Scen' ich setzen das alte Spiel?
„Alljährlich blauen Himmel bringen
„Und Lerchensang und Quellenklingen,
„In neue blaue Röcklein kleiden
„Die Veilchen, sinnig und bescheiden,
„Bei allen Blumen groß und klein
„Leibparfumeur und Schneider sein,
„Mit Hoffnungsgrün die Wälder schmücken,
„Mit Lebenslust die Welt entzücken?
„Und schaff' ich Eines nach dem Andern,
„Dann kommt der Sommer und heißt mich wandern!
„Nein, einmal — schlag' das Wetter drein! —
„Nein, einmal soll es anders sein,
„Einmal statt tausend kleiner Sachen
„Will Alles ich in Einem machen,
„Einmal verschaff' ich mir zur Lust
„Ein Wesen, das sein selbst bewußt,

„Das geistesfrisch und frühlingsvoll
„Der Welt stets blühend zeigen soll,
„Was unser Einer im April
„Zusammenbringt, wenn er nur will! —"

So spricht der Lenz und säumt nicht mehr,
Ruft seine Geister um sich her
Und geht an's Werk und schafft und strebt;
Und als April kaum halb entschwebt,
Da ist's vollbracht, was er geschworen,
Da wurdest du zur Welt geboren!

Und wie der Frühling es beschlossen,
Auf deinem Kindeshaupte floßen
Die Gaben all', die von ihm stammen,
In einen Blüthenkranz zusammen!
Es strahlt des Frühlingshimmels Bild
Aus deinem Aug' aus, treu und mild,
Die Stimme tönt wie Lerchensang,
Die Rede fließt wie Quellenklang,
Und duftend, wie das Veilchen blüht,
Bescheidenheit haucht dein Gemüth;
Dein Haupt umgrünt in ew'gem Glanz
Der Kunst geweihter Lorbeerkranz.

Und mehr noch, mehr als alles dies,
Es grünt in dir ein Paradies,
Es quillt in deiner tiefsten Brust
Dir, unversiegt und unbewußt,
Ein Quell der Jugend und der Kraft,
Der rings um dich her Frühling schafft!

---

6. Während ihres Gastspieles zu Berlin 1862.

Zu Bett jüngst sah ich deine Enkel bringen;
Der Knabe lärmte, jauchzte laut und schrie,
Sie aber lächelnd, wie in's Herz noch nie
Ein Kinderlächeln mir vermocht zu dringen,
Blondköpfchen plapperte von tausend Dingen,
Und Beide schliefen, eh' sie wußten wie!

Und still mich beugend über ihre Betten,
Gedacht ich deiner, wie du Beide sie
Dir heimgeholt aus weit entlegnen Städten,
Und wie der Himmel dir den Trost verlieh,
Vom sichern Tode Beide dir zu retten,
Bis täglich wachsend ihre Kraft gedieh,
Und rosig frisch sie nun in ihren netten
Schneeweißen Kissen schlummern, als ob nie
Von Leid und Krankheit sie erfahren hätten!

Ich fühlte, wie von fernher nun so heiß
Nach diesen Engeln du dich sehnen müßtest,
Wie gern du wohl die frischen Lippen küßtest,
Die Pfirsichwangen, deiner Mühen Preis;
Und dann bedacht' ich, wie dem trauten Kreis
Der Deinen stets das Leben du versüßtest,
Wie Kunst dich schmückt mit ihrem Lorbeerreis,
Wie freudig du, ertönt er noch so leis,
Auf jeden Nothruf dich zur Hülfe rüstest,
Und doch dein Herz von deinem Werth nie weiß,
Den hoch an Andern du zu schätzen wüßtest.

Und dann erwog ich, was doch Liebe kann!
Denn alle Kränze, die dein Haupt umweben,
Und was du bist in Haus und Kunst und Leben,
Und jede Dankesthräne, die dir rann,
Wem dankst du's, wem, als nur der Liebe eben?
Sie war das Glück, das dir die Parze spann,
Sie gab zum Drang, dem Höchsten nachzustreben,
Die Kraft dir, die vollbringt was sie begann;
Sie gab, was alle Herzen dir gewann,
Gefühl dir zu Begeistrung und daneben
Den Trieb der Seele, der stets Eins nur sann,
Rings jeden jeder Last zu überheben,
Und war sie schwerer, um so sichrer dann!

All dies erwog ich und zum sternerhellten
Gewölb des Himmels blickt ich tiefbewegt,
Und still die Hand auf Blondchens Haupt gelegt,
Begann ich also: „Laß, o Herr der Welten!
„Laß diesen Keim einst, wenn er Blüthen trägt,
„Mit Liebe ihre Liebe ihr vergelten,
„Nicht die bloß, die den Säugling einst gepflegt,
„Auch jene, die ihr Herz uns allen hegt,
„Und drum gib diesem Kinde, was so selten:
„Daß sich zum Geist, der kühn die Flügel regt,
„Ein Herz gesellt, das warm empfindend schlägt,
„Wie sie — die Thoren nur für Feinde gelten —
„Sich beide, gleich vollkommen ausgeprägt,
„In seiner Kindheit Pflegerin gesellten!“

So, Blondchen still die Hand auf's Haupt gelegt,
So sprach ich jüngst an deiner Enkel Betten,
Indeß so süßer Schlaf in ihren netten
Schneeweißen Kissen fest im Arm sie hegt,
Als ob Großmütterchen zur Seit' sie hätten!

An Heinrich Anschütz.

Am 16. September 1857, zur Jubelfeier des Beginnes
seiner theatralischen Laufbahn.

(Gesprochen von Julie Rettich.)

Vor Jahren war's, als mich zum Donaustrand,
Die Schülerin, der Drang der Seele führte.
Da botest du, der Meister, mir die Hand,
Da war's dein Haus, in dem ich, Tiefgerührte,
Weitoffne Arme, frohen Willkomm fand;
Du zähltest mich vertrauend zu den Deinen,
Und welche Wege auch mein Leben ging,
Nie kam der Tag und wird auch nie erscheinen,
Daß treu mein Herz nicht stets an deinem hing,
Daß meine Seele dankbar dir verbunden,
Dein Wohl, dein Weh nicht innig mit empfunden!

Und heute, da die Deinen tiefbewegt,
Frohlockend die Genossen dich umgeben,
Da Segenswünsche jeder Brust entschweben,
Und jedes Herz dir warm entgegenschlägt,
Da Er, deß Blick, wohin er auch sich kehre,
Verdienst zu finden und zu schätzen weiß,
Da Er, dein Kaiser, ruhmgekrönter Greis,
Dich heut so reich geschmückt mit seltner Ehre,
Heut, da ein halb Jahrhundert dir entfloh,
Seit du zu ringen um den Kranz begonnen,
Den herrlich längst dir Sieg auf Sieg gewonnen,
Heut laß mich jubelnd stolz und laut und froh
Begeistert dir aus tiefster Seele sagen,
Was alle wir für dich im Herzen tragen!

Gott gab dir viel! Er gab zum heißen Drang,
Verkörpernd Heldenbilder zu beleben,
Gluth deiner Seele, deiner Stimme Klang,
Um Herzen zu erschüttern, zu erheben,
Er gab dir Maaß, deß Kraft so oft entbehrt,
Und hellen klaren Geist und frische Sinne!
Du aber fühltest seiner Gabe Werth,
Und was wildlodernd Andere verzehrt,
Das nütztest du zum Heil dir, zum Gewinne!

Denn heil'ger Ernst, die Wurzel alles Großen,
Und steter Muth war in dein Herz geschlossen!
Du schautest nicht mit flüchtig eitlem Sinn
Nach ird'schen Zwecken links und rechts zur Seite;
Nach einem Stern in blauer Nebelweite,
Nach einem Ziele blicktest fest du hin,
Und unverwirrt mit wachsendem Verlangen
Dem Einen nur bist treu du nachgegangen!

Und Ehrfurcht vor den Werken großer Geister,
Und fromme Scheu erfüllte deine Brust;
Du fühltest nicht als Schüler schon dich Meister,
Und machte dich Erfolg auch dreist und dreister,
Von Stolz und Dünkel hast du nie gewußt!
Du wähntest dich nicht geistreich durch Verneinen;
Du tratest nicht, selbst größer zu erscheinen,
Der Mitgenossen Streben in den Staub;
Du schmähtest nicht, als wär's an dir ein Raub,
Den Lorbeer, den sich Andere errungen,
Du rangst und strebtest, bis sich seine Zier
Nur leuchtender auch dir um's Haupt geschlungen!
So reiftest du nach außen und in dir;
Selbst reine Gluth' gelang dir's zu entzünden,
Erhoben selbst, Erhabnes zu verkünden!

Du gingst den graden Weg, nicht Seitenwege,
Auf denen Unwerth nach Berühmtheit rennt,
Du schlichst dich nicht, ein Schmuggler, durch's Gehege,
Das vom Gewöhnlichen das Große trennt;
Du ließest nicht mit Trommeln und Posaunen
Ausbreiten deinen Ruhm durch alle Welt;
Es war nicht auf der Menge dumpfes Staunen,
Auf's Kunststück nicht, auf Kunst dein Sinn gestellt!
Du warst ein Mann, und einfach wie dein Sinn,
Warm wie dein Herz und wahr wie deine Seele,
Trat, was du schufst, bezwingend vor uns hin,
Daß keiner länger zweifelnd sich verhehle:
Wie viel Talent, und was auch Fleiß bescheert,
Im Herzen muß die Schöpferkraft nur leben;
Es kann nur, wer Charakter treu bewährt,
Der echte Mensch den wahren Künstler geben!

Du, der du beides bist, den Kunst geweiht
Und der so menschlich warm und tief empfindet,
Der uns gezeigt, wie auch in dürrer Zeit
Der rechte Drang die rechten Wege findet,
Du gingst sie heute fünfzig lange Jahr'! —
Längst krönte dich die Kunst, belohnend schmückte
Dein Kaiser dich mit seinem Doppelaar,

So bring' auch ich nun einen Kranz dir dar,
Den weihend der Genossen Schaar dir pflückte!
Daß dicht umschlungen mit des Lorbeers Zweigen
Dein Epheu grünt, der unsren Musen eigen,
Bedeute dir, daß, wie für alle Zeiten
Dein Künstlerstreben dich mit Ruhm verklärt,
Nicht mindern Ruhm auch du dem Stand gewährt,
Dem froh vereint wir unsre Kräfte weihten,
Und wie hier grünend Zweig in Zweig sich flicht,
Grün' selbst noch lang, ein Vorbild edler Sitte
Und reinen Strebens, treu erfüllter Pflicht,
Und echten Künstlersinns in unsrer Mitte!
Heil, ruf' ich, Heil! Dir, unsers Standes Zier;
Du gabst uns Ruhm, und so sei Ruhm mit dir!

An Frau Auguste Laroche

zur Feier der silbernen Hochzeit am 24. März 1858.

Bei Ueberreichung einer modellirten Hand.

Die Feier, die wir heut begehen,
Wem gilt sie, wenn wir's recht besehen,
Als einer schönen Hand fürwahr,
Die — heut sind's fünf und zwanzig Jahr' —
Gekapert ward von einer andern,
Die, minder schön als jene zwar,
Doch grad der Braut die liebste war,
Daran durch's Leben hinzuwandern.

Begehrt ihr Weitres nun zu wissen
Von jener Hand, die liebesblind,
Wie derlei junge Hände sind,

Mußt' damals ihre Freiheit missen,
Bericht' ich dies vor Allem gleich —
Die Hand war damals sanft und weich
Und, denkt euch nur! sie ist's geblieben,
Hat ihre zierliche Gestalt
Nie zornbewegt zur Faust geballt,
Wie Hände ab und zu es lieben,
Hat niemals, was man ihr auch bot,
Das Haar gezaust, gekratzt, gedroht;
Er kann's euch sagen, der sie fing,
Wie sanft sie stets in seiner hing,
Vielleicht, wenn er's gestehen wollte,
Vielleicht viel sanfter, als sie sollte! —

Doch nicht bloß sanft und weich allein
Hat jene Hand, auch treu und rein
Sich stets bewiesen und gehalten!
Wie weise lenkt sie nebenbei
Des Hauses dienende Gewalten
Und hält zu Rathe, was es sei,
Und sucht zum Vortheil es zu kehren,
Und weiß dem Mißbrauch klug zu wehren!
Und überdies ist diese Hand
Geschickt, wie keine mehr im Land!

Was sie ergreife, Wolle, Seide,
Bindfaden, Leder, Draht, Papier,
Verwandelt sie in Schmuck und Zier
Verkehrt sie in ein Kunstgeschmeide!
Doch rührt sie an erst, was da eßbar,
So wird's Ambrosia ganz und gar,
Und wer ihr Gast nur ein Mal war,
Dem bleibt die Stunde unvergeßbar!

So gebt nun Antwort, wenn ich frage,
Gibt's solche Hände, *sanft und weich*,
An *Fleiß* und *allen Künsten* reich,
Und *sparsam, klug* und *treu* zugleich,
Gibt's viele wohl von solchem Schlage?
Und wer erangelt solche Hand,
Ist's nicht ein Kleinod, das er fand?
Ist nicht auf solche Hand zu reisen?
Ist nicht um Geld von Land zu Land
Zu zeigen solche Wunderhand?
Und wenn wir's recht und billig preisen,
Daß man, wie's eben Mode jetzt,
Standbilder großen Männern setzt,
Darf *sie* ein Monument entbehren?
Sie darf's nicht, nein! Zwar nicht aus Erz

Kann's meine schwache Kraft gewähren,
Doch dies, nach Würden sie zu ehren,
Schuf treu bewundernd ihr mein Herz! —

Da liegt sie, wie vor Jahren sie
Den Ring empfangen und verlieh,
Da liegt sie, wie in jenen Tagen
Als Preis er sie davongetragen,
Die Hand, die stets ihm Rosen brach,
Und niemals ritzte, niemals stach,
Die Hand, die liebreich stets ihn pflegend,
Die sorgsam stets sein Wohl erwägend,
Belohnt für jede Müh' sich fand,
Wenn sie der seinen Druck empfand!

O ruh' sie lang noch, still beglückend,
Des Lebens Rosen treu ihm pflückend,
Sein reichster Schatz, sein bestes Gut,
Wie jetzt sie in der seinen ruht,
Bis golden sich das Fest erneute,
Das wir begangen silbern heute!

An Carl und Julie Rettich.

Zur Feier der silbernen Hochzeit.

Am Vorabend.

(8. April 1858.)

1.

Die Kinder aus Juliens Schule

(mit silbernen Rettigen).

Vom Hundsthurm kommen wir herein,
Zu eures Festes Feier
Ein Angedenken euch zu weih'n,
Und haben keinen Dreier!

Wir sind so arm; wir sind so klein,
Und möchten weder stehlen,
Noch gegen euch undankbar sein,
Ihr lieben, guten Seelen!

Da ward der Rath uns wohlgemeint
Gegeben von den Leuten,
Wie hoch nns euer Werth erscheint,
Sinnbildlich anzudeuten.

Und weil ihr rein wie Silber seid,
Ihr, unsrer Kindheit Pfleger,
So seht in Silber euch geweiht
Hier eure Namensträger

Ihr kennt sie wohl, die großen Zwei,
Die Mittleren nicht minder;
Die andern Kleinen nebenbei,
Das sind die Kindeskinder.

Und zürnt nur nicht! Es liegt viel Herz
Im Spiel, das wir getrieben;
Der Name dient uns nur zum Scherz,
Weil wir die Menschen lieben!

2.

Mein Spruch

(mit einem Compaß).

Zur Feier, die wir heut begehen,
Vergönnt mir ein bescheidnes Wort!
Nur schließt nicht, bitt' ich, draus sofort,
Auf Rührung wär' es abgesehen,
Ich wollte euch von Myrthenkränzen,
Von Lorbeerkronen, wohlverdient,
Wohl auch von Kind und Kindeskind,
Von Rosenketten, Liebeslenzen
Und derlei Dingen sprechen! — Nein,
Ich schwärme nicht im Mondenschein
Und schwelge nicht in Lenzgerüchen,
Ich sprech' aus sehr gewicht'gem Grund —
Die Folge gibt's hinreichend kund —
Ich spreche nur von Widersprüchen!

Das Leben zeigt uns deren viel,
Und deren Einen zu erwägen,
Der uns ein Prachtstück glänzt entgegen
Und oft ins Aug' uns Allen fiel,
Scheint diese Stunde mir gelegen!
Es lebt, euch wohlbekannt wie mir,
Seit Jahren eine Dame hier,
Die, reich an allen Geistesgaben,
An aller Tugend Preis und Zier,
Nur Eine Schwäche scheint zu haben —
Daß sie nicht weiß, wo aus, wo ein,
Durchwandert sie die Stadt allein!
Will sie vom Burgplatz nach St. Peter,
So blickt sie zweifelnd in den Aether,
Und endlich, müde der Entzweiung,
Entschlossen schreitet über Freiung
Und Hof und Schulhof sie dahin!
Kommt's auf dem Hof ihr in den Sinn,
Die hohe Brücke zu gewinnen,
Flugs eilt zum Graben sie von hinnen;
Die Wollzeil', kam erst unlängst vor,
Sucht' sie beim alten Kärnthnerthor! —
Kurz, um nicht mehr noch herzuzählen,
Ihr Loos ist stets den Weg verfehlen!

Und diese selbe Frau, merkt auf,
Ganz Irrthum sonst in ihrem Lauf,
Gilt's auf der Bühne Schlachtgefild
Der Kunst Triumphe zu erringen,
Mit Kraft und Feuer zu durchdringen
Des Dichters wirres Traumgebild,
Als ob es wahrhaft Leben hege —
Dazu fand stets sie ihre Wege!
Dabei den Gatten zu beglücken,
Mit Reiz das Leben ihm zu schmücken,
Herbeizuzaubern, was ihm fehlt,
Hinwegzuscherzen, was ihn quält,
Des lieben Kindes Glück zu gründen,
Ob Berge da entgegen stünden,
Ob da ein Meer dazwischen läge —
Dazu fand stets sie ihre Wege!
Der Freunde Leid wie ihre Lust
Zu theilen in bewegter Brust,
Wohl auch, wenn Grillen nur sie quälen,
Den Grämlichen mit scharfem Wort
All ihre Sünden herzuzählen,
Zu rathen hier, zu helfen dort;
Herab bis zu der Armuth Kindern
Dem Leid zu wehren, Noth zu lindern;

Wo Elend hilfsbedürftig naht,
In Wort und Werken Trost zu spenden
Und an sich selbst nur Nichts zu wenden —
Dazu fand stets sie Weg und Pfad!
Kurzum, es fand die liebe Frau
Ihr Leben lang den Weg genau
Zum eignen Glück, zum Glück der Ihren,
Zu Tugenden, die Wen'ge zieren,
Zur Uebung jeder Menschenpflicht;
Sie fand den Weg zu allen Herzen,
Durch Wien nur — ach, wie muß sie's schmerzen —
Durch Wien nur findet sie ihn nicht!

Was sagt ihr zu dem Widerspruche,
Was sagt ihr zu dem grausen Fluche,
Der ihr verhängt stets irr zu wandeln,
Die doch im Denken wie im Handeln,
In Kunst und Leben, Haus und Welt
Die rechten Wege nie verfehlt! —
Doch hell' nur auf die trüben Mienen,
Und faß' nur Muth, Wiens Ahasver,
Der Rettung Tag ist dir erschienen,
Fortan verirrst du dich nicht mehr
Und sollst nicht zum Gespött mehr dienen!

Denn sieh, Wiens weites Häusermeer,
Gesichert vor des Zweifels Riffen,
Des Irrthums Wirbeln zu durchschiffen,
Bring' dieses Weihgeschenk ich heut
Als sichren Talisman dir Theuern,
Von ihm geleitet, ungescheut
In Hinkunft deinen Weg zu steuern!

(Uebergabe des Compasses.)

Im Lebensmeere wird dein Sinn
An keiner Klippe, weiß ich, scheitern,
Der Compaß leitet dich durch Wien,
Auch wenn sie einst die Stadt erweitern!
Geborgen so in jedem Sinn
Schiff' glücklich mit den Deinen hin,
Und möge in der Jahre Schwinden
Dein Herz voll Liebe wie bisher,
In sicherm, richtigem Empfinden
Zum Glück der Deinen und noch mehr
Zum eignen Glück den Weg stets finden!

3.

Toast.

Wenn junge Herzen scheu sich finden
Und folgend stiller Neigung Hang,
Die süß verlockend sie bezwang,
Zum Gang durch's Leben sich verbinden,
Wer sieht's nicht froh und doch mit Zagen?
Fern steht das Ziel, der Weg ist lang;
Wohin er führt, wer mag es sagen,
Und wenn der kühne Wurf mißlang,
Und wenn das Band, das Liebe schlang,
Zuletzt als Kette wird getragen,
Was frommt vergebliches Beklagen,
Was fruchtet später Reue Drang? —
Drum wenn sich junge Herzen finden,
Zum Gang durch's Leben sich verbinden,
Da ziemt nicht lauter Feste Lust,

Da ziemt's, den Blick emporgehoben
Zu flehen aus bewegter Brust,
Recht möge sich das Glück erproben,
Dem junges Hoffen blind vertraut,
Es möge Bräutigam und Braut
Dereinst am End' den Anfang loben!

Wen rührt's nicht, wenn in weißen Haaren
Ein greises Paar den Bund erneut,
Den ungeschwächt und unbereut
Es festhielt treu seit fünfzig Jahren!
Und doch, wen faßt nicht stilles Bangen?
Ist nicht die Goldfrucht ausgedrückt,
Sind nicht die Blumen abgepflückt,
Der letzten Saaten goldnes Prangen
Und was mit Reiz das Leben schmückt,
Geerntet, heimgebracht, vergangen?
Wer priese noch sie hochbeglückt,
Die theilnahmlos nach fünfzig Jahren,
Kaum Trümmer deß mehr, was sie waren,
Nicht mehr der Welt, nur mehr von Schaum
Und Schatten der Erinnrung leben?
Und ziemt es, Jubel zu erheben,
Wo müd und matt vom welken Baum

Die letzten Blätter wie im Traum
Auf dürre Stoppeln niederschweben?

Drum Heil euch, die in heitrer Mitte
Ihr zwischen beiden Enden steht,
Die ihr zurück auf Freuden seht
Und neuen zulenkt noch die Schritte!
Drum Heil euch, die ihr frisch und stark
Voll Trieb und Schwung, voll Kraft und Mark
In einem kränkelnden Jahrhundert
Gesund euch Herz und Geist bewahrt!
Heil euch, die ihr zum Glück gepaart,
Als ächte Künstler viel bewundert,
Geliebt als Menschen seltner Art,
Wie reich an Früchten euer Leben,
Noch steht von Blüthen rings umgeben;
Denn liebe Kinder sind euch nah,
Und eines Enkels harrt ihr ja,
Und Freunde folgen euren Wegen;
Kunst windet euch noch manchen Kranz
Und lächelnd strahlt im Sonnenglanz
Die reichste Zukunft euch entgegen!
Ja, euch ziemt lauter Feste Lust,
Euch Zuruf, fröhlich Gläserschwingen,

Euch mag getrost aus freier Brust
Ein fröhliches Glück auf! erklingen!

Und so stoß' an, du edles Paar!
Die Stirnen, die oft Lorbeer zierte,
Schmückt heute grünend euch die Myrthe,
Und grüne sie euch immerdar!
In heitern wie in trüben Stunden
In alter Liebe treu verbunden,
Die Herzen jung, die Augen klar,
Geht euren Weg! Geb' Gott euch Leben,
Glück wird euch Kind und Enkel geben,
Glück gibst du selbst dir, edles Paar!
Ich bring's euch zu! Glück auf! Und Segen
Den Euren, euch und euren Wegen!

Am Tage selbst.

(9. April 1858.)

(Des ungebornen Enkelkindes Glückwunsch.)

Ein winzig Ding, noch scheu verborgen,
Unnahbar selbst dem Sonnenschein,
Erhebt sein Stimmchen dünn und fein
Und wünscht: Großältern, guten Morgen!
Durch seiner Mutter Herzensschlag
Vernahm es, welcher große Tag
Für jene, die aus euch entsprangen,
Heut freudestrahlend aufgegangen,
Und kam darob, gesteht es frei,
So außer sich vor Wonnebeben,
Daß es nicht weiß, und gält's das Leben,
Ob's Knabe oder Mädchen sei!

Das Eine aber fühlt es klar,
Naht heut mit tiefbewegten Seelen
Glückwünschend euch der Aeltern Paar,
So dürf' sein Wunsch dabei nicht fehlen!

Viel Glück denn, liebe Großmama,
Und Großpapa, viel Glück und Segen!
Könnt einen Arm ich nur bewegen,
Ach, wie liebkoste ich euch da,
Und könnt' ich nur die Lippen regen,
Wie lärmt' und schrie ich freudentoll
Dem ganzen Haus die Ohren voll!
Doch wenn zu aller Welt Behagen
Mir's auch gelingt dies nachzutragen,
Für heute kommt es doch zu spät!
Der Schaden aber macht erfahren
Und wenn nach fünf und zwanzig Jahren
Ihr wieder dieses Fest begeht,
Dann soll's mein Kind auch mitbegehen,
Denn ich, ich mach' mich früher dran,
Als mein lieb' Mütterchen gethan
Und ich — ich bring' euch, sollt' ihr sehen,
Schon fix und fertig ganz und gar,
Geboren, den Urenkel dar!

Für jetzt einstweilen Gott befohlen,
Ade, du liebe Großmama,
Ade, du lieber Großpapa!
Laßt bald mich aus dem Brunnen holen
Und pflegt mich dann und liebt mich fein,
Wie einstens mein lieb Mütterlein!

Anmerk. d. Herausg. Den Vorabend feierte der große Freundeskreis bei Pachler. Die Schulkinder wurden von den Freundinnen des Jubelpaares dargestellt, paarweise nach der Größe geordnet. Die Rede zum Compaß sprach der Dichter selbst, den Toast Anschütz. — Der eigentliche Festtag aber wurde von den nächsten Hausfreunden im Rettich'schen Landhause zu Hütteldorf begangen. — Die Tochter der Jubelbraut, Frau von Merelli, beschenkte im folgenden Juli den Gatten mit einem Mädchen, Lilly genannt.

An Amalie Haitzinger

am 29. März 1860, zur Jubelfeier des Beginnes ihrer theatralischen Laufbahn.

Rasch flieht die Zeit, und fünfzig Jahr' entglitten,
Kaum weißt du's selbst, dir flüchtig wie der Wind,
Seitdem zum erstenmal, ein heitres Kind,
Der Bühne heißen Boden du beschritten!
Dir war er's nicht, denn wie aus Wolken du
Zum erstenmal auf ihn herabgestiegen,
Trug Beifall, wie die Lüfte Federn wiegen,
Gleich wieder stürmisch dich den Wolken zu!
Du kamst, man sah dich und du mußtest siegen.
So fingst du an, so hast du's fortgesetzt:
Was Rose ist, das duftet bis zuletzt!

Die Lorbeern, die Euterpens Gunst dir pflückte,
Die Kränze, die Thaliens Huld dir wand,
Wer zählt sie all', und welches deutsche Land
Gedenkt nicht noch, welch' holder Reiz dich schmückte?
Schön wie der Tag und lieblich wie der Mai,
Der Anmuth volle, aufgeblühte Rose
Schwammst du im Zeitenstrom an uns vorbei,
Und festgehalten dann im Heimatsschooße,
Da sandtest du dein lebend Conterfei,
Da sandtest du, die Lücke auszufüllen,
Sich kaum entwindend noch der Knospe Hüllen,
Dein rosig Kind, daß es uns Rose sei;
Du gabst uns sie, und sie gab dich uns wieder!
Gesegnet sei des Wolkenwagens Flug,
Der damals dich als Elfenkönig trug:
Er trug der Kunst zwei lichte Sterne nieder!

Ja, heute war's, und fünfzig Jahr' verklangen,
Seitdem bedeutungsvoll des Zufalls Spiel,
Weissagend deines Lebens Bahn und Ziel,
Das Horn des Oberon dir umgehangen!
Denn jenes Elfenhornes Zaubermacht,
Die rings umher, sobald sein Klang erwacht,
Zu tollem Freudentaumel, wie wir wissen,

Der Hörer Sinn verwirrend hingerissen,
Ward nicht verzehnfacht sie auch dir gewährt?
Hat deine Anmuth nicht in allen Landen
Die Herzen rings umstrickt mit Zauberbanden
Und trüben Ernst in laute Lust verkehrt?
Wo deiner Stimme heitrer Klang erschallte,
War's Jubel nicht, der rings dir wiederhallte?
Und mußten jene, rief das Elfenhorn,
Hintanzen wirbelnd über Stock und Dorn,
Erfaßte wohl etwa gelind'res Rasen
Die huld'gend dich umschwärmten mückengleich,
Und mußten Hoch und Nieder, Arm und Reich,
Nicht alle tanzen stets, wie du geblasen,
Du Waldhornistin aus dem Elfenreich!

So nimm denn, was zur Jubelfeier heut
Mit frohem Herzen und bewegten Seelen
Der Kunstgenossen treuer Sinn dir beut!
Dem Elfenkönig darf sein Horn nicht fehlen;
Sieh hier es denn dir freundlich dargebracht!
Als Sinnbild deines Wesens, deiner Macht,
Bewahre du's, ein frohes Angedenken,
Und wie's voll Rosen dir entgegenlacht,
So mahn' es dich, was dein Talent vollbracht,

Und wie voll Lust und Schmerz und heitren Schwänken
Dein reger Geist vor Jahren wie noch heut,
Mit Freudenrosen unsren Pfad bestreut!
Deß mögest du bei diesem Horn gedenken,
Und wie es Liebe freudig dir geweiht,
So mög' ein Gott ihm Zauberkräfte schenken,
Daß machtlos sich an deiner Heiterkeit
Abstoßen ihre Hörner müss' die Zeit,
Daß lang du noch in deinem frohen Walten
Den Deinen bleibst, der Kunst und uns erhalten!

An Ludwig Löwe.

(Bei Gelegenheit seines Künstlerjubiläums.)

9. Februar 1861.

Was frommt's, der Welt sich zu entziehen,
Was frommt's, mißmuthig und in Groll
Der Freunde trauten Kreis zu fliehen
Und wohlverdienten Dankes Zoll?

Was frommt es? — Wen der Genius weihte,
Der berge sich, wohin er will;
Stets gibt sein Ruhm ihm das Geleite,
Und Liebe folgt ihm treu und still!

Magst immer du im Unmuthtriebe
Uns fest verschließen heut dein Haus,
Hinein dringt doch der Strahl der Liebe,
Des Ruhmes Glanz dringt doch heraus!

Was du uns warst, blieb unvergessen,
Wie Vieles auch die Welt vergaß,
Und noch in späten Jahren messen
Wir Künstlerwerth an deinem Maß!

Wir sagen dir's, die treu verbunden
Mit dir gestrebt so manches Jahr,
Die oft erlebt in heißen Stunden,
Wer Meister, wer der Löwe war!

Der Dichter sagt's, deß Traumgestalten
So oft allmächtig dein Gemüth
Bis in der Herzen letzte Falten
Mit Leben, Kraft und Reiz durchglüht!

Und Viele sagen's noch, viel' Tausend,
Die deines Spieles Macht gerührt,
Die hoch zum Himmel flügelbrausend
Dein Genius empor geführt!

Und so empfang' nach fünfzig Jahren,
Ruhmwürdig deiner Kunst geweiht,
Was dir, des Tages Recht zu wahren,
Bewundrung bringt und Dankbarkeit!

Verschmähen magst du Festgepränge,
Die arme Gabe stoß' nicht fort;
Entzieh' dem Jubel dich der Menge,
Doch hör' der Liebe schlichtes Wort!

An Carl Fichtner

31. Jänner 1865.

Bei Gelegenheit seines Scheidens von der Bühne

(mit einem Lorbeerkranz von dem Ehepaar Rettich ihm übergeben).

Was Blatt für Blatt du dir errungen,
Was du erobert Jahr für Jahr,
Das reicht dir nun zum Kranz geschlungen
Glückwünschend unsre Liebe dar!

Und wehet dich aus seinen Blättern
Erinnrung all der Siege an,
Die auf der Bühne heißen Brettern
Dir deines Genius Flug gewann,

Denk' unser, die aus ihrer Runde
Dich scheiden sehen tiefbewegt,

Abtrünnig einen mehr dem Bunde,
Der treu die heil'ge Gluth gepflegt.

Denk' unser, wie wir nie vergessen,
Wenn unsrer Kampfgenossen Schaar
Nach ihrem Werth wir prüfend messen,
Was Fichtner uns, der Bühne war!

Und so leb' wohl, der Letzten Einer
Aus einer großen schönen Zeit!
Wie du zu scheiden, hoffe keiner,
Den nicht der Muse Gunst geweiht!

Prolog

zur Feier von Grillparzer's achtzigstem Geburtstage

am 15. Jänner 1871 im Burgtheater gesprochen von Herrn Sonnenthal.

Säulenhalle. (Bühnenraum beschränkt.) Links im Vordergrunde der Bühne (der Hofloge gegenüber) die Büste Grillparzer's auf einem durch einige Stufen erhöhten Piedestal, auf welchem letzteren ein Lorbeerkranz liegt.

„Der Weise spricht: „Was ist des Menschen Leben?
„Der Jahre siebzig kaum sind ihm gegeben,
„Und wenn es hoch kömmt, sind es achtzig Jahr',
„Und wenn es köstlich, wenn es herrlich war,
„Was ist's gewesen — Trübsal und Beschwerde!" —
So ist es, ja! Das ist das Loos der Erde,
Und jeder trägt es, Jeder wird es tragen,
Kampf ist das Leben, Wunden muß es schlagen;
Nur daß der Mann von Sturmesdrang umweht

Ausharrt getreu und seine Wuth besteht;
Nur daß der Held den Lorbeer sich erficht,
Und stolz ihn trägt, wenn tausend Andre nicht;
Nur daß das Leid in gottbegabter Seele
Zur Perle, zu der Menschheit Kronjuwele,
Zum Liede reift, deß mächtig voller Klang
Fort rollt Jahrhunderte die Welt entlang,
Und Tausende erhebt, begeistert, rührt,
Der Erde Noth und ihrer Qual entführt! —
Wenn so das Leid, von Einem still getragen,
Für Tausende in Segen umgeschlagen,
Ist Leid es noch? Ist solch bewegtes Leben
Als Lehre nicht vielmehr der Welt gegeben,
Als Mahnung, was trotz manchem rauhen Tag
Ein reicher Geist, ein volles Herz vermag?

Und welcher Tag könnt' dieser Lehre Segen
Uns Allen tiefer in die Seele prägen,
Als dieser heut'ge, der vor manchem Jahr
Grillparzer uns der Kunst, der Welt gebar!
Nicht Reichthum schaukelte des Kindes Wiege,
Noch ebnete das Glück ihm Bahn und Pfad,
Rauh war der Weg, den kämpfend er betrat,
Doch er begann den Kampf mit einem Siege,

Und Siege folgten ihm; der junge Aar
Hob sichern Fluges rasch sich zu den Sternen!
Die Welt wird seinen Namen sprechen lernen!
Weissagte Byron damals und sprach wahr.

Ihn aber stützte keines Gönners Hand,
Im Kampfe mit des Lebens wilden Wogen
Selbst half er rettend sich an's sichre Land,
Selbst hat er seine Größe groß gezogen —
Nicht auch sein Glück! — In Bücher stumm versenkt,
Still lebt' er hin von Einsamkeit umschlossen;
Ihm ward kein Weib, kein blühend Kind geschenkt;
Nur seine Lieder blieben ihm Genossen,
Nur Lorbeer hielt die Stirne ihm umlaubt,
Mit ewig jungem, immer dicht'rem Triebe,
Nur unsre Ehrfurcht für sein würdig Haupt,
Nur unser Dank umgab ihn, unsre Liebe!

Das ist der Mann, deß Fest wir heut begehen,
Mit Recht begehen, denn verleiht ihm gleich
Sein Genius im deutschen Dichterreich,
Dem Thron des Fürstenpaars zunächst zu stehen,
Dein ist er, Wien, das ihn im Schooß getragen,
Dein Dichter ist er, stolz darfst du es sagen,

Der Größte, der dir ward seit ferner Zeit
Und dir es bleiben wird in späten Tagen!
Und mehr noch, mehr, er ist in Lust und Leid
Dein ächter Sohn; er fühlt im treuen Herzen,
Wenn Wetterwolken Oestreichs Himmel schwärzen,
Wie eigne Noth des Vaterlands Gefahr,
Er fand in jenem wild verworrnen Jahr
Das echte Wort, und wagte es zu sagen!
So laßt denn heute, was sonst nur dem Tod
Die Liebe der Zurückgebliebnen bot,
Dem Lebenden uns froh entgegen tragen,

(sich der Büste nähernd und den Lorbeerkranz ergreifend)

Laßt meine Hand von eurem Wunsch geführt
Das Bild hier schmücken, wie's dem Mann gebührt,
Deß Herz so warm für Oestreich stets geschlagen,
Dem Dichter, der euch oft erhob, gerührt.

(Unter leise anschwellender Musik die Büste krönend.)

Laßt mit des Lorbeers Zier sein Haupt mich krönen,
Und mit der Huldigung ihn zu versöhnen,
Laßt mit dem Ruf, der jubelnd ihm erschallt,
Beifügen noch, was laut in frohen Schlägen
Das Herz des greisen Dichters wiederhallt:
Grillparzer hoch, und unsrem Oestreich Segen!

(Laut einfallende Musik; der Vorhang fällt.)



Erzählende Gedichte.



Falkland.

„Den sammtnen Mantel mit Gold gestickt,
„Die Krause von Brüßler Spitzen,
„Den Hut, von dem der Reiher nickt
„Und leuchtend Juwelen blitzen,
„Auch meines Halsschmucks Goldgeflecht,
„Ererbt aus der Väter Tagen,
„Die Stücke legst du mir zurecht,
„Die trag' ich morgen im Gefecht,
„Wenn wir mit Essex schlagen!" —

Lord Falkland spricht's und aus dem Zelt
Tritt er hinaus in's Freie,
Und rings den Haidegrund erhellt
Der Lagerfeuer Reihe!
Dort drüben hält Lord Essex' Macht

Und Cromwell's Eisenreiter,
Und hier verlärmen vor der Schlacht
Die Cavaliere wild die Nacht,
Des Königthumes Streiter!

Dort ernstes Schweigen, ab und zu
Nur dumpfes Psalmensingen;
Hier Jauchzen ohne Rast und Ruh',
Spottlieder, Becherklingen!
„Rundköpfe und Rebellen!“ drang
Es hier aus trunknen Kehlen,
Und „Belial's Söhne!“ drüben klang
Es zwischen näselndem Gesang,
„Verdammniß ihren Seelen!“

Lord Falkland blickt in's Feld hinaus
Und horcht den dumpfen Klängen,
Die wirr wie fluthend Sturmgebraus
Die Seele ihm bedrängen;
„Altenglands Söhne hier wie dort“,
Spricht er, das Herz voll Wunden,
„Und zwischen beiden nachtumflort
„Treibt wild der Tage Strömung fort,
„Und trennt, was Gott verbunden!“

„Das Königthum verfechten wir,
„Denn heilig ist die Krone;
„Wir dulden nicht, daß Ehrbegier,
„Je rüttle frech am Throne! —
„Die drüben wagen wohlgemuth
„Den Kampf für Recht und Glauben;
„Es läßt der Freiheit köstlich Gut,
„Erworben durch der Väter Blut,
„Altengland sich nicht rauben!

„Sie haben Recht und so auch wir;
„Eins aber fehlt uns Beiden,
„Der klare Blick, wo dort und hier
„Sich Recht und Unrecht scheiden!
„Zum Trotz wird drüben Festigkeit,
„Zum Uebermuth hier Treue;
„Dort überhasten sie die Zeit,
„Hier gilt das Alte für geweiht,
„Und Haß verfolgt das Neue!

„Nicht Einsicht hier, noch Rücksicht dort,
„Gelöst der Ehrfurcht Bande;
„Parteigetriebe That und Wort,
„Rings Leidenschaft im Brande;

„Die Zeit, ein wildempörtes Meer,
„Und ich umhergetrieben,
„Die Brust von bangen Zweifeln schwer,
„Unfähig blind zu hassen mehr,
„Unfähig blind zu lieben!

„Hier ficht mein Herz, dort mein Verstand!
„Soll ich, im Auge Thränen,
„Mit brudermörderischer Hand
„Im Kampf begegnen jenen?
„Und kann ich mich entschlagen hier
„Ererbter heil'ger Pflichten,
„Daß laut es schalle hinter mir:
„Treubrüchig falscher Cavalier,
„Mög' Gottes Zorn dich richten! —

„Kein Ausweg rings und keine Wahl,
„Als ehrlos leben, oder
„Auf Brüder zücken meinen Stahl
„Im wilden Kampfgeloder! —
„Es graut der Tag, es drängt die Noth,
„Was wählen und was meiden? —
„Von Schmach hier, dort von Schuld bedroht,
„Gespötte hier, dort Seelentod!
„Nun so — so trotz' ich beiden!

„Nie wich ich all mein Leben lang
„Von meines Königs Bahnen,
„Ich folg' ihm in des Kampfes Drang,
„Entrollt er seine Fahnen,
„Doch nicht zu schlagen unbewehrt,
„Im festlichen Geschmeide,
„Die Brust zu bieten jedem Schwert,
„Bis Eines, wie's mein Herz begehrt,
„Ein Ziel setzt meinem Leide! —“

Er spricht's und tritt zurück in's Zelt,
Und es beginnt zu tagen,
Und als im Licht rings glänzt das Feld
Ward Newbury's Schlacht geschlagen;
Als aber in des Mittags Gluth
Rückzug die Hörner blasen,
Und still und stumm das Schlachtfeld ruht,
Liegt hingestreckt in seinem Blut
Lord Falkland auf dem Rasen!

Ihn schmückt der Mantel mit Gold gestickt,
Die Krause von Brüßler Spitzen,
Der Hut, von dem der Reiher nickt,
Und leuchtend Juwelen blitzen;

Doch reicher noch mit Glanz umflicht
Verklärung seine Züge,
Und heitre Ruhe, die da spricht:
„Ich wählte und bereu' es nicht;
„Viel besser Tod als Lüge!“

Spanische Romanze.*)

Wie Florencio Aliardens Gunst gewinnt.

Aus dem Bade steigt Aliarde,
Aus dem Bade, das sie nahm;
Milch und Blut strahlt ihre Wange
Als sie durch die Straßen kam!
Tritt Florencio ihr entgegen,
Spricht mit diesem Wort sie an:
„Ach, wenn deine Gunst, Aliarde,
„Eine Nacht nur ich gewann,
„Gern dafür am Morgen kämpfte
„Ich mit hundert Mauren dann,

*) Vergleiche Bd. 1 von Fr. Halm's „Werke“ S. 293. Ihr Platz wäre zwischen der dort abgedruckten 2. und 3. Romanze.

„Und den Tod wollt' ich erleiden,
„Wenn nur einer mir entrann,
„Denn des Riesen Kraft verliehe
„Mir die Gunst, die ich gewann! —"
„ — Meine Gunst, Florencio!" spricht sie,
„Wenn du sie gewännest, bald
„Prahltest du damit, o Jüngling,
„Wie so gern die Jugend prahlt! —"
Blickt Florencio zum Himmel,
Und sein Schwert reißt er heraus:
„Rühm' ich eurer Gunst mich, Dame,
„Lösche dies mein Leben aus! —"
Jene Nacht in ihre Kammer
Läßt Aliardens Huld ihn ein,
Und er prahlt auf Markt und Straßen
Laut damit im Morgenschein!

Polnische Sylvesternacht.

Zu Krakau unter dem Münster, da wölbt sich von
Marmelstein
Tief in der Erde Weichen die Königsgruft hinein;
Da stehen die alten Särge, da prangt manch Monument,
Das dir verklungne Namen, verklungne Größen nennt.

Ein tausend acht hundert und dreißig, am St. Sylvestertag,
Als durch die Hallen dröhnte der Glocke zwölfter Schlag,
Da öffnen sich die Särge und durch des Grabsteins
Spalt,
Da taucht mit Kron' und Scepter manch' luftige Gestalt.

Sie heben ihre Häupter empor aus tiefem Traum,
Sie flüstern leise zusammen wie Wind und Wellenschaum;

Sie schweben durch die Hallen wie Nebel über den Fluß,
Sie horchen in die Ferne nach Polens Waffengruß.

Und horch, da schallt herüber der Stimmen dumpf Gemisch:
„Für Polens Recht und Freiheit zum Todeskampfe frisch!"
Da grollen die Kanonen, die Sense klirrt am Stein,
Und jauchzend mischet die Weichsel ihr Wogengebraus
hinein!

Da freu'n sich die greisen Schatten und winken sich
freundlich zu,
Und tauchen in ihre Särge hinab zur süßern Ruh;
Und träumen nun schöne Träume, und lächeln selig dabei,
Sie träumen ihr Polen glücklich, sie träumen ihr Polen frei!

Achthundert und ein und dreißig am St. Sylvestertag,
Als durch die Hallen dröhnte der Glocke zwölfter Schlag,
Da öffnen sich die Särge und durch des Grabsteins Spalt,
Da taucht mit Kron' und Scepter manch' luftige Gestalt.

Sie heben ihre Häupter empor aus tiefem Traum,
Sie flüstern leise zusammen wie Wind und Wellenschaum;
Sie schweben durch die Hallen wie Nebel über den Fluß,
Sie horchen in die Ferne nach Polens Waffengruß.

Und da draußen war es stille, nur Seufzer wehen her
Und dumpfes Todesröcheln und Stöhnen bang und schwer;
Kein Kampflaut, keine Lieder, kein heller Waffenklang,
Und düster rollt die Weichsel und rauschet Grabgesang.

Und von den greisen Schatten schleicht jeder zu seinem Sarg,
Der seine süßen Träume, sein sel'ges Hoffen barg;
Sie strecken sich seufzend nieder zu schlummern manches Jahr,
Bis kreisend der Schooß der Zeiten den rechten Tag gebar!

Der Bauer und sein Spitz.

Nach Grübel.

Ein Bauer hatt' einen Haushund einst,
Spitz war er geheißen, der;
Das aber war ein Haushund auch,
Solch einen gibt's nicht mehr!
Er hat das Haus bei Tag und Nacht,
Wenn alles schlief, allein bewacht,
Und nahte wer dem Thor,
Gleich fuhr der Spitz hervor!

Nicht Bettler und nicht Handwerksbursch,
Den Spitz macht keiner still,
Und keinen Bissen rührt er an,
Was man ihm geben will;
Und ob man noch so schön ihm thut,
Deswegen wird es doch nicht gut,

Und wer ihn faßte — Blitz!
Den biß er schön, der Spitz!

Auf einmal wird der Hund so still,
Und sieht so traurig drein;
Er frißt nicht mehr, er bellt nicht laut,
Was muß ihm doch nur sein?
Man gibt ihm Oel, Schießpulver auch,
Wie's auf dem Land bei Hunden Brauch;
Doch mit dem Spitz ist's gar,
Umsonst ist all die Waar'!

„Ei, ei, mein Spitz, du dauerst mich!"
Der Bauer zu sich sprach;
„Wie ruhig schlief ich Nacht für Nacht,
„Ich wußte, du warst wach!
„Kein Strohhalm ward gestohlen hier,
„So lang du lebtest, treues Thier!
„Drum thu' ich, wie ich kann,
Noch eine Ehr' dir an! —"

Weil nun der Spitz so treu gedient,
Was thut mein Bäuerlein?

Er trägt ihn auf den Kirchhof Nachts
Und scharrt ihn dorten ein;
Und denkt sich, da das Werk gethan:
„Wer sieht's dem Haufen Erde an,
„Wer unter seiner Hut
„Da drinnen liegt so gut! —“

Der Bauer freilich rechnet so,
Doch hat er sich verzählt;
So wohlfeil als die Leiche war,
Sie kostet doch ihr Geld;
Denn jetzt sind auf dem Land die Leut'
Beinah' wie in der Stadt gescheidt,
Und geht's die Einnahm' an,
Steht jeder seinen Mann!

Der Schulmonarch geht früh vorbei
Und sieht das Grab auch schon,
Denkt: „War denn eine Leich' im Dorf,
„Und weiß ich nichts davon?
„Das Ding sieht mir verdächtig aus.
„Da muß die Wahrheit mir heraus!
„Ich ruh' und rast' nit mehr,
„Da muß der Pfarrer her!“ —

Und rennt zum Pfarrhof eilig hin,
Und läut't erbärmlich an;
(Zu läuten ist der Herr gewohnt,
Drum zieht er, was er kann.)
Der Pfarrer oben guckt heraus:
„Nu, reiß' er mir nicht die Klingel aus!
„Er macht mir immer Müh'!
„Was will er denn so früh? —"

Und der versetzte: „Mit Verlaub!
„Die Sach' ist von Gewicht!
„Sonst wahrlich um halb neun Uhr schon
„Beschwert' ich Eu'r Gnaden nicht!
„Ein Grab ist bei der Mauer dort —"
— „Ei was ihm einfällt!' — „Auf mein Wort!
„Ein frisches Grab! Heut Nacht
„Ganz sicher erst gemacht! —"

„Nit übel!" ruft der Pfarrer aus,
Und macht sich auf im Nu,
Und geht ein paar Minuten drauf
Auch schon der Mauer zu;
Da sieht er, daß das Ding so wär'!
„Ruft gleich den Todtengräber her!

„Denn da, da ist was drin,
„So wahr ich Pfarrer bin! —“

Der Todtengräber kömmt herbei;
„Grabt auf hier, guter Mann!“
Und der auf seiner Gnaden Wort
Setzt seinen Spaten an!
Und jetzt — jetzt hebt sich an der Tanz —
Nun zieht er'n Spitz heraus beim Schwanz!
Da stehen alle drei,
Wie Kinder um den Brei!

Der Pfarrer schreit aus vollem Hals:
„O Frevel, Spott und Hohn!
„Gott geb', daß der Verbrecher nicht
„Entgeh' verdientem Lohn!
„Weiß Keiner, wessen ist der Hund? —“
„— Des Bauern Michel dort im Grund! —“
„— Gleich soll er kommen her!
„Sagt nur, daß ich's begehr'! —“

Der Bauer Michel schleicht heran,
Und dreht an seinem Hut,
Der Pfarrer schreit von Weitem schon:

„Nun, Michel, ihr treibt's gut!
„Wie kommt der Hund da hier herein?
„Ich möcht' an eurer Stell' nit sein,
„Denn wißt, das zeig' ich an,
„Und heut noch, wenn ich kann! —“

„Nu, nu! Nur gütlich! Wart' er nur,
„Das Ding hat, denk' ich, Zeit!
„Das war keiu so gemeiner Hund,
„Der war schon menscheng'scheidt! —“
„— Was g'scheidt, und wenn er's zehnmal wär',
„Gehört, sagt selbst, ein Hund hieher?
„Dafür, das merkt euch fein,
„Dafür muß Strafe sein! —“

„Was Straf'! — Der Hund, das weiß er nicht,
„Der hat vor seinem End'
„Ihn und die zwei hier auch bedacht! —“
„— Wo?“ — „Nu im Testament;
„Zwanzig Gulden hat er ihm vermacht,
„Und hier den beiden jedem acht!
„Ich meinte doch so weit,
„Ein solcher Hund wär' g'scheidt! —“

„Ei, war der Hund da gar so g'scheidt,
„So mag's für diesmal sein,
„Und weil das Loch gemacht einmal,
„So werft ihn wieder 'nein!
„Oft wohl geschehen dürft' mir's nit,
„Doch das macht einen Unterschied! —"
So hat der Streit ein End'!
Das kommt vom Testament!

Der Schlosser und sein Gesell.

Nach Grübel.

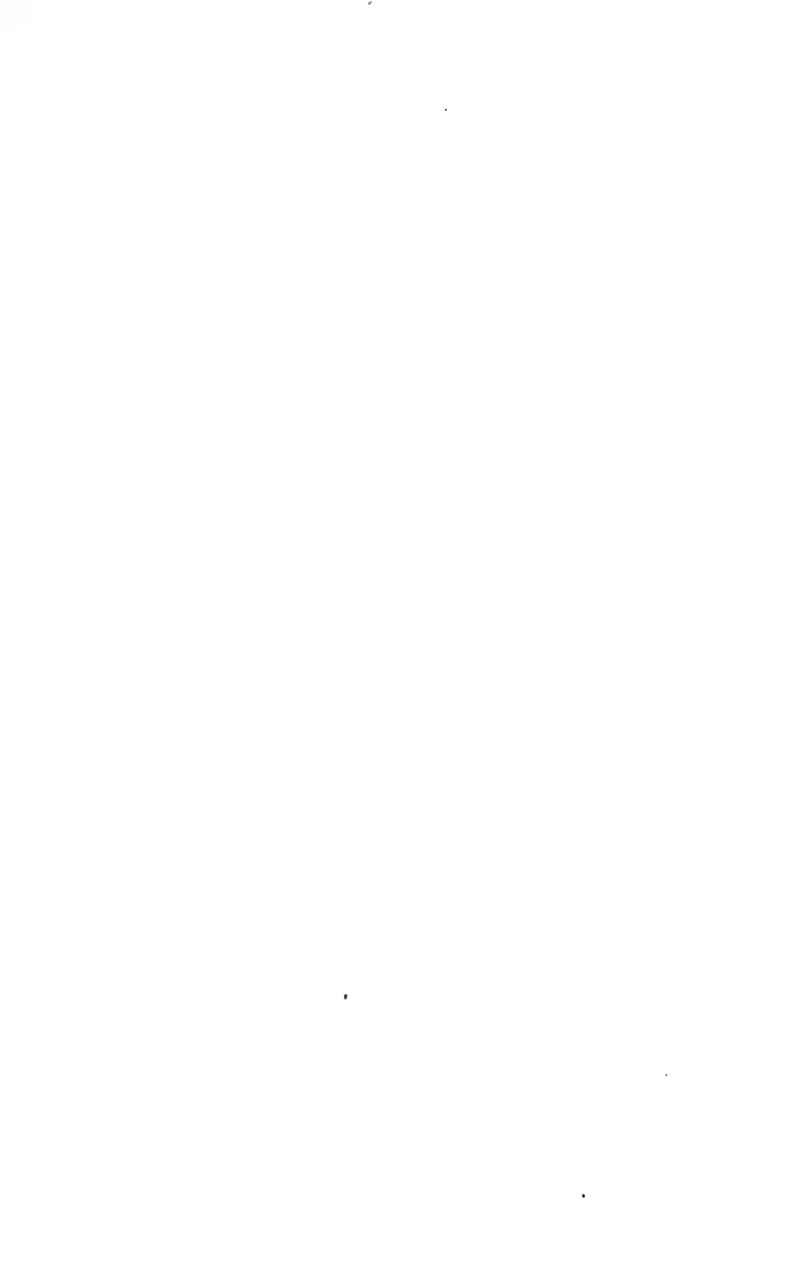
Ein Schlosser hatt' einen Gesellen einst,
Der hat so langsam gefeilt,
Doch wenn es Zeit zum Essen war,
Wie hat er da geeilt!
Der Erste in der Schüssel drin,
Der Letzte stets heraus,
So fleißig war kein Mensch gewiß
Bei Tisch im ganzen Haus!

Da hebt der Meister einmal an:
„Sag' an, Geselle mein!
„Ich hörte all mein Leben lang
„Und sollt' auch wohl so sein,
„Wie Einer schafft, so ißt er auch;

„So sprich, wie geht es zu,
„Daß Keiner im Haus so langsam feilt,
Und ißt so geschwind wie du?“

Versetzte der Geselle drauf:
„Herr, das hat guten Grund!
„Das Essen währt nur kurze Weil’,
„Die Arbeit vierzehn Stund’!
„Müßt Einer so den ganzen Tag
„Nur essen fort und fort,
„Es ging’ so langsam, helf’ mir Gott,
„Als jetzt das Feilen dort!

Epigramme und Verwandtes.



Xenien.

I.

Gutzkow und die Ritter vom Geiste.

1.

Waren der Musen auch neun, dreidoppelt gewänne der Leser,
Wären die Bände des Buchs drei wie der Grazien nur!

2.

Eines nur fehlt dir, Roman des Nebeneinander! Es fährt dir
Auseinander zu oft das Durcheinander der Zeit!

3.

Der du die Ritter vom Geist zum Bunde versammelt, gestehe,
Mindestens Großcomthur träumst du des Ordens zu sein!

4. An K.

Recht, recht! Stürz' vom Altare herab sie, die Götter des Wahnes;
Stelle nur aber dich selbst nicht zum Ersatze hinauf.

---

5. Immermann.

Schulzen hast du gesät, und Dorfgeschichten wie Pilze
Schossen im Schwarzwald gleich, schossen in Böhmen uns auf!

---

6. Dorfgeschichten.

Aus dem Volk und für's Volk! Ganz recht! Nur pfercht nach dem Rockschnitt
Eurer Figuren uns nicht eigene Fächer gleich ab!

---

7. An einen Minister.

Böhmischen Trotz verbindend mit hochkatholischem Wesen,
Bist du Minister, Hussit und Kapuziner zugleich!

---

8. Orientalische Frage.

Bist du für England oder für Moskau? — Für Keines; es gelten
Knute fürwahr und neunschwänzige Katze mir gleich!

II.

An Hebbel.

Schaff' du ein Lied voll Kraft und Mark
Und laß' sie mäkeln dran und bessern;
War ihnen nicht der Wein zu stark,
Sie sparten's, ihn zu wässern!

An Redwitz.

Am Kreuze hängt dein Saitenspiel?
Du solltest dich davor entsetzen,
Dein schlechtes Instrument so viel
Und so gering das Kreuz zu schätzen.

Dorfgeschichten.

Nur Aelpler, die da kommen, gehen,
Nur Aelpler, die da sitzen, stehen,
Nur Aelpler, deren Herzen brechen,
Nur Aelpler, die wie Bücher sprechen —
Ach lieber Gott, trotz Kuhgeläute
Und Alpenglühen, wie mich's freute,
Ließ' einmal nur ein Frack sich sehen!

Der Dichter spricht.

Sie lassen mich nicht gelten,
Drum bin ich doch;
Längst schweigt einst euer Schelten
Und ich bin noch!

Euch drückt der Erde Schwere
In's Nichts herab;
Mir hilft zu Ruhm und Ehre
Dereinst das Grab!

An verschiedene Theaterdirectoren.

1.

Fürwahr, ihr Uebersetzer sollt euch schämen!
Wie bleibt ihr alle hinter ihm zurück;
Ihr übertragt ins Deutsche wohl ein Stück,
Er aber übersetzt's gleich in Tantièmen!

2.

Noch niemals ward für's Publikum so zart,
So liebvoll väterlich gesorgt wie heute;
Ganz jede Mühe hast du ihm erspart,
Sogar — für's Klatschen sorgen deine Leute!

3.

Zwar fehlt noch Eines — ich beklag' es sehr —
Das Weinen bleibt noch übrig und das Lachen!
Mit Menschenkräften freilich ging' es schwer,
Doch mit Maschinen ließ' auch das sich machen!

4.

Auch Unterricht ertheilst du, edler Mann,
Lehrst deine Mimen zierliche Manieren;

Und wir, wir Thoren, glaubten — eitler Wahn! —
Was einer wüßte nur, könnt' er dociren!

5.

Du kennst nur, was energisch, was pikant;
Verschlossen ist dir das Gebiet des Schönen;
Doch nie mit Herzenskälte kann Verstand,
Noch Energie mit Ungeschmack versöhnen!

6.

Wenn alte Stücke du verkehrt besetzt,
So sagst du: „Sie gefallen nicht mehr jetzt!“
Und wirfst du dann mit höchst modernen um,
So geiferst du! „Das dumme Publikum!“

7.

Wenn er nicht dirigirt, so schreibt er Stücke,
Und schreibt er nicht, so dirigirt der Mann!
So grinst Entsetzen hier und dort mich an,
Hier Dramaturgenwahn, dort Dichtertücke;
Denn, dirigirt er nicht, so schreibt er Stücke,
Und schreibt er nicht, so dirigirt der Mann!

Stammbuchblätter.

1. Einem jungen Mädchen.

Gedenke mein
Nicht lang, nicht oft! Doch wenn vom Herbst umdüstert
Die Lenzerinnrung je das Herz durchflüstert,
Dann denke mein,
Dem fromm und mild, im Schatten trüber Stunden,
Ein leuchtendes Johanniskäferlein,
Dein liebes Bild erschienen und verschwunden.

2. Die kranke Mutter ihrer Tochter.

Es schütze dich auf deinen Wegen,
Mein liebes Kind, des Himmels Huld!
Rings blühe Freude dir entgegen,

Fern bleib' dir Vorwurf, Reue, Schuld,
Und will geprüft an Schicksalsschlägen
Sich Groll und Unmuth in dir regen,
So denke mein, und hab' Geduld!

Leb' heiter hin in guten Tagen,
Und trüb' nicht ihren Sonnenschein
Dir thöricht selbst mit nicht'gen Klagen;
Sei thätig, willst du fröhlich sein!
Ernst ist das Leben; lern' es tragen,
Und will dir Kraft und Muth versagen,
So hab' Geduld, und denke mein!

Nicht Trotz laß dir das Herz umweben,
Nicht schließ' in Schweigen dumpf dich ein!
Vergib, so wird auch dir vergeben,
Beglück', so wirst du glücklich sein!
Und wär' vergebens all' dein Streben,
Lern' deinen Blick zu Gott erheben,
Und hab' Geduld, und denke mein!

3. Lebensrechnung.

Du mußt nicht rechnen mit dem Tag,
Es fällt kein Baum auf einen Schlag,
Auch nicht mit Monden und mit Jahren,
Ob fett sie oder mager waren:
Du mußt die Zeit gewähren lassen,
Dein Leben im Ganzen und Großen fassen,
Es wird zuletzt dir wohl bewußt,
Ob es Gewinn war, ob Verlust!
Und war's Gewinn, und siehst du dann
Ihn Stück für Stück dir näher an,
Erkennst du doch, das Beste war,
Nicht was dir Stunden, Tag und Jahr —
Was der Minute rasch Entschweben,
Was dir ein Augenblick gegeben!

4. Einem schönen Mädchen.

Du trittst hinaus in's Weltgewühl,
Recht wie aus Waldesschatten kühl
Ein schlankes Reh' hervorbricht spähend,
Und sieht, das Köpflein zierlich drehend,
Das große Aug' weit aufgethan,
Die fremde Gegend zweifelnd an! —
Mein schlankes Reh, der Jäger naht,
Nimm wohl in Acht denn deinen Pfad,
Und gehst in's Netz du irgendwo,
Thu's selbstbewußt und seelenfroh.

Lilly und Rico,

Julie Rettichs Enkelin und Enkel,

Julien Schlesinger, der Pflegerin ihrer Großmutter, zum Geburtstag.

März 1866.

Du liebst die Großmama so sehr
Und bist so hilfreich treu der Kranken;
Dafür laß tausendmal und mehr
Dir ihre Enkel heute danken.

Und trifft dich je ein großes Glück
Und staunst du, weil's so reich und selten,
So denke nur an uns zurück
Und sag' dir still: Gott will vergelten!



Meinungen und Stimmungen.

Reiz der gewinnt, er thut dem Jüngling Noth,
Dem Mann Verstand, daß ihn der Sturm der Tage
An unwirthbare Küsten nicht verschlage;
Der Greis begehr' nur Eins mehr: leichten Tod!

Der stolze Mensch kann es nicht denken
Zufall beherrsche blind die Welt;
Wie wenig sonst auf sich er hält,
Es muß ein Gott sein Schicksal lenken

Wer niemand liebt, steht einsam in der Welt;
Wer liebt, verdoppelt sich des Lebens Leiden,

Weil seinem Ich ein zweites er gesellt,
Und so im Grund ist Niemand zu beneiden!

Es geht ein Weg vom Haß zur Liebe,
Doch über Brücken führt er nicht,
Ein Abgrund trennt die beiden Triebe,
Du springst hinüber oder nicht.

Mit halbem Herzen lieben, heißt nicht lieben,
Ganz will die Liebe ihren Mann,
Und wer nicht ganz sich geben kann,
Der wäre besser ganz davon geblieben!

Mit grauem Haar und jungem Blut,
Da läßt sich schaffen noch und streben,
Doch blondes Haar mit welkem Muth,
Warum bemüht sich das zu leben?

Vornehme Leute und kleine Kinder
In Einem stimmen sie überein,
Sie meinen Beide, mehr oder minder,
Die Welt wär' da für sie allein!

Ein Weib trägt mit dir Noth und Leid,
Nur mußt du Eins dafür ihr gönnen,
Nicht deiner Liebe Wirklichkeit,
Nur Grund, um glauben dran zu können!

Leicht, wenn ein Lämpchen dir verglommen,
Auf andre Weise schaffst du Licht in's Haus,
Doch brennt dir einmal eine Sonne aus,
Woher soll da Ersatz dir kommen?

Es sind die Frauen feine Menschenkenner,
Und trifft oft wüste Bursche ihre Wahl,
So ist der Grund vielleicht, der sie empfahl,
Die sichre Bürgschaft eben, daß sie Männer!

Der Mensch kann wahr sein gegen sich vielleicht,
Nie gegen Andre ist er's ganz gewesen;
So weit der Menschheit Geschichte reicht,
Gibt's immer zwischen den Zeilen zu lesen!

Es lieben Frauen oft nur, um zu leben,
Weil er geliebt wird nur, liebt oft der Mann;

Sie folgen der Natur allmächt'gen Trieben,
Bei uns fängt Alles von der Selbstsucht an!

Es weiß der Mensch von keinem Glück zu sagen,
Wofür er früher, später nicht bezahlt,
So daß am Ende, sind wir müd' und alt,
Es mehr gekostet oft als eingetragen.

Es hassen starken Eindruck matte Seelen,
Die unentweihte, frische, schwelgt darin;
Maß halten nennen sie's in ihrem Sinn,
Wenn Mark der Zeichnung, Gluth der Farbe fehlen.

Mit Nesseln haben Frauen dies gemein,
Wer einer naht, der lerne sie erst kennen,
Und faßt er sie, wie sie gefaßt will sein,
Zürnt diese nicht, wird jene ihn nicht brennen.

Ruhm, was ist Ruhm? — Mag immerhin die Welt
Der Namen runde Zahl mit Stolz ermessen,
Die heute noch sein Strahlenglanz erhellt,
Wer zählt die Tausende, die sie vergessen?

Der Liebe Wesen zu aller Zeit,
Und daran magst du sie erkennen,
War immer etwas versetzt mit Leid,
Süßsauer, wie's die Franzosen nennen.

Wenn du gestorben bist, wer denkt noch deiner? —
Im ersten Jahr vielleicht ein Heer,
In zehen Jahren wohl noch Einer,
In zwanzig Jahren Keiner mehr!

Ob ewig liebe Todte wir vermissen,
Es bleibt uns, was ihr Einfluß uns erwarb,
Und wer ihn nicht empfindet, der mag wissen,
Ihm war sein Todter todt schon, eh' er starb!

Die Liebe kommt oft wie ein Blitz,
Doch oft auch schleicht sie dir in's Herz wie Diebe,
Und nimmt von deinem Sinn Besitz,
Eh' du nur ahnest noch, das sei die Liebe!

Nicht immer denk' ich dein, du liebe Todte,
Doch dämmert ein Gedicht mir auf im Sinn,

So ist mir stets, als käm's von dir als Bote,
Als ging's zu dir als Bote hin!

Du läßt nicht Blick noch Mund dein Schweigen brechen,
Stumm bist du, bleibst du! — Sieh dich vor!
Dein starres Schweigen selbst beginnt zu sprechen,
Und schärfer hört das Herz oft, als das Ohr!

Sei rauh und hart, und zeig' dich kalt wie Eis,
Verbirg dein Herz in Worten und in Thaten,
Eins machst du einem Weibe niemals weiß —
Daß du sie liebst, wird dennoch sie errathen!

Du willst nicht auf des Meisters Worte schwören,
Du bist du selbst und brichst dir selber Bahn! —
Recht schön! Nur laß nicht Dünkel dich bethören,
Und schwör' verblendet auf den eignen Wahn!

Ergebung predigt laut ein jeder Tag,
Doch fordre ich sie dann von meinem Herzen,
Tönt Eines stets mir dumpf zurück sein Schlag:
„Mich schmerzt es, schmerzt es! Ewig wird's mich schmerzen!"

Vom Freunde will ich, daß er warne,
So lang noch Grund zu hoffen da;
Nur prahl' er nicht, lieg' ich im Garne
Verstrickt einmal: „Ich sagt' es ja!"

Gewitterhaft in heißer Sommerschwüle
Der Leidenschaft ging meine Jugend hin;
Umspielt des heitern Herbsttags frische Kühle
Mir Alternden erquickend nun den Sinn.

Ein Mann ist zu berechnen ganz genau;
Wozu jedoch im Guten wie im Bösen
Sich aufzuschwingen fähig eine Frau,
Die Frage wird ihr bester Freund nicht lösen!

Wer wollte Schäferstunden stören!
Ihr aber brecht in des Dichters Haus
Und scheucht die Muse ihm hinaus,
Schon hingeneigt ihn zu erhören!

Wer da von Dichterlaunen spricht,
Bedenk' vor allen Dingen,

Die Saite, war sie verstimmbar nicht,
Sie würde auch nicht klingen.

Oft war ich klug und mehr als dies,
Wenn ich für dumm gegolten,
Und hab' oft, wenn man klug mich pries,
Mich insgeheim gescholten.

Wie selten paßt zum Geiste seine Hülle!
Gar klein denkt oft ein großer, schöner Mann
Und ab und zu aus plumper Leibesfülle
Elegisch spricht ein zarter Sinn dich an!

Kein Mittel gibt's auf Erden,
Das Frauen so berückt;
Als jener untreu werden,
Weil diese uns entzückt!

Ob deine Wangen blühen,
Ob meine fahl und bleich,
Wenn gleich die Seelen glühen,
Sind jung und alt sich gleich!

Mein Herz ist müd', es zittert scheu zurück
Vor Wonnen, die aus Kampf und Leiden sprießen;
Es sucht ein mäßiges, bescheidnes Glück,
Das ganz bequem im Schlafrock zu genießen!

Talent wird stets mit Neid und Mißgunst kämpfen;
Der frische Erzguß reizt das Aug' zu sehr,
Erst wenn den Glanz des Werkes Jahre dämpfen,
Dann gilt es, was es werth ist, und noch mehr!

Du liebst mich und bebst scheu vor mir zurück,
Und willst mir dies verweigern, das versagen?
Ei, Kind, willst du ein ganzes, volles Glück,
So mußt du auch dein Alles daran wagen.

Weh dem, der nie sich um ein Nichts gehärmt,
Der Dichterwort begeistert nie gelesen,
Der nie geliebt, geschmachtet und geschwärmt,
Weh dem, der altert und nie jung gewesen!

Auch zum Genuß braucht's Muth, und still entsagend
Weis' lieber jede Freude von der Hand,

Als dran herum zu schnuppern feig und zagend,
Wie scheue Fliegen an des Bechers Rand!

Der Form Geheimniß mag dir Fleiß erschließen,
Die Sprache liegt gebildet dir zur Hand,
Doch Inhalt in die leere Form zu gießen,
Das ist's, wozu kein Lehrer je sich fand.

Mag unser Glück noch so bescheiden sein,
Des Schicksals Groll wird jeder doch empfinden,
Dir wirft es eine Fliege in den Wein,
Mich läßt's ein Haar in meiner Grütze finden!

Vollkommen wird kein großer Mensch ersetzt,
Des Menschen Eigenstes ist einzig eben;
Und doch weiß irgendwie Natur zuletzt,
Ersatz auch für dies Einzige zu geben!

Kein Mensch ist arm! Der Erbe seiner Väter,
Tritt ihrer Bildung Vollbesitz er an,
Und mit dem, was er selbst hinzu gethan,
Vererbt er ihn auf seine Kinder später!

Du staunst, daß zu gegebner Frist,
Du dies gethan, das unterlassen?
Das heißt wohl, wenn wir's recht erfassen,
Dich wundert's daß du selber bist!

Weh dem, der liebt und Liebe nicht gewann;
Doch mehr noch ist des Armen Loos zu hassen,
Der weder lieben will, noch lieben kann,
Und muß, ein Opferlamm, sich lieben lassen!

In Täuschung lebt' ich manche Jahre,
Und brach zur Wahrheit spät mir Bahn;
Nur wandelt jetzt die Furcht mich an,
Ob ich dabei viel besser fahre!

O harte Noth, o herbe Pein,
Freiwillig halb und halb gezwungen,
Und rastlos um und um geschwungen
Auf eines Wunsches Rad geflochten sein!

Die Jugend macht mich traurig. weil sie hofft,
Das Alter, weil's zu hoffen aufgegeben,

So leb' ich mir allein, und ach, wie oft
Entsagt' ich gern auch diesem Umgang eben!

Erziehungskünstler, dein Triumph ist der,
Was in uns liegt, zur Blüthe zu entfalten;
Doch nie gibt deine Müh' dem Menschen mehr,
Als schon im Werden er von Gott erhalten.

Der Geist will nicht, wie ihr grad wollt;
Wozu am Baum viel rütteln?
Der Wind wird, reift der Früchte Gold,
Sie auch herniederschütteln!

Willst minder hassenswerth den Feind du finden,
So denk' ihn dir, wie einst zur Welt er kam
Und was er sein wird, wenn der Tod ihn nahm,
Und Mitleid, nicht mehr Zorn, wirst du empfinden.

Es lebt kein Mensch, der herzlos wäre,
Nur schlägt's dem dort und jenem hier;
Für Vortheil diesem, dem für Ehre
Und dem für Wurst und bairisch Bier!

Du staunst, daß zu gegebner Frist,
Du dies gethan, das unterlassen?
Das heißt wohl, wenn wir's recht erfassen,
Dich wundert's daß du selber bist!

Weh dem, der liebt und Liebe nicht gewann;
Doch mehr noch ist des Armen Loos zu hassen,
Der weder lieben will, noch lieben kann,
Und muß, ein Opferlamm, sich lieben lassen!

In Täuschung lebt' ich manche Jahre,
Und brach zur Wahrheit spät mir Bahn;
Nur wandelt jetzt die Furcht mich an,
Ob ich dabei viel besser fahre!

O harte Noth, o herbe Pein,
Freiwillig halb und halb gezwungen,
Und rastlos um und um geschwungen
Auf eines Wunsches Rad geflochten sein!

Die Jugend macht mich traurig. weil sie hofft,
Das Alter, weil's zu hoffen aufgegeben,

So leb' ich mir allein, und ach, wie oft
Entsagt' ich gern auch diesem Umgang eben!

Erziehungskünstler, dein Triumph ist der,
Was in uns liegt, zur Blüthe zu entfalten;
Doch nie gibt deine Müh' dem Menschen mehr,
Als schon im Werden er von Gott erhalten.

Der Geist will nicht, wie ihr grad wollt;
Wozu am Baum viel rütteln?
Der Wind wird, reift der Früchte Gold,
Sie auch herniederschütteln!

Willst minder hassenswerth den Feind du finden,
So denk' ihn dir, wie einst zur Welt er kam
Und was er sein wird, wenn der Tod ihn nahm,
Und Mitleid, nicht mehr Zorn, wirst du empfinden.

Es lebt kein Mensch, der herzlos wäre,
Nur schlägt's dem dort und jenem hier;
Für Vortheil diesem, dem für Ehre
Und dem für Wurst und bairisch Bier!

Behaglich fühlst du dich in hohen Kreisen;
Da diese nun, je höher, auch zumeist
Stets enger und beengter sich erweisen,
So spricht das nur — für einen magern Geist.

Ja, Unglück schreitet schnell! — Doch immer besser
Verbluten rasch an einem schweren Schlag,
Als immer tiefer schneiden Tag für Tag
Und langsam morden fühlen seine Messer.

---

*) Was du nicht haben kannst für's ganze Leben,
Das sollst du für Minuten nicht erstreben;
Das Glück, das nur minutenlang dir blüht,
Drückt jahrelang den Dorn dir ins Gemüth.

Es ist kein Bächlein noch zurück,
Zurück zu seinem Born geflossen,
Und wer das höh're Glück genossen,
Was gilt dem noch das niedre Glück?

---

*) Vergleiche I. 94.

Es gibt nichts Neues; Alles ist gewesen
Und was auch Neuheit heuchelt deinem Blick,
Ist nur aus wüsten Scherben aufgelesen,
Ein armes buntes Trümmermosaik.

Zu oft nur trifft es sich im Leben,
Wer da gern wollte, kann nicht eben,
Und wer da kann und sollte auch,
Dem fehlt des Willens Lebenshauch.

---

*) Das ist dein Fluch, an Kraft stets einzubüßen,
Was an Erfahrung du, o Mensch, gewannst;
Denn als du konntest, wolltest du nicht müssen,
Und du erkennst nur, wenn du nicht mehr kannst.

Ich bin ich, und du bist du,
Halte jeder sich in Ehren;
Melk' ich doch nicht deine Kuh,
Wolle nicht mein Schäflein scheeren.

*) Vergleiche I. 96.

Bewahr' dir Eines, junger Sinn,
Wohin dich Wind und Wellen führen,
Gib froh dem Augenblick dich hin
Und laß dich kleine Freuden rühren.

Jung sein ist allein schon Glück;
Lerne, wer's besitzt, es schätzen!
Flieht es, kann dir's nichts ersetzen
Und kein Wunsch bringt es zurück.

Verläßt das Glück dich, stemme nicht
Dich gegen seiner Laune Walten;
Denn Glück, das flieht, und Glas, das bricht,
Macht keiner ganz, kann keiner halten!

Es gibt ein Glück wohl, aber ach!
Wir schätzen's nur, wenn wir es missen,
Wie von Gesundheit wir erst wissen,
Wenn Krankheit unsre Stärke brach!

Ihr wollt nach Dutzenden die Freunde zählen?
Zählt doch erst jene, denen ihr es seid;

Dem Felsen wird's an Widerhall nicht fehlen,
Wenn euer Ruf nur Stimme erst ihm leiht!

Es ist das Leben nur verkappter Tod,
Ein Schattenspiel nur unser Erdentreiben,
Traum unsre Lust, und Traum nur Schmerz und Noth;
Nichts sind wir, nichts, und nichts kann von uns bleiben.

Ihr lächelt über Frau'nkoketterie?
Sie aber, dürften sie den Hof uns machen,
Wie ihnen wir, sie würden todt sich lachen,
Wir wären ja koketter noch als sie.

Du hast die Wendung hier nicht überdacht,
Dies hättest du noch besser machen können!
Laß gut sein, ist die Arbeit doch vollbracht,
Man muß auch noch den Andern etwas gönnen.

Du schaffst so Vieles und so Vielerlei,
Und daraus folgt, du wirst nichts Großes schaffen;
Wie stark du bist, im Grund ist's einerlei,
Lern' deine Kräfte nur zusammenraffen.

Es zeigen tausend Ehen,
Zur Ehe braucht's nicht Leidenschaft,
Nur pflegt's oft zu geschehen,
Daß dann die Ehe Leiden schafft.

Du liebst nicht mehr und willst gleichwohl nicht brechen
Mit deinem Lieb? — Ei, faß' nur Muth,
Und kannst du's nicht, so kehr' nur um den Rechen
Und wirk' dahin, daß sie es thut.

Du lächelst, Kind, so frisch und freudenroth
Und tiefe Wehmuth will mein Herz erfassen.
Wird, wie uns alle, doch des Lebens Noth
Auch dich einst herbe Thränen weinen lassen.

Sie reichte täglich scheidend mir die Hand
Und täglich drückt' ich sie ihr fest und fester;
Nur wechselte, was ich dabei empfand:
Wie einer Braut bald, bald wie einer Schwester.

So ganz nur Widerspruch ist mancher Geist,
Daß keinem Rath er pflegt Gehör zu schenken,

Und nur, wer klug nach links ihn gehen heißt,
Vermag nach rechtshin seinen Schritt zu lenken.

Du magst nun je nach deiner Art
Darüber weinen oder lachen,
Wir tragen Alle am Leben hart
Und büßen, was wir nicht verbrachen.

Kinder weinen und Kinder lachen,
Warum achten wir's gering?
Wenn wir Erwachsnen dasselbe machen,
Ist's nicht auch dasselbe Ding?

Weißt du, Freund, was krank sein heißt?
Stündlich der Ketten Druck empfinden,
Die fesselnd unsern freien Geist
An Staub und Schlamm und Moder binden.

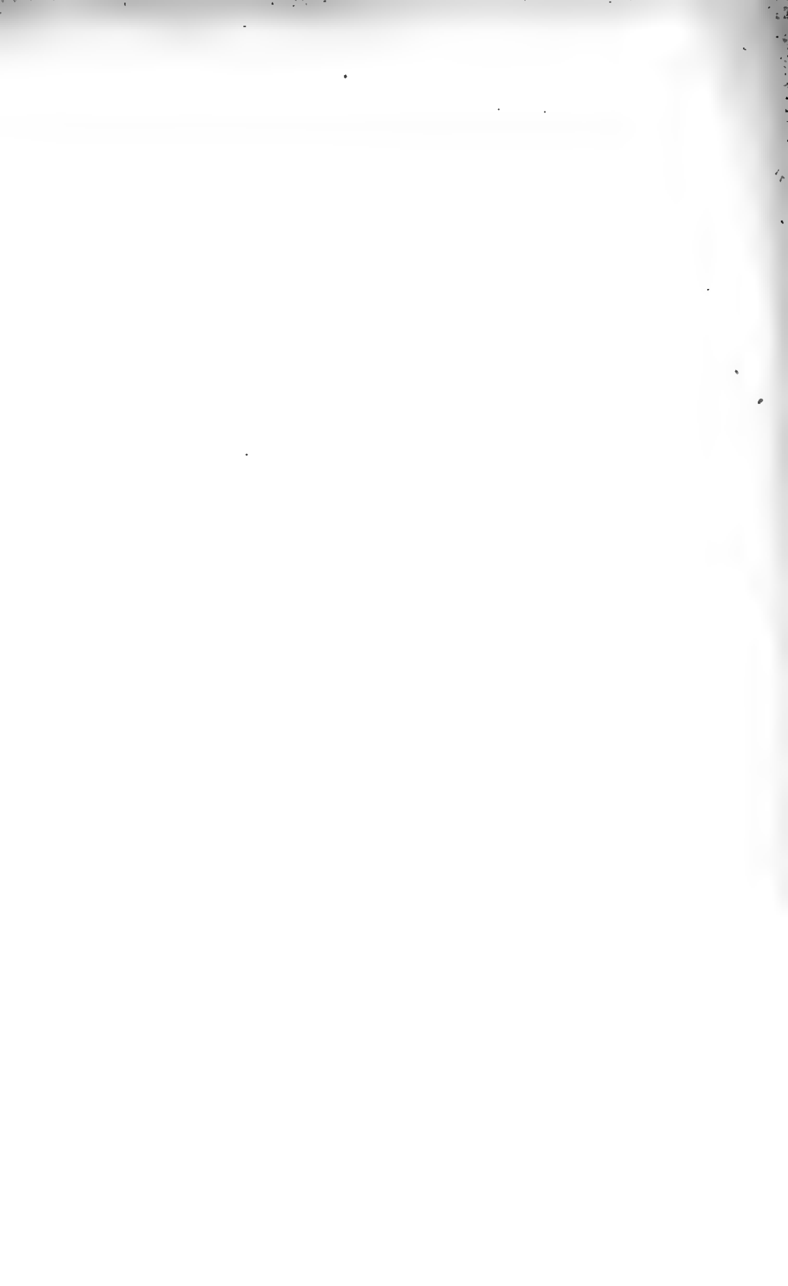
Wähn' nicht so leichthin ohne Schuld zu büßen,
Besieh, was du dein Unglück nennst, beim Licht,
Und nur zu oft, war's etwas Schlimmres nicht,
Wirst du es deine Dummheit nennen müssen.

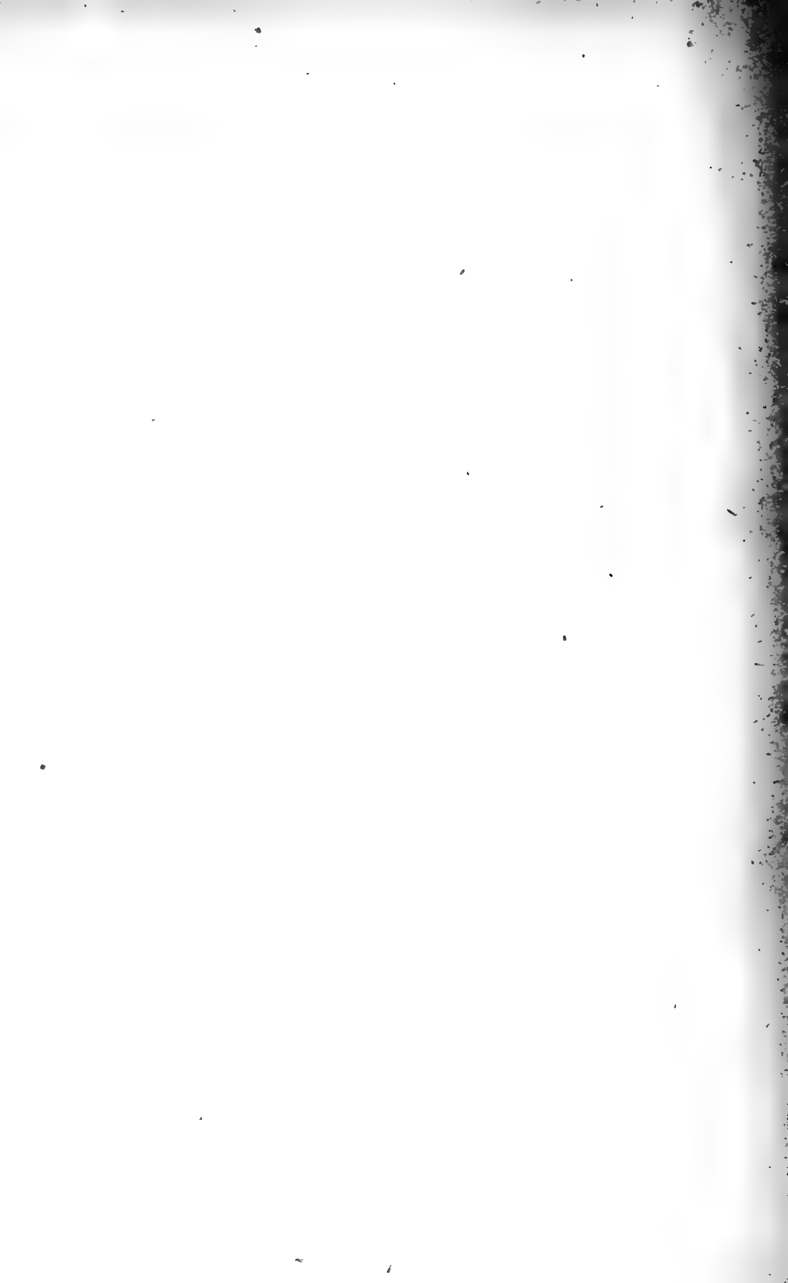
Wenn nicht Vernunft und Recht die Welt regieren,
So gilt mir's gleich, ob drängend ein Despot,
Ob eine Mehrheit mich mit Zwang bedroht;
Ich hab' nur Eine Freiheit zu verlieren.

Wer sich der Welt entzieht,
Thut recht; nur lern' er tragen,
Daß Jene, die er flieht,
Auch nicht nach ihm mehr fragen.

Du strebst nach Glück und ringest spät und frühe,
Doch ob du es erreichest, steht dahin;
Und wenn du dir's erkämpfst mit vieler Mühe,
Zerfließt dir's in der Hand und geht dahin!

Das Beste, was wir sind, wir sind's aus dunklem Triebe
Erkenntniß geht mit Absicht Hand in Hand,
Doch sichrer führt als klügelnder Verstand:
Einfältig wie ein Kind, und blind sein wie die Liebe.







Friedrich Halm's

(Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen)

Werke.

Zehnter Band.

Dramatische Werke.

Siebenter Band.

Nachlaß.

Herausgegeben von Faust Pachler und Emil Kuh.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1872.

Dramatische Werke

von

Friedrich Halm

(Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen).

Siebenter Band.

Nachlaß.

Herausgegeben von Faust Pachler und Emil Kuh.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1872.

Vorwort von Faust Pachler

zu

Halm's Begum Somru.

Der Stoff zu dem nachfolgenden Trauerspiele ist einer Novelle entnommen, welche unter dem Titel: „La Begom Sombre. Souvenirs d'un voyageur dans l'Inde“, im ersten Decemberhefte des Jahrganges 1845 der „Revue des deux mondes“ erschien; der Autor war nicht genannt.

Im October des folgenden Jahres kam eine deutsche Uebersetzung oder Bearbeitung dieser Novelle zufällig beim Ordnen einer Provinzialzeitung in meine Hände und reizte mich zur Dramatisirung.

Im Frühjahr von 1847 begann ich das Stück; im November 1848 las ich es einigen literarischen Bekannten vor. Ihr Urtheil war sehr freundlich, doch riethen sie mir den Schluß zu mildern, der sich ursprünglich genau an die Novelle hielt; auch bewogen sie mich, das Stück drucken zu lassen. So trat denn, und zwar in Buchform, durch Vermittlung der Lechner'schen Universitätsbuchhandlung zu Wien,

„Begum Sumro, Trauerspiel in fünf Acten von C. Paul" in die Oeffentlichkeit.

Jetzt erst, im März 1849, übergab ich mein Werk dem Dichter der Griseldis, der sogleich bei Lesung des Titels ausrief: „Ach sieh! Da haben Sie mir einen Stoff vorweggenommen!" Er hatte ihn nämlich bereits aus der Originalnovelle kennen gelernt.

Er schalt mich aber nicht nur nicht, daß ich gegen den sonstigen Brauch meine Arbeit vor ihm verheimlicht hatte, sondern er sprach sich eben diesmal anerkennend über das Stück, aufmunternd für mich aus; und er hat mir später oft gesagt, daß ich durch diesen dramatischen Versuch „mehr bei ihm gewonnen, als ich ahnen könne".

Auf seinen und den Rath meiner mütterlichen Freundin Frau Rettich reichte ich das Stück bei dem hiesigen Hoftheater ein, welches damals unter der Direction des Regierungs-Rathes von Holbein stand. Das geschah im April 1849; im October darauf erhielt ich das unaufgeschnittene Buch zurück. Das Stück war demnach nicht nur abgewiesen, sondern nicht einmal gelesen worden. Ein paar andere große Bühnen nahmen es ebenfalls nicht zur Darstellung an, und ich erkannte die Mängel des Stoffes und die noch größeren der Arbeit bald so gut, daß mich weder das Zureden Halm's, der mir an die Hand gehen wollte, noch das der Frau Rettich, welche die Begum für eine gute Rolle

erklärte, noch jenes des Herrn Gabillon, der den Dyce zu spielen wünschte, zu einer Umarbeitung verlockten, die ich für verlorene Mühe ansah. Selbst Herr Lußberger, damals Regisseur im Theater an der Wien, der das Stück mit Frl. Weißbach in der Titelrolle aufführen wollte, bekehrte mich nicht; der Umstand aber, daß trotz persönlich freundschaftlichen Verkehres auch Director Laube, in dessen Haus es jener ohne vorherige Anfrage an mich zur Durchsicht gebracht, das Stück wegen des „erotischen Stoffes" nicht las, bestärkte mich vollends in meinem Entschlusse.

Im Jahre 1856 endlich sprach Halm zu mir sein Bedauern aus, daß dieser Stoff schon durch mich bearbeitet sei; „er würde ihn gern selber benützen". Ich beschwichtigte seine Bedenklichkeiten und trat ihm den Stoff ausdrücklich ab, was eigentlich nicht nöthig war, da die Hauptvorgänge historisch sind und sich in zahlreichen englischen und französischen, auch in deutschen Werken angegeben finden. Auch versprach ich ihm, wenn es dereinst wünschenswerth sein sollte, diese ausdrückliche Abtretung des Stoffes zu veröffentlichen; was ich hiermit und zwar mit dem Beifügen thue, daß er mir noch einige Male zuredete, mich doch an eine Umarbeitung zu wagen und so die besseren Scenen meines Stückes zu retten; ich blieb aber fest.

Da gewann er es endlich über sich, sagte mir am 1. December 1860, daß er die Abtretung

annehme, begann am 27. September 1862 sein Stück und beendete es am 7. Februar 1863. Noch im April, vierzehn Jahre fast auf den Tag, an dem ich das meinige vergeblich in der Burg eingereicht, las mir Frau Rettich das seinige vor. Am 20. Juli brachte sie dasselbe im Victoria-Theater zu Berlin in einer durch die Umstände gebotenen Bearbeitung, nämlich als Schauspiel auf die Bühne; nach ihrem Tode jedoch wurde es am 18 October 1867 in der Burg zum ersten Male dargestellt und zwar in der ursprünglichen Gestalt als Trauerspiel.

Eine andere Aehnlichkeit als die eben der Stoff bedingt, hat sein Stück mit dem meinen nicht; es ist von meinen eigenen Zuthaten oder Motiven nichts benützt; im Gegentheil, er leistete aus Angst, eines Plagiates beschuldigt zu werden, auf manchen gegebenen Vortheil der Situation und seiner Begabung Verzicht.

Dies zu erklären bin ich seiner literarischen Ehre schuldig. —

Des Weiteren wäre noch zu bemerken, daß die das Stück einbegleitenden Verse an Frau Rettich, als charakteristisch für die Meinung Halm's von seinem eigenen Werke, erst von den Herausgebern bestimmt wurden, die Stelle eines Widmungsgedichtes einzunehmen.

Begum Somru.

Trauerspiel in fünf Akten.

The gods are just and of our pleasant vices
Make instruments to scourge us.

Shakespeare.



An Julie Rettich.

Es war in herbstlich sonnenhellen Tagen,
Als Leben dieses Lied in mir gewann;
Du weißt, wie ich's, ein hoffnungstrunkner Mann,
In Waldesgrün mit mir hinausgetragen,
Wie rasch ich sein Gewebe weiter spann,
Kaum daß einmal zu Faden ich's geschlagen!

Vollendet still in langen Winternächten
Vertraut' ich dann es Deiner treuen Hand,
Und Du, Du nahmst es hin, in fernem Land
Den Beifall ihm der Menge zu erfechten.
Umsonst! — Es siegten Haß und Unverstand;
Ich aber beug' mich fromm des Schicksals Mächten!
Ward Dir der Ruhm doch, den mein Lied nicht fand
Und Dir, nicht mir, den Lorbeer galt es flechten!

So blüht selbst im Mißlingen ein Gewinn,
Wie sollte Unmuth mir die Flügel lähmen?
Die Lust des Schaffens hab' ich doch dahin
Und brauche mich des Werkes nicht zu schämen!
Ja, gliche selbst das Ende dem Beginn
Und sollte dumpfer Menge dumpfer Sinn
Gedicht und Dichter hier wie dort verfehmen,
Du schätzest, was es ist, und was ich bin,
Du wirst in Deine Huth uns beide nehmen,
Du lächelst uns! — Das Uebrige fahr' hin!

Wien, im April 1865.

Friedrich Halm.

Begum Somru.

(Zum ersten Male aufgeführt im Victoria-Theater zu Berlin am 20. Juli 1863.)

Personen.

Alida, Begum (Fürstin) von Serdhana, gen. Begum Somru, Witwe.
Nadir, ihr Sohn.
Ayescha, ihre Amme.
Schirin, eine ihrer Sclavinnen.
Alum Beg, Vezier.
Komoran, Befehlshaber der Leibwache.
Sir Warren Hastings, Generalgouverneur von Bengalen, Präsident des Rathes von Indien.
Clifford, sein Secretär.
Arthur Dyce, Resident der ostindischen Compagnie am Hofe von Serdhana.
Dschaffer, Hastings Leibdiener.
Mir Kassim, ein indischer Diener Dyce's.

Jagirdars (Lehensträger) von Serdhana, Trabanten, Sclaven und Sclavinnen, englische Officiere.

Das Stück spielt 1782 in Ostindien, und zwar zu Serdhana und in dessen Umgebung.

Erster Akt.

Halle im fürstlichen Palast zu Serdhana, die an Decke und Wänden mit vergoldetem Schnitzwerk reich verziert, in der Mitte der Bühne durch einen weiten hufeisenförmigen Bogen den Ausblick auf einen in aller Blüthenfülle der tropischen Natur prangenden Garten gewährt. Links und rechts Seiteneingänge, die mit Vorhängen gegeschlossen sind.

Erste Scene.

Im Vordergrunde links auf einer Estrade liegt die Begum auf einem thronartigen Ruhebett, neben ihr zwei Sclavinnen die ihr Kühlung zufächeln; zu ihren Füßen auf einigen Kissen sitzt Dyce, das elastische Rohr der Hukka, die vor ihm steht, in den Händen, den Kopf nachläßig auf das Ruhebett zurückgelehnt, in tiefe Gedanken versunken.

Im Vordergrunde rechts sitzt Ayescha auf einige Kissen hingekauert, mit einer Korallenschnur spielend, neben ihr auf dem Boden einen Kranz windend, Schirin.

Im Hintergrunde die Sclavinnen der Begum, die, theils Blumenkränze theils mit Schellen versehene Reife schwingend, einen Tanz aufführen.

Nach Eröffnung der Bühne verstummt die Musik und der Tanz schließt mit einer malerischen Gruppe.

Begum.

Genug! — Umsonst bemüht ihr euch, gewiegt

Vom Gottesathem der Musik, den Reiz

Der jugendlichen Glieder zu entfalten!
Er sah euch, ihr bewegt ihn nicht!

(Zu Dyce sich hinabbückend.)

Nicht wahr,

So ist es, Arthur?

Dyce

(zerstreut aufblickend).

In der That, sehr schön!

Ein herrlich Lied und sehr gefiel es mir.

Begum

(sich rasch vom Sitze erhebend).

Ein Lied! Sie sangen, meinst du? — War dein Geist
So fern von uns, von mir?

Dyce

(sich ebenfalls erhebend).

Sie sangen nicht?

Mir war doch —

Begum

(vortretend).

War dir so? Du träumtest wohl!

Gleichviel! Auch was du träumst, erfülle sich.

(Auf Schirin zugehend.)

Schirin, du sollst ein Lied uns singen!

Schirin
(aufblickend).

Ich!

Ein Lied!

Begum.

Ja, du Schirin! Er will ja Lieder!
(Gegen den Hintergrund gewendet.)
Schafft eine Zither her!

Schirin
(die sich indeß langsam erhoben).

Ich singen, Herrin?!

Begum.

Tönt taglang doch von Liedern dir die Lippe!
Was zierst du dich? Du weißt, ich lieb' es nicht!
(Ihr die mittlerweile herbeigebrachte Zither darreichend.)
Hier nimm und sing'!

Schirin.

Und welches Lied?

Begum.

Was immer
Das Lied, das vorhin erst du vor dich hin
Geträllert —

Schirin.

Wie, du meinst —

Begum.

Das Lied, das lautet:
„Der Abend sinkt, die Sterne glimmen,
Neig' Lotosblume, dich zu mir!"
Das mein' ich, Kind! Und sing' nun, säum' nicht länger.

Schirin

(greift einige Accorde auf der Zither und beginnt mit zitternder Stimme).

„Der Abend sinkt, die Sterne glimmen,"
(plötzlich die Zither fallen lassend)
Nein!
Ich kann nicht, Herrin, schone mein!
(Sie verbirgt heftig schluchzend das Gesicht in den Händen.)

Dyce

(mit einem unterdrückten Schrei).

Schirin!
(Er tritt einige Schritte vor, bezwingt sich aber und steht still.)

Begum

(zu Schirin, ohne die Bewegung Dyce's zu bemerken).

Was ficht dich an? — Was hast du, Kind? Du weinst!
Was weinst du? — Blick' mich an! — Seit Wochen schon
Verändert find' ich dich, bald traumversunken,
Bald unstät hin und her bewegt, jetzt still
Und blaß, jetzt fieberglühend — Rede, Kind!

Was hast du, sprich! —

(Schirin schüttelt verneinend das Haupt.)

Du schweigst?! O schweig' nicht! Rede,
Vertraue mir, die einst am Heerweg dorten
Dem Arm der Mutter, die im Sterben lag,
Ein heiliges Vermächtniß dich entnahm
Und mütterlich seitdem am Herzen hegte;
Vertraue mir, und sag' mir, was dir fehlt!

Schirin

(nach einer Pause, schüchtern).

Ich weiß nicht, hohe Herrin!

Begum.

Weißt du's nicht?
Ich aber weiß es, armes Kind! Auch ich
War einmal sechzehn Jahre alt und schlank
Und blühend frisch wie du, nur übermüthig
Und trotzig wild dabei, was du nicht bist;
Da plötzlich überkam mich's als durchzuckte
Mich Todesschmerz zugleich und Wonneschauer,
Als wüchsen meiner Seele Flügel, als
Zerflöß' die Erde um mich her in Rauch,
Und sternenhoch darüber in den Wolken
Schwämm' sonnengleich ein unvergänglich Glück!
Ist dir nicht so, mein Kind?

Schirin

(wie oben).

Mir, hohe Herrin —?

Begum.

Wenn dir so ist, hinweg damit; nur Trug
Und Täuschung ist's! Wenn ich dem Blendwerk glaubte,
Du sollst es nicht; du sollst nicht thöricht spielen
Mit wesenlosem Schein, nicht still ersehnen,
Was niemals kömmt! Beherrschen sollst du dich.
Dein Herz mit derber, kalter Hand zerdrücken,
Denn seine Hoffnung lügt, und nichts ist Wahrheit,
Als nur die roh' gemeine Wirklichkeit;

(ihr wieder die Zither hinreichend)

Und darum sing', ich will's!

Schirin.

Ich kann nicht, Herrin!
Erbarmen! Schone mein!

(Sinkt zu ihren Füßen.)

Begum.

Ich will es. Sing'!

Dyce

(der während der letzten Reden Zeichen heftiger Unruhe gegeben, zu der Begum hintretend, halblaut).

Genug, Aliba!

Begum.

Wie, du bist es, Träumer!
Und du wagst Halt mir zu gebieten! Ei,
Du träumst wohl noch! Zu ihrer Sclavin spricht
Die Herrin hier und duldet kein Vermitteln!

Dyce.

Bedarf es dessen denn? Wenn deines Blutes
Empörte Wallung erst sich legte, wenn
Sich diese, jetzt verschüchtert und erschrocken,
Gesammelt erst, tönt's, freudig dir gehorchend,
Wohl heut vor Nacht dir noch von ihren Lippen:
(zu Schirin gewendet mit Beziehung)
„Der Abend sinkt, die Sterne glimmen,
Neig', Lotosblume, dich zu mir!“
Und du, du hältst liebkosend sie im Arme! —
Genug! Nicht zu vermitteln naht' ich dir,
Ich komm', dich um Gehör zu bitten!

Begum.

Wie,
Gehör? Und jetzt?

Dyce.

Nur zögernd, glaube mir,
Nur widerstrebend wälz' ich dir auf's Herz,
Was Wochen her die Seele mir verdüstert.

Und gern erspart' ich dir's, noch einmal mahnend
Auf längst Besprochenes zurückzukommen;
Allein die Noth gebeut, und so vergib —

Begum.

Besorgst du etwa lästig mir zu fallen?
Sonst warst du nicht so schüchtern! — Doch es sei!

(Zu Ayescha auf Schirin zeigend, die noch immer verhüllten Hauptes ihr zu Füßen liegt.)

Ayescha, bring' sie fort, und geht ihr Andern!

(Ayescha hebt Schirin vom Boden auf und führt sie langsam im Hintergrunde ab; die übrigen Sclavinnen entfernen sich nach verschiedenen Seiten.)

Zweite Scene.

Die Begum. Dyce.

Begum

(die während des Abganges der Sclavinnen ungeduldig im Vordergrund der Bühne auf und nieder gegangen, vor Dyce stehen bleibend).

Wir sind allein! So sprich und lass' mich hören,
Was Wochen her die Seele dir verdüstert,
Und welche Noth Dich zwingt, mit Widerstreben
Auf längst Besprochenes zurückzukommen?

Dyce.

Du weißt es wohl! Seit vielen Tagen schon
Verwandelt, reizbar, heftig find' ich dich,
Und was wohl könnte dich so ganz dir selbst

Entreißen, als nur Bangen vor dem Unheil,
Das deinem Reich, das deiner Herrschaft droht!

Begum.

Und sonst — sonst meinst du, könnte nichts den Sinn
Mir trüben? — Doch sprich weiter! Welches Unheil
Droht meinem Reich, droht meiner Herrschaft denn?
Erklär' dich näher —

Dyce.

Wie, du weißt nicht, daß
Nicht tückisch mehr im Dunkeln Ränke spinnend,
Daß schamlos frech und offenkundig jetzt
Die ind'sche Compagnie nach ihrer Nachbarn
Besitz und Habe greift? Du weißt nicht, daß
Bengalens Gouverneur, Sir Warren Hastings,
Den Radscha von Benares, Schaitar Singh,
Im Herzen seiner Macht, in seiner Hauptstadt
In Ketten legte?

Begum.

Ja, ich hörte so!
Doch hört' ich auch, befreiend seinen Fürsten
Belagre zornempört und racheglühend
Das Volk Benares' den Bedränger nun;
Ich hörte, wie zum Strome Bäche schwellen,

Wachs' Tag für Tag die Heermacht Schaitar Singh's
Und gottbegeistert dräng' zum Freiheitskampf
Von Ost und West, vom Sind und Ganges her
Das Volk heran! So hört' ich und du weißt,
Längst mehrten meine Schaaren seinen Schwall,
Wenn nicht —

Dyce.

Wenn nicht zum Glück bedacht du hättest,
Wie viel du wagst, und damit wagtest schon,
Daß Hastings Bote, der an Oberst Brown
Die Ordre brachte, schleunigst vorzurücken,
Im Fluß die Furt verfehlte und — ertrank!

Begum.

So, weißt du das? — So wiss' nur auch, es kam
Ein zweiter Bote noch und dieser — stürzte
Und ließ dabei das Leben! — Oberst Brown
Steht heute ruhig noch in seinem Lager,
Und Schaitar Singh, versteht er seinen Vortheil,
Schickt mittlerweile Warren Hastings wohl
Des Weges hin, den seine Boten gingen!

Dyce.

Du hoffst vergebens! Kunde ward mir eben,
Es rückte gestern Nacht schon auf Benares

Mit seinen Schotten Major Popham an,
Und heute, während du von Schaitar Singhs
Triumphen träumst, ist Warren Hastings Sieger,
Und hält frohlockend seine Beute fest.

Begum.

Und wär' es so, was hätte ich wohl, sprich,
Dabei zu fürchten?

Dyce.

Schon seit Jahren trachtet,
Wie oft schon sagt' ich dir's, Sir Warren Hastings
Der Compagnie Serdhana zu gewinnen,
Wie sie Madras, Bengalen sich gewann;
Erst schlug er dir ein Bündniß vor, — die Schlinge
Die jedem seiner Opfer noch er legte,
Der keines noch entkam; — du lehnst es ab,
Nun wählt' er mich zum Werkzeug seiner Ränke,
Und bringt mich dir als Residenten auf;
Da aber dies sein Werk nicht fördert, wähnt
In deinem Gatten er den Stein zu sehen,
Der seinen Fortschritt hemmt, und hetzt so lang
Zu Krieg und Fehden ihm die Nachbarn auf,
Bis endlich kämpfend gegen die Mahratten
Der Tod ihn hinrafft —

Begum

(in heftiger Bewegung).

Schweig'! O schweig' davon!

Dyce

(nach einer Pause).

Seit jenem Tag, seit er dich Witwe weiß,
Ward keine Botschaft mir von ihm, in der
Er dringend, drohend nicht an's Herz mir legte,
Zu jenem Bündniß nur dich zu vermögen!
Ich hielt, du weißt es, treu dein Wohl bedenkend,
Den damals von Geschäften schwer Bedrängten
Mit schönen Worten und Versprechungen
Durch Jahre glücklich hin. Jetzt aber, da
Er seiner Feinde Meister, sieggekrönt
In nächster Nähe weilt, jetzt kömmt er selbst
Und jetzt frommt keine Ausflucht mehr! Er sieht
Und er durchschaut dich! Zögerst du, so weis't
Er dir die Zähne; einen Kreis beschreibt
Im Sand er um dich her und läßt ihn dich
Nicht überschreiten, bis für: Ja! für Nein!
Du dich entschieden!

Begum.

Pah, er wird nicht kommen!

Dyce.

Er wär' nicht Warren Hastings, käm' er nicht!
Er wird drauf dringen, daß der Compagnie
Du dich verbündest! Gehst du's ein, so bist
Du sein, bist seine Sclavin, bist verloren;
Verweigerst du's, so sucht' er Händel, müßte
Vom Zaun er auch dazu den Anlaß brechen,
Und Krieg verheert Serdhana's reiche Flur;
So droht Gefahr dir rings, was du auch wählest!

Begum.

Und gibt's ein Mittel, sprich, sie abzuwenden?

Dyce.

Schon oft vergebens hab' ich dir's genannt! —
Verläugne nicht vor deinem Volke mehr
Die heiligen Gefühle unsrer Herzen,
Und was du bist, das heiße! Sei mein Weib!
Nicht länger lass' dies falsche Spiel mich treiben,
Und dir zum Vortheil deinem Feind mich dienen!
In meinen Schutz begib dich! Ich nur kann
Dich schützen! Dir mag Hastings Alles bieten,
Nicht gegen mich, den freien Britten, darf
Er sich's vermessen! Jenes Bündniß, das
Dir Knechtschaft wäre, steht von mir als deinem
Gemahl geschlossen unter Englands Schutz,

Und sein Gesetz wacht über unsre Rechte!
Sei mein und theile mit mir deine Herrschaft
Und neu erblüht Serdhana's Glanz und Macht!
O sprich es aus! Sei mein! An meine Brust,
In meine Arme flüchte! Hör' mein Flehen,
Und nick' Gewährung meiner Bitte zu!

(Er sinkt ihr zu Füßen.)

Begum

(bewegt, für sich).

Fort, eitle Träume, fort! Ich will nicht träumen!

(Laut.)

Steh' auf! Du kennst die Antwort, die ich sonst
Dir gab! Ich geb' sie wieder! Keiner soll
Nach Radscha Somru in Serthana herrschen,
Als Nadir, nur sein Sohn! Ich hab's geschworen!

Dyce

(aufspringend).

Du willst nicht — wieder stößt du mich zurück!
Unsel'ger Starrsinn, traurige Verblendung!

Begum.

Ich kann nicht Reich und Herrschaft mit dir theilen,
Die meines Sohnes sind! Was sonst mir blieb,
Mein Herz, du weißt es, theilst du längst mit ihm!

Dyce.

Auf wessen Hilfe zählst du, wem vertraust du?
Du weißt, die dir am Nächsten stehen, Alle
Dem Feind sind sie verkauft, selbst Alum Beg,
Dein würdiger Vezier! Du weißt, dein Volk
Ist feig, entnervt, ist jeden Aufschwungs bar,
Und jedem Joche fügsam. Die Mahratten
Als Bundgenossen sind gefährlich; Frankreich
Zieht mehr und mehr aus Indien sich zurück!
Was hoffst du also, und warum verschmäht
Dein Starrsinn, was allein dir Hilfe bringen,
Im Wirbel der Gefahr dich retten kann!

Begum.

Wie oft noch sag' ich dir's, damit du's wissest,
Ich hab' geschworen!

Dyce

(in der heftigsten Bewegung).

Nun wohlan, so brich
Herein denn Unheil ohne Maß und Wahl!
Gewaltthat, List und tückischer Verrath
Thut euer Bestes; reißt die Mauer ein
Und werft die Dämme nieder; unterwühlt
Zerbröckelnd was Jahrhunderte erbauten;
Stürz' Alles hin und hilf dir wie du kannst!

Begum.

Das will ich! Nicht zum ersten Mal entriß
Mich Muth und Thatkraft drohenden Gefahren!
Selbst stand ich im Gefecht dem Nabob Audh's,
Den Schaaren der Mahratten gegenüber,
Und jetzt auch werd' ich fechten wie ein Mann
Für meines Sohnes Herrschaft, für sein Leben!
Erlieg' ich, nun so war's mein Schicksal eben;
Was aber dich betrifft, so sollst du weder
Das falsche Spiel, das ich nicht, das du selbst
Dir auferlegt, fortsetzen wider Willen,
Noch nutzlos dein Geschick an meines knüpfend,
Dein Haupt bloßstellen sichrem Untergang!
Leb' lang und glücklich, Dyce! Ich halt' dich nicht;
Geh', wenn du willst, verlass' mich, wenn du kannst!

Dyce

(für sich).

Wohin verwirrend riß mich Unmuth fort!

(Laut.)

Der Schmerz berauscht, Alida, wie das Glück,
Und weiß nicht seine Worte abzuwägen!
Allein das Herz, was auch die Lippe sprach,
Fühlt ewig wie das Eisen vom Magnet
Von dir sich angezogen, dir verbunden,

Und wie es dir das reichste, schönste Glück
Des Lebens dankt und seine besten Stunden,
Wird auch sein schlimmstes Leid mit dir es tragen!
Leb wohl! — Die Worte fühl' ich mir versagen,
Doch wenn die Würfel fallen, spricht die That!

(Er wendet sich abzugehen.)

Begum.

Arthur!

(Den Zurückkehrenden heftig umschlingend.)

Ich wußt' es wohl! Du willst, du kannst
Mich nicht verlassen! Du bist treu! Sei denn
Großmüthig auch! Wenn ich dir weh gethan,
Begreif', ich kann nicht anders, und vergib!
Und höre nun noch Eins! Du meinst, verstimmt
Und reizbar, wie die Tage her ich war,
Die Sorge um mein Wohl nur könne mich
So ganz mir selbst entreißen! Wisse denn,
Vor allen andern Sorgen sorgt ein Weib
Um ihre Liebe! Wärst du nicht zerstreut,
Nie wär' verstimmt und reizbar ich gewesen!
Sei künftig mein, wenn du bei mir bist! Höre!
Und geh' nun, geh'!

Dyce.

Alida!

Begum.

Geh', ich will's!

(Dyce geht langsam im Hintergrunde ab.)

Dritte Scene.

Die Begum allein.

Begum

(nach einer Pause, in der sie, in Gedanken versunken, auf und nieder geht).

O Räthsel Menschenherz! — Ich glaub' ihm, wenn
Er spricht, so lang wie Sonnenlicht sein Anblick
Erwärmend Mark und Nerven mir durchglüht;
Doch geht er, so schwimmt Nebel um mich her,
Und Zweifel zehrt und Argwohn mir am Herzen! —
Dem Todten glaubt' ich immer! Somru's Wort,
Wenn prüfend je beim Lichte ich's besah,
Warf stets nur funkelnder den Demantblitz
Der Wahrheit mir entgegen und so sicher
War stets ich sein und seines Herzens, wie
Der eignen Liebe, denn ich liebte ihn —
Hingebend liebt' ich ihn, bis dieser kam,
Bis dieser sammtnen Augen dunkler Glanz
Bis dieser weichen Stimme Flötenklang
Das Herz, die Sinne mir verwirrte, bis —

O heut noch brennt die Wange mir vor Scham —
Hinweg, hinweg ihr folternden Gedanken! —

Von einem Königskind erzählt die Sage,
Das, völlig auszutilgen sein Geschlecht,
Des Hauses grimmer Erbfeind morden will,
Wie grausam er die Eltern erst erschlagen.
Als nun die Amme für des Pfleglings Leben
Um Schonung fleht, deß' Unschuld Gutes noch
Vom Bösen nicht zu unterscheiden wisse,
Beschließt der Wütherich dies zu ergründen,
Und einen leuchtenden Rubin und eine
Glührothe Kohle reicht dem Kind er hin,
Daß eins von beiden es zum Spielzeug wähle;
Und arglos nach der Kohle griff das Kind! —
Bin ich das Kind und griff ich nach der Kohle?!
Weh' wenn ich's bin! Weh' wenn ich —

(Allmählich zunehmende Abenddämmerung.)

Vierte Scene.

Die Begum. Ayescha.

Ayescha

(die mittlerweile aus dem Seitengang links aufgetreten).

Herrin —

Begum.

Wie,
Ayescha? Sprich, was willst du —

Ayescha.

Von Schirin
Zu melden komm' ich, daß sie sich gesammelt,
Und ihre Thorheit nun erkennend, reuig
Im Staub vor dir um deine Nachsicht fleht!

Begum.

Mein Herz verzeiht ihr, hat ihr längst verziehen,
Doch jedem reift sein Schicksal! Sie muß fort!

Ayescha.

Was sagst du? Wie, Schirin —

Begum.

Dem Assad Amru,
Der unlängst, als ihr Schleier sich gelüftet,
Ihr Antlitz sah, und seither wie ein Thor
Im Mondschein schmachtend Liebeslieder singt,
Dem Assad Amru geb' ich sie! Ich weiß,
Er hält sie hoch wie seinen Augenstern,
Wie einer Gottheit liegt er ihr zu Füßen
Und sie — sie wird vergessen!

Ayescha.

Wie, Schirin

Entfernen, deinen Liebling —

Begum.

Sahst du nicht,

Wie selig lächelnd sie als wär's Musik

Auf Arthurs Wort lauscht', wie erblassend bald,

Bald hellerglühend sie mit gier'gen Blicken

An seinen Zügen hängt? — Sie liebt noch nicht,

Sie träumt nur, doch man büßt auch seine Träume;

Sie muß vergessen lernen, sie muß fort!

Ayescha.

Fürwahr, du siehst mich sprachlos —

Begum.

Bleibe das,

Bis wieder ich der Zunge Band dir löse;

Denn rasch soll, unerwartet wie der Blitz,

Der Streich sie treffen; wiegt voraus gefürchtet

Doch schwerer jede Bürde unserm Geist,

Und ich will leicht dem armen Kind sie machen!

Ayescha.

Und er, vergib —

Begum

(auffahrend).

Er? Wer? Du meinst doch nicht —
Ihn? Doch nicht Arthur? — Unglückselige,
Er weiß nicht mehr von ihr, als ich vom Staub,
Den meine Sohle tritt! Er achtet ihrer,
Wie eines Vogels, der im Käfig hüpft,
Wie einer Blume, die im Garten duftet;
Das singt, das blüht, was mehr? — Und wär' es anders,
Beim ew'gen Gott des Himmels und der Erde,
Ich würde — Nein, ich will nicht denken, was
Ich würde — Nebel qualme über diesen Abgrund,
Und Schwindel faßt mich, taucht der Blick hinein! —
Wahr' künftig deine Zunge, thöricht Weib,
Und träum' nicht Aberwitz mit offnen Augen! —
Wer kömmt da? — Komoran.

(Für sich.)

Was will er nur?
Wie Winterfrost durchzuckt es mir das Herz,
Wenn diese finstern Züge ich erblicke!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Komoran.

Komoran

(der mittlerweile vom Seiteneingang rechts her langsam vorgetreten).

Erhabne Begum!

Begum.

Sprich, was bringst du Gutes?

Komoran.

Es war ein Tag, seitdem nichts mehr auf Erden
Mir gut erscheint, nur minder schlimm vielleicht
Dies oder jenes; aber nichts dergleichen,
Gefahr und Unheil nur verkünd' ich heut!

Begum.

Was meinst du? Wie versteh' ich deine Worte?

Komoran.

Das heilige Benares, melden Boten,
Die alte Gottesstadt ist in der fremden
Blondhaar'gen Räuber rohe Hand gefallen.

Begum.

Was sagst du? Wie, des Volkes Widerstand —

Komoran.

Er war vergebens! Blutig fließt der Ganges,
Vertrieben ist der alte Herrscherstamm
Und Warren Hastings waltet als Gebieter!

Begum

(für sich).

Es kömmt wie Arthur sagte!

(Laut.)

Das Geschick

Baut auf, zerstört, und fragt nicht, was wir wünschen!

Theil' Alum Beg die Trauerbotschaft mit!

Was säumst du? Eile!

Komoran.

Begum!

Begum.

Wie, du bleibst?

Komoran.

Hat dein erhabner Wille sich geändert?

Begum.

Was meinst du —

Komoran.

Gilt dein heilig Wort nicht mehr?

Begum.

Was sollen diese Räthsel —

Komoran.

Hast du nicht

Am Grabe Radscha Somru's Jahr für Jahr

Die Tage zu vertrauern angelobt,
Die einst, den theuren Leichnam zu bestatten,
Die Witwe gramversunken hingebracht?

Begum.

Unseliger, weſſ' wagst du mich zu mahnen!

Komoran.

Heut ist der Abend, da dein Gatte fiel,
Verruchten Meuchelmordes Opfer fiel.

Begum.

Heut, heut!

(Halblaut für sich.)

Ließ Arthur's Trübsinn mich
Auch das vergessen! Heut! Wie steht der Tag
Des Jammers plötzlich mir vor Augen! Hier
Die blut'ge Leiche, bleich und starr die Züge,
Vom Fackelschein umheimlich nur belebt,
Voll lauten Schmerzgestöhnes der Palast
Und ich, tiefinnerst schwerer Schuld bewußt,
Auf meinen Knieen, wirr gelöst das Haar,
Den Todten und zugleich mich selbst beweinend! —
Weh mir Unsel'gen! Alles seh' ich, Alles,
Als wenn ich's heut erlebte, steht vor mir! —

(Sie schlägt wankend die Hände über die Augen, Ayescha tritt hinzu, sie zu unterstützen.)

Komoran

(nach einer Pause).

Das Grabmal steht geschmückt zur Todtenfeier
Und dein Gefolge harrt, dich zu begleiten!

Begum

(sich mühsam sammelnd).

Und wo ist Nadir?

Komoran.

Nach ihm ward gesandt!

Begum.

Wohlan, ich folge, geh voran!

Komoran.

Vorerst
Laß einer Pflicht noch, Begum, mich genügen!

(Knieend.)

Ich habe, wie dein Gatte sterbend mir
Befohlen, dich vor Arthur Dyce zu warnen,
Dich zu beschwören –

Begum.

Schweig'! Kein Wort mehr, schweig'! —
Sechs Jahre schon, so oft der Trauertag
Mir wiederkehrte, bohrst du unerbittlich
Wie einen Dolch die Warnung mir in's Herz!

Wird nun und nimmer sie verstummen, nie
In Milde sich des Herzens Trotz dir wandeln?

Komoran.

Geschworen hab' ich's, nicht zu ruhen, bis
Die letzten Worte seiner Liebe du
Vernommen! — Willst du nun sie hören?

Begum.

Nein,
Ich will nicht, nein! Was ich erwiedert, als
Zuerst du mich vor Dyce gewarnt, auf dem
Beharr' ich! Keine Klage, keine Warnung,
Von wem sie kömmt auch, hör' ich gegen Dyce,
Bevor du Eins nicht mir erwiesen, daß
Er mich verräth! Hast du Beweise dessen?

(Pause, Komoran steht gesenkten Hauptes auf.)

Du hast sie nicht!

(Für sich.)

Der Himmel sei gepriesen!

(Laut.)

So schweige denn, wie du bisher geschwiegen,
Ich will es, hörst du! Ich gebiet' es, schweig'! —
Und nun hinweg zu Radscha Somru's Grab!
Wo ist mein Sohn, mich zu begleiten?

Sechste Scene.

Vorige. Nadir, Diener, Trabanten, Sclavinnen.

Nadir

(der während der letzten Worte langsam von der linken Seite her eingetreten).

Hier,

Hier bin ich, Mutter!

Begum.

O mein Sohn! mein Sohn!

Was säumtest du? Ich sehnte mich nach dir!

(Sie umschlingt ihn heftig. Im Hintergrunde sammeln sich allmählich reich gekleidete Diener mit brennenden Fackeln, mit Speeren und Säbeln bewaffnete Trabanten der Leibwache und die Sclavinnen der Begum.)

Nadir.

Ich war schon hier! Nur wollt' ich dich nicht stören.

(Halb verlegen.)

Dyce war bei dir!

Begum.

Warum erröthest du?

Nadir, mein Sohn, was hast du gegen Dyce?

War's etwa Komoran, der gegen ihn

Dich einzunehmen wagte?

Nadir.

Komoran?!

Ich weiß nicht, was du meinst?

Begum.

Du meidest Dyce,

Und doch stets Liebe nur bewies er dir;
Er pflegte dich als du im Fieber lagst,
Erzählte Märchen dir und sang dir Lieder;
Er war es, der den wackern Davenport
Zum Lehrer dir erkor!

Nadir.

Mein Davenport!

O daß er starb! Mit ihm starb meine Seele!

Begum.

Du sprichst, wie Träumer sprechen! Sei ein Mann,
Und mannhaft tritt hinaus in's ernste Leben!
Verkehr' mit Dyce! Er kennt die Welt, er kann
Dir nützen, kann dir geben was dir fehlt!
Verkehr' mit ihm! Ich will's!

Nadir.

Befiehl mir's nicht!

Nicht daß ich nicht gehorchen wollte! Doch
Du weißt, ich kann nicht immer was ich will!

Sechste Scene.

Vorige. Nadir, Diener, Trabanten, Sclavinnen.

Nadir

(der während der letzten Worte langsam von der linken Seite her eingetreten).

Hier,

Hier bin ich, Mutter!

Begum.

O mein Sohn! mein Sohn!

Was säumtest du? Ich sehnte mich nach dir!

(Sie umschlingt ihn heftig. Im Hintergrunde sammeln sich allmählich reich gekleidete Diener mit brennenden Fackeln, mit Speeren und Säbeln bewaffnete Trabanten der Leibwache und die Sclavinnen der Begum.)

Nadir.

Ich war schon hier! Nur wollt' ich dich nicht stören.

(Halb verlegen.)

Dyce war bei dir!

Begum.

Warum erröthest du?

Nadir, mein Sohn, was hast du gegen Dyce?

War's etwa Komoran, der gegen ihn

Dich einzunehmen wagte?

Nadir.

Komoran?!

Ich weiß nicht, was du meinst?

Begum.

Du meidest Dyce,

Und doch stets Liebe nur bewies er dir;
Er pflegte dich als du im Fieber lagst,
Erzählte Märchen dir und sang dir Lieder;
Er war es, der den wackern Davenport
Zum Lehrer dir erkor!

Nadir.

Mein Davenport!

O daß er starb! Mit ihm starb meine Seele!

Begum.

Du sprichst, wie Träumer sprechen! Sei ein Mann,
Und mannhaft tritt hinaus in's ernste Leben!
Verkehr' mit Dyce! Er kennt die Welt, er kann
Dir nützen, kann dir geben was dir fehlt!
Verkehr' mit ihm! Ich will's!

Nadir.

Befiehl mir's nicht!

Nicht daß ich nicht gehorchen wollte! Doch
Du weißt, ich kann nicht immer was ich will!

Der Leib ist fügsam, doch es widerstrebt
Der Geist, und wie im Käfig hin und her
Der scheue Vogel ängstlich kreischend flattert,
So toben aufgeschreckt, du weißt es wohl,
In diesem armen Kopfe die Gedanken
Gleich Blitzen, die sich kreuzen, durcheinander,
Und finden Ziel und Weg im Wald nicht mehr!

(Trauermusik außer der Bühne, die bis an's Ende des Aktes fortwährt.)

Ayescha

(vortretend und der Begum einen schwarzen Schleier hinreichend).

Bereit ist alles, und hier ist dein Schleier!

Begum

(die in sich gekehrt dagestanden).

Ja, wirf ihn über mich! Bedarf es gleich
Kaum seiner Hülle, denn wie Herbstesnebel
Umdämmern Furcht und Zweifel mir die Seele,
Und selbst der Lenz hier welkt noch, eh' er blühte!

(Ayescha hüllt sie in den Schleier.)

Begum.

Komm nun, mein Sohn, an deines Vaters Grab!

(Sie wendet sich, auf Nadir gestützt und von Ayescha und Komoran begleitet, dem Hintergrunde zu, wo ihr Gefolge in feierlichem Zuge den Abgehenden sich anschließt, während außer der Bühne der)

Choral:

Denkt der Todten, die im Grab
Ruhen nun vom Weltgetriebe,
Und in ihre Nacht hinab
Dring' erhellend, Strahl der Liebe!

(angestimmt wird, der noch nach dem langsamen Fallen des Vorhanges verhallend nachklingt.)

Zweiter Akt.

Nacht. Zelt, das, im Hintergrunde geöffnet, den Ausblick auf eine weite Ebene gewährt, in der sich nur hier und da einige Palmen und in weitester Entfernung begränzende Gebirgszüge zeigen. Links und rechts mit Verhängen geschlossene Eingänge zu Seitenabtheilungen des Zeltes.

Erste Scene.

(Mehrere indische Diener sind beschäftigt die Einrichtung des Zeltes zu vollenden, indem sie im Vordergrunde rechts einige Kissen zu einem Sitze aufschichten, während links ein Feldtisch, worauf Schreibgeräthe und ein Armleuchter mit brennenden Kerzen sich befinden, und daneben mehrere Feldstühle aufgestellt werden. Einige indische Diener stehen mit Fackeln am Eingange des Zeltes; Clifford und Dschaffer kommen aus dem Seiteneingange links.)

Clifford.

Gut, wackrer Dschaffer! Alles seh' ich, ist
In Ordnung hier, im Schlafgemach nicht minder;
Für Thee und Imbiß ist doch auch gesorgt?

Dschaffer.

Auch dies zum Glück ist fertig; denn schon rückt
Die Ebene entlang der Reisezug
Heran und wird gleich hier sein!

Clifford.

Ei, beim Himmel!

Da ist er schon!

(Im Hintergrunde vor dem Eingange des Zeltes erscheint ein Palankin — Tragebett mit Baldachin und Vorhängen — von vier Dienern getragen, in dem Warren Hastings auf den Ellbogen gestützt hingestreckt liegt, so daß er durch die halbgeöffneten Vorhänge sichtbar ist. Der Palankin wird niedergestellt. Clifford und Dschaffer treten hinzu und unterstützen Hastings beim Aussteigen.)

Zweite Scene.

Vorige. Hastings. Diener.

Clifford.

Willkommen, Sir, willkommen!

Hastings

(aussteigend).

Dank, Dschaffer! Mister Clifford, guten Abend!

(In das Zelt tretend.)

Wie lang schon seid ihr hier?

Clifford.

Vier Stunden etwa!

Hastings

(während Dschaffer einige Mappen und Portefeuilles mit Papieren aus dem Palankin nimmt und sie auf den Tisch links hinlegt, worauf der Palankin fortgebracht wird).

Vier Stunden nur, und Alles schon so schmuck

Und wohnlich eingerichtet, wie ich's liebe!

Gut, Dschaffer, gut! — Nun aber fort, ihr Bursche
Und schließt das Zelt! Die Nachtluft weht so rauh
Und kalt, als Tages über glühend heiß
Der Sonne Brand den Scheitel mir versengte!

(Das Zelt wird im Hintergrunde geschlossen; die Diener entfernen sich. Hastings tritt mittlerweile vor und läßt sich rechts auf den Kissen nieder.)

Dritte Scene.

Hastings, Clifford.

Hastings.

Ich bin erschöpft! Fürwahr, ich altre, Clifford!
Sonst waren derlei Reisen mir nur Spiel!

Clifford.

Und dennoch wollten unter'm Zelt Sie lagern,
Wo doch Serdhana's fürstlicher Palast
So nah, und sicher mehr Bequemlichkeit
Geboten hätte.

Hastings.

Sie vergessen, scheint's,
Wie übel zu Benares erst des Fürsten
Gastfreundschaft uns bekam! Ich meinestheils,
Mach' wieder ich auf einen Löwen Jagd,
Ich nehm' nicht Herberg mehr in seiner Höhle!

Clifford.

Jetzt, da Benares' Beispiel schreckt und warnt,
Jetzt, da sie Sieger sind, jetzt dürften Ihnen
Wohl ähnliche Gefahren kaum mehr drohen
Und wohl am wenigsten hier in Serdhana.

Hastings.

So, Clifford? Und die Boten, die zwei Boten,
Die um Succurs an Oberst Brown ich sandte,
Und die hier aufgefangen wurden, beide
Hier eben in Serdhana aufgefangen?!

Clifford.

Ist's möglich, Sir? Hier, wo ein Resident —

Hastings.

Hier gelt' es Ordnung schaffen, meinen Sie?
Ganz recht! Drum eben bin ich hier!

Clifford.

Dann aber
Sind Sie auch hier bedroht; Serdhana liegt
Kaum eine Stunde weit!

Hastings.

Wir wohnen doch
Nicht unter einem Dach mit unsern Feinden!

(Am Haupteingange des Zeltes erscheint ein Diener mit einem Briefpaquet.)

Doch sieh, was gibt es da?

Clifford
(der dem sogleich wieder abgehenden Diener das Paquet abnimmt).

Depeschen, Sir!

Aus England.

Hastings
(aufspringend und Clifford rasch entgegengehend).

Wie, Depeschen? Geben Sie!

(Die ihm dargereichten Briefe hastig öffnend.)

Ei, sieh' doch —

(halblaut vor sich hinlesend)

„Dividende — Steigerung

„Der Rente“ — Pah! Das Schreiben hier heißt Geld!

Schafft Geld! Mehr Geld! Noch immer stehen ihnen

Die Stocks nicht hoch genug!

(Ein anderes Schreiben öffnend.)

Und dieses da —

Clifford.

Sie lächeln! Gibt es irgend einen Spaß,

Ein Hofgeschichtchen?

Hastings
(halblaut vor sich hinlesend).

„Völkerrechte“ — Schön!

„Verträge, Christenthum“ — Hier unterstrichen:

„Humanität“ — Sehr schön!

(Den Brief zusammenfaltend.)

Dahinter steckt
Sir Philipp Francis! — Sie verweisen mir,
Daß ich dem Nabob Audh's die Truppen Englands
Vermiethet, Rohilkund zu unterwerfen!

(Auf und niedergehend.)

Die viermalhunderttausend Pfund natürlich,
Soviel betrug der Miethzins, denk' ich, die
Behalten sie und geben auch Benares
Wohl kaum zurück! — Geld soll ich schaffen zwar
Wie sonst, nur sollt' es, meint man, so geschehen,
Daß die, aus deren Sack ich's eben nehme,
Darob Rundsprünge machen, jubiliren,
Und sich dem Christenthum geneigter fühlen!
Das nennen sie Humanität! — Nur scheint
Das Kunststück etwas schwierig auszuführen!

Clifford.

Fürwahr, Sie sind in übler Lage!

Hastings

(stehen bleibend).

Ich?!
Mit nichten! Kenn' ich doch Alt-Englands Weise!
Das Volk ist tüchtig, voll der kräftigen
Gesunden Selbstsucht, die zur Größe führt;
Es schwärmt nicht, noch empfindet's; kühl und scharf

Erkennt es seinen Vortheil, und greift zu,
Wie's immer geht, wo immer es ihn findet;
Nur eine Schwäche hat es: sich dabei
Bald in den Mantel christlicher Gesinnung,
Bald heil'gen Zornes gegen Unterdrücker,
Und bald erlittnen Unrechts einzuhüllen;
Es tritt, wie's eben paßt, jetzt als Befreier,
Als Missionär jetzt auf, und kurz und gut,
Es macht in Humbug und es liebt die Phrase!

Clifford.

Gleichwohl, verzeihen Sie, wenn Forderungen
So sehr sich widersprechen —

Hastings.

Widersprechen!
Ich weiß, dies Schreiben hier, das Geld begehrt,
Ist baare Münze, trockner, dürrer Ernst;
Und dies da, das Humanität sich nennt,
Ist Wind, ist Schellenklang und Seifenblase;
Was ist da viel zu wählen, zu erwägen!
Ich sende Geld, und werf' Humanität —
In den Papierkorb!

(Er wirft die beiden Briefe auf den Tisch hin.)

Doch genug! Mich fröstelt!
Dies Klima richtet auch den Kräftigsten

Zu Grunde! Kommen Sie zum Thee! — Doch nein!
Erst gilt's für morgen mein Programm bedenken;
Die Ruhe stärkt nicht, ruht der Geist nicht mit.

Clifford.

Sie nehmen wohl zunächst den Residenten
Der Compagnie hier in Serdhana vor?

Hastings
(sich wieder im Vordergrunde rechts auf die Kissen werfend).

Der beiden Boten wegen? — Hm, wer weiß?
Doch sprechen muß ich jedenfalls den Burschen;
Dyce nennt er sich, und soll seit Jahren schon
Ein Bündniß mit Serdhana uns vermitteln,
Und bringt nichts vorwärts, will nichts vorwärts bringen!
Das ging, so lang Benares mich beengte,
Jetzt aber faß' ich ihn! — Ich will ihn — Ja,
Wie war's denn nur? — Ich will — Ich will — Umsonst!
Mein Geist, fürwahr im Wirbel wirr gedreht
Vom Andrang überfluthender Geschäfte,
Hat für's Detail gar kein Gedächtniß mehr
Und mein Notizenbuch muß mir's ersetzen!

Clifford.

Das Heft im blauen Umschlag, Sir?

Hastings.

Ganz recht!

Dort, Clifford, denk' ich, steckt's im Portefeuille!

(Nachdem Clifford nachzusehen an den Tisch getreten.)

Das ist es! Gut! Sie finden wohl die Stelle!

Clifford

(das Heft durchblätternd).

„Audh" — „Rohilkund" — „Benares" —

Hastings.

Pah, das sind

Vergangne Dinge!

Clifford

(wie oben).

„Begum Somru" —

Hastings.

Schön!

Das ist es! Lesen Sie!

Clifford

(lesend).

„Alida, Erbtochter des letzten Radscha von Serdhana, „hochbegabt, energischer Charakter, heiratet 1767 einen „Abenteurer, Namens Walter Reinhard, aus Trier „gebürtig, der erst in französischen Diensten, dann in

„jenen des Nabob von Audh stets als erbitterter Gegner
„der Compagnie auftrat, und später den Namen Sommer
„annahm“ —

Hastings.

Die guten Hindu's machten Somru d'raus!

Clifford

(lesend).

„Bündnisse mit Frankreich und den Mahratten, die
„Somru nach seiner Heirat eingeht, um die Unabhängig-
„keit Serdhana's zu sichern —“

Hastings.

Ein feiner Schachzug, der noch jetzt von Folgen!

Clifford

(lesend).

„Nadir, der einzige Sohn dieser Ehe, schwächlicher
„Gesundheit, wirren Geistes, Anlage zur Schwärmerei,
„noch gesteigert durch den Methodisten Davenport, seinen
„Lehrer —“

Hastings.

Vortrefflich! Ganz wie wir den Knaben brauchen!

Clifford.

Hier, seh' ich, fängt ein neuer Abschnitt an:

(Lesend.)

„Arthur Dyce, früher Hauptmann im 8. Regiment;
„seine zweideutige Haltung im letzten Feldzuge; Spieler;
„Defecte in der Regiments-Casse; flieht nach Serdhana,
„erwirbt sich die Gunst der Begum; verspricht ein Bünd-
„niß mit Serdhana zu vermitteln; wird zum Residenten
„bestellt" —

Hastings.

So war es; jetzt besinn' ich mich: er selbst
Warf jenes Bündniß uns als Köder vor,
Und wir — wir fingen uns an seiner Angel!

Clifford
(lesend).

„Im Jahre 1776 Ermordung des Radscha Somru
„durch eine Mahrattenhorde; einige meinen, die Com-
„pagnie habe sie dazu angestiftet" —

Hastings.

Bei Radscha Somru war es nicht der Fall!

Clifford
(lesend).

„Andre nennen als Urheber Dyce, der zuletzt mit dem
„Radscha in Unfrieden lebte. Seit jener Zeit Dyce offen-
„kundig im intimsten Verhältniß mit der Begum. Sein
„Einfluß unumschränkt, kein Gegner als Komoran, Ober-
„befehlshaber der Leibwache, der ihn als Waffenbruder

„des Radscha Somru, wie als leidenschaftlicher Patriot
„doppelt unversöhnlich haßt."

Hastings.

So, so! das läßt sich brauchen! Weiter!

Clifford.

Hier
Noch eine Zeile.

(Lesend.)

„Dyce soll um die Hand —"

Hastings

(ihn unterbrechend).

„Der Begum werben!" — O das wußt' ich noch,
Das war mir nicht entfallen! Weiter, bitt' ich.

Clifford.

Jetzt folgt noch: „Alum Beg, fünftausend Pfund,
„Dreitausend Pfund und wieder tausend Pfund —"

Hastings.

Der Großvezier der Begum, schon seit Jahren
Von uns — wie nenn' ich's gleich — subventionirt!
Und weiter?

Clifford

(das Heft durchblätternd).

Nur ein Name noch: Mir Kassim!

Hastings.

Ein Name von Gewicht! denn trägt ihn gleich
Ein Diener nur, der Bursche dient nur Dyce,
Um Dienste mir zu leisten!

Clifford.

Ich verstehe!

Hastings

(nachdenklich vor sich hinsprechend).

Dyce, seh' ich, führte uns am Narrenseil;
Der Bursche, den zum Koche wir bestellt,
Will lieber, scheint's, sich selbst zu Tische setzen;
Die Werbung um die Begum spricht zu klar
Verständlich! —

(Nach einer Pause aufstehend und zu Clifford hintretend.)

Mister Clifford, senden Sie
Vor Tag noch einen Boten nach Serdhana,
Der officiell und offenkundig Dyce
Zu mir beruft und Alum Beg ersucht
Ein Stündchen seiner Muße mir zu gönnen.
Zugleich jedoch hat dieser Bote zwei
Geheime Sendungen noch zu besorgen,
Die eine an Mir Kassim, daß er heimlich
Zu mir sich stehle, und die andere
An Komoran, des Radscha Somru Freund —

Clifford.

An Komoran?

Hastings.

Ich wünschte ihn zu sehen,

Bezüglich Radscha Somru's insgeheim

Mit ihm zu sprechen, soll der Bote sagen,

Nicht mehr, noch wen'ger! Hören Sie!

Clifford.

Sehr wohl!

Hastings.

Und haben Sie auch einen Boten, der

Dem Auftrag ganz gewachsen, klug, verschwiegen

Und nicht zu eifrig ist?

Clifford.

In Wahrheit, Sir,

Ich wag' nicht: Ja! zu sagen!

Hastings.

Gut, so senden

Wir Dschaffer hin, das ist der Mann! — Und nun

Zum Thée!

(Sich auf Clifford gestützt zum Abgehen wendend.)

Ich bin, wie hier die Sachen stehen,

Nicht ohne Hoffnung, und es könnte kommen,

4 *

Daß, eh' wir's denken, uns der Dinge Lauf
Serdhana in den Schooß wirft wie Benares!

Clifford.

Ist's möglich? In der That, Sie meinen —

Hastings.

Ei,
Was haben Sie? Was macht Sie so betroffen?
Sie sind doch wohl? Doch nicht das Dschungelfieber —

Clifford.

Auf Ihren Zorn hin, Sir, muß ich gestehen,
Ich seh' nicht ohne schmerzliches Bedauern
In diesem Segenslande Reich auf Reich
Hinstürzend unsrer Herrschaft unterliegen!
Sie streben selbst das Stammgut ihrer Ahnen,
Ihr Daylesford sich wieder zu gewinnen,
Und hängt nicht mit gleich heil'gem Herzensdrang
Der Hindu auch am Erbe seiner Väter?

Hastings.

Pah! Kommen Sie zum Thee! — Sie leiden, Freund,
Am Philanthropenschwindel, der uns Alle,
Als wir nach Indien kamen, überfiel;
Doch das geht hin! Wir sprechen mehr davon!
Für jetzt nur dies! Nicht Nationalität,

Aufklärung, Bildung, Fortschritt heißt die Losung
Der Weltgeschichte. Der Bewegung muß,
Was träge stehen blieb, die Stelle räumen,
Und wo die Kraft fehlt, fehlt das Recht zu sein!
Wohl ächzen auch der Erde Weichen, öffnet
Dem Samenkorn die Pflugschar ihren Schooß,
Wer wollte drum nicht pflügen, drum nicht säen? —
Und nun kein Wort mehr! Kommen Sie zum Thee!

(Beide durch den Seitengang rechts ab.)

Verwandlung.

Garten; ganz vorn im Vordergrund links ein thurmartiger Vorsprung des Palastes von Serdhana, an dessen Fuße von dichtem Gebüsch halb verborgen ein mit einer eisernen Thüre verschlossenes Pförtchen sichtbar ist. Im Hintergrunde in einiger Entfernung auf einer kleinen Anhöhe ein geräumiges in indisch-persischem Geschmacke erbautes Gartenhaus, von Palmen und Gebüschen der tropischen Natur umgeben, die auch rechts und links die Bühne begränzen.
Nacht, die allmälig in Morgendämmerung übergeht.
Bei Eröffnung der Bühne hört man von fern die Klänge des Chorals des ersten Aktes, die allmälich verhallen. Dann erscheint in dem Gebüsche des Hintergrundes vom Gartenhause herkommend Schirin, der Dyce nachfolgt.

Vierte Scene.

Schirin. Dyce, dann Mir Kassim.

Dyce.

Was eilst du? Eile nicht! Noch brüten rings
Des Dunkels Schatten; Trauerlieder schallen

Von Somru's Grabmal her und Komoran
Hält Wach' an seinem Thor! Noch sind wir sicher;
Verkürz' nicht ohne Noth des Glückes Stunde!
Beruh'ge dich —

Schirin.

O Dyce! Nie wird mein Herz,
Nie wieder Ruhe finden!

Dyce.

Thöricht Kind!
Was zagst du, was bewegt dich nur! Daß sie
Das Lied dich singen hieß, das Bundeszeichen
Und Liebesgruß uns war, mit dessen Worten
Zum erstenmal ich dort in's Gartenhaus
Dich lud und seitdem immer dich geladen?
Erschreckt dich, was nur Zufall, flücht'ge Laune,
Eingebung nur des Augenblickes war?

Schirin.

Von ihren Lippen dröhnten jene Worte
Mir mahnend wie Posaunenruf in's Herz!
Gedenke, sprach's in mir, gedenke, daß
Dich armes Bayaderenkind sie einst
Am Heerweg aufnahm, dich dem Tod entriß,
Und mütterlich seitdem im Schooße hegte;

Gedenke, daß sie ihm, deſſ' Herz du ihr
Entwendet, Reichthum gab und Macht und Ehre,
Und mehr noch, ihrer Liebe reichen Schatz
Und ihr — gedenke, ſprach es — ihr zum Dank
Verriethet ſie!

Dyce.

Sprich nicht, wir thaten ſo!
Verrath und Schuld iſt mein, wenn anders Liebe,
Des Herzens unabweisliches Gebot,
Verrath und Schuld iſt; du biſt fromm und rein;
Und wie kein Makel deine Seele trübt,
So trüb' auch du uns nicht mit eitlen Sorgen
Die Wonneſtunden, die nur wenig Tage
Verdacht abwendend, Argwohn fernehaltend
Uns jene Todtenfeier noch gewährt!

Schirin.

Umſonſt! Was du auch ſprichſt, nie find' ich Glück,
Nie Ruhe wieder! — O warum glitt je
Dein Blick von ihr, der königlichen Roſe,
Auf mich herab, die, kaum im Moos erblüht,
Zu dir nur wie zur Sonne ſcheu und ſchüchtern
Ihr Aug' erhob!

Dyce.

Warum? Weil ich dich liebe!
Weil jener stolzen Rose Pracht verblüht,
Und weil du frisch der Knospe dich entwindest!
Weil du so jung bist, und so kindlich froh,
So sorglos heiter! Weil in deiner Nähe
Mein Herz zurück sich träumt in jene Tage,
Da ich es war, wie du, da noch nicht Schuld
Die Seele mir entweiht, nicht Leidenschaft
Sie wirbelnd fortriß, nicht die Noth des Lebens
In's Sclavenjoch der Lüge noch sie beugte!
Das war der Zauber, der mich fesselte,
Drum warb mit Blick und Worten ich um dich
Und barg dir, welche Bande mich umstrickten!
Ich mußte, fühlt' ich, wollt' ich dich besitzen,
Mit Schleiern die Vergangenheit umweben,
Und mein erst durfte deine Hand sie heben —

Schirin

(das Antlitz in den Händen verbergend).

Und eh' ich sie gehoben, war ich dein!

Dyce.

Bereust du, daß du's wurdest?

Schirin.

Weiß ich's selbst?

Werd' nicht auch ich verblühen einst wie sie,

Und wirst du nicht wie sie auch mich verrathen?

Dyce.

An sie band Hoheit mich und Glanz und Macht;

Was trieb zu dir mich hin als meine Liebe?

Schirin.

Du liebst mich! Sprichst du wahr und darf ich's glauben?

Kein Balsam heilt als der mein krankes Herz!

Dyce.

Und ewig quillt er dir aus meiner Seele.

Schirin.

Und ewig dürstend saugt ihn meine ein!

Wie aber, theurer Mann, wie soll dies enden?

Wird je die Fürstin frei mich geben? Wird

Ihr Argwohn nicht erwachen, uns entdecken?

Dyce.

Die Liebe wacht, laß alle Sorgen schwinden! —

Sieh da, der Morgen dämmert, du mußt fort;

Doch heute Nacht, Schirin, heut kommst du wieder?

Schirin.

Darf ich gewähren, was doch Unrecht bleibt?

Dyce.

Was Liebe fordert, kann dies Unrecht scheinen,

Und darfst du weigern — Horch! Was war das? — Schritte?

(Er wendet sich rasch um; gleichzeitig taucht aus dem Gebüsche im Hintergrunde für einen Augenblick das Gesicht Mir Kassim's empor, verschwindet aber sogleich wieder.)

Weh' mir, da ist es wieder!

Schirin.

Arthur, sprich,

Was hast du?

Dyce

(sie gegen das Pförtchen im Vordergrund links hinziehend).

Nichts! — Der Morgen graut und du

Mußt fort! — Hinweg!

Schirin.

Leb' wohl!

Dyce.

Auf Wiedersehn!

(Er hat während dieser Rede einen Schlüssel hervorgezogen und das Pförtchen im Vordergrunde links geöffnet, das er, nachdem Schirin eingetreten, sogleich wieder schließt, worauf er einige Augenblicke nach allen Seiten der Bühne hineilend die Gebüsche auseinanderbiegt und spähend umherblickt.)

Fünfte Scene.

Dyce allein.

Dyce

(in den Vordergrund zurückkehrend).

Umsonst! Rings Alles still und keine Spur
Von Leben und Lebendigem! Gefällt
Mein Geist sich wieder in dem Schattenspiel,
Das Somru's todesstarre Züge sonst
So oft vor mir hin an die Wände malte?! —
Ich dacht', das wär' vorüber! — Ist es nicht?
Gibt's keinen Schwamm, der von der Tafel hier
Wegwischte, was der Rechenstift der Zeit
Da eingrub? Lebt Erinnrung ewig? — Ewig —
Weg grübelnde Gedanken! Leben gilt's,
Nicht träumen, hier auf Indien's heißem Boden! —
Wie soll es enden, sprach sie und sprach wahr! —
Wie kann es enden? — Freilich, wenn die Begum
Sich mir vermählte, dann wär' Alles gut!
Ich wäre Herr hier, sie in meiner Hand,
Und nicht zu sorgen hätte mehr Schirin!
Das aber ist nicht! — Oder wär' es doch
Noch möglich, führte doch —

Sechste Scene.

Dyce. Mir Kassim.

Mir Kassim

(außer der Bühne in der Entfernung).

Dyce Sahib!

Dyce.

Rief's

Da nicht nach mir?

Mir Kassim

(wie oben, aber näher).

Dyce Sahib!

Dyce.

Hör' ich recht?

Mir Kassim ruft —

Mir Kassim

(wie oben, aber ganz nahe).

Dyce Sahib!

Dyce.

Tod und Teufel,

Er sucht mich auf; er wußte also, daß
Ich hier die Nacht verweilte, weiß vielleicht
Auch mehr noch, mehr! — Da kömmt der braune Schuft
Zum Tode kömmt er, weiß er mein Geheimniß!

Mir Kassim

(von rechts aus dem Gebüsche auftretend).

Dyce Sahib hier! — Ich Sahib holen! Hassing,
Der Maharadscha von Calcutta kommen,
Hier lagern, Boten schicken, Sahib sprechen!

Dyce.

Wie, Hastings wäre hier und will mich sprechen?

Mir Kassim.

Hier lagern, Bote kommen, sagen so!

Dyce

(rasch einen Dolch zückend, Mir Kassim bei der Gurgel fassend und auf den Boden niederreißend).

Sprich jetzt, verrätherischer Sclave, sprich,
Wer sagte dir, und woher weißt du, daß
Ich hier zu finden wäre?

Mir Kassim

(auf dem Boden halb liegend, halb knieend).

Zornig Sahib?
Nicht schlagen! Oh, nicht armen Kassim schlagen!

Dyce

(den Dolch zückend).

Sprich, oder stirb, du Schuft!

Mir Kassim

(wie oben).

Mich alles sagen!

(Für sich.)

Mich dumm gewesen! Hassing warten können!
Warum ihn holen hier? (Laut.) Mich Alles sagen!
Bei Nacht fortgehen Sahib, Kassim fürchten
Ihm Leid geschehen, ihm nachkriechen, Sahib
In Saal dort kommen, dort —

Dyce.

Und weißt du auch,
Du Schurke, was hierher mich führt, und was
Im Saale dort ich treibe?

Mir Kassim

(wie oben).

Kassim wissen?
Nicht wissen Kassim, Kassim nur sich denken!

Dyce.

Und was denn, Halbmensch, hast du dir gedacht?

Mir Kassim

(wie oben).

Dort Opium rauchen, Sahib! Opium
Gut schmecken, sehr gut schmecken Opium!
Nicht mehr zu Haus' sein, Kopf rund um sich drehen!

Dyce

(mit milderem Tone, ihn halb loslässend).

Wie, Opium, meinst du, Bursche, rauch' ich hier?

Mir Kassim

(sich halb emporrichtend).

Sich schämen, Sahib? — Nicht sich schämen! Rauchen
Auch Andere; auch Kassim Opium rauchen!
Nicht fürchten, Sahib! Kassim Niemand sagen!

Dyce

(nach einer Pause für sich).

Für schmachvoll hier zu Land gilt Opium rauchen,
Und heimlich, meint er, treib' ich's hier bei Nacht? —
Er lügt vielleicht, ich stoß' ihn dennoch nieder!

(Alum Beg gewahr werdend, der im Hintergrunde links mit Gefolge auftritt.)

Zu spät!

(Er steckt den Dolch wieder zu sich.)

Siebente Scene.

Die Vorigen. Alum Beg.

Alum Beg

(vortretend).

Dyce Sahib, sei gegrüßt!

Dyce

(halblaut zu Mir Kassim, der indessen vom Boden aufgestanden).

Hinweg!
Spürst je du wieder meinen Schritten nach,
So gilt's dein Leben!

(Zu Alum Beg.)

Alum Beg, willkommen!

Mir Kassim

(für sich).

Gut lügen Kassim, Hassing gut bezahlen!

(Im Hintergrunde links ab.)

Alum Beg.

Der Großvezier der Compagnie, Dyce Sahib,
Der Maharadscha Hastings hat Serdhana
Mit seiner Nähe Sonnenglanz erfreut!
Du hörtest wohl davon?

Dyce.

Zu ihm beschieden
So eben, eil' ich hin, ihn zu begrüßen!

Alum Beg.

Auch mir erscholl des Maharadscha Ruf,
Und pflichtgetreu zur Begum eil' ich hin
Um anzufragen, ob sie meines Glückes
Theilhaftig mich zu machen mir vergönne?

Dyce.

Auch dich berief er?

Alum Beg.

Ja, auch mich und doppelt
Erfreut's mich drum zur ungewohnten Stunde,
Am ungewohnten Ort dich hier zu treffen!
Du weißt, ich bin des Maharadscha Freund,
Warm unterstützte stets ich seine Wünsche,
Und ließ gleichwohl die Begum nur zu oft
Sie unerfüllt, so lag das, kann ich schwören,
An mir nicht —

Dyce.

Nein, an mir! das willst du sagen!

Alum Beg.

Du sagst es selbst! Wenn nun der Maharadscha
In seinen Hoffnungen getäuscht, erzürnt
Dem Grunde nachforscht, dem dies zuzuschreiben,
Was sag' ich ihm? Dich anzuklagen sträubt
Sich mein Gemüth, und soll ich für den Feind
Die Schuld auf meine eignen Schultern laden?
Denn daß du stets entgegen mir gehandelt —

Dyce.

Das that ich, ja, und werd' es ferner thun!

Alum Beg.

Lass' nicht, Unmögliches von fern verfolgend,
Das Nahe, Mögliche der Hand entschlüpfen! —
Gefährlich ist der Zorn der Mächtigen!

Dyce.

Ich stehe, denk' ich, fest und sicher hier!

Alum Beg.

Wer stand allein je sicher, wer je fest
Auf fremdem Boden?

Dyce.

Tausende vor mir
Und Bess're gaben schon die Heimath auf!

Alum Beg.

Die Klugen nur, wenn sie die bess're fanden!

Dyce.

Und wär' es so? Zur Umkehr ist's zu spät!

Alum Beg.

Zu spät ist's nie, auf bess'ren Rath zu hören;
Und in drei Tagen kann geschehen sein,
Was Jahre du verweigert und verhindert!

Dyce.

Wie, meinst du, Alum Beg —

Alum Beg.

Hier kommt die Begum!

Achte Scene.

Die Vorigen. Die Begum. Ayescha. Komoran. Gefolge.

(Die Begum im schwarzen Schleier tritt im Hintergrunde rechts auf; ihr folgen Ayescha, Komoran, Diener und Trabanten.)

Begum.

Die Kunde, Hastings lagre nächst Serdhana,
Ruft mahnend aus des Todes stillem Haus
Zurück mich in des Lebens lauten Schwall;
Bestätigt sich die Nachricht? Ist er hier?

Alum Beg.

So ist es, Hoheit!

Begum.

Und er will dich sprechen?

Alum Beg.

Er wünscht durch mich, so lautet seine Botschaft,
Dir Dinge mitzutheilen, die zu wichtig,
Geschwätzigem Papier sie zu vertrauen!

Begum.

Wohlan, so geh' und höre, was er will!
Doch merke wohl, nur hören sollst du ihn,

Ablehnen seine Wünsche weder noch gewähren,
Nicht jenes fordern oder dies bedingen!
Getreu mir seine Worte hinterbringen,
Das ist dein Auftrag und so führ' ihn aus!

Alum Beg.

Treu wie dein Spiegel dir das eigne Bild,
Gibt meine That dir seine Worte wieder!
(Mit Gefolge im Hintergrunde links ab.)

Neunte Scene.

Die Vorigen ohne Alum Beg.

Begum
(nach einer Pause zu Dyce hintretend).

Arthur, so früh schon wach und hier im Freien?

Dyce.

Unruhe wacht, und keinen Schlummer findet
Getäuschtes Hoffen und ein wundes Herz!

Begum
(nach einer Pause).

Auch dich hat Hastings wohl zu sich beschieden?
Mich überrascht, gesteh' ich dir, die Eile —

Dyce.

Ich sagte dir, er kömmt! Er ist gekommen!
Ich sagte dir, was er begehren würde!
Er wird's begehren, wird dir keine Wahl
Als zwischen Krieg und einem Bündniß lassen! —
O noch ist's Zeit, noch kann ein Wort von dir
In Sonnengold die schwarze Wolke wandeln,
Die drohend dir heranzieht und Serdhana!
O hör' mein Flehen —

Begum.

Sprich nicht wieder aus,
Was wieder ich verweigern müßte! Was
Da drohe auch, ich halt' an meinem Wort,
Und hältst du dein's, und hältst du fest an mir,
So komm' was will, Verderben oder Heil,
Trifft's beide uns zugleich, so wird's zu tragen,
So wird das Schlimmste uns noch Wonne sein!
Und so geh' hin, und kehrst du wieder, lass'
Sogleich mich's wissen!

Dyce.

Hastings sprechen? Jetzt,
In dieser Stimmung dem Gewaltigen
Die Stirne bieten?

Begum.

Muth, Muth zeig' ihm, Muth!
Muth scheucht des Dschungels Tiger in die Flucht,
Muth zwingt des Auges Zornblick sich zu senken,
Muth stürmt den Himmel und gewinnt die Welt!
Muth, Muth! Und so geh' hin!

Dyce.

Es sei!
Leb' wohl!

(Er geht langsam nach dem Hintergrunde links ab.)

Zehnte Scene.

Die Vorigen ohne Dyce.

Begum

(ihm nachblickend für sich).

Berief' er mich, ich trät' nicht so
Vor Hastings! Herz, das stets nur Schlimmes ahnt,
Das nie vertrauen, dem vertrauen will,
Dem doch am Liebsten es vertrauen möchte,
Zur Ruhe, feiges Herz!

(Nach einer Pause sich zum Abgehen wendend.)

Ayescha, komm
Und laß uns gehen!

Komoran

(vortretend).

Begum! Höre mich!

Begum.

Was willst du? Sprich!

Komoran.

Auch mich beschied der Fremde

Zu sich hinaus!

Begum.

Auch dich?

Komoran.

Er will mich sprechen,

Mich Radscha Somru's wegen sprechen, Begum!

Begum

(für sich).

Was brütet in der Luft? Was will da werden?

(Laut.)

Und willst du gehen?

Komoran.

Ja und Nein! Ihn, Begum,

Der frech Benares Tempel erst entweiht,

Ihn hass' ich, doch ich liebe Radscha Somru!
Entscheide du denn, wähle du für mich!

Begum

(für sich).

Was sein soll, das geschehe!

(Laut.)

Komoran, geh hin!
Ein Herz, das treu an Radscha Somru hängt,
Wird seiner Witwe, seinem Sohn nicht Schwur
Und Treue brechen! Dich verlockt nicht Gold,
Noch schreckt dich Drohung! Geh!

Komoran.

Du sagst es! Ich
Gehorche!

(Geht links im Hintergrunde ab. In der Entfernung die Melodie des Chorals des ersten Aktes, die bis zum Aktschluß fortwährt.)

Begum

(zu Ayescha gewendet).

Lass' uns gehen!

(Sie wendet sich zum Abgehen, bleibt aber plötzlich stille stehen und blickt um sich her.)

Aber wie,
Wo bin ich? Dies Gebüsch, die Palme hier
Und dort — dort — dort —

(Sie streckt die Arme leidenschaftlich nach dem Gartenhause hin.)

Ayescha.

Was hast du? Sprich! Was starrt
Dort nach dem Gartensaal dein Auge, Herrin?

Begum
(nach einer Pause).

Ich seh' drauf hin, wie einer nach der Stätte
Zurück blickt, wo er litt und selig war,
Und weiß nicht, ob ihr fluchen, ob sie segnen! —
Sie rufen uns! Komm, lass' zur Todtenfeier
Zurück uns kehren! — Selig sind die Todten!

(Während sie langsam nach dem Hintergrund rechts abgeht, fällt der Vorhang.)

Dritter Akt.

Schauplatz wie in der ersten Hälfte des zweiten Aktes. Heller Tag.
Der Vorhang des Zeltes im Hintergrunde geöffnet.

Erste Scene.

(Hastings sitzt im Vordergrunde links schreibend an dem Feldtisch; Clifford tritt mit Papieren aus dem Seiteneingange rechts auf.)

Hastings. Clifford.

Hastings

(aufblickend).

Was bringen Sie mir, Clifford?

Clifford.

Sir, hier sind
Die Schreiben, die Sie ausgefertigt wünschten!

Hastings

(die Papiere durchblätternd).

Gut, gut!

(Unterschreibend.)

Hier meine Unterschrift —

(Aufstehend und vom Tische wegtretend.)

Und nun
Noch heute fort mit beiden nach Calcutta!

Clifford

(vor den Tisch tretend und die Unterschriften Hastings mit Sand bestreuend).

Sie hatten, Sir, Besuch schon diesen Morgen?

Hastings.

Erst Alum Beg, der, wie voraus zu sehen,
Zu jedem Dienst bereit sich mir erklärend,
Auf Dyce allein die Schuld wälzt, daß der Wunsch
Der Compagnie bisher sich nicht erfüllte,
Ihn anklagt, daß er seinen Einfluß lähme,
Sein Anseh'n schwäche —

Clifford.

Mir auch sagt' er so!

Hastings.

Dann kam Mir Kassim, der voll Sclaveneifer
Recht viel zu bringen, was er nur erspäht
Und da und dort im Kehricht aufgesammelt,
Erst scheffelweis mir vor die Füße leerte,
Und ganz zuletzt erst mir ein Goldkorn wies,
Das werth der Mühe schien es aufzulesen!
Ist Komoran schon hier?

Clifford.

Noch nicht!

Hastings.

Und Dyce,

Wo bleibt nur Dyce?

Clifford.

Er harrt schon lang des Winkes —

Hastings.

Gut, lassen Sie ihn kommen! — Halt, noch Eins!

(Auf den Seiteneingang links hinweisend.)

Mir Kassim ist im Schlafgemache hier;

Dyce darf nicht ihn, noch Komoran erblicken!

Daran liegt Alles! Sorgen Sie dafür,

Und senden Sie mir Dschaffer, wenn ich klingle!

(Clifford geht durch den Seiteneingang rechts ab; Hastings tritt wieder an den Tisch; nach einer Pause tritt Dyce aus dem Seiteneingange links auf.)

Zweite Scene.

Hastings. Dyce.

Dyce.

Sir Warren Hastings —

Hastings.

Mister Dyce, willkommen!

(Begrüßung.)

Nur einmal flüchtig traf ich Sie; es war

Das Jahr, bevor Sie nach Serdhana gingen,
Und seitdem sah Calcutta Sie nicht wieder!

Dyce.

Ich hatte keinen Grund es aufzusuchen!

Hastings

(für sich).

Es zu vermeiden, denk' ich, desto mehr!

(Laut.)

Um ohne Umschweif an's Geschäft zu kommen,
Wie steht es mit dem Bündniß, Mister Dyce?

Dyce.

Sie meinen, Sir —

Hastings.

Das Bündniß, das vordem
Sie selbst uns abzuschließen vorgeschlagen;
Ein Vorschlag, der die Compagnie bestimmt,
Zum Residenten hier Sie zu bestellen,
Denn Sie erinnern sich —

Dyce.

Ja wohl! Ich weiß!
Ein flücht'ger Einfall, flüchtig hingeworfen —

Hastings.

So flüchtig eben nicht —

(Ein Papier vom Tische nehmend.)

Sie sehen hier

Von Ihrer eignen Hand die Punctationen,

Die damals Sie uns sandten! — Eine nette,

Sehr nette Arbeit, Alles vorbedacht,

Der Schein gewahrt, doch Klauseln angehängt

Und Garantien ausbedungen, die

Mit Nachdruck festgehalten und benützt

Die Herrschaft in Serdhana früher, später

Unfehlbar in die Hand uns spielen mußten!

Wie Schade, daß es nicht zum Abschluß kam!

Dyce.

Sie wissen, wie vom ersten Anfang her

Auf Hindernisse aller Art wir stießen.

Hastings.

Ganz recht; der Radscha Somru war dagegen;

Der aber ward dann aus dem Weg geräumt —

Dyce

(hastig und bewegt).

Sie irren Sir! Nicht aus dem Weg geräumt,

Mahratten überfielen ihn im Dschungel —

Hastings.

Wie dem auch sei, die Sache, scheint's, gerieth
Nur mehr noch seit des Radscha Tod in's Stocken!

Dyce.

Die Begum ehrt' zu hoch des Todten Willen,
Um einzugehen, was er abgelehnt,
Und wird auch, fürcht' ich, ferner es verweigern!

Hastings.

So, so! — Das andre Bündniß aber, Dyce?
Kommt das zu Stande?

Dyce.

Welches Bündniß, Sir?

Hastings.

Das Ehebündniß, mein' ich, das Sie selbst,
Wie das Gerücht behauptet, mit der Begum
Zu schließen denken —

Dyce

(gereizt).

Wer behauptet das?
Wer darf es wagen, solcher Thorheit, Sir,
Für fähig mich zu halten?

Hastings.

Thorheit? Ei,

Die Begum ist ein hochbegabtes Weib,

Voll Geist und Feuer, hör' ich, schön —

Dyce.

Gewesen!

Hastings.

Noch nicht zu alt —

Dyce.

Verblüht! Springt hier das Leben

Doch aus dem Lenz gleich in den Herbst hinein;

Auch wächst ein Sohn als Erbe ihr heran,

Und kurz, nie dacht' ich dran, und werde nie

Dran denken —

Hastings

(für sich).

Er verläugnet sie! Sie wies

Ihn also ab!

(Laut.)

So, so! Recht Schade, Dyce,

Daß Sie nicht dran gedacht; denn mit der Hand

Der Begum waren Sie Serdhana's Herr,

Und konnten ihren Starrsinn brechen, oder

Auf eigne Faust das Bündniß mit uns schließen;
Vielleicht sogar für einen Jahrgehalt
Von — sagen wir — von sechs Lack Rupien
Uns ganz abtreten Land und Leute! — Dyce,
Es wär' ein Meisterstück der Politik
Gewesen! — Schade, daß Sie nicht dran dachten!

Dyce.

Ich treib' nicht Politik mit meinem Herzen!

(Für sich.)

Wie er mich höhnt! Wie ich ihn hasse!

Hastings.

Schön!

Sehr schön gesagt! Bei alledem jedoch
Steht fest, Sie können jenes Bündniß nicht
Zum Abschluß bringen, und die Compagnie
Hat Ihren Eifer eben nicht zu loben!

Dyce.

Verzeihen Sie, ich sparte keine Mühe,
Und alle Mittel hab' ich angewandt —

Hastings.

Nicht alle, Mister Dyce! Sie wußten doch,
Daß Alum Beg der unsre ist, und haben

Doch nie ihn hören, nie mit Ihrem Einfluß
Ihn unterstützen wollen —

Dyce.

Wie, ich sollte
Mich diesem Söldling doch nicht unterordnen?

Hastings.

Uns nützen sollten Sie, und wo Ihr Witz
Nicht selbst das Rechte trifft, von Andern lernen,
Wär's auch von Alum Beg!

Dyce.

Verzeihen Sie —
(für sich)
Wie einen Wurm mit Füßen tritt er mich!
(Laut.)
Ich dachte nicht, daß Alum Beg —

Hastings.

Seit Jahren
Schon wühlt im Stillen er für uns; doch kann
Er selbst, soll's Haß und Mißgunst nicht gefährden,
Das Werk nur vorbereiten, nicht vollenden;
Das konnten Sie, und können es noch jetzt!

Dyce.

Ich, sagen Sie! Und was denn könnt' ich? Was
Ist denn im Werke?

Hastings.

Das Manoeuvre, das
In Audh schon, in Bengalen uns geglückt,
Ein Kunststück in der That an Einfachheit,
Dem Ei nur des Columbus zu vergleichen!
Die Begum will mit uns kein Bündniß schließen;
Dies ist das Ei, wir stellen's auf die Spitze,
Und schaffen einen Fürsten, der es will,
Und in Serdhana! — Das ist Alles! —

Dyce.

Wie,
Sie meinen —

Hastings.

Alum Beg hat Auftrag, Ihnen
Das Nähere umständlich mitzutheilen!
Sie dringen einmal Nachts in den Palast,
Die Begum wird gezwungen abzudanken,
Der Erbprinz Nadir tritt die Herrschaft an,
Und schließt das Bündniß, oder Alum Beg,
Des Knaben Vormund, schließt's an siener Stelle!

Sie, der Sie zu der Begum Zutritt haben.
Zu allen Stunden Zutritt haben, Dyce,
Sie sind der Mann —

Dyce.

Nein, ich bin nicht der Mann!
Ich bin der Compagnie zum Dienst verpflichtet,
Ihr Resident. doch nicht ein Emissär,
Um Aufruhr in Serdhana anzuzetteln!

Hastings.

Ei, was Sie sagen!

Dyce.

Wählen Sie, bedarf's
Zu Ihrem Unternehmen solcher Mittel,
Geschöpfe sich wie Alum Beg zu Helfern,
Doch muthen Sie nicht einem Gentlemann
Verrath und Treubruch, schwarzen Undank zu!

(Für sich.)

Das, mein' ich, traf, und daran wird er denken!

Hastings.

Ihr Vorwurf in der That erschreckt mich fast,
Wie, hätt' ich wirklich irgendwie der Rücksicht
Vergessen, die in jedem Gentleman
Ich selbst mir schulde? — Oder, Mister Dyce,

Sind Sie nur, Sie vergeßlich? — Als vor Jahren
Calcutta Sie verließen, liefen da
Nicht seltsame Berichte durch die Stadt,
Als flöhen Sie vor einem Kriegsgericht?
War nicht von Cassation, war nicht sogar
Von Schlimm'rem noch die Rede? — Ist es so,
So haben Sie nichts zu verlieren mehr;
Sie können nicht zurück, Sie müssen vorwärts!

Dyce.

Nein, ich muß n i c h t, und Niemand soll mich zwingen!
Was können Sie? Mich abberufen? — Gut,
Das mögen Sie! Ich folge nicht dem Ruf!
Serdhana liefert mich nicht aus, auch wenn
Sie, auf Verleumdungen sich stützend, als
Verbrecher drohend vor Gericht mich fordern!
Seitdem Sie ihren Plan mir mitgetheilt,
Wühlt Alum Beg umsonst! Trotz biet' ich Ihnen!
Berühren Sie Serdhana nicht, noch mich!

Hastings.

Sie träumen, scheint's, Serdhana unbezwinglich,
Und meinen wohl, ganz wie einst Don Quixote,
Allein die Schotten Popham's aus dem Feld

Zu schlagen, wenn etwa die nächste Woche
Hierher sie rückten? —

Dyce.

Sehen S i e sich vor!
Benares' Fall hat rings das Volk erregt,
Serdhana steht im Bund mit den Mahratten,
Und kampfgerüstet loszuschlagen harrt
Im Süden Heider Ali! Sehen Sie
Sich vor! Beschwören Sie nicht einen Sturm
Herauf, der von Calcutta's Wall vielleicht
Das Banner England's niederreißt auf immer!

Hastings
(für sich).

Das also ist es, darauf fußen sie!
(Nach einer Pause laut.)
Genug des Streites! Lassen Sie zurück
Uns auf den glatten Weg der Rede kommen,
Von dem wir in der Hitze des Gespräches
In Dornen und Gestrüppe uns verirrt! —
Zugeben will ich, daß vielleicht mit Unrecht
Calcutta Ihrem Ruf zu nahe tritt,
Nur geben Sie auch zu, daß Sie zu zahm,
Zu lässig in Serdhana sich bewiesen! —

Das Bündniß soll und muß zu Stande kommen!
Gewalt zu brauchen hatt' ich nie im Sinn,
Und List verwerfen Sie! So bleibt uns denn
Nur Eines übrig: wo sie stehen blieb,
Die Unterhandlung wieder aufzunehmen
Und eifrig fortzusetzen —

Dyce.

Wie, Sie hoffen,
Sie können jetzt noch hoffen —

Hastings.

Warum nicht?
Nichts liegt so nahe oft, als was wir erst
Für ganz unmöglich hielten! Nehmen Sie
(ihm ein Papier hinreichend)
Als Ausgangspunct der Unterhandlung hier
Die Punctationen, die Sie damals uns
Gesandt! Die Begum wird, was sie nicht kann,
Nicht will, bezeichnen — wir, worauf wir dringen,
Und Wunsch und Weigrung finden wohl zuletzt
Die rechte Mitte! Die Verhandlungen,
So lang ich hier verweile, leit' ich selbst,
Und zähle drauf, daß Sie als treuer Diener
Der Compagnie und Gentleman mir redlich

In Rath und That dabei zur Seite stehen! —
Und somit guten Morgen, Mister Dyce!

Dyce.

Sir Warren Hastings, guten Morgen!

(Gegenseitige Begrüßung, worauf Dyce durch den Seiteneingang rechts abgeht.)

Dritte Scene.

Hastings allein

Hastings

(auf und nieder gehend).

Schlimm
Steht Alles, schlimm! Gerüstet find ich sie
Und ich bin's nicht, bin wehrlos nahezu!
Dyce schreckt mich nicht! Der Bursche ist, was sonst
Er war: zu schwach zum Guten wie zum Bösen,
Und all' sein Muth ist nur geschminkte Furcht;
Das Weib, die Begum nur, scheint mir gefährlich! —
Ich war zu rasch; es war nicht wohlgethan
Von Alum Beg's Umtrieben ihm zu sprechen!
Fortreißen, überrumpeln wollt' ich ihn —
Nun ist's geschehen! Hört' ich doch dafür
Auch von den Rüstungen, die sie betreiben!

Wie steht die Sache nun? Die Begum will
Das Bündniß nicht, ich nicht den Krieg, und nichts
Ist leider mehr von Alum Beg zu hoffen! —
Wie Einfluß auf die Begum nun gewinnen?
Dyce wird von meinen Plänen ihr erzählen.
Wird ihren Unmuth stacheln — Dyce muß fort.
Und müßt' ich — Nein, das braucht es nicht — Vielleicht
Führt dieser Weg noch sicherer zum Ziele!

(Er tritt rasch zum Tische und klingelt; Dschaffer tritt aus dem Seiteneingange rechts auf.)

Vierte Scene.

Hastings. Dschaffer, dann Komoran.

Hastings.

Ist Komoran zur Stelle?

Dschaffer.

Längst schon harrt
Er deines Winkes, Herr —

Hastings.

Sah Dyce etwa,
Als jetzt von mir er ging, Mir Kassim?

Dschaffer.

Nein,

Es dränge durch getheerte Leinwand denn

Sein Auge.

Hastings.

Wohl! Lass' Komoran denn kommen!

Dschaffer

(geht im Hintergrunde durch die Mitte ab).

Hastings

(wieder an den Tisch tretend).

Mir Kassim soll noch hundert Rupien haben,

Der Dienst verdient's!

Komoran

(tritt langsam aus der Mitte des Hintergrundes in das Zelt und bleibt in einiger Entfernung von Hastings stehen).

Du riefst mich und ich kam!

Hastings

(sich umwendend).

Dein Name?

Komoran.

Komoran.

Hastings.

Von welcher Kaste?

Komoran.

Der Kshatrya, die Brama's Arm entstammen!

Hastings.

Vorerst gib Antwort mir auf eine Frage!
Zwei Boten, die ich von Benares her
An Oberst Brown jüngst sandte, kamen hier
Zu Land in einem Hinterhalt ûm's Leben!
Dich nennt man als den Mörder! Bist du's?

Komoran.

Ja,
Such' keinen Andern!

Hastings.

Du erschlugst sie? Beide?
Und warum thatest du's?

Komoran.

Daß Hülfe nicht
Dir in Benares werde, daß du selbst
Und daß dein ganz Geschlecht mit dir verderbe,
Die Brut der Fremden, die mit ihrem Athem
Verpesten frech dies gottgeweihte Land!

Hastings.

Du hassest uns?

Komoran.

Wie ich die Lüge hasse,
Und könnt' ich mehr noch, mehr noch haſſt' ich euch!

Hastings.

Und wenn ich nun für deine Miſſethat
Dem Kriegsgericht dich übergäbe?

Komoran.

Thu's!
Ein Opfer mehr, ein Todfeind weniger!

Hastings

(für sich).

Am Leben, scheint es, hängt der Bursche nicht!

(Laut.)

Du bist mein Feind, und kamst doch als ich rief?

Komoran.

Du riefſt in Somru's Namen, und der Klang,
Stob längst in alle Winde meine Asche,
Versammelte den Staub zum Leben wieder,
Und bannte dienstbar mich an deine Fersen!

Hastings.

Du warst des Radscha Somru Waffenbruder?!

Komoran.

Ich war sein Aug', sein Ohr und seine Hand,
Und er mein Stolz, mein Glück und meine Freude;
Nun ging er hin und leer ist diese Welt!

Hastings.

Mahratten, hört' ich, überfielen ihn?

Komoran.

Der Uebermacht erlag der theure Held!

Hastings.

Die Witwe aber wandte ihre Neigung
Dyce sagt man, unsrem Residenten zu,
Der Gnade längst vor ihrem Aug' gefunden?
Ist's also?

Komoran.

Frag' mich nicht!

Hastings.

Du hassest Dyce!
Ich weiß es! Wie denn kömmt's —

Komoran

(auffahrend).

Daß er noch lebt?

Hastings.

Gemach! Uns weiße Gentlemen erschlägt
Man nicht so ungestraft im Dschungel, wie
Die braunen Bursche, meine Boten —

Komoran.

Wär'
Die That vollbracht, ich lachte deiner Strafen,
Und Dyce wär todt, läg' eine weiße Hand
Nicht zwischen meinem Dolch und seinem Herzen!

Hastings.

Die Begum, meinst du, wehrte deinem Grimm;
Und daran that sie Recht, denn für geweiht
Und heilig muß, so lang sein Creditiv
Als unsern Willensträger ihn bestellt,
Der Resident der Compagnie ihr gelten,
Wenn auch ihr Herz ihn nicht begünstigte!
Daß dies der Fall, nimmt allerdings mich Wunder;
Denn, unter uns gesagt, Dyce steht bei uns
Daheim in üblem Ruf; er gilt für feig,
Für hinterlistig, falsch —

Komoran.

Du sprichst die Worte,
Die Somru sterbend mir in's Ohr gehaucht,
Daß warnend ich der Begum sie verkünde!

Hastings.

Und du gehorchtest nicht? Du hast sie nicht
Gewarnt, und ließest schweigend ihm ihr Herz
Und ihre Gunst gewinnen? —

Komoran.

Wochenlang
Bewußtlos lag ich hin an meinen Wunden;
Als ich erwachte, war's zu spät, ihr Herz
Dem Falschen zugewendet —

Hastings.

Und du fandest
Nicht Mittel und Gelegenheit seither,
Des Gatten Scheidegruß ihr mitzutheilen?

Komoran.

Wie oft ich's auch versucht, sie hört mich nicht,
Sie will nicht hören, bis —

Hastings.

Fahr' fort doch! Bis —

Komoran.

Ich Eins erst ihr erwiesen: daß er sie
Verräth!

Hastings

(für sich).

Das ist's! Nun hab' ich, was ich brauche!

(Laut.)

Wie wär's, wenn ich den Weg dir zeigte, Dyce
Der Begum Herzen zu entfremden —

Komoran.

Du?

Hastings.

Wenn ich dich finden lehrte, was du suchst,
Beweise gegen Dyce dich finden lehrte —

Komoran.

Beweise, daß er sie verräth! — Mir schwindelt —
Du könntest sie mir schaffen —

Hastings.

Nicht sie selbst,
Den Mann nur, der dir zeigt, wo sie zu holen!

Komoran.

Wo ist er, wo?

Hastings

(nach dem Seiteneingange links zeigend).

Tritt dort hinein und was

Dein Herz begehrt, wirst du erfahren —

(während Komoran rasch auf den Seiteneingang links zugeht)

Halt!

Erst hör' noch Eins! Der Mann da drinnen ist
Ein Sudra der gemeinsten Art, halb Neger,
Mehr Affe fast als Mensch, und deine Kaste
Vermeidet sonst Geschöpfe dieser Art —

Komoran.

Und wandelte sein Anhauch mich zur Stelle
An Anseh'n und Gestalt, an Werth und Wesen
Zum Paria um, vergiftete sein Blick,
Beweise will ich! Dyce muß ich verderben!

(Geht rasch durch den Seiteneingang links ab.)

Fünfte Scene.

Hastings allein.

Hastings

(ihm nachblickend).

Ja, zeigt den Leidenschaften nur ihr Ziel
Und über jeden Vorurtheiles Kluft,
Und jeden Damm, den Hochmuth aufgeworfen,
In tollem Rennen setzen sie hinweg.

Für Dyce wär' nun durch Komoran gesorgt,
Und so für heut mein Tagwerk abgethan;
Da kann ich denn — der Tag ist nicht zu heiß —
Dort unter jenen Palmen einmal wieder

(ein Buch aus der Tasche ziehend)

Mich ruhig mit Horaz beschäftigen —
Und meine Lieblingsode übersetzen,
An Delius:

(Lesend.)

„Aequam memento rebus in arduis
„Servare mentem —“

Wie das geben? — So vielleicht!

„Gedenk' in bösen Stunden unbewegt
„Die Seele dir zu wahren —“ Unbewegt! —
Ist nicht so übel, denk' ich!— Unbewegt!
Horaz hat Recht! Die Seele unbewegt,
Gleichmuth in bösen Stunden sich bewahren,
Sich selbst beherrschen, das beherrscht die Welt!

„Aequam memento rebus in arduis
„Servare mentem —“

(Er geht, aus dem Buche halblaut vor sich hinlesend, langsam im Hintergrunde ab.)

Verwandlung.

Halle wie im ersten Act. Tag.

Sechste Scene.

(Dyce mit einem zusammengefalteten Papier in den Händen, tritt in Begleitung eines indischen Dieners aus dem Hintergrunde auf.)

Dyce.

Zum Grabmal eile hin, und meld' der Begum,
Ich sei zurück, und hier erwart' ich sie!

(Diener im Hintergrunde ab.)

Dyce

(vortretend).

Mir graut dem Haus des Todes mich zu nahen!
Genug, daß heute Nacht der Schemen wieder
Der Zukunft nahe Qual vorher verkündend
Vor mir emporstieg; denn seit Hastings kam,
Treibt dumpfe Angst mich wirbelnd hin und her,
Und unter mir wie Lava glüht der Boden!
Was nun ergreifen nur? Sie, weiß ich, will
Von Unterhandlung und Vergleich nichts hören,
Und er, der Frieden jetzt zu halten heuchelt,
Wird endlich drohen und zum Schwerte greifen!
Was wird mit mir dann? — Meine Heimath stößt
Mich aus, und soll ich widerwillig kämpfend
Für fremden Vortheil jahrelang vielleicht
In Mühsal und Gefahren unterm Zelt
Hinleben, soll ich, farbigen Gesindels

Genoß und Führer, Tag für Tag dem Tod
In's Auge schauen und wofür? Noch fester
In's Joch der Knechtschaft nur mich selbst zu schmieden
Nein — nimmermehr!

Warum verwarf ich nur
So unbedingt den Vorschlag Hastings', Nabir
Zum Throne zu erheben? Aller Zwang
War dann vorbei, Schirin's Besitz mir sicher! —
War's Alum Beg's Regentschaft, die mich schreckte?
Der Mann war zu gewinnen, oder — wie
Der Andre fortzuschaffen — Und Verrath —
Was wollt' ich, als um ihre Hand ich warb,
Damit denn Andres, als nun Hastings will,
Und da ich schon ihr Herz verrieth, warum —

(nach einer Pause unwillkürlich)

O pfui, pfui!

(Zusammenfahrend und ängstlich umherblickend.)

Halt! — Wer spricht da? — Wer
Belauscht mich? — Niemand! War ich's selbst — O mein
Gehirn ist wüst und meine Pulse fliegen!
Nicht, was ich will, mehr weiß ich, und was nicht! —

Siebente Scene.

Dyce. Die Begum.

Begum

(rasch aus dem Hintergrunde auftretend).

Du bist zurück! — Doch wie, du siehst verstört
Und blaß? Dein Auge sucht den Boden? Sprich,
Was bringst du, Arthur?

Dyce

(ihr das Papier hinreichend).

Hier!

Begum

(das Blatt entfaltend).

Wie? Seh ich recht?
Ist's möglich?

Dyce.

Staunst du noch, nachdem ich dir
Voraus doch sagte, was er fordern würde?!

Begum.

Und Hastings gab dir dies Papier?

Dyce.

Wer sonst?

Begum.

Des Blattes Inhalt nicht, die Handschrift nimmt
Mich Wunder! — Ist's nicht deine Hand und nicht
Erst heut, vor Jahren schrieb sie diese Züge,
Und heute sendet Hastings mir dies Blatt!

Dyce

(für sich).

Ja so! Vergaß ich doch —

(Laut.)

Das ist es, das
Befrembet dich! Ich läugn' es nicht, ich schrieb
Den Aufsatz hier, und sandt' ihn, Jahre sind's,
An Hastings, wie du weißt, ihn hinzuhalten;
Er sucht' das Schriftstück nun hervor, und da
Er's billigt —

Begum.

Billigt er's?

Dyce.

So soll es nun
Als Unterlage der Verhandlung dienen!

Begum.

Dies Blatt hier? So! Und du, was räthst du mir?

Dyce.

Du weißt, wie ich von diesem Bündniß denke!
Sich Hastings hinzugeben ist gefährlich,
Ihn abzuweisen aber, fürcht' ich, bringt
Noch schlimm're Uebel, bringt des Krieges Schrecken,
Bringt Drangsal, Noth und Gräuel der Verheerung!
Dich unter meines Namens Schutz zu stellen,
Verschmähst du; so bleibt nichts dir übrig als
Die Wahl nur zwischen zwei Gefahren! Wähle
Die klein're denn, und geh' das Bündniß ein!

Begum.

Du also meinst —

Dyce.

Du unterhandelst erst,
Räumst Zoll für Zoll dem Gegner nur das Feld,
Verwahrst dich da und dort mit Vorbehalten,
Und kam's zum Abschluß endlich, so erfüllst
Du, was dir taugt, umgehst, was lästig, bis —

Begum.

Bis er uns hat, wo er uns haben will,
Bis er — du selbst hast mich's gelehrt! — im Schein
Des Rechtes ist, und wir im Unrecht, reif
Zur Ernte sind, und morsch genug zum Falle!

Und so, so ganz dem Wort zuwider, das
Du gestern sprachst, so kannst du heut mir rathen?

Dyce.

Wer hätte nie zuweilen über Nacht
Des Bess'ren sich besonnen? Soll's nur ich
Allein nicht dürfen?

Begum

(nach einer Pause auf Dyce zutretend, die Hand auf seine Schulter legend; weich und sanft):

Dyce, verräthst du mich?
Gesteh' mir's, wenn du's thust! Weh dir und mir,
Wenn je von fremden Lippen ich's erführe!

Dyce.

Alida, wie, du könntest an mir zweifeln?
Du, die mir Mutter, Schwester, Weib zugleich,
Wem darfst du glauben noch auf dieser Erde,
Wem noch vertrauen, wenn nicht mir mehr, mir?

Begum.

Ja, du sprichst wahr! Wie du mir Alles bist,
Muß ich dir's sein; ein Leben leben wir,
Und was wär' Wahrheit, wenn du mich verriethest?
Dank Arthur, Dank, nun hab' ich selbst mich wieder!
Nicht diesem Blatte hier, nicht deinen blassen

Verstörten Mienen, deinem scheuen Blick,
Dem Drang nur meines Herzens will ich glauben,
Nur dir vertrauen, deinen Rath sogar
Verwerfen zwar, doch nicht mehr ihn bezweifeln!
Denn was auch Hastings fordre, wie er drohe,
(das Blatt zerreißend und ihm hinwerfend)
Sieh, hier ist meine Antwort, bring' sie ihm.

Dyce.

Was thust du? Welche Fülle von Gefahr
Beschwörst du dir herauf? Auf wie viel Jahre
Verscheuchst von dieser Flur du Glück und Frieden?
O nimm das Wort zurück! Alida, lass'
Mein Flehen dich bewegen!

Begum.

Nein, frei will
Ich oder gar nicht in Serdhana herrschen!
Und sind dem Feind verkauft all' meine Diener,
Und will mein Volk die Knechtschaft, ich — ich will
Sie nicht.

Dyce.

Der Macht Altenglands willst du trotzen,
Willst tollkühn wagen, was selbst Somru nie
Versuchte —

Begum.

Nenn' den Namen nicht! — Doch ja,
Lass' heute seiner uns gedenken, daß
Sein Muth, sein Freiheitssinn belebend uns
Durchbringen! Lass' uns seiner heut' gedenken,
Daß doppelt freudig wir am Sohne sühnen,
Was Leidenschaft am Vater einst verbrach!
Für Nadir fechten wir, für unser Recht,
Und Gott und sein Prophet wird uns beschützen!

Dyce.

Die Zeit der Wunder leider ist vorbei,
Und wehrlos mit der Uebermacht sich messen —

Begum.

Wehrlos? Wir sind nicht wehrlos! Kampfgeübt
Ist meine Reiterschaar, und in's Gefecht
Selbst denk' ich sie zu führen! Du bist treu
Und Komoran ist tapfer! Längst im Süden
Des Losbruchs harrt der greise Heider Ali,
Und Assad Amru, der Mahrattenfürst,
Wenn ich Schirin ihm gebe, die er liebt,
Stößt morgen schon mit Tausenden zu uns,
Und Nachbarn reißt er mit und Stammgenossen!

Dyce.

Was sagst du? Wie, Schirin — und — Assad Amru

Begum.

Was hast du? Was bewegt dich? Arthur, rede!

Dyce

(für sich).

Schirin! Nur Ruhe, Fassung jetzt!

(Laut.)

Vergib!

Betroffen siehst du mich! Ist's möglich denn?
Auf Assad Amru's Arm, des unverläßlich
Treulosen Führers räuberischer Horden
Baut deine Zuversicht, vertraut dein Hoffen!
Um Raub nur ficht er; lass' dein Glück sich wenden,
Und seine Schaar zerstäubt wie Spreu im Wind!

Begum.

Drum geb' ich ihm Schirin, daß Liebe zähmend
In Fesseln lege seinen Wankelmuth!
Doch hör' nur weiter, rings in Audh und Bohar,
In Beran und Benares gährt das Volk;
Lass' muthig meine Fahne mich erheben,
Und schaarenweise strömt die Menge zu!
Wir sind nicht wehrlos, Dyce! Vor einem Volk,

Das für sein Recht, für seine Freiheit kämpft,
Mag England selbst, das stolze England zittern!

Dyce

(für sich).

Ich muß! Schirin gilt's retten! Fahr' sie hin!

Begum.

Was stehst du stumm und traumversunken! Auf!
Erwache, Träumer, zur entschlossnen That!
Nach Assad Amru schick' hinüber; sende
Vor Nacht nach Boten ab an Heider Ali!
Zuvor ihm kommen, überraschen gilt's
Den Gegner! Auf denn, rüste, rege dich!
An's Werk!

Dyce.

Du weißt, dein Weg, wohin du gehst,
Ist meiner! Doch vergib, mir ist's versagt,
So rasch die Dinge mir zurecht zu legen!
Nach einer halb durchwachten Nacht verwirrt,
Betäubt mich dieser Wechsel der Geschicke,
Und nicht verhehlen kann ich's, ich bedarf
Der Einsamkeit, der Ruhe, mich zu sammeln,
Zu fassen, meiner selbst erst wieder Herr
Zu werden —

Begum.

Arthur, wie, du meinst —

Dyce.

Lass' morgen,

Lass' frischen Geistes erst an's Werk mich gehen!
Wozu dies Eilen auch, dies Ueberstürzen?
Auch morgen noch ist Hastings hinzuhalten,
Auch morgen kömmt der Bote noch an's Ziel!
Auf morgen denn! Erschein' ich heut' dir lässig,
Verdien' dafür ich morgen doppelt Lob!
Vertrau' mir, ich bin dein, dein jeder Zoll
Und jeder Herzschlag! Doch genug für heut!
Den Rest auf morgen, morgen!

(Er geht rasch im Hintergrunde ab.)

Begum.

Morgen! Morgen!

Und geht und will nicht hören, und stürmt fort! —
Der Ruhe braucht er heut, um sich zu sammeln,
Und morgen will an's Werk er gehen, morgen
An Heider Ali Boten senden, morgen
Zum Kampf sich rüsten, morgen Alles sein,
Was heut er nicht gewesen! Morgen! Morgen!
Was heute Glas, wird's morgen Demant sein?

Wenn heut das Glück von gestern wir begraben,
Erweckt vom Tod es uns der Morgenschein?
Wir leben, fürcht' ich, in die Nacht hinein,
Und Nächte gibt's, die keinen Morgen haben!

(Während sie sich zum Abgehen wendet, fällt rasch der Vorhang.)

Vierter Akt.

Vorhalle des Grabgewölbes Radscha Somru's (nicht zu tief) von einer Hängelampe düster beleuchtet; Wände und Gewölbe Stein. Rechts und links Eingänge aus Spitzbögen gebildet und mit dunkelfarbigen Vorhängen geschlossen. Im Hintergrunde ebenfalls ein Spitzbogen mit Gitterthüren, durch welche man in dem innern Grabgewölbe den Stein-Sarkophag des Radscha Somru erblickt. Im Vordergrunde links einige Kissen zu einer Art von Ruhebett aufgeschichtet.

Erste Scene.

(Die Begum tritt, auf Ayescha gestützt, vom Sarkophage herkommend, aus dem Spitzbogen im Hintergrunde der Bühne hervor und schreitet langsam dem Vordergrunde zu.)

Ayescha

(die Begum zu dem Ruhebette geleitend).

Nun ruhe hier! Du siehst so müd', so blaß;
Wen auch erschöpfte nicht dies Beten, Fasten,
Durch Tag und Nächte fortgesetzt!

Begum

(vor dem Ruhebette stehen bleibend, wie aus tiefen Gedanken erwachend).

Wo bleibt

Nur Komoran? Ich sah ihn nicht tagüber!

Ayescha.

Kein Auge sah ihn, seit er heute früh

Von dir geschieden!

Begum.

Seltsam, daß er mir

Nicht Kunde bringt, was Hastings ihm gewollt!

Was kann ihn ferne halten?

Ayescha.

Willst du nicht

Zur Ruhe dich begeben? Nadir warf

(nach links zeigend)

Da drinnen sich auf's Lager! Ruh' denn auch!

Beginnt doch mit des Tages Grauen erst

Die Feier wieder, und dann weck' ich dich!

Begum

(sich auf das Ruhebett niederlassend).

Nun ja, nur schaff' vorerst mir Komoran;

Ich will noch heut' ihn sprechen!

Ayescha.

Wohl, ich gehe;

Laß du indess' dich süßen Schlummer laben!

(Durch den Eingang rechts ab.)

Zweite Scene.

Die Begum allein.

Begum.

Schlaf! Ruhe! Meinen Schlaf nahm Somru mit
In seinen Sarg hinab! Mit seinem Tod
Erkannt' ich meine Schuld, mit seinem Tod
Zerbrach Serdhana's Macht, erlosch im Volk
Der letzte Funken selbstbewußter Kraft;
Entnervt, in dumpfer Knechtschaft aufgewachsen,
Gilt jedes Joch ihm gleich; der Britten Gold
Gewann die Edlen und verlockt die Menge!
Ich steh' allein, verlassen! Dyce hat Recht;
Vergebens biet' ich Englands Macht die Stirne,
Und tönt Begeistrung auch mein Mund, mein Herz
Glaubt nicht an Sieg! —

(Rasch aufstehend.)

Und dennoch kämpf' ich ihn,
Den heil'gen Kampf für meines Sohnes Rechte;

Und zögert Dyce und schwankt, und will sich morgen
Entschließen erst, ich lass' ihn nicht! — Für ihn
Warf ich den Schlaf, die Ruhe für ihn hin;
Ich halt' ihn, er ist mein! Er muß mit mir,
Vergeltend was am Vater wir verbrochen,
Für Somru's Kind, wär's auch vergebens, kämpfen!
Das ist der Weg, den Ehre, Pflicht, Gewissen
Ihn gehen heißen, und er soll, er muß
Ihn gehen —

Dritte Scene.

Die Begum. Nadir.

Nadir

(der während der letzten Worte aus dem Seiteneingange links hervorgestürzt, nachdem er einige Augenblicke wirr umhergeblickt, rasch vortretend).

Mutter —

Begum.

Wie, du bist's, mein Sohn?
Du wachst? Warum verließest du dein Lager?
Du solltest schlafen, Kind!

Nadir.

Ich muß dich sprechen,
Zur Stunde sprechen —

Begum.

Jetzt, bei tiefer Nacht?
Warum nicht morgen —

Nadir.

Nein, er will's! Ich muß
Noch heut dir's sagen! — Hastings kam hier an —

Begum.

Was hast du? Sprich, was starrt dein Aug' so wild?

Nadir.

Er kam hier an, und du verweigerst, was
Er fordert, du willst Streit mit ihm beginnen,
Und Krieg im Land entzünden! Thu' es nicht!

Begum.

Du sprichst im Traum wohl? — Weißt du, was du forderst?
Nachgeben heißt in Hastings Netze gehen,
Und wehrlos seiner Willkür hin sich geben,
Heißt deine Heimat, heißt Serdhana's Volk
Bewußt in's Sclavenjoch der Britten beugen!

Nadir.

Nicht hindern wirst du, was voraus bestimmt!
Es muß so kommen, sagt er! Unsre Zeit
Ist um, gezählt und voll sind unsre Tage,
Und herrschen wird der Fremde hier im Land!

Begum.

Und wer, wer sagt das? Wer legte solche Worte
Auf deine Kindeslippen?

Nadir

(halbflüsternd).

Siehst du ihn
Denn nicht hier neben mir? Wie flehend mild
Sein Blick auf dir ruht! Siehst du's nicht?

Begum.

Und was,
O Gram und Jammer, was denn soll ich sehen?

Nadir.

Nun, Davenport, wen sonst?! Besucht er mich
Doch Nacht für Nacht, und lehrt mich wunderbare
Geheimnißvolle Dinge! Heute nur,
Heut kam er nicht so licht und hell wie sonst,
Nein, trüb und ernst, und hieß mich Hastings wegen
Noch diese Nacht dich sprechen!

Begum.

Du bist krank!
Kind meines Herzens, sammle, fasse dich!
Lass' nach dem Arzt mich senden, Hilfe rufen —

Nadir.

Nein, Mutter, bleib! Er will nicht! Sieh, er zürnt,
Sein Auge flammt und droht! O hör' mein Flehen!
Beginn' nicht Streit mit Hastings! Was er fordre
Gewähr' es ihm! Er will Serdhana, gib
Es hin!

Begum.

Unseliger! Das Land, das dich
Gebar, dein Stammeserbe, das dein Vater
Mit seinem Blut vertheidigt und beschirmt,
Serdhana sollt' ich Hastings überliefern?
Ich, deine Mutter, sollte deiner Macht
Und Herrschaft dich berauben, heimatlos
In's wüste Weltgetrieb' hinaus dich stoßen?
Ich, nimmermehr! — Und thät' ich's, Somru stiege,
Dein Vater dort, aus seinem Sarg empor,
Und spräche: „Weib, ich gab dir einen Sohn,
„Wie darf in deinem Haus der Fremde walten?'

Nadir.

Der Vater, sagst du? Sieh, da ist er ja,
Hier neben Davenport, und auch die Andern
All meine Ahnen schweben um mich her,
Graubart und Blondkopf, holde Frauenbilder,

Und wie der Wind mit Schilf und Wellen spielt
Umrauscht mich flüsternd ihrer Stimmen Chor:
„Zieh' hin! Du sollst nicht herrschen in Serdhana!
„Ein Wandervogel sollst du über'm Meer
„Die Heimat suchen, in der Fremde soll
„Vom siechen Leib dein freier Geist einst scheiden,
„Und hält Gewalt dich fern von deinem Ziel
„Und will — Weh dir! — in Purpur hier dich kleiden,
„So fällst du, Nadir, wie dein Vater fiel!"

Begum.

Du sollst nicht! Nein! In Schutt und Trümmer stürze
Das Traumgebäude meiner Hoffnung! Macht
Und Herrschaft, Hoheit, Glanz und Reichthum, Alles,
Fahr' Alles hin! Nur du, mein Kind, nur du,
Mein Nadir, lebe! Gib mir Antwort! Rede!
Erkenne mich, mein Kind!

(Sie umschlingt ihn leidenschaftlich.)

Nadir

(wie vom Traum erwachend, mit plötzlich veränderter Stimme).

Wo bin ich nur?
Wie, hier bei dir? — Ich lag doch erst und schlief,
Und bin bei dir jetzt? — Wie nur kam ich her?

Begum.

O Nadir! O mein Sohn!

Nadir.

Du weinst? Ich sprach
Wohl wieder wirre, ungereimte Dinge,
Und tollen Sprunges wie ein scheues Füllen
Erging sich in der Irre wild mein Geist!
O weine nicht! Du weißt, was in mir brütet,
Ist stärker als ich selbst, doch brach's heraus,
Und warf es Blasen erst, ist's auch vorüber!
Und dann gedenk', es ward ja besser schon
Und wird, hab' nur Geduld, noch besser werden;
Gewiß, es wird! — Doch jetzt, leb' wohl! — Ich bin
So müd'; mich friert und meine Kniee wanken;
Ich will zu Bett und schlafen! — Gute Nacht!

(Er geht langsam durch den Seiteneingang links ab.)

Vierte Scene.

Die Begum allein.

Begum

(nach einer Pause).

O Jammer ohne Trost und ohne Hoffnung!
Zu welchem Loos, ich Unglückselige,
Gebar ich ihn? — Umnachtet Täuschung lähmend
Die Regung seines Willens, seiner Kraft,

Verschüttet Wahn in seiner Seele Schacht
Den reichen Erzgang angeborner Güte,
Und trübt ihm der Gedanken klaren Quell —
Was ist sein Leben? — Noth und Elend ist's!
Ist er der Herrschaft fähig? — Nein! — Und darf
Serdhana Heil von ihm erwarten? — Nein!
Und wofür kämpf' ich dann mit Hastings? Für
Dies Volk, das jede Ruthe küßt und wie
Den Rock den Herren wechselt? Für mich selbst?
Was ist mir Macht und Herrschaft, fehlt das Glück!
Wär's besser nicht, ich zöge über's Meer
Mit meinem Kind und ging von Arzt zu Arzt
Und sühnte, was am Vater ich verbrochen,
Um Heilung flehend für des Sohnes Geist!
Wär's besser nicht, ich würf' die Herrschaft hin,
Die mir verhaßt, die meinem Kind gefährlich,
Und lebte still verborgen, unbedroht
Von Feinden und Verrath, an Arthurs Seite
In dunkler Hütte sel'ge Tage hin,
Und Gestern, Heut und Morgen flöß' untrennbar
Und ewig Well' auf Welle sich erneuend
In einem frischen Strom der Wonne mir
Zusammen —

Fünfte Scene.

Die Begum. Komoran.

Komoran

(der während der letzten Worte, eine Leuchte in der Hand, durch den Seiteneingang rechts eingetreten, nachdem er die Begum einige Zeit beobachtet, vortretend).

Begum!

Begum

(zusammenschreckend).

Komoran, du hier?

Doch ja, ich rief dich! Sprich was bringst du?

Komoran.

Komm!

Begum.

Wohin willst du mich führen? Rede hier!

Komoran.

Komm, sag' ich!

Begum.

Komm! Und wohin soll ich kommen? —

Was hast du? Sprich! — Dein Auge blitzt, wie das

Des Tigers, der auf Beute lauert; blitzt

Wie scharfer Stahl zum Meuchelmord gezückt;

Blitzt, wie ich nie es blitzen sah, als wenn —

Du Dyce's gedachtest! — Denkst du seiner?

Komoran.

Komm!

Begum.

Du hättest, hört' ich oft, verlernt zu lächeln,
Und nun — Weh mir! — nun lächelst du, und Hohn
Und Schadenfreude spielt um deine Lippen,
Giftblumen gleich, die über Sümpfen blühen! —
Du weißt von Dyce! Was weißt du? Rede! Hast
Du gegen ihn Beweise? Hast du sie?
Beweise, daß er — Meine Lippen beben,
Das Wort versagt mir —

Komoran.

Komm und sieh selbst!

Begum

(ihn messend, nach einer Pause).

Wie
Dein Haupt, zu Boden sonst gesenkt, sich stolz
Emporhebt nun, wie deine Züge strahlen,
Wie frech sich deine Nüstern blähen! Thor,
Prahl' nicht zu früh! Du magst beweisen können,
Daß Arthur Dyce die Begum von Serdhana
Getäuscht, verrathen, daß er mit Gewalt,
Mit Trug und List in Hastings' Netz sie locken,

Ihr Land den Britten überliefern will!
Beweis' es nur, und du hast nichts bewiesen!
Was ist die Begum mir? Ein Diadem —

(die Stirnbinde abnehmend und hinwerfend)

Ich werf' es hin, wie dies! — Ein schwarzer Schleier —
Und sieh, wie diesen reiß' ich ihn in Stücke! —

(Sie thut es)

Arglistiger Verleumder! Wenn du Dyce
Verderben willst, beweise, daß er nicht
Die Begum, nein, daß er das Weib, daß er
Alida, die Geliebte, mich verrathen,
Und kannst du's nicht, so kriech' zurück, Scorpion,
In dein Versteck, bohr' deines Hasses Stachel
Dir selbst in's Fleisch und stirb am eignen Gift!

Komoran

(nach einer Pause).

Genug der Worte! Komm!

Begum

(zurücktaumelnd).

Weh mir! — Ich sterbe!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Ayescha.

Ayescha

(die während der letzten Worte von rechts eingetreten).

Was geht hier vor? Was hast du, Begum? Sprich,
Erzürnt dich Komoran?

Begum.

Erzürnen? — Nein!
Er tritt mein Herz mit Füßen nur, er bohrt
Ein winzig armes Wort nur, eine Silbe —
Du öffnest kaum den Mund sie auszusprechen —
Zehntausendmal mir mordend in die Seele,
Er sagt nur: Komm! und: Komm! und wieder: Komm!

Ayescha.

Allah Kerim! Mein Herzblatt, fasse dich!
Und du geh', Komoran —

Begum.

Nein, laß' ihn bleiben!
Und sag' ihm dies noch: Wer die Löwin reizt,
Den faßt sie und zerreißt ihn! Warn' ihn, daß
Er grundlos nicht auf eitlen Anschein hin
Mein Herz mit Ingrimm, Haß und Wuth mir schwelle;

Denn ras't es erst, so will's sein Opfer haben,
Und täuscht er sich, so zahlt er's mit dem Kopf!
Das schwör' ich! Sag' ihm das!

Ayescha.

Es gilt dein Leben,
Bedenke denn die Antwort, Komoran!

Komoran.

Mein Kopf sitzt fest, und keine Antwort als
Die eine hab' ich: Begum komm'!

Begum

(nach einer Pause mit Anstrengung).

Wohlan!
Ich folge, geh' voran! — Ich taumle — Nacht
Umdunkelt mich! — Ayescha, deinen Arm!
Es ist der Weg zum Tode, den ich gehe,
Und leb' ich noch die nächste Stunde, nun
So leb' ich ewig! — Winkst du uns? — Wir kommen!
Die Schritte zögern, aber nicht der Sinn;
Ich will die Wahrheit, fahr' das Glück dahin!

(Die Begum, auf Ayescha gestützt, folgt Komoran, der die Leuchte erhebend durch den Seiteneingang rechts abgeht.)

Verwandlung.

Gartensaal in indisch-persischem Geschmack mit Gold- und Schnitzwerk reich verziert. Die Bühne in der Form eines halben Hexagons geschlossen. Rechts der Eingang, ein hufeisenförmiger mit einem

Vorhange versehener Bogen; links gerade gegenüber, ein ähnlicher Bogen, ebenfalls mit einem — NB. undurchsichtigen — Vorhang verschlossen. Im Vordergrunde rechts ein Tisch, daneben ein diwanartiger Ruhesitz. Nacht.

Siebente Scene.

(Der Vorhang rechts öffnet sich; Komoran tritt ein, und bleibt, die Leuchte erhebend, am Eingange stehen, bis die Begum und Ayescha eingetreten sind. — Halbe Beleuchtung.)

Komoran

(vortretend und die Leuchte auf den Tisch rechts stellend).

Wir sind zur Stelle!

Begum.

Wohin führst du mich?

Wie, seh' ich recht? Hierher! Verhöhnst du mich?

Was soll ich hier in dieses Saales wohl

Bekannten Räumen?

Komoran.

Sehen, richten, strafen!

Begum.

Und Dyce, wo ist er?

Komoran

(nach links zeigend).

Hier!

Begum.

Hier, sagst du? Hier,
Wo einst wir unsrer Liebe Schwüre tauschten,
Wo meiner Reue Thränen ich geweint,
Wo jede Stelle heilig und geweiht,
Hier sollt' er — Nein, du lügst!

Komoran.

So sieh und glaube!

(Er öffnet rasch den Vorhang links, dessen Hälften auseinander fahrend, einen von einer Hängelampe hell erleuchteten Alkoven zeigen, in dem Dyce, auf einem Ruhebette hingestreckt, schläft, während Schirin, neben ihm auf einem Kissen knieend, ebenfalls in Schlaf versunken, an seiner Brust liegt, so daß ihr Schleier und sein Arm, der ihren Nacken umschlungen hält, ihr Antlitz verbergen; neben ihnen auf dem Boden eine Hukka, eine Zither, und auf einem niedern Tischchen verschiedene Trinkgefäße.)

Begum

(zurücktaumelnd).

O Mächte des Himmels! Was seh' ich? Weh mir!

(Sie verbirgt das Gesicht in den Händen.)

Ayescha

(hinzutretend und sie umschlingend).

Du sahst genug, zu viel! Was säumst du noch?
Komm, sag' ich, lass' uns gehen!

Begum.

Nein! Hinweg,
Du Thörin! Ich will ganz mein Unglück sehen!

(Sie reißt sich los und stürzt gegen den Alkoven hin.)

Er ist's! Er ist's! Ein blühend Weib im Arm,
Umweht von ihrem Athem liegt er da!
Und ich — ich Unglückselige! — Wach' auf!
Wach' auf, Verräther, Lügner, Ungeheuer,
Wie einmal nur in solcher Hülle Trug
So schön und so verrucht die Welt es schaute!
Auf! Hörst du nicht, Unsel'ger? Du mußt sterben!

Komoran.

Laß ab! Du weckst ihn nicht! Zu kräftig wirkt
Den Mohnsaft, den in Hukka und Pokal
Den Beiden erst ich mischte! Vor dem Morgen
Verscheucht kein Rütteln und kein Ruf in's Ohr
Den Schlaf von ihren Wimpern! Sieh nur selbst!

(Er tritt an das Ruhebett, faßt den Arm, mit dem Dyce den Nacken Schirin's umschlungen hält, hebt ihn empor und läßt ihn dann fallen, durch welche Bewegung Schirin's Antlitz sichtbar wird.)

Begum

(aufschreiend).

Schirin! Auch sie! Ist's möglich? Auch Schirin!
Wird Alles, was umarmend je an's Herz
Ich drückte, mir zum Dolch, und schlägt mir Wunden,

Und ernt' ich Gift rings, wo ich Liebe sä'te? —
Wie fest sie sich in seine Arme drückt,
Die blonde Unschuld, mit den Veilchenaugen,
Wie noch von Küssen ihr die Lippen triefen! —
(Sich wie mit Ekel abwendend und vortretend.)
Verflucht der Tag, da von der Mutter Leiche
Ich einst sie aufnahm, und verflucht die Thräne,
Die Mitleid einst auf sie herabgeweint!

Ayescha

(zu Komoran).

Soll länger noch sie diesen Anblick schauen?
Was säumst du? Schließ' den Vorhang, Komoran!

Begum

(während Komoran den Vorhang schließt).

Das also, Dyce, war deine Liebe, das
Die Treue, die du mir geschworen, das
Der Lohn der Opfer, die mein Herz dir brachte! —
Ich war einst stolz, und täuschte und betrog
Und log und heuchelte um deinetwillen;
Ich war einst treu, und brach um deinetwillen
Dem Gatten, nicht die Treue, doch das Herz;
Ich war einst keusch und rein, und Somru's Witwe
Warf liebetrunken sich in deine Arme!

Ich gab dir meiner Liebe vollstes Maß,
Gab, was ich nur besaß und was ich bin,
Gab Leib und Leben, gab dir alles hin,
Und du — du konntest für dies alles nichts,
Für so viel Liebe nichts — als mich verrathen!

Ayescha.

Du bist bewegt, erschöpft! Kaum Wochen sind's,
Daß Fieber dir am Mark verzehrend nagte;
O sammle, schone dich!

Begum.

Sie freilich, sie
Ist jung und blühend, frisch und schön, und ich
Bin im Verwelken! Aber wer entfärbte
Die Rosen meiner Wangen!? Wer ersäufte
In Thränen meiner Augen-Sternenglanz?
Wer ließ von Unruh', Vorwurf, Qual und Gram
Mir Furchen in die weiße Stirne pflügen?
Du warst es, du! — Und du verschmähst mich nun?
Du kamst und pflücktest mich, die volle Rose,
Die welke wirfst du weg? Ein ander Weib,
Weil jünger, dünkt dir besser? — Heuchler, war
Ich dir denn nur ein Weib, nicht eine Seele?
War deine Neigung nicht blos Trug, auch Schmach? —
Mir dunkelt's vor den Augen! — Welche Glut

In meiner Seele und kein Quell, der Trost
Ihr labend sprudelt, kein Gedanke, der
Ihr Kühlung zuweht, als der eine: Tod
Für Täuschung, Leid für Lust, Vergeltung, Rache!

Komoran.

Noch mehr! Dies Blatt fand vorhin hier ich liegen,
Worin Dyce seinen Beistand Alum Beg
Verheißt, zu Gunsten deines Sohnes dich
Vom Thron zu stoßen! Seine Hand ist's, sieh,
Und deutlich klar der Inhalt —

Begum

(mit einer abwehrenden Bewegung).

Weg damit!
Das zählt nicht! — O das hätt' ich ihm vergeben!
Das aber — dieses Schlummern Arm in Arm,
Dies selig traut sich ineinander Schmiegen,
Das brennt in's Mark! — Das kann ich nicht vergeben,
Und Gott kann's auch nicht!

Ayescha

(zur Begum, die auf den Divan hinsinkt).

Wie dein Auge rollt!
O weil' nicht länger hier! Komm, sag' ich! Lass'
Uns gehen, komm!

Komoran
(vortretend).

Nein, lass' sie bleiben noch,
Und erst mich hören! — Begum, dein Gebot,
Es ist erfüllt! Du kannst nicht zweifeln mehr,
Daß Dyce als Weib, als Fürstin dich verrathen!
Willst nun du hören, was dein Gatte sterbend
Für dich mir auftrug?

Begum.

Sprich! Was nicht als Rath
Mehr frommt, das fromm' als Buße! Sprich nur, sprich!

Komoran.

Am Abend war's; das Kampfgetümmel schwieg,
Und bleich und blutend lag dein edler Gatte,
Den Tod schon auf den Lippen, mir im Arm.
Da flammt noch einmal auf sein brechend Auge,
Und sich ermannend ließ er mich vorerst
Mit heil'gem Eid in seine Hand ihn schwören,
Ich wolle treu mein Lebelang dir dienen,
Ob's leicht, ob's schwer, ob lieb ob leid mir's wäre,
Ausführen redlich, was du auch beföhlest
Und vor Gefahr dein Kind und dich behüten,
Als wär' er's selbst —

Begum.

Und du, du hieltst den Schwur!
Du freilich bist kein Gentleman, kein Britte!

Komorau.

Dann hieß er mich vor Dyce dich warnen; denn
Er sei zweideut'gen Rufes, wie er jüngst
Vernommen, sei geächtet, heimathlos
Und wohlverdientem Strafgericht entflohen —

Begum.

Das mocht' er sein, war er nur treu dafür!

Komorau.

Er sei von Außen glatt zwar, sagt er, doch
Von innen hohl, leichtsinnig, falsch und feig,
Geheimer Selbstsucht, schlauen Truges voll —

Begum.

Das ist er, ja, und nebstbei treulos noch!

Komorau.

Der Radscha sprach's und seine Stimme brach,
Dann sich erholend hub er wieder an:
„Umsonst, sie liebt ihn, weiß ich, liebt ihn doch,
„Denn er ist schön und lügt und schwört und schmeichelt
„Und wird nicht ruhen, bis er sie umgarnend

„Verkauft an unsre Feinde, bis er sie
Getäuscht, verhöhnt, geplündert und verrathen!“

Begum.

So kam es, ja, so kam's!

Komoran.

Der Radscha sprach's,
Jetzt aber plötzlich krampfhaft mich umklammernd,
Die Stimme schon erlöschend, haucht er hin:
„Und käm' es dahin, schwör' mir, es zu rächen,
„In seinem Herzblut mich und sie zu rächen,
„In seinem Herzblut, schwör' mir's, Komoran!“
Er sprach's, drückt meine Hand, und ging hinüber! —

(Nach einer Pause.)

Du hörtest, so entscheide nun! Du bist
Getäuscht, verrathen! In Erfüllung ging
Des Sterbenden Voraussicht, soll nicht auch
Der letzte Wunsch des Todten sich erfüllen? —
Du schweigst! Doch auch dein Schweigen spricht! Du wehrst
Nicht mehr der Hand, die Somru rächt, den Weg
Zu seinem Herzen! — Seine Zeit ist um,
Sein Loos geworfen —

(Er eilt auf den Alkoven links und zückt den Dolch.)

Begum

(aufspringend).

Halt! Zurück! Mein sind

Die Beiden!

(Nach einer Pause, auf den Brief zeigend, den sie früher fallen lief.)

Reich' mir dort das Schreiben her!

(Das Blatt, das ihr Komoran hinreicht, überblickend.)

Wohl! Dies genügt! Und nun vernimm! Ich will

Die beiden hier nicht morden; richten will

Ich sie, vor aller Welt sie richten, ihn

Um Hochverrath, um freche Buhlschaft sie!

Komoran.

Du willst sie richten, Begum? — Weißt du nicht,

Daß Dyce als Resident der Compagnie

Nicht deinem Richterspruch erreichbar, nur

Dem Dolch der Rache! Vor Gericht ihn fordern,

Verriethe deine Ohnmacht nur der Welt;

Denn was du auch versuchtest, was du bötest,

Nie, weiß ich, duldet Hastings, daß, mißachtend

Sein Creditiv, an Dyce die Hand du legst!

Begum.

Auch er hat seinen Preis! Was ich ihm biete,

Wird Hastings nehmen!

Komoran.

Wie, so wolltest du —

Begum.

Ich will, daß du noch diese Nacht, gleich jetzt
Hinaus zu Hastings eilest, und für mich
Zwei Dinge von ihm forderst; erstens, daß
Er Dyce sogleich des Dienst's der Compagnie
Entlasse, und noch heut mir Brief und Siegel
Darüber gebe —

Komoran.

Schwärmt dein Geist? Du meinst,
Er würde —

Begum.

Ja, er wird! Dann forderst du
Ein Jahrgeld so für mich, wie meinen Sohn;
Doch feilsch' und mäkle nicht, nimm, was er bietet!

Komoran.

Ihr ew'gen Götter, wie —

Begum.

Geht dies er ein,
So tret' ich in drei Tagen — merke wohl,
Nicht früher, später nicht als in drei Tagen —

Die Herrschaft in Serdhana, Land und Leute,
Wie sie Jahrhunderte mein Stamm besessen,
Der Compagnie auf ew'ge Zeiten ab;
Geh' hin und sag' ihm dies!

Ayescha.

Du siehst so blaß!
Du wankst, du taumelst! Weh, was ist dir?

Begum
(auf Ayescha sich stützend).

Nichts!
Der Geist ist frisch! Die Glieder nur sind störrig,
Und weigern ihren Dienst!

Komoran.

Ist's möglich? Wie,
Aufgeben deiner Väter Machtbesitz,
Verschleudern an die Fremden wolltest du
Serdhana's segenstrotzendes Gefild,
Du, Somru's Witwe, seines Sohnes Erbe?

Begum
(auf Ayescha gestützt mit Anstrengung).

Er kann nicht herrschen und ich wills nicht mehr,
Will nicht mehr diese Lüfte athmen, nicht
Die Stätte solcher Frevel mehr bewohnen!

Komoran.

Und ich, ich sollt' um jenes Frevlers willen
Serdhana, dieses Kleinod Indiens,
Den blonden Räubern überliefern, ich,
Ihr grimmster Feind, ich, Somru's Waffenbruder,
Ein Kshatrya und Brama's Arm entstammt?

Begum.

Umsonst nicht wirft uns Menschen das Geschick
Erfüllung unsrer Wünsche in den Schooß;
Mit Thränen nur erkaufen wir das Glück!
Bezahl' auch du für deine Rache! Geh'
Zu Hastings, geh' —

Komoran.

Ich, nimmermehr!

Begum

(sich aufraffend).

Ich will's
In Somru's Namen, Komoran, gehorche!

(Während Komoran sich abwendet, und das Gesicht in den Händen verbirgt, gegen den Alkoven links hingekehrt, mit zunehmender Erschöpfung.)

Und ihr — schlaft süß! Erweckt der Tag euch wieder
Steht schon ein andres Brautbett euch bereit;
Ein Lager, weich nicht eben, aber kühl —

Kühl wie der Frost, der mir zum Herzen kriecht —
Und einsam, still und dunkel — wie der Schatten,
Der dämmernd mir den Blick umwebt — und tief,
Tief wie des Meeres Grund — da senk' ich euch —
Hinab — hinab —

(zusammenbrechend)

Ich kann nicht mehr!

Ayescha.

Sie sinkt!

Helft, rettet!

Begum.

Weckt sie nicht! — Bringt still mich fort
In mein Gemach — Still, sag' ich, still! — Hinab,
Hinab mit ihnen — weckt sie nicht — hinab —

(Während sie in Ayescha's Armen auf den Boden hingleitet, fällt rasch der Vorhang.)

Fünfter Akt.

Schauplatz wie im ersten Akte; Tag; der Hintergrund der Bühne von den Trabanten der Begum besetzt.

Erste Scene.

(Komoran und Clifford treten von rechts auf.)

Komoran.

Bestellt ward deine Botschaft! Wolle nun
Der Begum Antwort hier erwarten!

Clifford.

Recht,
Ganz recht! — Dies ist der Thronsaal, scheint's — Fürwahr,
So glänzend als geschmackvoll! — Doch wozu
Mit Wachen seh' ich Thür und Thor besetzt?

Komoran.

Gericht zu halten denkt die Begum hier!

Clifford.

Gericht zu halten? Wie, sie hielte noch
Gericht, noch jetzt Gericht, nachdem heut Nacht

Du Hastings erst eröffnet, sie gedenke
Der Compagnie Serdhana abzutreten?

Komoran.

Du weißt davon und er versprach doch —

Clifford.

Pah,
Wer hat Geheimnisse vor seiner Feder?
Und jetzt, in ihrer Herrschaft letzten Stunde,
Jetzt will sie richten noch? — Wär's besser nicht,
Sie schiede wie nach einem heißen Tag
Die Sonne, nicht versengend mehr, nur leuchtend
In's Meer hinabsinkt, segnend und gesegnet,
In Frieden von den Ihren, von Serdhana?

Komoran.

Wie meinst du das? Bist du hierher gesandt
Das Richteramt der Begum zu verkümmern,
Gewalt ihr anzuthun? Hält Hastings so,
Was ausbedungen, was mit heil'gem Eide
Beschworen ward?

Clifford.

Was sprichst du da? — Wer denkt
Daran, der Begum Rechte zu verkümmern!
Ich weiß nicht, was bedungen ward, und will's

Nicht wissen; ward jedoch bedungen, daß
Die Begum ungehindert bis zuletzt
In blut'ger Strenge hier noch walten dürfe,
Nun so erlaub' mir, nicht für uns, für sie
Es zu beklagen! — Doch wer kömmt da? Ei

(zu Dyce, der von rechts auftritt)

Willkommen, Dyce!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Dyce.

Dyce.

Wie, Clifford hier, und wohl
An mich gesendet?

Clifford

(während Komoran bei dem Vortreten Dyce's sich dem Hintergrunde zuwendet).

Nicht an Sie! Ich kam
Die Begum zu begrüßen und ihr Hastings
Besuch für diesen Morgen anzusagen!

Dyce.

Besuchen? Hastings, sagen Sie, die Begum,
Da beider Wesen doch wie: Ja und Nein!
Sich ausschließt —

Clifford
(mit Beziehung).

Irrungen, die über Nacht
Bisweilen sich beheben!

Dyce.

Meinen Sie?! —
Daß Hastings kömmt, erklär' ich mir zur Noth,
Die Begum aber, wenn ich recht sie kenne —

Clifford
(wie oben).

Wer kennt die Weiber recht? — Ich wette, sie
Empfängt ihn, Dyce!

Dyce.

Mich wundert, muß ich sagen,
So sicher Ihrer Sache Sie zu sehen!

Clifford
(wie oben).

Und so auf's Haar mit Ihnen geht es mir;
Nur nimmt nebstbei auch Andres noch mich Wunder,
Nicht bloß die Wachen hier im Saal, auch draußen,
Wo nächst dem Gartenhaus ich Sclaven eben
Ein Grab austiefen sah —

Dyce.

Ein Grab! Zunächst
Dem Gartenhaus?

Clifford.

Und als ich fragte, wer
Wohl im Palast gestorben wäre, sprach
Der eine grinsend d'rauf, es würden hier
Zu Land' nicht Todte bloß begraben —

Dyce.

Wie,
Nicht Todte bloß?

Clifford.

Seltsame Antwort das?
Nicht wahr?

(Um sich herblickend, und da er Komoran mit einem eben eingetretenen reich gekleideten Diener im Gespräch begriffen sieht, Dyce einige Schritte bei Seite führend, mit gedämpfter Stimme hastig und dringend.)

Dyce, Sie sind krank! Gewiß, Sie sind's!
Sie müssen krank sein, und ein Ritt in's Freie
Thät' Ihnen besser, als hier still zu sitzen!
Drum frisch auf's Roß, wenn jetzt ich gehe, Dyce,
Und keck mit mir durch's Thor hinausgetrabt,
In's Freie, hören Sie, in's Freie!

Komoran
(vortretend, während der Diener, mit dem er gesprochen, abgeht).

Heil
Und Frieden wünscht dem Maharadscha Hastings
Die Begum, meine Herrin, und willkommen
Mit Freuden nennt sie ihn, wie jeden Gast,
Der Treu' und Glauben und ihr Hausrecht achtet!
So sprach sie! Ebne Brama deine Wege!

Clifford.

Nun könnt' ich gehen, meinst du? — Wohl, ich gehe! —
(Nach einer kurzen Pause, leichthin.)
Begleiten Sie mich, Dyce?

Dyce.

Gern, bester Clifford! —
Nur daß die Begum eben mich hierher
Beschieden, und da Hastings kömmt —

Clifford.

Nun wohl!
An mir liegt's nicht, verschlimmert sich Ihr Uebel;
Der Morgenritt hätt Ihnen wohlgethan!
Es sollt' nicht sein, und somit Hand geschüttelt
Und geb' uns Gott ein fröhlich Wiedersehen!
(Er geht, von Komoran begleitet, rasch durch den Seiteneingang rechts ab.)

Dritte Scene.

Die Vorigen ohne Clifford.

Dyce

(nach einer Pause).

Was wollt' er nur mit seinem Morgenritt?
Wie seltsam sprach er nicht erst von den Wachen
Im Saale hier, dann von dem Grab zunächst
Dem Gartenhaus — Wie, hört' ich nicht einmal
Von einer Sclavin, die der Begum Vater
Lebendig hier begraben ließ? — Pah, Märchen!
Wär's nur ein Märchen auch, daß Hastings kömmt;
Die Begum könnte — Herr, mein Gott im Himmel!
Wenn Beide sich verständigt hätten, wenn
Sie gegen mich — Wie wird so heiß mir plötzlich!
Mein Herz steht still, es stockt mein Athem! — Clifford
Ermahnte mich zur Flucht — und ich — Ihm nach!
Er soll mir sagen —

Komoran

(der mittlerweile wieder eingetreten, sich ihm in den Weg stellend).

Halt! Wohin?

Dyce

Gieb Raum!

Ich hab' ein Wort mit Clifford noch —

Komoran.

Zu spät!

So eben schloß das Thor sich hinter ihm!

Dyce.

Gleichviel! Ich will, ich muß ihn sprechen —

Komoran.

Nein!

Du sollst nicht! Bleib'!

Dyce.

Vermess'ner, wagst du Halt

Mir, einem freien Britten, zu gebieten?!

Mit welchem Recht vertrittst du mir den Weg?

Komoran.

Die Begum will's! Hier kömmt sie, frage sie!

Vierte Scene.

(Im Hintergrunde treten von links in feierlichem Zuge auf: Trabanten dann die Jagirdars (Lehensträger) von Serdhana, hierauf Sclavinnen, und in der Mitte die Begum von Ayescha begleitet.)

Begum

(bei Dyce's Anblick sich abwendend, für sich).

Halt' fest, mein Herz! Da ist er!

(Laut.)

Komoran!

(Da dieser zu ihr getreten, halblaut fortfahrend.)

Geschah, was heute Nacht ich dir befohlen?

Komoran.

Besorgt ist Alles; Alum Beg in Haft
Gebracht, mit Wachen der Palast umstellt
Und ihnen aufgetragen, Hastings selbst
Mit mäßigem Gefolg nur einzulassen.

Begum.

Wohlan, an's Werk denn!

Dyce

(vortretend).

Begum, höre mich!

Begum

(mit einer abwehrenden Bewegung).

Nicht jetzt!

Dyce.

Zu klagen hab' ich —

Begum.

Sorge nicht!
Zur rechten Stunde wird dein Recht dir werden!

(Sie steigt die Estrade hinan und läßt auf den Kissenthron sich nieder; Ayescha sitzt zu ihren Füßen; Komoran bleibt auf den Stufen der Estrade stehen, während Dyce in den Vordergrund rechts zurückweicht.)

Begum.

Wenn heute, Lehensträger von Serdhana,
Mein Ruf euch hier versammelt, fürchtet nicht,
Es werde zwischen eurem Recht und meinem
Der alte Kampf verderblich sich erneuen;
Für immer Frieden biet' ich euch vielmehr,
Und was ich sonst beharrlich euch versagt,
Gewähr' ich nun nicht halb, annähernd nur,
Nein, ohne Rückhalt, ganz, in reichster Fülle!
Ihr wünscht seit Jahren, weiß ich, laut die Einen,
Die Andern insgeheim, daß in ein Bündniß
Serdhana trete mit der Compagnie;
Ihr grolltet mir, daß ich's bisher versagt,
So that ich denn zuletzt nach eurem Willen,
Nur geb' ich statt den Bundgenossen euch
Den Herrn! Denn abgetreten hab' ich, wißt,
Der Compagnie das Erbe meiner Väter;
Drei Tage noch, so scheid' ich von Serdhana,
Und fortan herrscht der Britte hier im Land!

(Bewegung des Erstaunens und der Ueberraschung unter den Jagirdars.)

Dyce
(für sich).

O meine Ahnung! Hastings siegt — und ich —

Einer der Jagirdars.

Verlassen willst du uns!

Ein Anderer.

Der Fremde soll
Nicht herrschen in Serdhana!

Ein Dritter.

Bleib' bei uns!

Verworrene Stimmen.

Verlass' uns nicht! Du darfst nicht! Bleib' bei uns!

Begum

(sich erhebend, zu den auf sie Herandringenden).

Zurück! Kein Wort mehr! Schweigt! — Zu tief hinab
In's Mark des Lebens schau' ich euren Seelen,
Als daß mich Worte täuschten! Ihr seid feig!
Wie ihr den Kampf, den ich euch zugemuthet,
Den heil'gen Kampf für Recht und Freiheit scheut,
Wie Furcht euch jenes Bündniß wünschen ließ,
Das Allen Knechtschaft brachte, die's geschlossen,
So faßt euch Furcht nun vor dem neuen Herrn,
Und zagend wünscht den alten ihr zurück!
Umsonst! Ihr ließt von mir, so ließ ich euch!
Buhlt nun und kriecht um eurer Dränger Gunst,
Und fühlt euch wohl in dumpfer Knechtschaft Frieden;

Ich schüttl' euch ab wie Staub von meinem Kleid.
Drei Tage Herrschaft sind mir noch beschieden
Und dann fahrt hin für Zeit und Ewigkeit! —
Jetzt aber, will ich, seid noch Zeugen, wie
Zum letztenmal mein Herrscherrecht ich brauche,
Undank zu zücht'gen, schleichenden Verrath
Zu strafen!

(Sich wieder setzend.)

Komoran! der Richter harrt,
Wo sind die Schuldigen?

Dyce

(während Komoran sich dem Hintergrunde zuwendet, für sich).

Ihr Auge glüht,
Und ihre Lippe zuckt! — Mich faßt's wie Schwindel —
Jetzt Kühnheit, oder alles ist verloren!

(Vortretend.)

Ich, Begum, führe Klage, höre mich!

Begum

(nach einer kurzen Pause, dumpf).

Geduld, auch deine Stunde kömmt!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Schirin, Trabanten.

Dyce

(nach dem Hintergrunde blickend, wo auf Komoran's Wink die Menge auseinanderweicht, und Schirin in schmucklosem weißem Gewande mit gelöstem Haar, von einigen Trabanten begleitet, auftritt, für sich).

Weh mir!

Schirin!

Begum.

Hieher, Schirin! Tritt näher! Senkst
Du scheu den Blick? Du zagst wohl, zarte Blume,
Dein Antlitz all' den Männern hier zu zeigen?
Wie, oder nicht? Bist du nicht mehr so scheu,
Du Bayaderenkind?

Schirin.

Erhabne Herrin!

Begum.

Du warst zu schüchtern zwar erst letzthin noch
Ein Lied mir vorzusingen; doch es wächst
Gar seltsam dir der Muth im Dunkeln, will
Man wissen —

Schirin.

Herrin, wenn du zürnst, so sprich,
Daß Reue mein Vergehen sühne —

Begum.

Wie,

Bereuen wolltest du, daß du so früh
Der Mutter Spur wetteifernd nachgefolgt,
Bereuen all' der Nächte Wonnetaumel,
Die selig du im Gartensaal verträumt —

Schirin

(in die Kniee sinkend und das Antlitz in den Händen verbergend).

Weh' mir! Erbarmen!

Begum.

Dein Vergehen sühnen!
Mit diesen Thränen etwa, Heuchlerin?
Wie, waschen Thränen schwarzen Undank weiß,
Und heilen sie den Riß in meinem Herzen,
Und träufen sie der Unschuld Veilchenduft
Dir wieder in die lustentweihte Seele?!
Nein, du bist reif, und Ernte will ich halten! —
Hier steht sie! Blickt sie an, ihr Alle! Seht,
Ich nahm sie auf von ihrer Mutter Leiche,
Statt sie in's Grab der Todten nachzuwerfen;
Ich liebte sie, und hielt sie wie mein Kind,
Und dafür stach sie mich in's Herz, die Schlange! —
So sei, was dort versäumt ward, jetzt gethan;

Hinweg mit ihr! Es gähnt zunächst der Schwelle
Des Gartenhauses, das so wohl sie kennt,
Ein offnes Grab! Hinein mit ihr, lebendig
Hinein mit ihr und Erde über sie!
Das sei dein Brautbett, Kind der Bayadere!
Und nun hinweg mit ihr!

Schirin

(aufspringend).

Weh mir! Entsetzen!

(Sie stürzt, während einige Trabanten gegen sie vortreten, auf Dyce zu und umschlingt ihn krampfhaft.)

Hilf, Arthur, rette mich!

Dyce

(für sich).

Muth, sprach sie, stürmt
Den Himmel, nun so gib mir Muth, Verzweiflung!

Begum

(von der Estrade niedersteigend, zu den Trabanten, die zögernd stillestehen).

Was soll dies Zögern! Greift sie, reißt sie fort!

Dyce

(den Degen ziehend).

Halt, sag' ich! Wer nicht bluten will, zurück!

Begum.

Was soll das? Wagst du Dyce mir Trotz zu bieten,
Und darfst du meine Sclavin mir entziehen?
Wie, oder willst du —

Dyce.

Nichts, als Zeit dir gönnen,
Daß Ueberlegung, Maß, Besonnenheit
Nach milderem Gesetz ihr Urtheil fälle!

Begum.

Mein Wille ist Gesetz hier! Sie muß sterben!
Ergreift sie, sag' ich —

Dyce.

Nein, sie sollen nicht!
Serdhana darf, wird nicht mit blut'gen Händen
Dich scheiden sehen! — Nein, du wirst vergeben!
Zu weich, zu edel, weiß ich, fühlt dein Herz
Als daß dein Zorn sie doppelt treffen könnte,
Weil dir der wahrhaft Schuldige entgeht —

Begum.

Entgeht er mir, der wahrhaft Schuldige?
So! Bist du deß' gewiß?

Dyce.

Die Begum denkt

Zu groß, mit Meuchelmord sich zu befassen;
Sie ist gerecht, übt ihre Herrscherpflichten,
Und weiß nichts von Alida's Schmerz und Zorn —

Begum.

Doch auch von ihrer Schwäche weiß sie nicht;
Sie sinnt nicht Meuchelmord, sie richtet aber,
Sie wirft hier diesen Brief an Alum Beg
Dir vor die Füße, überführt dich, stumm
Erbleichenden Verbrecher, tückischer
Aufwieglung ihres Volkes zum Verrath,
Und wie um freche Buhlschaft diese sie
Verurtheilt, so um Aufruhr und Empörung
Verdammt sie dich und tritt dich in den Staub!
So thut die Begum, denn Alida, wisse,
Alida weiß nicht mehr von dir!

Schirin

(halblaut zu Dyce).

Weh uns!

Blut flammt ihr Aug', Tod starren ihre Züge!

Dyce.

Du sagst mir harte Worte, doch zum Glück
Sind's Worte nur! Du weißt so gut wie ich,
Ich bin nicht deiner Herrschaft unterthan,

Ich steh' ein freier Mann dir gegenüber;
Ich bin der Resident der Compagnie,
Und jedes Haar auf diesem meinen Haupte
Schirmt England's Macht —

Begum.

Dich schirmte Englands Macht!
Es stößt dich aus; wie eine falsche Münze
Verläugnet's dich! Du bist nicht heilig mehr
Und unverletzlich, nicht mehr Resident
Der Compagnie! Entlassen deines Dienstes,
Entkleidet deiner Würden stehst du hier,
Ein Fremder, nein, ein Feind, und Feinde schlägt
Man todt!

Dyce

(den Degen fallen lassend).

Entlassen — Hastings —

Begum.

Komoran,
Reich' ihm das Schreiben Hastings', daß er's glaube!

Dyce

(mit zitternden Händen das von Komoran ihm dargereichte Blatt erfassend).

Entlassen — Seine Hand — O Trug der Hölle!
Verloren bin ich —

Begum.

Fühlst du, daß du's bist?!
Erlahmt dir die beredte Zunge jetzt,
Und wo so warm du um Erbarmen erst
Für ihre Schuld gefleht, versagt das Wort
Dir für die eigne nun? Wie, oder ahnt
Dein Herz, es sei vergebens? Und so ist's!
Dein Urtheil ist gefällt, dein Loos geworfen!
Verräther an der Fürstin wie am Weib,
Du sollst nicht, einst nach England heimgekehrt,
Dich deiner Arglist rühmen! Du mußt sterben!

Schirin
(der Begum zu Füßen sinkend).

Nein, schone seiner! Lass' mein Leben dir
Genügen! Ich allein bin schuldig; ich
Umgarnte ihn! ich war es, die, sein Herz
Verwirrend, ihn von dir gewandt; ich riß
Zu Trug und Treubuch und Verrath ihn hin;
Mich treff' dein Zorn, mich tödte, Begum, mich!

Begum.

Du hättest — Nein, du kleine, bunte Natter,
Du bist nicht von der Klapperschlangeu Art;
Dein Blick betäubt, dein Hauch vergiftet nicht,

Du warst der Räuber nicht, nur seine Beute!
Genug! Hinweg mit ihnen! — Oder ist
Hier Einer, redet, der mir Unrecht gäbe,
Als hätt' den Beiden ich zuviel gethan,
Der trete vor!

(Kurzer Trommelwirbel außer der Bühne.)

Rings Alles stumm! — Nun denn,
So thu' dein Amt, Brautführer Komoran,
Lenk festlich diesen blassen Paares Schritte
Zum Brautbett hin zunächst dem Gartenhaus;
Zwing' sie hinein, ob sie verschämt sich sträuben,
Zwing' sie hinein, und Erde über sie! —
Hinweg mit ihnen! Greift sie, führt sie fort!

(Sie tritt in den Vordergrund links und steht in sich gekehrt, ohne an den nächsten Reden Theil zu nehmen.)

Schirin

(den Trabanten, die sich in Bewegung setzen, entgegeneilend).

Hier bin ich, nehmt mich hin! — Flieh, Arthur, flieh!

Komoran

(der sich indessen unbemerkt dem halb bewußtlos dastehenden Dyce genähert, die Hand auf seine Schulter legend).

Komm, folg' mir!

Dyce.

Nein! Zurück! Ich will nicht sterben!

Komoran.

Fort, sag' ich —

Dyce.

Nein, du sollst nicht, Scherge — Weich'
Zurück! — Wo ist mein Degen — Rettet, helft!
Ist hier kein Herz, das menschlich fühlte?! —

(Er wird während dieser Rede mit Schirin von Komoran und den Trabanten allmählich in den Hintergrund der Bühne zurückgedrängt.)

Schirin

(aufschreiend).

Gnade!
Erbarmen, Begum!

Begum.

Gnad' euch Gott, ich nicht!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Clifford. Hastings. Gefolge.

Clifford

(außer der Bühne).

Zurück! Gebt Raum! Platz für Sir Warren Hastings!

(Die Menge weicht zurück, der Vorhang des Seiteneinganges rechts öffnet sich, und Hastings, begleitet von Clifford und einigen andern englischen Officieren tritt ein.)

Dyce

(schon in die Tiefe des Hintergrundes zurückgedrängt).

O Klang von Himmelshöhen! Freundesstimmen!
Hinweg ihr Schurken, lasst mich —

(er reißt sich los und stürzt bis zu Hastings vor. *)

Ja, Sie sind's,
Ein Retter, Sir, im Drange der Gefahr
Mich zu beschützen, kommen Sie! Mein Blut,
Mein Leben liegt in ihren Händen —

Hastings.

Wie,
Sie fühlten in Serdhana sich so sicher,
Und wären in Gefahr jetzt, Mister Dyce?

Dyce.

O rechten Sie nicht ungroßmüthig jetzt
Um eitler Worte Klang! An's Leben will
Die Begum mir, sie zeiht mich des Verraths,
Sie will mich tödten lassen — nein, noch mehr,
Lebendig will sie mit dem Mädchen dort,

---

*) Stellung.

Komoran.
Schirin. Dyce.
Begum. Hastings.
Ayescha. Clifford.

Lebendig mich begraben lassen! — Braucht
Es mehr? Sie werden, müssen mich beschützen!

Hastings.

Wie könnt' ich das? Sie sind nicht mehr im Dienst
Der Compagnie, Sie sind ein Fremder hier
Und dem Gesetz Serdhana's unterworfen!
Die Begum, weiß ich, ist gerecht und pflegt
Schuldlose nicht zum Tode zu verdammen;
Und sind Sie schuldig, nun so büßen Sie,
Ich darf's nicht hindern, und ich werd' es nicht.

Begum

(für sich).

Der Preis war hoch, doch er hält Wort dafür!

Dyce.

Ist's möglich, Sir? Sie sind ein Mensch, ein Christ,
Und sprechen so zu mir, zu einem Britten,
Der Englands Fahnen folgte, der durch Jahre
Der Compagnie gedient —

Hastings.

Sie thaten so,
Nur daß Sie Eins verschweigen, wie Sie's thaten!

Dyce.

Verschweigen? — Nein! Ich will nicht läugnen, Sir,

Ich täuschte Sie, ich hielt Sie hin, ich wollte
Der Begum Hand gewinnen, wollte selbst
Hier herrschen — Strafe muß dafür mir werden.
Wohlan denn, fordern Sie, wie jüngst Sie drohten,
Als Flüchtling von der Begum mich zurück!
Welch Loos auch in der Heimath meiner harre,
Aus dieser Drachenhöhle nur, nur aus
Der Begum Händen retten Sie mich, Sir!

Begum

(für sich).

O er ist Fäulniß bis in's Mark hinab,
Und ich, ich liebt' ihn, ich Unselige!

Hastings.

Ich bin hier machtlos! Kein Vertrag besteht,
Der mich berechtigt, Sie zurückzufordern,
Und ihre Schuld ist's, daß er nicht besteht!
Sie wollten's so und büßen nun dafür!

Dyce.

Sie könnten mich in meiner Noth verlassen,
Ein Britte einen Britten? Nimmermehr!
Ein Wort von Ihnen rettet mich! O wenn
Sie Bitten je bewegt, so hören Sie
Die meinen! Fühlt mit mir Verzweifelndem

Hier Niemand Mitleid? Clifford, sprechen Sie
Für mich! — Erbarmen, Gnade!

Hastings.

Gnade, Dyce,
Kann Ihnen nur der Begum Huld gewähren!
Zu ihr denn um Erbarmen flehen Sie;
Ich kann Sie nur bedauern, nicht beschützen! —
Kein Wort mehr, meine Antwort haben Sie!

Dyce.

Zur Begum um Erbarmen flehen? — Nein!
Such', wer da will, im Wüstensand nach Quellen
Und hoffe Rückkehr aus des Löwen Höhle;
Ich glaub' an keine Wunder! Hängt von ihr
Mein Leben ab, so weiß ich, ich muß sterben!
(Vortretend und sich allmählich der Begum nähernd.)
Wohlan, es sei! — Ich kam nach Indien
Und wollte hier, was Alle hier wir wollen,
Reichthum erwerben, Anseh'n, Herrschaft, Macht! —
Ich setzte Alles dran, Gewissen, Ehre
Und Leben, Begum! — Ich verlor das Spiel
Und werf' dir nun die Karten vor die Füße!
Ich spielte falsch, das weißt du. Doch du weißt
Nicht alles noch, du kennst mich nur zur Hälfte.

Mit Wort und Blick umgarnt' ich dich, und du,
Du ließest nur zu gläubig dich berücken —

Begum

(das Angesicht in die Hände verbergend, halblaut).

Weh! Zuckt kein Blitz zerschmetternd mir herab!

Komoran

(vortretend zu Dyce).

Genug der Worte! Komm!

Dyce.

Geduld! Laß erst
Mein Testament mich machen, daß der Begum
Das köstliche Vermächtniß nicht entgehe,
Das längst mein Wunsch ihr zugedacht! — Alida,
Gedenkst du noch des Frühlings unsrer Liebe?
Im Herzen mein, bewahrtest du gleichwohl
Gewissenhaft dem Gatten deine Treue;
Er aber haßte und verfolgte mich,
Und dacht' mich aus Serdhana zu entfernen!
Da trieb mich Liebe, denn nur Liebe war's,
An die Mahrattenfürsten mich zu wenden —

Begum.

Entsetzlicher! Was schwebt auf deinen Lippen?
Du hättest die Mahratten —

Dyce.

Ja, ich gab
Die Stunde ihnen kund, um welche Somru,
Wie selbst du arglos plaudernd mir vertraut,
Durch jenes Dschungels Dickicht kommen würde!
Was dort geschah, du weißt es, und du weißt,
Wie weich seitdem du mir im Arm geruht,
Und nie geahnt, daß ich, dein Arthur, dir
Zum Witwenstand verhalf, und dich dir selbst,
Der Freiheit wiederschenkte —

Begum.

Nein, du lügst!
Es ist nicht, kann nicht sein! Du lügst, mußt lügen!

Dyce.

Du irrst! Ich stand im Busch und hörte, wie
Dein Gatte sterbend Komoran empfahl,
Er soll vor mir dich warnen, soll dein Kind
Und dich behüten, und, verrieth ich dich,
In meinem Blut es rächen!

Komoran

(die Hand am Gefäße seines Dolches).

Hörtest du's?
So hörtest du wohl auch, daß ich geschworen,

Erwiesest du dich falsch, wie eine Kröte
Dich zu zertreten —

(mit gezücktem Dolch auf ihn eindringend)

Und so stirb, du Hund!

Dyce.

Stoß' zu! Das wollt' ich —

Begum

(die bisher in der heftigsten Aufregung wie bewußtlos dagestanden).

Halt! Mir deinen Dolch,
Mir reich' ihn her! — Ich will es, Komoran!

(Nachdem ihr Komoran, nach einem Moment des Zögerns, den Dolch gereicht und zurückgetreten, mit zitternder Stimme.)

Blind sind wir Menschen alle! Leidenschaft,
Nur fremde Schuld erkennend, nicht die eigne,
Führt alle von der Wiege bis zum Sarg
In Nacht uns hin, bis uns die Wahrheit zeigend
Ein Blitzstrahl Gottes plötzlich sie erhellt!
Zwei Schuldige nur meinte ich zu finden,
Als heut hieher ich kam Gericht zu halten,
Dies blasse Kind und jene bunte Schlange,
Und eine Dritte find' ich nun, mich selbst,
In ihrer Mitte!

Dich, Schirin, die nur
Sich gegen mich verging, dich darf ich richten!

Du thatest mir, wie ich an Somru that;
Vernimm dein Urtheil: Ich vergebe dir!
Zieh hin! Erinnerung sei deine Strafe!

Schirin
(knieend).

O meine gnäd'ge Herrin —

Begum.

Diesen hier,
Mit dem mich Schuld in einem Netz verstrickt
Der frevelnd mich verrathen, der in Blut,
In kostbar edles Blut die Hände tauchte,
Ihn darf nicht ich, ihn muß ein Andrer richten,
Daß nicht für Rache der Betrogenen
Des Mörders wohlverdiente Strafe gelte!
Willst du es übernehmen, Hastings?
Willst du, Serdhana's künft'ger Herr, mir schwören,
Nach britt'schem Rechte seine That zu ahnden,
Als hätt' er sie an Einem deines Volks
Begangen?

Hastings.

Ja, ich will's! In Englands Namen.
Bei meiner Ehre schwör' ich dir's!

Begum.

Hab' Dank!

Und nun, nun ruf' ich dich vor mein Gericht,
Dich Somru's Gattin, dich Alida, die
Vom leuchtenden Rubin sich abgewandt,
Die rothe Gluth der Kohle zu ergreifen,
Dich, die bethört von weicher Stimme Flüstern,
Verwirrt vom Zauber eines Schlangenblicks,
Verrathend und verrathen, unbewußt
Den Gatten in des Mörders Hand geliefert
Und die — die Zunge bebt es auszusprechen —
Die trunken in des Mörders Arm geruht,
Dich will ich richten, Unglücksel'ge! — Du
Vergaßest deine Pflicht wie deine Würde,
Du stehst vor deinem Kind mitschuldig da
An seines Vaters blut'gem Ende; Reue
Verzehrt und Vorwurf foltert dich, und Scham
Und Selbstverachtung brennen dir im Herzen;
Was suchst du in der Welt noch, die dich haßt,
Bei deinem Kind, das zürnend dich verachtet,
Im Leben, das dir Qual und Gram und Noth?
Hinweg mit Dir! Tod heißt dein Urtheil, Tod,
Und so vollzieh' ich's —

(Sie durchsticht sich mit dem Dolch.)

Komoran.

Weh, was thust du?

Ayescha

(in deren Arm die Begum zurücksinkt und langsam zur Erde niedergleitet).

Helft!

Sie taumelt, sinkt —

Clifford.

O blutig rasche That!

Hastings.

Das hätt' ich nicht erwartet!

Schirin

(der Begum zur Seite hinknieend).

Herrin! Mutter!

Begum

(in Ayescha's Armen sich erhebend).

Hastings, denk' deines Wortes!

Hastings.

Sorge nicht!

Dyce wird sein Recht empfangen! Bringt ihn weg!

———

Siebente Scene.

Die Vorigen. Nadir.

Nadir

(während Dyce in Begleitung eines englischen Offiziers nach rechts abgeht, aus der Mitte hervorstürzend).

Was ist geschehen? Mutter! Meine Mutter!
Du blutest —

Begum.

Ström' es hin dies heiße Blut,
Und wasch' von Vorwurf rein es meine Seele!
Ich hab' erlebt, was nicht zu überleben;
Wir müssen scheiden! Nadir, sei ein Mann!

Nadir.

O Mutter, warum thatest du mir das?

Begum.

Frag' nicht: Warum! Und wenn du's einst erfährst,
Gedenk', wie ich gebüßt, wie ich dich liebte! —
Dir, Komoran, empfehl' ich Somru's Sohn!
Vertrau' ihm, Nadir! Schwöre mir, du willst
Auf seinen Rath, auf seine Warnung hören,
Als spräche sie mein Mund!

Nadir.

Ja, Mutter, ja!

Begum.

Mein Leben flieht! — Ein Wort noch für Serdhana! —
Hastings, du siehst, ich räume dir den Platz
Noch vor der Stunde, die bedungen war;
Gewähr' dafür mir eine letzte Bitte!
Walt' milde und gerecht hier in Serdhana,
Bedrücke nicht sein Volk, ein Volk von Kindern,
Zu zahm zum Trotz, zu schwach zum Widerstand —

Hastings.

Was möglich, wird geschehen! Sei getrost!

Begum.

Hör' nicht die Stimmen, die dort überm Meer
Nur Gold und wieder Gold von dir begehren;
Denn eben die, für die wir Unrecht thun,
Die wählt der Himmel, es an uns zu rächen!
Laß dich — mein Beispiel warnen — Sieh dich vor!
Mein Auge trübt sich — Nadir, deine Hand —
Wenn Sünde — segnen darf — so sei gesegnet —
Denk' meiner und vergib — vergib —

(Sie sinkt sterbend zurück.)

Hastings

(gedankenvoll vor die Begum hintretend, um die Ayescha, Schirin, Nadir und Komoran in einer passenden Gruppe versammelt sind).

So endet

Ein starker Wille und ein klarer Geist,
Wenn Leidenschaft vom rechten Pfad ihn reißt! —
Sie ist hinüber! — Clifford, sorgen Sie,
Daß auf Serdhana's Zinne, das nun unser,
Sogleich man Englands glorreich Banner pflanze!
(Während Clifford nach der Mitte abgeht, fällt rasch der Vorhang.)



Ein

Abend zu Titchfield.

Festspiel zur dritten Säkularfeier des Geburtstages Shakespeare's.

Take him for all in all,
I shall not look upon his like again.
Shakespeare.



Ein
Abend zu Titchfield.

Festspiel

zum ersten Male aufgeführt im Hofburgtheater zu
Wien am 23. April 1864.

Personen.

Elisabeth, Königin von England.
Lady Nottingham.
Lady Rutland.
Sir Robert Cecil, Staatssecretär.
Graf Essex.
Graf Southampton.
Lord Grey.
Sir Walter Raleigh.
Sir Francis Bacon.
Richard Burbadge.
Der Haushofmeister des Grafen Southampton.

Damen und Herren aus dem Gefolge der Königin, Schauspieler vom Globustheater, Diener.

Das Stück spielt im Jahre 1600 zu Titchfield, dem Landsitze des Grafen von Southampton.

Alterthümliche Halle (nicht tief, mäßige Beleuchtung), rechts und links Seitenthüren; im Hintergrund ein weiter Bogen, der durch einen Vorhang verschlossen ist und zu dem seiner ganzen Breite nach Stufen emporführen. Haushofmeister und Diener, die beschäftigt sind, im Vordergrund (links vom Zuschauer) Teppiche auszubreiten und einige Tabourets und einen Lehnstuhl zu ordnen.

Haushofmeister.

Dorthin den Teppich, hier den Lehnstuhl her!
Macht fort! Sie sind schon beim Confect, und werden
Die Tafel gleich verlassen! — Sputet euch!
Hierher das Tabouret! — Wer kömmt da? Ei!
Der Richard Burbadge ist's, der Heldenspieler
Vom Globus —

Burbadge

(von links eintretend).

Guten Abend, Harisson!
Wo find' ich, sprecht, den Grafen, euren Herrn?

Haushofmeister.

Er fragte schon nach euch, der Graf, und hieß
Mich gleich, sobald ihr kämt, euch melden! Doch
Der Kön'gin Majestät, die Titchfield heut

Beehrt mit ihrer Gegenwart, hält eben
Mit ihrem Hofstaat Tafel dort im Saal
Und kaum getrau' ich mich —.

(Trompetenfanfaren außer der Bühne, Becherklang und der vielstimmige Ruf)

Heil, Elisabeth!
Heil, unsrer Kön'gin, Heil!

Haushofmeister.

Da hört! Das galt
Der Königin! Graf Essex bracht' es aus!

Burbadge.

Mylord ist also nicht zu sprechen! Nun
Wohlan, so sagt ihm bei Gelegenheit —

Haushofmeister.

Das thut nur selbst; hier tritt er eben ein!

Graf Southampton

(rasch von rechts eintretend).

Ist Alles fertig, Harisson? Sieh da,
Burbadge! Willkommen! Hast du Wort gehalten,
Und kamen auch die Andern?

Burbadge

(während Haushofmeister und Diener sich allmälig nach links entfernen).

Hemmings, Cooke,

Sly, Philipps, Fletcher, Condell, Alle sind,
Wie ihr befahlt, vollzählig sie erschienen,
Nur Er — Er fehlt!

Southampton.

Der Willie, meinst du? Nun,
Ist nur sein Geist bei uns in seinen Werken,
So mag er selbst am Avon sich ergehen,
Und wie ein Feld, das brach liegt, ruhen, bis
Zu neuer Wunder wunderbaren Schöpfung
Der Trieb in ihm sich regt, die Keime schwellen!

Burbadge.

Das gebe Gott! In ungeschwächter Kraft
Lang' schaff' er noch zu unsrem Vortheil, wie
Zu Englands Ehre!

Southampton.

Sag', zum Heil der Welt!
Denn nichts bedarf sie, ahnt sie's selbst auch kaum,
Selbst Nahrung, Luft und Licht nicht ausgenommen,
So dringend als des Lebenshauches: Kunst! —
Doch sprich, ist Alles vorbereitet auch?
Ist für Musik gesorgt, für zierliche
Gewänder, daß an Glanz und Eindruck nicht
Dem Fest es fehle?

Burbadge.

Alles ist besorgt,
Mylord, und alle glühen wir vor Eifer,
Wie's unsre Kraft erlaubt, das Fest zu schmücken,
Das unsern Shakespeare ehrt! —

Southampton.

So geh' mit Gott!
Denn wir beginnen gleich! Und haltet euch
An unsre Abred'; paßt mir auf, wenn ich
Das Schlagwort bringe!

Burbadge.

Zu Befehl, Mylord! —
(Nach links ab.)

Southampton.

Ein wackrer Mann und tücht'ger Künstler, würdig,
Was Shakespeare träumt, in Fleisch und Blut zu kleiden!

Sir Walter Raleigh
(von rechts eintretend).

Wo bleibt ihr, Southampton? Man fragt nach euch,
Man wird unruhig, man wünscht allgemein
Die Tafel aufzuheben, denn wir sterben
Vor Neugier Alle —

Southampton.

Neugier? Und wonach?

Raleigh.

Zu wissen, wie ihr euer Wort zu lösen
Und eure Wette zu gewinnen denkt!

Southampton.

Von welcher Wette sprecht ihr?

Raleigh.

Meint ihr etwa
Mit Läugnen aus der Schlinge euch zu ziehen?
Ihr irrt! — Als jüngst zu Brandon Hall Lord Grey
Die Königin bewirthete, als Licht
Rings alle Wände strahlten, Blumen rings
Und Kränze starrem Winterfrost zum Trotz
Mit Maienglanz und Maienduft uns labten,
Als rings uns wie den Göttern im Olymp
Aus köstlichen Gefäßen Nektar quoll,
In goldnen Schüsseln uns Ambrosia dampfte,
Als selbst, wie tadelsüchtig und verwöhnt
Sie sei, die Königin betheuerte,
Nie hätte sie ein schöner Fest erlebt,
Da spracht ihr — Alle hörten wir's und Alle
Bezeugen wir's — ihr spracht, ihr wolltet, wär's

Der Königin genehm, ein schöner noch,
Ein würd'ger Fest ihr geben! — Könnt ihr's läugnen?
So spracht ihr!

Southampton.

In der That, ich sagte so.

Raleigh.

Und als die Königin beim Wort euch nahm —

Southampton.

Da ging ich's ein, und lud euch All' für heut
Hierher nach Titchfield — doch vergebt! Zu lang
Schon weilt' ich hier: die Königin —

Raleigh.

Nicht so!
Ich lass' euch nicht! Die Kön'gin führt noch drinnen
Mit Essex, wie seit Wochen schon sie pflegt,
Süßsaure, Senf gleich prickelnde Gespräche;
Drum stört sie nicht, und nützt vielmehr die Frist,
Mit einem Freund, was Noth thut, zu berathen.

Southampton.

Was Noth thut, Sir? Und was denn thäte Noth?

Raleigh.

Gesteht es nur, ihr habt euch übereilt;
Ihr faßt nun, nicht zu überbieten sei

Das Fest von Brandon Hall, und da das Wort,
Das damals euch entschlüpfte, nicht zu lösen,
Habt eine feine Wendung ihr erdacht,
In Scherz den Ernst, in Spiel den Kampf zu wandeln!
Gesteht es nur, das habt ihr — und bedürft
Ihr eines Helfers etwa, eines Freundes,
Den Rücken euch zu decken, nun so sucht
Nicht weiter! Ich bin euer Mann!

Southampton.

Gewiß,
Ihr seid der Mann, Sir Walter Raleigh, den
Vor Allen wohl, bedürft' ich Rath und Hilfe,
Zum Helfer, zum Genossen ich erwählte;
Für jetzt indeß bedarf ich ihrer nicht!

Raleigh.

Wie, so gedenkt ihr denn —

Southampton.

Mein Wort zu lösen,
Und meine Wette zu gewinnen, wie
Ihr's nennt!

Raleigh.

Das hofft ihr? — Nun, mich nimmt's nicht Wunder!
Auch ich bestand manch keckes Abenteuer,

Und so mag Jugendmuth und Jugendglück
Auch dies vollbringen! — Aber täuscht euch nicht,
Ihr wählt zum Ziel nicht immer sichre Wege,
Ihr schlößt euch nicht so warm sonst Essex an,
Und freitet nicht der Königin zum Trotz
Gerade jetzt um seine Base —

Southampton.

Wie,
Ihr meint doch nicht —

Raleigh.

Wer hoch steht, wird leicht schwindlich;
Man taumelt schon und meint noch festzustehen,
Und reißt im Sturze mit sich die Begleiter!

Sir Francis Bacon
(von rechts auftretend).

Die Königin, Mylord, verlangt nach euch!

Southampton.

Da seht ihr's, Raleigh! Ihr tragt Schuld, daß ich
Als läss'ger Wirth der Königin erscheine,
Und euch auch nenn' ich als den Schuldigen!
(Rasch nach rechts ab).

Raleigh

(ihm nachrufend).

Thut's immerhin, braucht mich als Sündenbock!
Mir schadet's nicht, und ihm kann's Nutzen bringen —

Bacon.

Dem schadet, denk' ich, und dem nützt nichts mehr;
Ist er doch Essex Freund!

Raleigh.

Wie, steht es schon
So schlimm?

Bacon.

Viel schlimmer als ihr denkt! Man glaubt
Seit ein'gen Tagen einem Liebeshandel
Des Essex mit der Rutland auf der Spur
Zu sein —

Raleigh.

Wie, sprecht ihr wahr?

Bacon.

Die Nottingham
Speit Feuer drob und Flammen, wie begreiflich;
Cecil indeß erfüllt der Kön'gin Ohr
Mit Klagen gegen Essex, schreckt ihr stolz
Gemüth mit Warnungen vor seinem Ehrgeiz;

Schon schwillt ihr Herz von Argwohn; werfe nun
Die Nottingham, rachsüchtig wie sie ist,
Noch einen Funken Eifersucht hinein,
So flammt ihr Zorn wie eine Mine auf
Und schleudert Essex wirbelnd in die Lüfte!

Raleigh.

Meint ihr, er gäbe sich so leichten Kaufes?
Doch kommt hinein und laßt mit eignen Augen
Mich sehen und erwägen, wie es steht!

Bacon.

Spart euch die Mühe, denn da kommen sie!

(Trompetenfanfare außer der Bühne; aus der Seitenthüre rechts tritt die Königin Elisabeth von Southampton geführt; ihr folgen Lady Nottingham, Lady Rutland, Graf Essex, Lord Grey, Sir Robert Cecil und andere Damen und Herren ihres Hofstaates.)

Elisabeth.

Gewandt mit Worten spielt ihr, Southampton!
Und galtet ihr der Welt als eifriger
Beschützer nur der Schauspielkunst bisher,
Nun zeigt sich, daß ihr euren Schützlingen
Im Globus, im Schwarzbrüder-Schauspielhaus
Auch manches abgelernt von ihren Künsten
Und Meister seid, wo ihr blos Kenner schient!

Southampton.

Zu scherzen wohl geruhst du, Königin!
Du weißt, kein Herz in England schlägt so treu
Für seine Herrscherin und fühlt sich so
Beglückt in ihrer Nähe als das meine!

Elisabeth.

Und doch hielt Raleigh erst euch fern von ihr! —
Nun ja! auch treue Herzen sind zuweilen
Vergeßlich, sind sogar rebellisch oft
Und ungehorsam — Essex, ist's nicht so?

Essex.

Wo blind Gehorchen Schande und Verrath,
Ist Trotz Verdienst und Ungehorsam-Treue!

Elisabeth.

Genug davon; — Sir Walter Raleigh, sprecht,
Womit erst hieltet ihr Southampton fest?
Was war's? Ein Staatsgeschäft? Ein Liebeshandel?

Raleigh.

Ich mahnt' ihn nur des Festes, das er jüngst
Zu geben dir verhieß, das schöner wäre
Und deiner würdiger, als jenes, das
Zu Brandon Hall Lord Grey vordem gefeiert!

Elisabeth.

Ei, meint ihr wohl, ich hätte deß' vergessen!
Weßhalb denn als des Festes wegen kam
Nach Titchfield ich hieher? — noch mehr —

(Sie winkt; ein Page mit einem Kissen, auf dem ein Lorbeerkranz liegt, tritt vor.)

Seht hier
Von meiner eignen Hand zum Kranz gewunden
Den Lorbeer für den Sieger schon bereit;
Nur dem Verdienst schmückt würdig er die Schläfe,
Und nur dem Würd'gen, schwör' ich, reich' ich ihn.
Und nun kein Säumen mehr! An's Werk! Dies sei
Mein Richterstuhl und unbestochen, frei
Von Haß und Vorlieb' fäll' ich meinen Spruch.

(Sie setzt sich auf den Lehnstuhl rechts in den Vordergrund der Bühne, der Page legt das Kissen mit dem Kranze ihr zu Füßen auf einen Schämel nieder. Lady Nottingham, Lady Rutland und die übrigen Damen lassen sich auf den Tabourets nieder, während die Herren sich malerisch hinter den Damen gruppiren.)

Elisabeth.

So tretet vor denn, Southampton und sprecht,
Wie steht's mit jenem Fest und wie gedenkt
Ihr euer Wort zu lösen? Steht uns Rede!

Lord Grey.

Hic Rhodus, hic Salta! gibt es der Lateiner!

Southampton.

Wer immer auch in diesem hohen Kreise
Nun schadenfroh des Augenblickes harrt,
Wo schamroth ich vor deiner Majestät
Im Staube knieend um Vergebung flehe,
Daß prahlerisch zu leisten ich versprochen,
Was über meiner Kräfte Maß hinaus,
Den trügt sein schnödes Hoffen, Königin!
Nicht Jugendübermuth, nicht thörichte
Selbstüberschätzung hat mein Wort dereinst,
Unmögliches verheißend, dir verpfändet,
Nein, Ueberzeugung gab's und selbstbewußt
Und ihres Sieges sicher löst sie's ein!

Essex.

Gut, Harry!

Raleigh
(und andere Stimmen).

Hört ihn, hört!

Elisabeth.

Ihr sprecht von Sieg,
Als stündet ihr frohlockend schon am Ziel;
Zeigt uns den Weg nur erst, es zu erreichen!

Southampton.

Nicht der ist's, den Lord Grey vor mir betrat!
Er zeigte dir, wie's Reichthum nur vermag,
Des ird'schen Lebens Herrlichkeit und Fülle,
Umgab mit Glanz dich, bot in goldnen Schalen
Dir Früchte aller Zonen, häufte, was
Den Sinn nur reizt und blendet, vor dir auf;
Das kann ich nicht, und will dir's auch nicht bieten!
Ich zeige dir des Herzens innre Welt,
Wie lichte Friedensengel bald, und bald
Dämonische Gewalten sie beherrschen;
Der Leidenschaften Kampf und Untergang,
Das Walten Gottes in der Weltgeschichte,
Des Ird'schen Nichtigkeit, des Ew'gen Werth
Und Würde zeig' ich dir; mit einem Kreis
Umgeb' ich dich unsterblicher Gestalten,
Der heil'ge Unschuld, jener teuflische
Verruchtheit, der des Trübsinns dumpfe Schwüle,
Doch allen Wahrheit leuchtend aufgeprägt;
Ein Bilderbuch, wie keine Königin
Vor dir besessen, schlag' ich heut dir auf!
Und du, du wähle nun, was dir gefalle
Und sieh als Bild vor dich es hingestellt!

Lord Grey
(halblaut).

Ein Bilderbuch! Ei, sind wir Kinder denn?

Elisabeth.

Ihr treibt wohl Zauberkünste, Southampton!
Die Wunder, die ihr mir verheißt, sagt an,
Mit welchen Dämons Hilfe hofft ihr sie
In's Werk zu setzen?

Southampton.

Wohl sind's Wunder, doch
Des Genius, nicht eines Dämons Werke!

Lord Grey
(halblaut für sich).

Nicht Wunder, Gaukeleien, wett' ich, sind's!

Elisabeth.

Wohlan, so geht an's Werk! Schwingt euren Stab!
Und ruft zum Schein des Lebens jene Bilder,
Agrippa's würd'ger Schüler, uns empor!

Southampton.

Nicht Talisman bedarf's noch Zaubersprüche;
Mit eines Dichters Wort beschwör' ich sie!
(Langsam anschwellende Musik.)
Schon melden sich die Geister, die mir dienen!

In Blüthe schon steht meine Zauberwelt!
So wähl' denn, Königin, was dir gefällt
Zu schauen von den Wandlungen der Herzen,
Von ihrer Seligkeit, von ihren Schmerzen,
Und wohin auch sich deine Wünsche neigen,
Das wird im Bild sich lebenswahr dir zeigen!

Elisabeth

(während die Musik verhallt).

Nicht so! Nicht mir allein sollt ihr genügen,
Auch diesen hier! Drum wähle jeder frei,
Und was sich jeder wählt, laßt jeden schauen
In eurem Bilderbuch! Gleich theil' ich Sonne
Und Wind so zwischen Brandon Hall und Titchfield;
Fest gegen Fest, und welches von den beiden
Den Sieg davon trug, will ich dann entscheiden!
Wer wählt zuerst? Sir Francis Bacon, ihr,
Der Mann der Wissenschaft, beginnt den Reigen!
Scharfsinnig wie die Wunder der Natur
Prüft nun auch diese, die uns hier verheißen!

Sir Francis Bacon

(vortretend und sich verbeugend).

Das Menschenherz ist aller Wunder größtes;
Denn wechselnd birgt's in seiner Tiefen Schooß
Was rauh, was mild, was niedrig und was groß;

Ein Räthsel ist es und kein Weiser löst es! —
Drum zeig' uns Southampton, das ist mein Spruch,
Er zeige uns in seinem Bilderbuch
Auf einem Blatte heil'ger Unschuld Reinheit
Und ungeschlachte, thierische Gemeinheit!

Elisabeth.

Löst euer Wort nun, Southampton!

Southampton.

Wohlan!

Miranda zeig' ich euch und Caliban!

(Musik; der Vorhang im Hintergrunde öffnet sich: 1. Tableau: Waldgegend. Im Vordergrunde Miranda, von Prospero eben aus dem Schlaf geweckt, von einer Rasenbank sich erhebend und nach Ferdinand blickend, der einige Schritte von ihr entfernt steht. Im Hintergrunde Trinculo, Stefano, der halbtaumelnd eine Flasche an den Mund setzt, und Caliban, der diesem letztern zu Füßen liegt. Nach einer Pause spricht)

Prospero.

Sag' an, was siehst du dort?

Miranda.

Was ist's? Ein Geist?
O Himmel, wie's umherschaut! Nennen möcht' ich's
Ein göttlich Ding; denn nichts Natürliches
Sah ich so edel je! —

(Neue Gruppirung; dann beginnt)

Caliban.

Ich zeig' dir jeden fruchtbar'n Fleck der Insel!
Ich will den Fuß dir küssen! Bitte, sei mein Gott!

Trinculo.

Beim Firmament! Ein recht hinterlistiges, betrunkenes Ungeheuer! Wenn sein Gott schläft, wird es ihm die Flasche stehlen —

(Neue Gruppirung; nach einer Pause schließt sich der Vorhang, die Musik verstummt.)

Lord Grey.

Nun, sagt' ich's nicht? — Vom Globus sind die Bursche,
Und ein gewisser Shakespeare schrieb das Stück!

Elisabeth.

Ich kenn' den Namen wohl; so oft mich noch
Ein Schauspiel ganz der Gegenwart entriß,
War's dieser Shakespeare, der's geschrieben;
Wo lebt der Mann?

Southampton.

Zu Stratford jetzt am Avon,
Mit seines Schaffens Früchten still begnügt!

Elisabeth.

Ihr kennt ihn näher?

Southampton.

So genau wie man
Das Meer kennt, nur der Oberfläche nach;
Man bebt beim Sturm, der's wild empört; man sammelt
Die Perlen, die's an's Land wirft; doch warum
Sich Sturm erhob, woher die Perlen kamen,
Kann Niemand sagen.

Elisabeth.

Laßt einstweilen denn
Die Perlen uns genügen! — Doch nun weiter!
An euch, Sir Walter Raleigh ist die Reihe!
Ihr seid ein Mann, der, weil er selbst im Leben
Auf unbetretnen Pfaden vorwärts drang,
Den Schatz: Erfahrung sich schon früh errang.
Wollt dessen jetzt uns eine Probe geben!
Wählt, sag' ich, und besinnt euch nicht zu lang!

Sir Walter Raleigh

(vortretend und sich verbeugend).

Wir Menschen stehen mitten doch im Leben
Und seltsam! jeder sieht es anders an;
Denn wie ein Spiegel zeigt es Jedermann
Den Wiederschein des eignen Wesens eben!
So lasse denn, und dies ist meine Wahl,
Uns Southampton ein Doppelbild erwachen,
Und zeig' uns, wie in Angst und Zweifelqual
Es Ein'ge grübelnd sich zur Folter machen,
Wo Andere bei Würfel und Pokal
Es toll verschwelgen wie ein leckres Mahl,
Und Zeit und Ewigkeit dabei verlachen!

Elisabeth.

Nun, Southampton, ihr säumt?

Southampton.

Auch diesem Wunsch
Genüg' ich leicht! Thut Geister eure Pflicht!
Hier schaut mein Bild! Die Namen nenn' ich nicht!

(Musik: 2. Tableau: Kirchhof; im Vordergrunde Todtengräber, ein Grab bereitend; Hamlet, einen Todtenschädel in der Hand; neben ihm Horatio. Nach einer Pause beginnt)

Hamlet.

Der Schädel hatte einmal eine Zunge und konnte singen; wie ihn der Schuft auf den Boden schleuderte! Dies mochte der Kopf eines Politikers sein, und ward nun mit einem Todtengräberspaten um die Kinnlade geschlagen. Haben diese Knochen nicht mehr zu unterhalten gekostet, als daß man Kegel mit ihnen spielt? Meine thun mir weh', wenn ich daran denke!

(Neue Gruppirung. Nach einer Pause verschwindet das Bild und es zeigt sich 3. Tableau: Eine Stube in der Schänke zu Eastcheap. Falstaff in einem Lehnstuhl als König Heinrich, vor ihm Prinz Heinrich; hinter diesen gruppiren sich Poins, Bardolph, Peto und Frau Hurtig; nach einer Pause beginnt)

Frau Hurtig.

O Jemine, was er sich für ein Anseh'n gibt!

Falstaff.

Heinrich, ich wundre mich nicht blos darüber, wie du deine Zeit hinbringst, sondern auch in welcher Gesellschaft du lebst Pech, wie alte Schriftsteller aussagen, besudelt. Und doch kenne ich einen tugendhaften Mann, den ich oft in deiner Gesellschaft bemerkt habe, und jetzt fällt es mir ein, sein Name ist Falstaff!

(Neue Gruppirung. Nach einer Pause schließt sich der Vorhang, die Musik verstummt.)

Essex.

Hamlet und Falstaff!

Lord Grey.

Shakespeare und kein Ende!

Elisabeth.

Mit Lust stets sah ich Falstaff, diesen dreisten,
Urlustigen Gesellen! Zeigte nur
Des Dichters kecke Laune uns einmal
In Händeln mit gleich muntern Frauen ihn
So wirr verstrickt, daß er den Kürzern zöge!
Nur gar zu gern säh' Gleiches ich mit Gleichem
Zuletzt dem Schalk vergolten!

Southampton.

Wünschest du's,
So wird der Dichter leicht mit sichrer Hand
Hinmalend Scherz wie Ernst in kecken Zügen,
Eh' du's vermuthest, deinem Wunsch genügen.

Elisabeth.

Er war ja, dieser Shakespeare, mein' ich, war
Schauspieler einst, wenn auch nicht, hört' ich recht,
Der Besten einer?

Southampton.

In der Schlacht auch ficht
Der Feldherr in den ersten Reihen nicht.

Elisabeth.

Und Einer kann nicht Alles, wollt ihr sagen! —
Doch weiter jetzt! Euch ruf' ich auf, Lord Grey!
Ihr seht wohl, euer Gegner zeigt gestählt
Sich gegen jeden Angriff, alle Streiche;
Versucht denn, ob ihn euer Witz erreiche,
Wo eine Schuppe seinem Panzer fehlt;
Und drum bedenkt mit Vorsicht, was ihr wählt!

Lord Grey

(vortretend).

Viel Worte machen und lang überlegen
War niemals meine Sache, Königin!
Ich bin ein reicher Mann und darauf hin
Erspar' ich mir das Grübeln und Erwägen!
Da steht mein Gegner, und wer mir entgegen,
Der ist mein Feind und Feinde hass' ich! — Das
Ist meine Wahl, das soll er uns besorgen;
Er zeigte uns ein Bild von grimmem Haß,
Und sollt' er wieder es von Shakespeare borgen!

Southampton.

Ganz wie ihr's wünschet, zeig' ich's euch, Lord Grey!

(Musik. 4. Tableau. Saal im Dogenpalast zu Venedig. Der Doge auf seinem Thron von Senatoren umgeben; im Vordergrunde rechts Shylock, sein Messer wetzend; ihm gegenüber Antonio, Bassanio, Graziano, Solanio, Salarino. Nach einer Pause beginnt)

Shylock.

Ihr fragt, warum ich lieber ein Gewicht
Von schnödem Fleisch will haben, als dreitausend
Dukaten zu empfangen?
Wie sich kein rechter Grund angeben läßt,
Daß der kein schmatzend Ferkel leiden kann,
Der keine Katz', ein harmlos nützlich Thier,
Der keinen Dudelsack,
So weiß ich keinen Grund, will keinen sagen,
Als eingewohnten Haß und Widerwillen,
Den mir Antonio einflößt, daß ich so
Ein mir nachtheilig Recht an ihm verfolge!
Habt ihr nun eine Antwort?

(Neue Gruppirung. Nach einer Pause schließt sich der Vorhang, die Musik schweigt.)

Lord Grey.

Nun, daß der Shylock bitter haßt, das ist
Kein Zweifel!

Elisabeth.

Wär' der Haß so trefflich nicht
Getroffen, hassen möcht' man Bild und Maler!
Wo nahm nur Shakespeare all' die Dinge her?

Southampton.

Aus alten Büchern las er sie zusammen!

Elisabeth.

Genoß er also Unterricht, besuchte
Gelehrte Schulen?

Southampton.

Alles lehrte ihn
Sein Genius und Fleiß, der keinem fehlt,
Den Gott zu seinen Auserkornen zählt!

Elisabeth.

So ist er armer Leute Kind und wuchs
In Mangel auf?

Southampton.

Ein Freisaß war sein Vater,
Und trieb Wollhandel auch, war später Fleischer
Und Stratford wählte ihn zum Alderman;
Doch Unglück fraß verzehrend seine Habe,
Und selbst sein Schicksal baute sich der Knabe.

Elisabeth.

Wollhändler! Fleischer! Und aus solchem Stamm
Sproß solche Blüthe! Seltsam, seltsam! — Doch
Zu dir jetzt, meine Rutland, wend' ich mich!
Du wähle nun; vielleicht daß dir's gelingt,
Zu fordern, was die Chöre seiner Geister
Zu liefern nicht vermögen ihrem Meister;
Denn manches Loos, das Weisheit nicht erringt,
Ward süßer Unschuld schon im Schlaf zu Theile,

Und tödtlich trafen oft des Blinden Pfeile;
Drum säume nicht und wähle was es sei!

Rutland

(sich erhebend nach einer Pause).

Ob lieber auch im Schweigen ich verharrte,
Dein Machtgebot gäb' keine Wahl mir frei,
Wenn auch nicht Zufall jede Müh' mir sparte,
Und nah' mir legte, was zu wählen sei!
Denn da erst Haß uns grimm entgegenstarrte,
Wer rief' nicht gern sein Gegenstück herbei?
Wer möchte nicht nach solchen Schreckbilds Grauen
Aufathmend froh in's Aug' der Liebe schauen?
Ruf' Southampton, wie er den Haß beschwor,
Jetzt, wähl' ich, uns der Liebe Bild empor!

Elisabeth.

Seit wann mit Liebe hast du Kind zu schaffen?

Southampton.

Ich säume nicht, und stell' auch dies euch dar,
Wie's Shakespeare hingezeichnet kühn und wahr!

(Musik. 5. Tableau. Garten, Mondenschein; Julie auf dem Balcon, Romeo zu ihr emporblickend; nach einer Pause beginnt)

Romeo.

Ich schwöre, Fräulein, bei dem heil'gen Mond,
Der silbern dieser Bäume Wipfel säumt —

Julie.

O schwöre nicht beim Mond, dem Wandelbaren,
Der immerfort in seiner Scheibe wechselt,
Damit nicht wandelbar Dein Lieben sei!

Romeo.

Wobei denn schwören?

Julie.

Lass' es ganz;
Doch willst du, schwör' bei deinem edlen Selbst,
Dem Götterbilde meiner Anbetung,
So will ich glauben!

(Neue Gruppirung. Nach einer Pause schließt sich der Vorhang, die Musik schweigt.)

Elisabeth.

Nun, Rutland, hast du deine Lust gebüßt?
Denn wahrlich, so spricht Liebe, so dringt schmeichelnd
Ihr süßes Gift in's unbewachte Herz!
Was meint ihr, Essex?

Essex.

Was wir stumm empfinden,
Der Dichter faßt's in Worte und spricht's aus.

Elisabeth.

So thut er, ja! Denn nur wer Liebe kennt,
Schrieb jene Worte nieder; ist's nicht so?
Sprecht, Southampton, ihr kennt Shakespeare und wißt
Wohl Näheres? Ist er vermählt?

Southampton.

Er ist's.

Mit achtzehn Jahren schon verband er, blind
Dem übermächt'gen Drang des Herzens folgend,
Nicht ahnend, daß der Jahre Unterschied
Im Lauf der Tage sich zur Kluft erweitert,
Sich einem Mädchen, älter um acht Sommer
Als selbst er war.

Elisabeth.

Er that nicht wohl daran,
Denn war die Braut auch nicht zu alt an sich,
Er war zu jung für sie!

Southampton.

Auch blühte ihm
Nur wenig Glück in diesem Ehebund,
Und lange Jahre blieb er seiner Gattin,
Wie seiner Heimat fern!

Elisabeth.

So seid ihr Alle;
Die Besten von euch Männern dienen nur
Dem Drang des Augenblicks, dem Reiz der Sinne!
Wer aber wählt nun? — Lady Nottingham,
Versucht ihr euer Glück! Geb' ich zu siegen

Gleich alle Hoffnung auf, noch reizt der Kampf,
Ihn prüfend fortzusetzen! Wählt denn, wählt!

Lady Nottingham

(sich erhebend).

Haß ward vor mir und Liebe schon gewählt,
Mich laß zugleich nun Haß und Liebe wählen;
Denn Fälle gibt's, wo beide sich vermählen,
Und liebend haßt das Herz, wenn Furcht es quält,
Und Zweifel in des Lebens Mark ihn schneiden!
Man nennt es Eifersucht dies herbe Leiden,
Und Eifersucht in ihrer wilden Qual
Zu schauen, Königin, ist meine Wahl!

Elisabeth.

Ein häßlich Bild und traurig anzusehen!

Southampton.

Das grüngeaugte Scheusal wollt' ihr schauen?
Hier seht aus Nichts es tödtlich Gift sich brauen!

(Musik. 5. Tableau. Vor dem Schlosse auf Cypern. Im Vordergrunde Desdemona in Emiliens Begleitung mit Cassio sprechend, während im Hintergrund Othello und Jago erscheinen. Nach einer Pause beginnt)

Cassio.

Ich geh' nun, gnäd'ge Frau!

Desdemona.

Nein, bleibt und hört mich reden!

Cassio.

Gnäd'ge Frau,
Jetzt nicht, ich fühle mich zu sehr bewegt
Und würde wenig meiner Sache dienen!

Desdemona.

Gut, wie ihr wollt!

Jago.

Hm, das gefällt mir nicht!

Othello.

Was sagst du da?

Jago.

Nichts, gnädiger Herr, doch wenn — ich weiß nicht was!

(Neue Gruppirung; nach einer Pause schließt sich der Vorhang, die Musik schweigt.)

Elisabeth.

Nun, Nottingham, was wollt ihr mehr! Ihr kennt
Das Stück ja! Gibt es wohl ein treuer Bild
Der Eifersucht, als dieser Mohr uns zeigt?!
Nur Eins erklärt mir, Essex, wenn ihr könnt:
Nicht wie so rasch Othello handelt, wie
So blind er glaubt?

Essex.

Vielleicht, weil Leidenschaft,
Selbst Uebermaß, nicht anders hoffen kann
Und fürchten, als nur übermäßig eben!

Elisabeth.

Auch darum wohl, weil Schwindel leicht uns faßt,
Wenn in den Abgrund einer Möglichkeit

Zu lang wir niederblicken! — Southampton,
Entsprang auch dieses Stück aus Shakespeare's Feder?

Southampton.

Ja, Königin!

Elisabeth.

Ob wohl sein eigen Herz
Die Qualen je erlitt, die hier er schildert?

Southampton.

Ich weiß nicht, ob er sie in Wirklichkeit
Ob nur im Geist erlebte! Doch man sagt,
Es hätten Wolken oft den Stern der Liebe
Unfreundlich ihm verdunkelt, und er selbst
Beklagt sich drob in manchem schmelzenden
Sonett!

Elisabeth.

Wer in Sonetten klagt, hat wohl
Des Schmerzes grimmsten Anfall überwunden,
Der Rest erträgt sich! — Doch genug! Wer soll
Nun wählen? — Ihr Cecil! Noch, seh' ich, trüben
Der Staatsgeschäfte Wolken euch die Stirne,
Hinweg mit ihnen! Nehmt von unserm Fest
Euch euren Antheil! Wählt, kein Weigern, wählt!

Sir Robert Cecil

(vortretend und sich verbeugend).

Haß, Liebe, Eifersucht, drei Leidenschaften
Hat Southampton im Bild uns dargestellt,
Drei mächt'ge Herrscher dieser Erdenwelt,
Die frevlen Trieb mit Elend oft bestraften.
Allein wie viele auch hinweg sie rafften,
Nicht sie allein vermögen's, denn es lehrt
Nicht bloß Geschichte, selbst das Alltagsleben,
Daß andre Geier noch um's Haupt uns schweben,
Und lauern, bis ihr Opfer sie verzehrt!
Es reißt auch Ehrgeiz von der Ehre Pfaden
Den Dünkel nieder in ein frühes Grab,
Und so sei Southampton denn eingeladen,
Wie seine Kunst so manches Bild uns gab,
Uns nun zu zeigen auch, wie in's Verderben
Ehrgeiz den Hochmuth stürzt mit schlauem Werben!

Essex

(für sich).

Nach mir her blickt er! Darf der Freche wagen —

Southampton.

Auch dieses Bild, seht hier es aufgeschlagen!

(Musik. 7. Tableau. Heide in Schottland. Macbeth und Banquo, ihnen gegenüber die drei Hexen; nach einer Weile beginnt)

Banquo.

Wer sind diese,
So eingeschrumpft, so wild in ihrer Tracht,
Die nicht Bewohnern dieser Erde gleichen,
Und doch drauf stehn? Lebt ihr? Wie, seid ihr was,
Das man darf fragen?

Macbeth.

Sprecht, wer seid ihr?

Erste Hexe.

Heil dir, Macbeth, Heil! Heil dir, Than von Glamis!

Zweite Hexe.

Heil dir, Macbeth! Heil! Heil dir, Than von Cawdor!

Dritte Hexe.

Heil dir, Macbeth, dir, künft'gem König, Heil!

Banquo.

Erschrickst du, Mann? Erregt dir Furcht, was doch
So lieblich lautet?

Macbeth.

Sagt, von wannen euch
Die wunderbare Kunde ward? Weshalb
Auf dürrer Heid' ihr unsre Schritte hemmt
Mit so prophet'schem Gruß? — Sprecht, ich beschwör' euch!

(Neue Gruppirung. Nach einer Pause schließt sich der Vorhang, die Musik schweigt.)

Elisabeth.

Fürwahr, ein warnend Bild! So locken schmeichelnd,
Wie Macbeth's Hexen unsre Wünsche vom
Gedanken uns zur That und rächend folgt
Dem Frevel das Verderben! Essex, sollte
Nicht jeder, dem die Brust von Ehrgeiz schwillt,

Sich Macbeth's Schicksal stets vor Augen haltend,
Bezähmen lernen frevler Wünsche Glut?

Essex.

Wer seiner Pflicht getreu und seinem Herrscher,
Der Ehre Bahnen geht, bedarf deß' nicht,
Und wenig bessern wird's, die anders denken;
Erfahrung erst bringt Einsicht —

Elisabeth.

Nur zu spät! —
Ein tücht'ger Mann, beim Himmel, Southampton,
Ist dieser Shakespeare! Kaum bedacht' ich je,
Wie viel, wie Wunderbares er geleistet,
Und da vor mir nun Stück an Stück sich reiht,
Jetzt staun' ich, daß ein Einzelner, ja daß
Nur überhaupt ein Mensch so viel vermochte.
Doch weiter jetzt! Schon dunkelt tief die Nacht,
Wir müssen enden! Wer soll wählen nun?!

Essex

(rasch und heftig).

Mir sei es, meine Königin, vergönnt!
Denn was vor mir die Andern dir gezeigt,
Gedenke dreimal ich mit Eines Bildes
Erschütternder Gewalt zu überbieten,
Wie keines noch dein Auge je geschaut!

Elisabeth.

Ein Bild erschütternder Gewalt? Wohlan,
Und welches Bild denn wählt ihr? Laßt mich's wissen!

Essex
(wie oben).

Es zeig' uns Southampton, wenn er's vermag,
Wie leicht die schnöde Welt Verdienst vergißt,
Wie blind die Macht ist, wie man lieben kann,
Und Alles freudig seiner Liebe opfern,
Und Mißgunst nur und Argwohn dafür ernten!
Er zeige uns das grimmste Ungeheuer,
Das je zum Fluch ein Menschenherz erzeugt,
Unmenschlich Menschenherzen zu zerfleischen,
Er zeige uns des grausen Undanks Bild,
Der Liebe kalt mit Spott und Hohn vergilt;
Dies lasse seine Kunst uns, wähl' ich, schauen
Und weck' es Furcht und Abscheu euch und Grauen!

Southampton.

Auch dieses wie die andern zeig' ich euch!

(Musik. 8. Tableau. Heide, Ungewitter; im Vordergrunde Lear und der Narr; im Hintergrunde Kent und Edgar als armer Thoms.)

Lear.

Blast Winde, sprengt die Backen, wüthet, blast!
Ihr Katarakt' und Wolkenbrüche speit,

Bis ihr die Thürm' ersäuft, die Hähn' ertränkt!
Ihr schweflichten, gedankenschnellen Blitze,
Versengt mein weißes Haupt! Brich, Donner, schmetternd
Die Formen der Natur, vernicht' auf Eins
Den Schöpfungskeim des undankbaren Menschen!

Narr.

Gevatter, geh' hinein und bitt' um deiner Töchter Segen; das ist 'ne Nacht, die sich weder des Weisen noch des Thoren erbarmt!

Lear.

Spei' Feuer, fluthe Regen!
Nicht Regen, Wind, Blitz, Donner sind mir Töchter!
Euch schelt' ich grausam nicht, ihr Elemente;
Euch gab ich Kronen nicht, nannt' euch nicht Kinder!
Und dennoch knecht'sche Helfer nenn' ich euch,
Die ihr im Bund mit zwei verruchten Töchtern
Thürmt eure hohen Schlachtreih'n auf ein Haupt
So alt und weiß wie dies! O es ist schändlich!

(Donner und Blitz; der Vorhang schließt sich, die Musik schweigt.)

Elisabeth.

Fürwahr, ein Bild für Könige, das ernst
Sie mahnt, nicht blind dem Anschein zu vertrauen,
Und Treue wahnbethört von sich zu stoßen! —
Dank, Essex, daß ihr mir dies Bild gezeigt,
Daß ihr's gewagt, verbürgt mir, daß ihr's durftet;
Es kann nicht Undank üben, wer ihn haßt!

Essex.

O meine Königin!

Elisabeth

(sich erhebend).

Doch nun genug!

Zeit ist es aufzubrechen! — Southampton,

Dank für den frohen Abend, den ihr uns

Gewährt; doch gebt nun auf zwei Fragen auch

Uns Antwort! Erst, warum euch schöner wohl

Und meiner würd'ger euer Fest erscheint,

Als jenes, das in unerreichter Pracht,

Ihr selbst gesteht es, uns Lord Grey gegeben?

Und dann, warum ihr eure Bilder alle

Von Shakespeare nur entlehnt? War's Zufall, war

Es Vorbedacht? Geschah's um mich, geschah's

Um ihn zu ehren? Gebt mir Antwort! Sprecht!

Lord Grey

(halblaut für sich).

Ganz recht! War's Zufall, war es Vorbedacht? —

Da steckt es! Darauf muß er Antwort geben!

Southampton.

Zwei Fragen, Kön'gin, stellst Du mir, und beide

Mit einer Antwort lös' ich sie! — Wenn treu

Gepflegt von kund'ger Hand ein Baum erwuchs,

Weit seine Wurzeln rings durch's Erdreich breitet,

Und säftestrotzend stolz den Wipfel hebt,
Wodurch wohl gibt im Lenz er uns Gedeihen,
Und Kraft und Lebensfülle kund, als daß,
Sich selber und zugleich den Frühling schmückend,
Er üppig Blüth' auf Blüthe treibt und trägt?
Und wenn von einer großen Königin
Staatskluger Hand geführt dies kleine England
Zur Macht erwuchs, durch Handel und Gewerbe
Von Wohlstand strotzt, den Ocean beherrscht,
Und sonst zerfleischt von Bürgerkriegen, nun
Den ersten gleichsteht von Europa's Staaten:
Welch schöner' Fest war dieser Königin
Und welches ihrer würd'ger zu bereiten,
Als ihr vollendet ihrer Mühen Werk,
Als ihres Volkes Kraft in vollster Blüthe,
Im reichsten Schmuck des Frühlings ihr zu zeigen?
Die Blüthen aber, die die Völker treiben,
Sind ihre Dichter, Königin, und da
Die edelste all' dieser Dichterblüthen
Für England, für die Welt, für Gegenwart
Und späte Enkel William Shakespeare heißt,
Welch' schön'rer Schmuck war diesem Fest zu finden,
Als seine Bilder dir zum Kranz zu winden?
Welch hell'rer Glanz — —

Elisabeth.

Genug, ihr übertreibt,
Nicht mein Verdienst allein, denn mehr nicht als
Ein Werkzeug war ich in der Hand des Höchsten,
Auch ihn, auch Shakespeare überschätzt ihr wohl!
Ihr stellt Homer und Sophokles ihm gleich,
Ja über sie hinaus, und er —

Southampton.

Er steht
Er selbst allein im weiten Reich des Geistes;
Er bildet in sich wie in einem Spiegel
Den Ring des Weltalls ab; Kehrseiten nur
Desselben Bildes sind ihm Scherz und Ernst,
Und wie mit Federbällen spielt mit beiden
Halblächelnd und halb weinend seine Laune;
Ein aufgeschlagnes Buch liegt Herz und Welt
Vor ihm, denn was an Viele sonst vertheilt,
Des Geistes Kraft, der Rede Klang und Zauber,
Des Staatsmanns Kunst, des Arztes scharfer Blick,
Das Ohr des Musikers, des Malers Auge,
Gewährte ihm des Himmels Gunst zugleich;
So ward er, was er ist, die reichste Blüthe,
Die Seele seiner Zeit, und darum eben,

Die Seele aller Zeiten, wird er leben,
So lang ein Herz noch menschlich fühlt und schlägt!
O Königin, die selbst so groß du bist,
Kann deine Seele diesen Geist verkennen,
Der, welche Schranken euch im Leben trennen,
Geweiht, unsterblich, deines Gleichen ist!

Elisabeth.

Ihr sprecht, wie Jugend schwärmend pflegt!
Und doch —
Fast glaub' ich, ihr habt Recht! — Was wir empfinden,
Was uns bewegt, trägt unsres Wesens Farbe
Und lebt mit uns und wird mit uns zu Staub,
Wo Shakespeare draus unsterbliche Gestalten,
Urew'ge Formen schafft, die unverkennbar
Dasselbe später Nachwelt noch bedeuten,
Was uns sie galten! Ja, ich fühl' es wohl,
Ein großer Geist schuf diese großen Bilder,
Und goß den Firniß: Schönheit drüber aus,
Und seines Gleichen kehrt sobald nicht wieder! —
Doch nun hinweg! Ein weiter Weg liegt noch
Vor uns heut Abend! Southampton, lebt wohl,
Und nochmals Dank für diese schönen Stunden!

(Sie wendet sich zum Abgehen.)

Lord Grey

(ihr in den Weg tretend).

Und hier der Kranz von deiner Hand gewunden,
Der Siegeskranz! — Wem, Kön'gin, reichst du ihn?

Elisabeth

(während der Page das Kissen mit dem Kranze wieder aufnimmt und damit zur Königin hintritt).

Nicht euch, Lord Grey! — Ihr lächelt, Southampton!
Frohlockt nicht, denn auch ihr nicht sollt ihn haben!

(Leise anschwellende Musik.)

Verdienst nur, sagt' ich, solle ihn empfangen,
Und er nur, der statt mit erborgter Pracht
Dies Fest mit seiner Seele Glanz uns schmückte,
Nur Shakespeare hat in Wahrheit ihn verdient,
Und nur sein Haupt soll meinen Lorbeer tragen!
Hier nehmt ihn, Southampton und drückt dem Dichter
An meiner Statt ihn auf die Schläfe! — Wie,
Ihr zögert?

Southampton.

Lass nicht meiner Hand Berührung
Die Gabe ihm Elisabeth's entweihen!
Vollziehe selbst, was du dir vorgesetzt,
Und pflanzt gleich Maulbeerbäume Shakespeare jetzt
Zu Stratford und bestellt sein Feld, sieh hier

Sein Bild —

(Der Vorhang im Hintergrunde der Bühne öffnet sich. 9. Tableau. Waldgegend an einem Fluß in abendlicher Beleuchtung; im Vordergrund Shakespeare's Büste auf einem Marmorpiedestal von Epheu und Rosengebüschen umgeben; über ihr in den Lüften der Elfenzug; voran Puck, dann Titania und Oberon von Wolken getragen, und von Elfen umgeben, die Füllhörner mit Blumen über die Büste zu ergießen im Begriffe.)

In seiner Heimat Waldrevier,
Umflattert von der leichtbeschwingten Schaar
Der Elfen, denen oft in Stratford's Auen,
Halbträumend hingestreckt im Mondlicht klar,
Gar manch Geheimniß tief und wunderbar
Der Knabe abgelauscht in Lust und Grauen;
Sieh Blumen nun dem Mann sie niederthauen!
Und wenn sein Lied dich je der Erd' entrückt,
So lasse nun mein Bitten dich bewegen,
Den stolzen Lorbeer, den du selbst gepflückt,
Auch krönend selbst um diese Stirn zu legen,
Die würdigste, die je ein Kranz geschmückt!

Elisabeth.

Ihn krönen? — Ja; denn saß ich zu Gericht,
So ziemt mir auch, dem Sieger Wort zu halten!
Reicht mir den Kranz!

(Auf den Hintergrund zuschreitend.)

Wie fühl' ich mich bewegt!

Welch heil'ger Schauer will mein Herz berühren!
Ist's Ahnung, die in mir die Flügel regt,
In ungeborne Zeit mich zu entführen?

(Die Stufen hinansteigend.)

Mit jedem Schritt, der näher mich Dir bringt,
Du hohes Bild, wird's heller meinem Blicke,
Und wie die Sonne Nebelqualm durchdringt
Mein Sehergeist die Schleier der Geschicke!
Es kommt die Zeit, wo deiner Lieder Klang
Hinaus wird über Englands Küsten schwellen,
Und sonnengleich vom Auf- zum Niedergang
Europa mit der Schönheit Glanz erhellen;
Es kommt die Zeit, wo deiner Schöpferkraft
Der Erdkreis huldigt, wo mit lautem Preise
Der Wahrheit Dichter und der Leidenschaft
Der Thor in dir bewundert, wie der Weise;
Wo, wie auch fremd er jetzt der Welt noch tönt,
Dein Name wird von allen Lippen fliegen,
Wo Liebe deine Schönheit noch verschönt,
Und Melodie noch hört, wo du geschwiegen!
Die Zeit kömmt, wo der Tag, der dich gebar,
Den Völkern aller Zonen, aller Zungen
Ein Festtag sein wird, wie viel hundert Jahr
Der Abgrund Ewigkeit seitdem verschlungen;

Und wie heut freudig diesen Kranz
Um deine Stirne schlingen meine Hände,
So folgen tausend nach und Strahlenglanz
Umleuchtet dich bis an der Zeiten Ende!
Wie reiche Güter uns das Leben gab,
Wir sehen all' im Tode sie entschweben,
Nur Ruhm vermodert nicht mit uns im Grab;
Drum Shakespeare Heil, denn ewig wirst du leben!

Die Uebrigen

(welche sich indeß zu beiden Seiten der Bühne und zum Theil auf den Stufen im Hintergrunde in gefälligen Gruppen versammelt haben).

Heil, Shakespeare, Heil, denn ewig wirst du leben!

(Trompetenfanfare, rauschende Musik; die Elfen des Tableaus streuen Blumen auf die Büste Shakespeare's herab, während Titania und Oberon eine Sternenkrone über ihr schwebend in den Lüften halten; magische Beleuchtung.)

(Der Vorhang fällt.)

Bemerkungen.

Nach den neuesten Forschungen soll Shakespeare einige von den Stücken, deren in vorliegendem Festspiel als bereits auf der Bühne erschienen, erwähnt wird, erst nach dem Tode der Königin Elisabeth (1603) geschrieben haben. Wenn der Verfasser gleichwohl das Gegentheil annimmt, so geschah es einerseits, um das Gesammtbild der Leistungen Shakespeare's durch die Erwähnung wenigstens der Mehrzahl seiner vorzüglichsten Werke möglichst zu vervollständigen, andererseits, um die Verherrlichung des großen Dichters von der Königin Elisabeth ausgehen zu lassen, deren Persönlichkeit hiezu offenbar weit geeigneter erscheint als jene Jakob I.

Was die Tableaux betrifft, so ist bei der Scenirung derselben folgendes Verfahren einzuhalten. Bei passender Musik eröffnet sich der Vorhang, der den Bogen im Hintergrund der Bühne verschließt und zeigt die angegebenen Personen in der angegebenen Umgebung und Situation als Bild, also in einer malerischen Gruppe vereinigt, unbewegt dastehend. Mit dem Schweigen der Musik beginnt die bezeichnete Person zu sprechen, und damit tritt wieder für alle Personen des Bildes Leben und Bewegung, d. i. das gewöhnliche Spiel, ein. Mit dem letzten der zu sprechenden Worte beginnt Musik und damit tritt

wieder für alle Personen Unbeweglichkeit ein; das Ganze wird wieder zum Bild und bleibt es bis der Vorhang sich schließt; es ist demnach bei den Proben dafür zu sorgen, daß bei den letzten der zu sprechenden Worte die beschäftigten Personen sich wieder zu einer malerischen, bildähnlichen Gruppe vereinigen.

Bei dem ersten Tableau, das zwei Gruppen enthält, in deren ersten Miranda, wie in der zweiten Caliban den Mittelpunkt bildet, ist zu bemerken, daß die Beweglichkeit der ersten mit dem letzten Wort Miranda's schließt, während die Beweglichkeit der zweiten erst mit dem ersten Wort Caliban's beginnt, so daß die Gruppe Caliban noch Bild ist, wenn die Gruppe Miranda sich bewegt, und diese letztere wieder zum Bild wird, wenn die Gruppe Caliban in Bewegung tritt.

Für kleinere Tableaux, wie Julie und Romeo, Lear wäre es vielleicht wünschenswerth, daß der Raum, in dem das Bild sich zeigt, durch Draperien u. s. w. etwas beschränkt werde, damit bei der geringen Anzahl der Personen nicht ein Mißverhältniß zwischen der Gruppe und deren äußeren Umgebung entstehe.

Die Darstellung des 2. und 3. Tableaus, die unmittelbar auf einander folgen, kann auf zwei Wegen geschehen. Entweder muß das 2. Tableau Hamlet hinter einen durchsichtigen Wolkenschleier gestellt sein, der bei starker Beleuchtung das Bild deutlich darstellt, wenn diese ihm aber entzogen wird, eben nur Wolken zeigt. In diesem Falle beginnt bei Hamlet's letztem Wort Musik, die Beleuchtung des Wolkenschleiers wird aufgehoben und hinter demselben, der nun undurchsichtig ge-

worden, das 3. Tableau: Falstaff gestellt, worauf sich unter Musik der Wolkenschleier wieder hebt und dieses 3. Tableau zeigt. Oder es wird das 2. Tableau ganz wie die übrigen behandelt, und es fällt nach dem letzten Worte Hamlet's ganz einfach ein undurchsichtiger Wolkenschleier herab, der sich bald darauf wieder hebt und das sehr leicht zu stellende 3. Tableau: Falstaff zeigt.

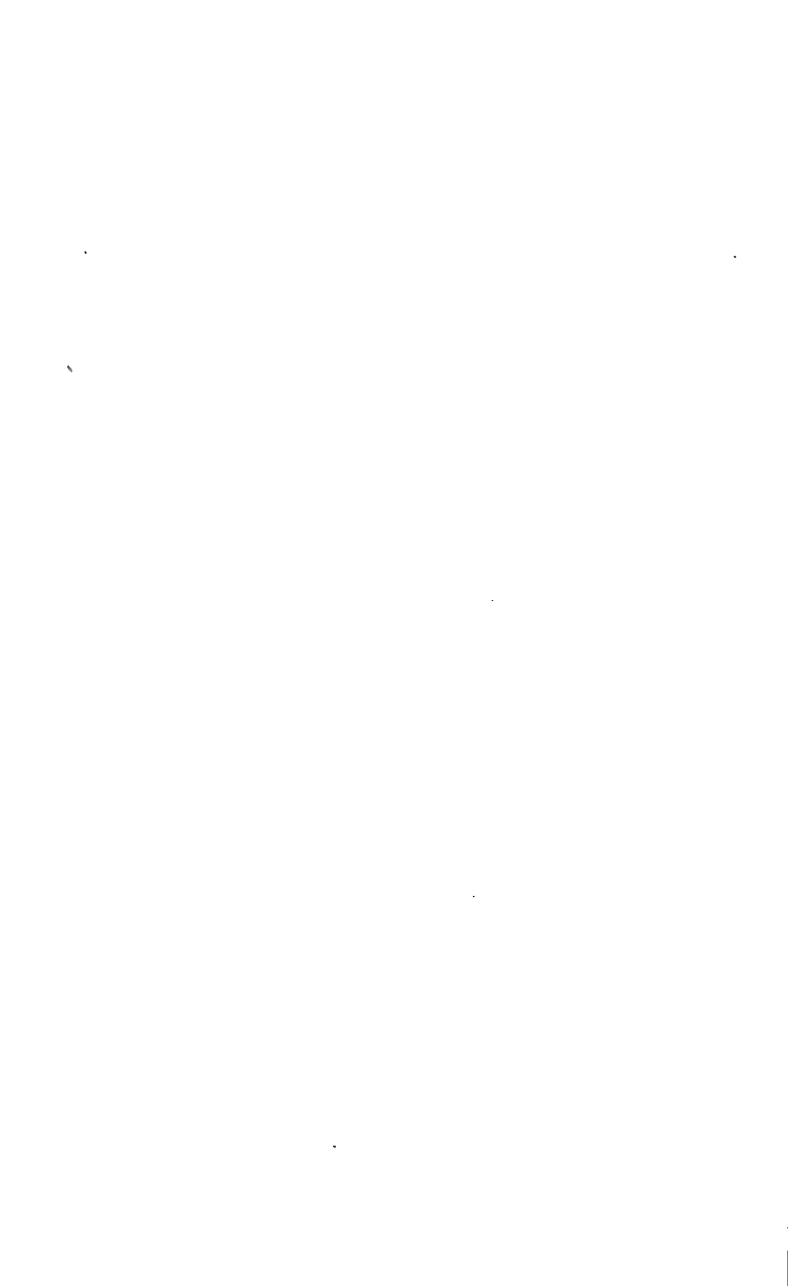
Daß zu dem Elfenzug des 9. und letzten Tableaus Kinder auf einem Flugwerke verwendet werden müssen, versteht sich von selbst.

Fr. H.

John Brown.

Bruchstück eines Trauerspiels.

1864.



Erster Akt.

Kansas. Freie Gegend; im Hintergrunde der Bühne ein zum Theil von Buschwerk dem Blicke entzogenes Flüßchen, jenseits dessen die Prairien Missouri's sich ausdehnen. Im Hintergrunde rechts am Ufer des Flusses auf einer Anhöhe von Gebüschen umgeben ein rauchgeschwärztes halbverbranntes Blockhaus. Links ebenfalls am Flußufer ein verglimmendes Wachfeuer, um welches in malerischen Gruppen die Freischärler Montgommery's lagern, einige schlafend, andere Tabak rauchend und plaudernd; in der Mitte der Bühne liegen Pferdesättel, Büchsen, Tornister und Jagdtaschen auf einen Haufen zusammengeworfen. Auf einem Rosenabhange im Vordergrunde der Bühne rechts liegt Montgommery in eine Wolldecke gewickelt in tiefem Schlafe. Nacht, die in Morgendämmerung übergeht.

Erster Freischärler.

Verdammt kalte Nacht!

Ein Zweiter.

Dein Fluchen macht sie nicht wärmer!

Erster Freischärler.

Aber vielleicht dein Brandy! — Die Feldflasche her, Puritaner!

Dritter Freischärler.

Horch! War das nicht Hufschlag?

15*

Zweiter Freischärler

Wie Hufschlag? Ei, das wäre!

(Bewegung in den Gruppen der Freischärler.)

Montgommery

(aus dem Schlafe auffahrend).

Was gibt es, Bursche? Ist der Feind im Anzug?

(Er springt auf und ergreift seine Büchse.)

Vierter Freischärler

(außer der Bühne).

Halt da! Steht Rede! Für oder gegen Sklaverei?

Kagi

(ebenfalls außer der Bühne).

Mit Gut und Blut zehntausendmal dagegen!

(auftretend).

Guten Morgen, Capitän —

Montgommery.

Schon zurück, Kagi? Und welche Nachrichten —

Kagi.

Die besten! — Das Knattern von Gewehrfeuer gestern Abend kam von Bains Cabin, wo Capitän Brown von den Schnapphähnen Bufards angegriffen wurde und sie mit blutigen Köpfen heimschickte!

Erster Freischärler.

Ein Hurrah für Capitän Brown!

Die Uebrigen.

Hurrah! Hurrah!

Kagi.

Ein richtiger, vollständiger Sieg von zwanzig Freistaatenmännern über einige Dutzend dieser Missouri-Buschklepper; vierzehn verwundet oder todt auf dem Platze geblieben, die übrigen in wilder Flucht über die Gränze gejagt —

Freischärler.

Hurrah, hurrah!

Montgommery.

Höchst erwünscht und doch traurig, sehr traurig!

Kagi

(während die übrigen Freischärler sich allmählig wieder dem Hintergrunde zuwenden).

Traurig, Sir? Und warum traurig? Ich meine, wenn wir duldeten, daß die Sklavenlords der Südstaaten diese Pest noch weiter ausbreiten und verewigen, das wäre traurig! — Haben sie das Missouri-Compromiß respectirt, das endlich eine Linie festsetzte, über die hinaus gegen

Norden hin in keinem neu zuwachsenden Gebiete Sklaverei bestehen darf? Kansas liegt nördlich dieser Linie; gleichwohl haben sie dem Compromisse zum Trotz durchgesetzt, daß hier in Kansas nicht das Gesetz, sondern die Stimmenmehrheit der Ansiedler darüber zu entscheiden habe, ob Kansas zu den Sklaven oder zu den Freistaaten zählen soll!

Montgommery.

Leider, Kagi, leider haben sie das Alles gethan! —

Kagi.

Sie haben noch mehr, bei weitem mehr gethan! Brachen nicht, den Revolver in der Faust, aus Missouri Horden wüster Raufbolde über Kansas Gränzen, um die Abstimmung für Sklaverei von uns zu erzwingen? Mußten wir friedliche Ansiedler nicht Pflug und Werkstatt, Haus und Hof verlassen und die Büchse in der Hand zu Felde liegen, um uns einer Verfassung zu erwehren, die fremde Eindringlinge mit Mord und Todtschlag, mit Brand und Plünderung uns aufnöthigen wollen? Und Sie, einer unserer heldenmüthigsten Anführer, Sie können bedauern, daß ein Dutzend dieser Bluthunde in ehrlichem Gefechte dem Tode verfiel, den sie am Galgen, ja auf dem Rade zu finden verdient hätten?

Montgommery.

Kagi! Es sind doch immer unsere Landsleute, Amerikaner wie wir, Opfer eines Bürgerkrieges, den ich beklagen muß, indem ich ihn ausfechte!

Kagi.

Ich aber Capitän –

Erster Freischärler.

(von der Anhöhe herab, auf der das Blockhaus steht).

Aufgepaßt! In der Richtung vom Sugar Creek her kömmt ein Reitertrupp angesprengt!

Montgommery.

Zu den Waffen, auf eure Posten!

Kagi.

Nicht doch, Capitän! — Es ist Capitän Brown mit seinen Begleitern, dessen Besuch ich Ihnen eben ankündigen wollte! Kameraden! Ein Hurrah für Capitän Brown, den Sieger von Ossawatomie, und Bain's Cabin!

Freischärler.

Hurrah! hurrah!

Montgommery.

Wahrhaftig, er ist es! —

(Er eilt John Brown begrüßend entgegen, der mit seinen Söhnen Watson, Owen, Oliver, dann Leeman, Taylor und Anderen von links auftritt.)

Willkommen, tausendmal willkommen, Capitän Brown!

Brown.

Diese jungen Männer mochten mich so nennen, so lange ich ihr Anführer war! — Das ist nun vorbei, und so heiße ich wieder schlechtweg John Brown.

Montgommery.

Wie, Sie gedenken doch nicht —

Brown

(während seine Begleiter mit den Freischärlern Montgommery's sich allmählich in den Hintergrund der Bühne zurückziehen).

Ich habe meine Freischaar aufgelöst und gedenke mit meinen Söhnen wieder in meine Heimat zurückzukehren!

Montgommery.

Wie, in Ihre Heimat zurückkehren —

Kagi

(der während dieser Reden in den Vordergrund der Bühne rechts vorgetreten).

Hat er's satt gekriegt, der alte Bursche?

(Er streckt sich auf den Rasenabhang im Vordergrunde der Bühne rechts nieder, zieht ein Messer hervor und schnitzt an einem Stücke Holz.)

Brown.

Auf der Festhaltung der Stellung die ich bisher einnahm, beruht zum Theil die Sicherheit der Ihrigen,

und so hielt ich es für Pflicht, Ihnen anzuzeigen, daß ich Bain's Cabin geräumt habe.

Montgommery.

Ist es möglich? — Sie uns verlassen? John Brown die Sache, für die er gekämpft, für die er geblutet, aufgeben?

Brown.

Capitän Montgommery! Zwei meiner Söhne hatten sich in Kansas angesiedelt; sie haben in diesen Wirren Haus und Hof, Alles, was sie besaßen, verloren; der eine von ihnen, von den Reitern Pate's gefangen genommen, ward in Folge unmenschlicher Mißhandlungen todsüchtig; ein anderer meiner Söhne, der mit mir jenen Beiden zu Hilfe hierher zog, ward auf Kansas Boden meuchlerisch ermordet! — Ich habe für Kansas gethan was ich konnte, vielleicht mehr als ich sollte!

Montgommery.

Darum vollenden Sie Ihr Werk! Noch einige Siege, wie Sie gestern einen erfochten, und Kansas ist befreit; der Schlag, den die Südstaaten hier empfangen, wird sie abschrecken —

Brown.

Nein, er wird sie nicht abschrecken! Baumwolle ist ein König, der erobern oder verkommen muß. Die Süd-

staaten können nicht zurück, sie müssen, sie werden vorwärts gehen. Sie haben im Congreß, im Senat das Uebergewicht; der Präsident, ihr Geschöpf, steht und fällt mit ihnen. Was sie in Kansas verloren, werden sie an andern Orten zurückgewinnen wollen, und sie werden es zurückgewinnen —

Montgommery.

Ist es möglich? Der Verlust von Kansas genügt Ihnen nicht? Sie wollen —

Brown.

Ich will nichts, Sir, als zu Weib und Kindern in die Heimat zurückkehren, die ich um Kansas willen nie hätte verlassen sollen. Was nützt es, wucherndes Unkraut abzumähen, wenn die Wurzel im Grunde forttreibt! Halbe Siege taugen nicht, nur ein ganzer rettet!

Montgommery.

Ich verstehe Sie nicht! Ein ganzer Sieg? Sie meinen also —

Brown.

Ich meine, wenn Sie es denn wissen wollen, ich meine, daß es in den amerikanischen Freistaaten vier Millionen Menschen gibt, die dem Vieh gleich verachtet und dem Vieh gleich gehalten und gezüchtigt werden, vier Millio-

nen Menschen, die nicht schreiben und lesen lernen dürfen, damit das Bewußtsein ihres Rechtes und ihrer Menschenwürde, damit das befreiende Wort des Heilands nicht in ihre Seele dringe, vier Millionen Menschen, die recht- und schutzlos der rohen Willkür, der rohen Sinnlichkeit ihrer Gebieter preisgegeben sind, und alles Das blos, weil sie Schwarze sind und weil König Baumwolle seine Herrschaft auf dem Weltmarkte behaupten will! — Vier Millionen Menschen, und Sie sprechen von Kansas und Missouri, Sie begnügen sich mit Recessen und Compromissen! — Nein, Sir! Sklaverei ist die Wurzel des Unheils unserer Zustände, an die die Axt gelegt werden, Sklaverei ist der Schmutzfleck am glorreichen Sternenbanner der amerikanischen Nation, von dem es gereinigt werden muß! Mit einem Wort, Abschaffung der Sklaverei auf amerikanischem Boden ist es, was Ehre, Christenpflicht und Gewissen von uns fordern, Abschaffung der Sklaverei ist die goldene Frucht, die dieses Jahrhundert von dem Baume der Union herabzuschütteln hat, und es wird sie herabschütteln! — Das ist meine Meinung, Capitän Montgommery, wenn Sie doch sie kennen lernen wollen!

Kagi

(vom Boden aufspringend, für sich).

Beim ewigen Gott, der Mann hat Recht!

Montgommery.

Sie ergehen sich in utopischen Träumen, Sir! — Sie sind ein Schwärmer!

Brown.

Capitän Montgommery! Mein Vater trieb Viehhandel in Connecticut und ich mußte, ein halberwachsener Knabe, seine Heerden in tiefster Einsamkeit durch die Gebirge zu Markte treiben. Später verlegte ich mich auf Schafzucht und Wollhandel und bin jetzt Farmer zu Nord-Elba im Staate New-York und Vater einer zahlreichen Familie. Ich hatte nie Zeit, mich utopischen Träumen hinzugeben, und kaum so viel Muße, ab und zu ein gutes Buch zu lesen. Ein Buch allerdings habe ich häufig gelesen, das Buch, in dem geschrieben steht, daß alle Menschen Brüder sind, nicht blos die weißen, und daß wir unsere Nächsten lieben sollen, wie uns selbst! Nennen sie das Schwärmerei? Mir ist es das Wort Gottes, dessen Erfüllung uns verheißen ist und das sich erfüllen wird, welche Kämpfe es auch koste, welche Hindernisse auch überwältigt, welche Opfer auch gebracht werden müssen!

Montgommery.

Sprechen Sie im Ernst und haben Sie erwogen, daß ein Unternehmen wie dieses die Union in ihren Grundvesten erschüttern würde?

Brown.

Gehe sie in Trümmer, wenn nur Unrecht und Gewaltthat sie zu erhalten vermögen!

Montgommery.

Bedenken Sie, welche Ströme Blutes fließen würden —

Brown.

Nicht tiefere, noch breitere, als die Thränenströme, die unsere schwarzen Brüder seit Jahrhunderten vergossen haben!

Montgommery.

Und wo wären die Mittel, ein solches Unternehmen auszuführen, wo der Führer, der sich an die Spitze stellte?

Kägi
(vortretend in heftiger Bewegung).

Er fragt noch! John Brown ist es! Sein Auge flammt Befehl und auf seiner Stirne lodert der Herrschaft Zeichen!

Brown.

Sie stellen Fragen, Sir, auf die ich nicht zu antworten weiß! Ich weiß nur, daß ich in meine Heimat zurückzukehren und kein Blut mehr zu vergießen wünsche, das ich jetzt, das ich hier für unnütz vergossen halte, das für die Tage zu sparen ist, die dereinst die Lebensfrage

der Zeit zur Entscheidung bringen! Kommen diese Tage, gibt Gott mir ein Zeichen, daß Er will, daß ich soll, dann wird keine irdische Rücksicht mich abhalten, die Wege zu gehen, die er mir vorschreibt, das Werk durchzuführen, das er mir aufträgt, und müßte ich Gut und Blut, das Leben meiner Kinder dafür hinopfern! — Doch wo sind wir hingerathen? — Sie wissen, daß ich Bain's Cabin geräumt habe, Capitän Montgommery, und somit Gott befohlen!

Tibby

(außer der Bühne).

Hilfe! Hilfe! Captän Mongommy!

Stimmen der Freischärler.

Nicht passirt! Halt da! Zurück!

Tibby

(außer der Bühne).

Captän sprechen! Tibby muß Captän von weißen Männern sprechen!

Stimmen der Freischärler.

Ihr sollt nicht! Zurück! Keinen Schritt weiter!

Montgommery.

Welcher Lärm! Was gibt es?

Kagi

(in die Scene links hinblickend).

Ein Negerweib, das durch unsere Wachen sich Bahn bricht! — Da ist sie!

Tibby

(ein kleines Mädchen an der Hand, auftretend).

Captän sprechen! — Tibby muß Captän von weißen Männern sprechen! — Wo sein Captän Mongommy?

Montgommery.

Ich bin Capitän Montgommery! — Was wollt ihr?

Tibby

(knieend).

Knieen, Füße küssen! — Abdi auch knieen, auch Füße küssen! — Bitten, um Hilfe bitten, für armen Nixon bitten! — Oh armer Nixon! Arme Tibby!

Montgommery.

Steht auf, sag' ich! Wer seid ihr und was wollt ihr?

Tibby.

Arme Tibby sein, drüben von Jarnés Pflanzung sein! — Vier Kinderchen haben, dies größtes sein! Mann haben, Nixon heißen, großer, schöner Nigger sein, guter Nigger sein! — Oh armer Nixon! Arme Tibby!

Montgommery.

Aber sagt doch, was ist euch widerfahren, und wie kann ich euch helfen?

Tibby.

O Captän Mongommy, Massa Nixon verkaufen, nach Carolina verkaufen! Nixon nicht mehr Tibby sehen, nicht mehr Kinderchen sehen! Nie mehr, nie mehr sehen! Tibby sich todt grämen, Kinderchen verkommen! Arme Tibby, arme Kinderchen!

Montgommery.

Die Unmenschen!

Tibby.

Armer Nixon sich wehren! Darauf Peitsche bekommen und in Ketten liegen! — O Captän Mongommy, Tibby knieen, Abbi knieen, armen Nixon nicht nach Carolina führen lassen! — Captän von weißen Männern mächtig sein, armen Nixon helfen!

Montgommery.

Steht auf! Steht auf, sag' ich — Wo liegt die Pflanzung dieses Jarné?

Kagi.

Eine Viertelmeile von hier, am Plum Creek in Missouri.

Montgommery.

In Missouri? — Dann kann ich der Armen nicht helfen.

Tibby.

Helfen! Armen Nixon helfen! Captän Mongommy helfen können, Nixon frei machen —

Kagi.

Ei, Capitän, laßt mich mit ein paar tüchtigen Burschen aufsitzen, wir holen den Schwarzen herüber!

Erster Freischärler.

Ja, laßt uns reiten!

Ein Anderer.

Bin auch dabei!

Mehrere Andere.

Reiten, laßt uns reiten!

Montgommery.

Still da, sag' ich! — Wollen wir die Frevel unserer Gegner nachahmen? Wir sind hier, Kansas vor räuberischen Einfällen zu schützen, nicht solche nach Missouri zu unternehmen! Der scheidet aus meiner Freischaar, der an einem solchen Anschlag Theil nimmt. Arme Tibby, ich kann eurem Nixon nicht helfen; ihr selbst aber habt Kansas

freien Boden betreten; ihr seid mit eurem Kinde frei, euch will ich beschützen —

Tibby.

Nixon nach Carolina kommen, Tibby keinen Schutz brauchen, Tibby sterben, Kinderchen sterben! — O armer Nixon, arme Tibby! Großer Vater nicht helfen, Captän Mongommy nicht helfen, Niemand helfen! —

(Sie bricht schluchzend und erschöpft in die Kniee.)

Brown

(der diesen ganzen Auftritt auf seine Büchse gestützt ruhig mit angesehen, plötzlich auf Tibby zuschreitend und ihr die Hand auf die Schulter legend).

Ich will dir helfen, Tibby!

Tibby.

Helfen! Du Massa, Nixon frei machen! — Tibby Kleid küssen, Füße küssen, Tibby lachen, weinen, Tibby nicht wissen, ob träumen, ob verrückt sein.

Brown.

Watson, die Pferde vor! – Wir reiten, Kinder!

Watson

(freudig).

Ja, Vater! Auf der Stelle!

(Eilt nach links ab.)

Oliver.

Gott sei Dank, wir reiten!

Tibby

(zu ihrem Kinde).

Da, Abdi, Massa anschauen, guten Mann anschauen! — Gut merken, guten Mann!

Brown

(im Begriffe zu gehen).

Capitän Montgommery, leben Sie wohl!

Montgommery

(Brown bei der Hand fassend und einige Schritte mit ihm vortretend).

Bedenken Sie, was Sie thun, Sir! In Kansas mögen Parteien sich befehden, aber die Gränzen Missouri's überschreiten, heißt einen selbstständigen Staat angreifen.

Brown.

Die Gränzen menschlicher Gesittung überschreiten, heißt Bestie sein, und Bestien schlägt man todt!

Montgommery.

Sie wissen, daß Bufard's Schaaren sich in der Nähe herumtreiben — wenn Sie in einen Hinterhalt gelockt würden —

Brown.

Gleichviel! Besser sterben, als solchen Missethaten mit gekreuzten Armen zusehen!

Montgommery.

Verblendeter, mögen Sie die rasche That nie zu bereuen haben!

Brown.

Hier nichts gethan zu haben, würde ich immer noch mehr bereuen! Zu Pferde! Tibby wird uns den Weg zeigen. Montgommery und ihr Andern Gott befohlen!

(Mit Tibby, seinen Söhnen und Begleitern rasch nach links ab.)

Montgommery.

Da geht er hin! — Ein trefflicher Mann, wenn ihm nur nicht der Verstand mit dem Herzen davonliefe!

Kagi

(vortretend).

Capitän Montgommery —

Montgommery.

Nun, Kagi, was gibt es?

Kagi.

Ich denke aus Ihrer Freischaar zu treten, Capitän —

Montgommery.

Unmöglich! Wie, Sie wollten —

Kagi.

John Brown will ich mich anschließen! — Er hat Recht; nicht mit den Sklavenstaaten uns um ein Stück

Landes zu schlagen, die Sklaverei aus Amerika's freiem Boden auszurotten, ist die Aufgabe unserer Zeit, und er ist der Mann sie zu lösen! — Und so lebt wohl, Kameraden, auf fröhliches Wiedersehen!

(Er stürzt auch links ab, Bewegung unter den Freischärlern.)

Montgommery

(ihm nacheilend).

Kagi! Sie stürzen sich ins Verderben! Bleiben Sie! Kagi! Kagi!

Verwandlung.

Missouri. Hofraum auf der Pflanzung Jarnés; im Hintergrunde durch eine Veranda der Eingang in das Haus, links (außer der Bühne) jener in den Hof.

(Der Sklavenhändler Douglas und der Missouri-Freischärler Hicklan, letzterer eine Rumflasche in der Hand, treten von links auf.)

Douglas.

Sucht nur keine Ausflüchte! Habt tüchtig Schläge bekommen bei Bain's Cabin, seid vor einem Dutzend Büchsenmännern rudelweise davongelaufen!

Hicklan.

Sollten wohl stehen bleiben und uns vor ihren Verschanzungen niederknallen lassen! Laßt nur Zeit, kriegen sie doch unter, die verdammten Yankees!

(Trinkt.)

Douglas.

Kriegt sie nicht unter! Seid Säufer und wüstes Gesindel; sind Gentlemen die Andern, halten was auf sich und verstehen das Kriegshandwerk.

Hicklan.

Oho! Wozu hätten wir Congreß und Senat und den Präsidenten obendrein im Sack? Müssen uns Truppen senden und dann hängen wir sie, alle hängen wir sie, die verdammten Yankees.

(Trinkt.)

Douglas.

Meinen anders die Pflanzer hier in Missouri: fürchten einen Einfall, bringen ihre Habe in Sicherheit! Jarné hier hat mir seine Schwarzen verkauft, sechs Stück stramme Bursche, billig verkauft, nur Weiber und Kinder zurückbehalten!

Hicklan.

Alles unnütz! Sind dumme Jungen, die Yankees; sengen nicht, plündern nicht, respectiren das Eigenthum! Müssen sie unterkriegen, kann nicht anders sein!

(Trinkt.)

Douglas.

Rechne, der Rum kriegt euch unter! Habt genug gefrühstückt! Thut die Flasche weg!

Hicklan

(wirft halb taumelnd die Flasche weg).

Da liegt sie! Ist ohnehin leer, das Beest!

Douglas.

Hätte euch ein Geschäft vorzuschlagen! Sehe zwar, daß ihr betrunken seid, Mann, sehr betrunken!

Hicklan.

Betrunken! Nur die Füße! Bin ein Reitersmann, nie gut zu Fuße gewesen! Laßt nur euren Vorschlag hören; sollt sehen, daß ihr mir nicht zu pfiffig seid!

Douglas.

Rechne, daß es gut wäre, wenn ich mein Ebenholz in Sicherheit brächte! Sind aber wilde, widerspänstige Bursche, diese Nigger, wollen nicht von Weib und Kind fort! Biete euch zwanzig Dollars, freie Kost und Brandy, so viel ihr wollt, wenn ihr mir sie nach St. Louis bringen helft!

Hicklan.

Zwanzig Dollars und Brandy, so viel ich will! — Topp, es gilt! Sollt' eure Freude daran haben, wie ich die Peitsche zu führen verstehe! Läßt nichts so schön, als blutige Striemen auf schwarzem Rücken! Aber wo ist Jarné?

Muß mir ein Pferd schaffen, das meine zu Schanden geritten! Heda; Jarné!

(Will ins Haus.)

Douglas

(ihn zurückhaltend).

Nichts da! Sollt bleiben, Mann! Sind Gäste drin. Mr. Sorel aus Virginien, steinreich, große Pflanzungen, schöne Sklavenzucht. verkauft jährlich dreißig bis vierzig Stücke; zäher, stämmiger Schlag, Kreuzung aus Schaggas und Mandingos; soll in jüngeren Jahren selbst fleißig mitgewirkt haben an der Züchtung — Na, ihr versteht mich!

Hicklan

(taumelnd).

Jarné will ich sprechen! Kümmere mich den Teufel um Mr. Sorel, seinen Reichthum und die Mulatten, die er in die Welt gesetzt haben mag! — Bin ein freier Mann, leben in einem freien Land —

Douglas.

Seid ein freier Mann, aber seid betrunken, taugt nicht in Gesellschaft! Sollt euch eines meiner Pferde aussuchen, sind besser als die Jarné's! Kommt, will euch mein Ebenholz zeigen! Sind wilde, störrige Bursche,

könnt an ihnen euer Müthchen kühlen, den verdammten Yankees zum Trotz! Kommt, Kommt!

Hicklan.

Verdammte Yankees, kriegen sie doch unter! Kann nicht anders sein!

(Geht von Douglas geführt nach links ab; gleich darauf kommen durch die Veranda einige Negerknaben aus dem Hause, und gehen, mit verschiedenem Reisegepäck beladen, nach links ab; ihnen folgen Jarné und Sorel, die allmählich vortreten.)

Sorel.

Wie gesagt, beruhigen Sie sich, Jarné! Ich kann nun als Augenzeuge über den Zustand der Dinge berichten, und der Süden wird seine Maßregeln darnach zu nehmen wissen! Kansas darf nicht in dem Besitz der Freistaaten-Männer bleiben.

Jarné.

Hm! Was verschlüge es denn, wenn ihr es fahren ließet? Ihr verliert nicht viel an dem Stücke Landes, und wir hier in Missouri könnten endlich wieder in Ruhe und Frieden unseren Geschäften nachgehen!

Sorel.

Wo denken Sie hin? Wenn Kansas als Nichtsklavenstaat in die Union tritt, so verliert der Süden die Majorität im Senat, er verliert das Uebergewicht, das er

bisher in der öffentlichen Meinung behauptete, und unsere Gegner würden dadurch ermuthigt, ganz unverholen mit ihren verderblichen Anschlägen hervorzutreten!

Jarné.

Ei, was können diese aufgeblasenen, scheinheiligen Yankees uns viel anhaben?

Sorel.

So, und wenn sie nun auf Befreiung der Neger, auf Abschaffung der Sklaverei dringen?

Jarné.

Wie, was! Sind die Leute toll geworden? Habe ich meine Neger nicht theuer gekauft, sind sie nicht mein wie meine Pferde, Ochsen, meine Schafe? Meine Neger befreien, hol' mich der Teufel! Das heißt, mich bestehlen! Abschaffung der Sklaverei! Und was wird aus unsern Pflanzungen? Woher soll die Baumwolle kommen, und Baumwolle, sagt das Sprüchwort —

Sorel.

Baumwolle ist König! Ganz recht! Die Sklaverei ist nothwendig, die Neger sind kaum mehr als sprechende Affen! Wer weiß das nicht? Aber was wollen Sie? Es steckt in der Luft wie Scharlach und Blattern, die Yankees

denken aber anders als Sie und ich! — Doch für jetzt genug! Es ist spät geworden und ich sollte schon unter Weges sein!

Jarné.

Das Gepäck ist besorgt, Sie können jeden Augenblick aufbrechen! Nur vorerst noch ein Wort, Sir! — Was haben diese Yankees davon, mit solchen Forderungen gegen uns aufzutreten? Wo steckt der Profit?

Sorel.

Profit! Sie suchen keinen! Sie sagen, sie zögen nicht für irdische Rücksichten, sondern für Ideen zu Felde!

Jarné.

Ideen! Was ist das? Gewiß ein Firlefanz, den uns die bettelhaften deutschen Einwanderer über's Meer herüber gebracht haben!

Douglas

(außer der Bühne).

Jarné! Jarné!

Jarné

(nach links hinblickend).

Was gibt's da? Welches Gerenne dort im Hof? Was ist vorgegangen?

Douglas

(athemlos von links hereinstürzend).

Reiter — von der Grenze her — Kansas-Freischärler!

Jarné.

Ein Ueberfall —

Sorel.

Ist es möglich? Sie wagten —

Stimmen außer der Bühne

(in weiter Entfernung).

Hurrah! Hurrah!

Hicklan

(von links hereintaumelnd).

John Brown ist es — der von Bain's Cabin! Kenne ihn am weißen Barte! Sie sind schon ganz nahe!

Douglas.

Meine Nigger — bin ein verlorener Mann — meine Nigger!

Jarné.

Nicht den Kopf verloren, Douglas! Hicklan, kommt! Laßt uns die Thore schließen und Gewalt mit Gewalt abwehren!

Sorel.

Keine Uebereilung! Nichts von Gewalt! Laßt uns erst einige Worte mit ihnen wechseln —

Jarné.

Erst Kugeln, dann Worte! Vorwärts, Freunde!

Hicklan.

Recht so! Ich nehm' den Alten auf's Korn, werdet ihr mit den Jungen fertig!

(Stürzt mit Jarné und Douglas nach links ab.)

Sorel

(ihnen nacheilend).

Hören Sie mich! Sie sind von Sinnen! Hören Sie mich!

(Die Bühne bleibt einige Augenblicke leer; dann

Brown

und seine Schaar außer der Bühne, aber ganz nahe.)

Hurrah! Hurrah!

(Getümmel außer der Bühne, dann einige Schüsse.)

Hicklan

(außer der Bühne aufschreiend).

Verdammter Yankee!

(John Brown tritt mit Watson, Oliver, Kagi und einigen anderen Begleitern rasch von links auf.)

Brown.

Wer that den Schuß? Ich warnte doch nachdrücklich vor unnützem Blutvergießen!

Kagi.

Ich streckte den Mann nieder, als er eben seinen Revolver auf Sie abdrückte!

Brown.

Ein Betrunkener! Er hätte mich ohnehin nicht getroffen! — Watson, Oliver, an's Werk! Durchsucht das Haus und entledigt die Schwarzen ihrer Bande! —

(Während Watson und Oliver durch die Veranda dem Hause zueilen, tritt Owen von links mit einigen Freischärlern auf, die Sorel, Jarné und Douglas entwaffnet herbeiführen.)

Doch sieh, da kommen unsre Gefangenen!

Sorel.

Mit welchem Rechte, Sir, hindern Sie einen freien Mann und amerikanischen Bürger seine Reise fortzusetzen und seinen Geschäften nachzugehen!?

Jarné.

Mit welchem Rechte, Räuberhauptmann, brichst du gewaltthätig in mein Haus?

Douglas.

Habe meine Nigger theuer gekauft! Mit welchem Rechte plündert ihr einen ehrlichen Gewerbsmann?

Brown.

Nicht mit dem Rechte, mit welchem Sie und Ihresgleichen Ihre Mitmenschen wie Schlachtvieh ausbieten und verhandeln, nicht mit dem Rechte des Stärkeren, sondern mit dem Rechte, das Gottes Wort uns Allen gibt, unsern mißhandelten Mitbürgern zu Hilfe zu kommen!

Sorel.

Die Gesetze des Landes, Sir, in dem wir leben —

Brown.

Genug! Ich habe jetzt nicht Zeit, mich in einen Wortstreit einzulassen! Halten Sie sich bereit, unsrer Sicherheit wegen uns bis zur Grenze von Kansas zu folgen; dort werden Sie wieder in Freiheit gesetzt werden! Ihr Eigenthum soll unberührt bleiben; wir sind keine Räuber! Ihre Neger aber sind Menschen und also frei! —

(Zu Owen.)

Bringt die Männer fort und bewacht sie bis zu unserm Abzug!

Douglas

(während er mit Jarné und Sorel in's Haus abgeführt wird).

Meine Nigger! Meine Nigger!

Kagi.

Der Elende, der mit Menschenleben und Menschenglück Handel treibt!

Brown

(während Nixon und Tibby aus dem Hause treten).

Sind die Andern besser, Kagi? Gäbe es Verkäufer, wenn sich nicht Käufer fänden?

Tibby

(mit Nixon vortretend).

Da, Nixon, Captän Brown sein, da Vater von armen Schwarzen sein! Da, Nixon danken, Nixon knieen!

Nixon.

Jeder Tropfen Blut von Nixon Captän Brown gehören, Nixon leben und sterben für Captän Brown, Captän Brown gut sein wie großer Vater!

Brown.

Steht auf und kniet künftig nur vor Gott! Er hat euch durch uns die Freiheit wieder geschenkt! Trachtet ihrer durch Fleiß und Muth würdig zu sein und bewahrt sie fortan und vertheidigt sie gegen Jedermann und um jeden Preis bis zum letzten Athemzug! Jetzt aber geht, sucht eure Habe zusammen und stärkt und erquickt euch, denn wir haben einen weiten Weg vor uns!

(Während Nixon und Tibby sich zurückziehen, zu Watson und Oliver, die mittlerweile wieder aus dem Hause getreten sind.)

Nun, wie steht es? Wie viel der armen Seelen habt ihr erlöset?

Watson.

Weiber und Kinder mitgerechnet fünfzehn Köpfe!

Brown.

Wohlan, so laßt uns nun an den Rückzug denken! Die Schwarzen nehmen wir mit uns und bringen sie nach Kansas in Sicherheit!

Watson.

Nach Kansas? In Kansas sind sie nicht sicher!

Oliver.

Nicht acht Tage, so fangen die Missouri-Gränzstrolche sie wieder ein!

Owen.

Oder einer der Ansiedler verdient das Kopfgeld für Einbringung flüchtiger Sklaven an ihnen!

Watson.

Die Schwarzen in Sicherheit bringen! Ja, wenn wir sie nach Canada schaffen könnten, auf brittischen Boden, da wären sie sicher!

Brown.

Schande genug für Amerika! — Gut, ich will sie nach Canada bringen!

Oliver.

Wo denkt ihr hin, Vater! Zweitausend fünfhundert Meilen Weges —

Owen.

Durch Indiana und Illinois, das von Anhängern der Sklavenstaaten wimmelt —

Watson.

Sie würden euch die Behörden, ja die Militärmacht der Staaten auf den Hals hetzen —

Brown.

Seid ihr toll, ihr Bursche! Hätte ich diese Schwarzen befreit, um sie nun schutzlos ihrem Schicksal zu überlassen? Seht ihr nicht ein, daß ich sie nach Canada bringen muß! Reden Sie, Kagi, meinen Sie nicht auch —

Kagi.

Capitän Brown, ich mit Ihnen und für Sie durch's Feuer, aber Ihre Söhne haben Recht! Es müßten Zeichen und Wunder geschehen, wenn Sie ein Unternehmen wie dieses glücklich zu Ende führten!

Brown

(betroffen aufblickend).

Zeichen und Wunder!

Oliver.

Thut es nicht, Vater!

Watson.

Die Mutter wartet mit Sehnsucht unsrer Heimkehr!

Brown

(vortretend und halblaut vor sich hinsprechend).

Zeichen und Wunder! — Und wenn nun diese Zeichen und Wunder geschähen, wenn ich diese armen Schwarzen glücklich Tausende von Meilen weit durch Drangsal, Entbehrung und Gefahren nach dem Lande der Freiheit hinführte, wäre das nicht der Ruf, auf den ich harre, zwanzig Jahre lang demüthig harre, wäre das nicht der Wink des Herrn an's Werk zu gehen, den Boden Amerika's zu säubern von dem Unkraut, das ihn überwuchert, ihn zu lösen von dem Fluche der Sklaverei, der auf ihm lastet, der Welt zu zeigen, Freiheit für Alle und für immer sei der heilige Wille ihres Schöpfers! —

(Nach einer Pause.)

Nicht blos im Donner des Gewitters und im Säuseln des Windes, der Herr spricht auch in den Regungen unserer Seelen zu uns, und die meine sagt mir: Führt Gott dich hier, dann magst du auch jenes Größeren dich unterfangen, denn er will es und er ist mit dir! —

(Sich zu den Uebrigen zurückwendend.)

Hört mich an, ich bin entschlossen, jene Schwarzen nach Canada zu führen!

(Allgemeine Bewegung.)

Ich bin entschlossen, also keine Widerrede! Ich for-

dere euch nicht auf, mich zu begleiten! Folge mir Keiner, den nicht das eigene Herz dazu treibt! — Owen, Watson ihr habt Weib und Kinder! Oliver, du bist verlobt! Bleibt zurück, ich verarge es, ich zürne Keinem, auch Ihnen nicht, Kagi! Gefahren und Drangsal liegen auf meinem Wege, ich weiß es; aber wenn ich ihn auch allein ginge, ich gehe mit Einem, der stärker ist als ihr Alle!

Oliver.

Nein, Vater! Euer Weg war der unsrige bis zum heutigen Tage und wir wollen ihn mit euch gehen, bis zum letzten Athemzug! Keiner von euren Söhnen verläßt euch —

Owen, Watson.

Keiner! Keiner!

Kagi.

Capitän Brown! Ich habe alles weggeworfen, was mich zurückhielt, um ihnen nachzufolgen, und ich werde ihnen nachfolgen, so lange Leib und Seele in mir zusammenhalten! Und wie ich, so denken Alle, die Sie hier umgeben! Keiner wird zurückbleiben, Keiner Vater Brown verlassen —

Die Uebrigen

(in heftiger Bewegung).

Keiner! Keiner!

Brown.

Nun wohlan, so kommt, meine Kinder! das Schlimmste, was uns begegnen kann, ist ein ehrlicher Tod im heiligen Kampf für eine gute Sache! Geschehen aber Zeichen und Wunder an uns, wie der Herr sie denen verheißen, die für die Erfüllung seines Wortes zu Felde ziehen, dann jubelt und frohlockt, denn dann naht der Tag, da die Sünden unserer Väter gesühnt werden, da die Sonne der Freiheit in Amerika über Weiße und Schwarze leuchten, da wie Posaunen des Gerichtes über dies Land von Meer zu Meer der mächtige Schrei hindröhnen soll: Für jetzt und immer nieder mit der Sklaverei!

Die Uebrigen.

Nieder mit der Sklaverei! Nieder! Nieder!

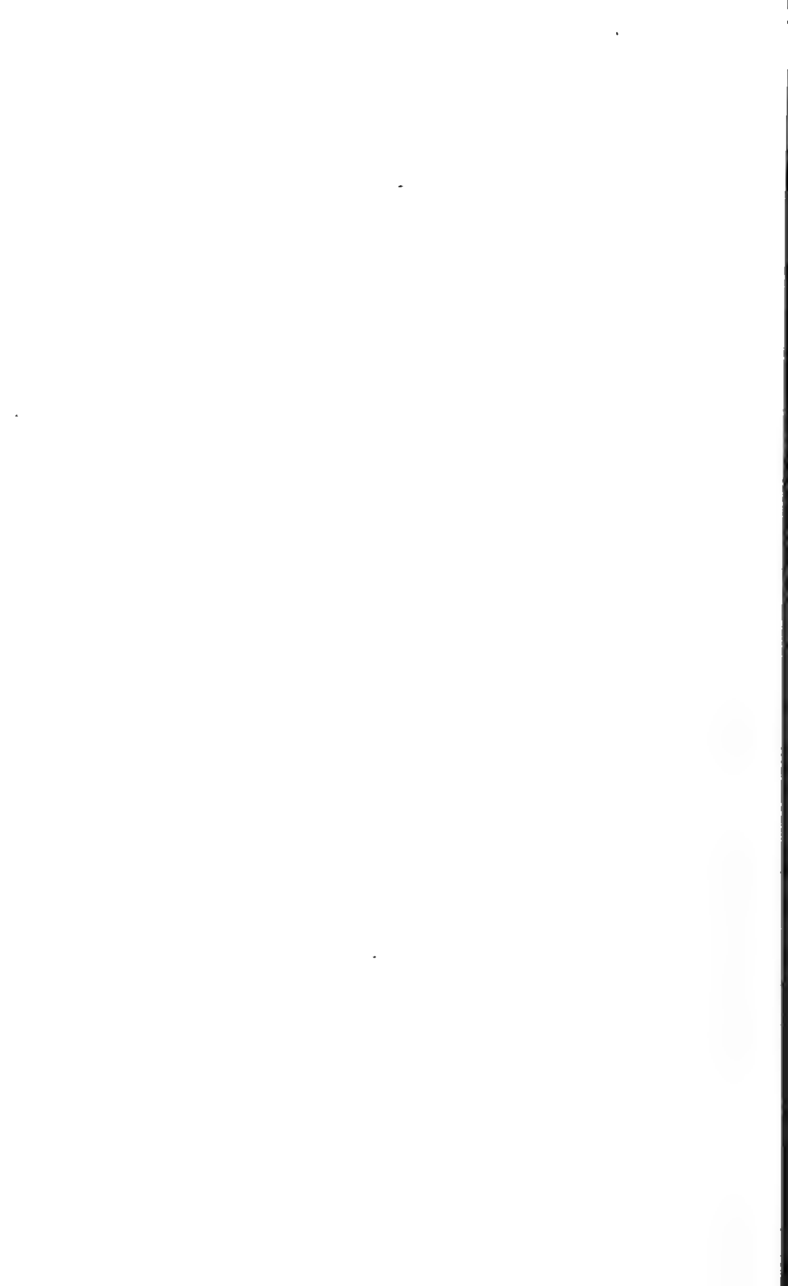
(Während Brown sich abzugehen wendet, und die Uebrigen in tumultuarischer Bewegung ihm nachdrängen, fällt unter Klängen des Yankee Doodle rasch der Vorhang.)



König Wamba.

Fortsetzung des im dritten Bande (zweitem der dramatischen Werke) enthaltenen Bruchstückes der freien Bearbeitung von Lope de Vega's: Vida y muerte del rey Bamba.

1869.



Zweiter Akt.

Andalusien. Felsenhöhe; in der Tiefe das Meer und weite Aussicht auf das Flachland Spaniens.

(Britomar, König der Alarben, und Paulus der Grieche, sein Feldherr, treten bewaffnet auf.)

Britomar.

Dies also ist Europa, dies das Land der Christen,
Voll Saaten, Reben, Heerden, deß Besitz
Du, Grieche, mir verheißen!

Paulus.

Ja, mein König!
Dies ist Hispanien, vormals das Reich
Des Gothen, jetzt, da du's betreten, deins;
Denn uneins, Herr, und ohne Haupt und Führer,
Seit König Recisund vom Leben schied,
Muß deiner Macht sein wehrlos Volk erliegen,
Und dienstbar sich zu deinen Füßen schmiegen!

Britomar.

Du wohntest, sagst du, ehmals hier im Land?

Paulus.

So ist's; du findest keinen bessern Führer!

Britomar.

Uneins und wehrlos nennst du seine Völker
Und leicht den Sieg?

Paulus.

Im Schlaf erringst du ihn;
Glaub' meinen Worten, Herr!

Britomar.

Dir glauben, Grieche?
Dem Christen. der ein wehrlos christlich Volk,
Das gastlich einst den Fremdling aufgenommen,
Verrätherisch in Feindeshände liefert?
Wer glaubt Verräthern! — Wenn in Einem auch
Du wahrgesprochen — denn dies Land ist schön;
Ein Demant strahlt's, gefaßt im Ring des Meeres,
Und Blüthen zählt es mehr als Körner Sandes
Die Wüsten Afrika's — Lockpfeifenklang
Vielleicht nur war's, der floß von deinen Lippen,
Und nächstens denkst du uns im Netz zu haben!
Doch sieh dich vor —

Paulus

(dem König zu Füßen sinkend).

Im Staub beschwör' ich dich,

Glaub' meinen Worten, vertraue deinem Sklaven!
Hinstürzen will ich meines Gotts Altäre,
In Strömen Christenblut vergießen, ja
Selbst nicht des eignen Bruders wollt' ich schonen,
Mein Wort zu lösen, Spaniens Völker alle
Im Staub zu deinen Füßen hinzustrecken,
Wie ich hier liege hingestreckt im Staub!

Britomar.

So sei's und hätten all' nur einen Nacken,
Die Wucht der Ferse drauf zu setzen, wie
Auf deinen jetzt!

(Er thut es.)

Paulus.

Mein hoher Herr!

Britomar.

Steh' auf.

Dein Leben, wisse, bürgt für deine Treue!
Und nun an's Werk! — Dort, meinst du, längs des Stromes
Führ' unsre Straße? Wohl' ich zieh' voran
Mit diesen hier, du folgst mir mit dem Heere!
Auf, schmettert Hörner denn! Flammt Feuerbrände!
Ein König kam dir, Spanien, über's Meer,
Und daß dein Sinn sich huld'gend zu ihm wende,

Zieht mahnend Graus und Schrecken vor ihm her!
Brecht los! Brennt, plündert, schwelgt in Blut und Leichen!
Fühl', Spanien, die Sporen in den Weichen,
Und lern' dem Zaum dich fügen, scheues Roß!

(Er geht ab; sein Gefolge, die Waffen aneinander schlagend, dringt tumultuarisch nach. Hörnerschall außer der Bühne.)

Paulus

(in heftiger Bewegung auf und niedergehend).

Verflucht, wer Hilfe sucht beim Thier der Wüste,
Und roher Kraft zum Dienste sich verdingt! —
Verräther schilt er mich und setzt den Fuß
Mir auf den Nacken! — Ungeschlachter Heide,
Ich will dir zeigen, wer ich bin, ich will —

(Er steht stille.)

Was soll das? Still! Zur Ruhe, schwellend Herz!
Gedenk', du hast dir zugeschworen, Schmach
Und Knechtschaft, Noth und Drangsal still zu tragen,
Blut, Leben, ja den Himmel dran zu wagen,
Wenn einer ist, um jeden Preis Gewalt
Und Macht und Herrschaft zu erringen! Löse
Denn deinen Schwur! Harr' aus, und trag' dein Joch,
Mit Füßen laß dich treten, in den Bart,
Dir speien! Dulde, was ein Lamm empörte,
Nur komm an's Ziel, dann endet, Herz, dein Schweigen,

Dann magst du deine echte Farbe zeigen,
Und Rache sei dein erster Freudenschrei!

(Er geht ab.)

Verwandlung.

Asturien. Im Hintergrunde Aussicht auf Felder, Wiesen und das Dorf Ircana mit seinem Kirchthurm; in der Ferne Gebirge; im Vordergrund der Bühne rechts ein dichtbelaubter, herbstlich gefärbter Baum, unter demselben ein Gränzstein.

(Erwig und Athanagild treten auf mit einem Boten.)

Athanagild.

In Andalusien, sagst du, hätten sie
Gelandet?

Bote.

Bis Toledo hin schon schwärmen
Der Afrikaner Horden, jede Nacht
Flammt neue Brandesröthe auf, und Morgens
Strömt angstvoll, unerhörte Gräuel meldend,
Der Flücht'gen Schaar den festen Mauern zu.
Oed liegt das Land; der Rosse Huf zerstampft
Das Saatgefild, ein Damm von Leichen schwellt
Der Ströme Lauf, und Spaniens Lüfte tönen
Von Jammerruf, von bangem Todesstöhnen!

Erwig.

Und wir, berufen zu des Landes Schirm,
Wir spüren nun ein Jahr schon runentoll,

Als Götterspruch Altweiberwahn verehrend,
Im Land dem Wunderkönig nach und sehen
Nach bunten Dächern aus und Eisentischen!
Beim ew'gen Gott, wir trügen besser Schellen
Als Sporen an den Fersen!

Bote.

Habt Erbarmen!
Toledo fleht um Hilfe, rettet uns!

Erwig.

Uns fleht ihr an, uns, die Gelübd' und Schwur
Auf Abenteuer auszuziehen zwingt,
Den Mann im Monde aufzustöbern! Helft
Euch selber! Wir, wir suchen Spaniens König,
Und suchen wir nur recht, wir finden ihn,
Wenn bis dahin nur noch sein Reich sich findet!

Athanagild.

In Spaniens Herzen wehten Feindesfahnen?
Das darf nicht sein, beim Blute meiner Ahnen!
Laß Rath uns halten, Erwig, mit den Andern,
Die dort am Bache lagern! Rabe, komm,
Aus ihrem Mittagsschlaf sie aufzukrächzen!

(Mit dem Boten nach links ab.)

Erwig.

Das war's, das braucht' ich! — Niemals üppiger
Erblühte noch aus allgemeiner Noth
Dem Einzelnen sein Glück als heute mir!
Wie dort der Bauer, seine Rinder stachelnd,
Die Pflugschaar in der Erde Weichen drückt,
Daß Saatengold aus ihrem Schooß ihm sprieße,
So hält die Noth, daß Purpur mich umfließe,
Ihr Flammenschwert auf's Herz der Zeit gezückt!
Wer könnte, wer, da rings Gefahren schrecken,
Rings aufbraust wild der Zeiten Wogendrang,
Mehr Bürgschaft bieten, mehr Vertrauen wecken
Als Erwigs Schwert und seines Namens Klang?
Brecht los denn all' des Krieges Todesnöthen,
Flammt Städte auf in grausem Glutenschein,
Ihr strahlt mir als des Glückes Morgenröthen,
Nun, Spaniens Macht und Herrschaft, bist du mein!

(Er geht nach rechts ab; aus der Ferne von Ircana her das Mittagsgeläute; wenn es verhallt ist, singt:)

Sancha

(außer der Bühne).

„Der Mendo ist nußbraun und blond ist der Blas
„Und wer schlägt die Zither wie Pedro Rapaz!

„Und wie soll ich wählen; denn, welcher es sei,
„So recht lieb' ich keinen, und lieb' alle drei!

(Sie ist während dieses Liedes mit einem zugedeckten Korb am Arme und einem Krug in der Hand von links aufgetreten.)

Ein närrisch Lied! — Kann eine Christenseele
Zugleich drei Männer, und am End' doch keinen
Recht wahrhaft lieben? Gott sei Dank, mein Herz
Weiß, was es will, und wem es angehört!

(Sie stellt Krug und Korb nieder und sieht sich um.)

Wo ist er denn? — Er saß doch Mittags immer
Schon unterm Ahorn hier, und sah den Weg
Entlang, ob ich das Mittagsbrot ihm brächte,
Und heute wär' er noch im Felde — Ja,
So ist's! — Dort lenkt er, über'n Pflug gebückt,
Vom Rand der Höhen seine Rinder nieder!

(Sie springt auf den Gränzstein unter dem Baum, und weht mit einem Tuch in die Lüfte.)

Da bin ich! Wamba, hörst du? Komm, Mittag
Ist schon vorüber!

Wamba

(außer der Bühne, in der Ferne).

Gleich, Sanchita, gleich!

Sancha

(von dem Stein herabhüpfend).

Die liebe Stimme! Dringt ihr Klang doch stets
Wie Glockenruf mir mächtig in die Seele,

Und mahnt mich, Gott herzinniglich zu danken,
Daß seine Gnade mir ihn zugesellt,
Den liebsten, besten, treusten Mann der Welt! —
Was säumt er nur?

(Wieder auf den Stein springend.)

Ei, komm doch, Wamba! komm'!

Wamba

(außer der Bühne, ziemlich nahe).

Gleich komm' ich! Laß die Rinder nur vorerst
Vom Joch mich lösen!

Sancha

(vom Stein herabhüpfend).

Ei, die dummen Rinder!
Das Vieh will freilich auch sein Futter suchen,
Und er denkt immer an sich selbst zuletzt!

Wamba

(mit einem Stabe auftretend, an dessen Ende ein eiserner Stachel zum Antreiben des Zugviehs befestigt ist).

Da bin ich, Kind! Ein heißer Tag fürwahr!
Die Sonne thut, als ob noch Sommer wäre,
Und zudem ist der Grund so eisenhart;
Kaum bringt die Pflugschar ein, und thut sie's endlich,
So gibt es Schollen, wie Gebirge schier!
Heut ward mir's sauer.

Sancha

(sich in seine Arme schmiegend).

Armer Wamba, du!

Wie doch der Schweiß dir von der Stirne triest!

(Sie trocknet ihm mit der Schürze die Stirne ab.)

Wamba.

Laß triefen! Eh der Abend graut, ist bis

Zum Gränzstein hier der Acker durchgepflügt —

Sancha.

Du bist Alcalde, Wamba, und du solltest,

Erwäg' es nur, nicht selbst den Pflug mehr führen.

Wamba.

Nicht selbst mehr? Und wer thät' es denn für mich?

Sancha.

Du müßtest als Alcalde Knechte dingen —

Wamba.

Ja, brächt' der Titel nur die Mittel auch!

Sancha.

Ei, ding' sie nur, inzwischen kömmt die Zeit —

Wamba.

Wie, meinst du —

Sancha.

Nun die Zeit, wo wahr wird, was

Die Alte dir verkündet —

Wamba.

Blitz und Brand!
Da haben wir's, nun läuft das Rädchen wieder,
Und ich soll König werden —

Sancha.

Sagte sie
Nicht so, und starb nicht König Recisund
An jenem Tage —

Wamba.

Toll, rein toll noch werd' ich! —
Hör' an, Sanchita! Unruh' gährt im Land;
Die Großen werben Söldner aller Orten,
Und ich, weiß Gott, verfolgst du mich noch länger
Mit solchem Aberwitz, ich geb' Ircana,
Alcaldenschaft und Haus und Wirthschaft auf
Und nehme Sold und zieh' in's Feld zur Stelle!

Sancha

(in Thränen ausbrechend und ihn umschlingend).

Nein, nein! Das thust du nicht, du nimmst nicht Sold,
Ziehst nicht in's Feld! Du bleibst bei deiner Sancha
Und brichst ihr Herz nicht, wenn sie auch zu Zeiten
Wie Kinder Unsinn plappert —

Wamba.

Wein' nur nicht!

Nimm's nicht so ernst! Ich war zu rasch, zu rauh!

Doch wem entschlüpfte nicht ein rauhes Wort

Mitunter, knurrt der Magen ihm, wie mir!

Laß denn vorerst den störrischen Gesellen

Zur Ruh' uns bringen, und so sprich, Sanchita,

Was gibt's zu Mittag heut?

Sancha

(noch immer weinerlich).

Ein Linsenmuß

Und Speck dazu und Eier!

Wamba.

Was du sagst!

Sancha.

Zum Nachtisch Ziegenkäs und Haselnüsse!

(Auf den Korb zeigend.)

Da, nimm nur —

Wamba.

Wie, ich sollte selbst mir's nehmen?

Du mußt mir's reichen, sonst behagt mir's nicht!

(Auf den Gränzstein sich setzend.)

Hier sitz' ich und will Tafel halten! Krame

Du deinen Korb nur aus!

Sancha
(aus dem Korb einen irdenen Napf und einen Löffel hervorholend).

Da wär' das Muß
Vorerst! Nur schade, daß im Freien hier
Kein Tisch zur Hand!

Wamba.

Kein Tisch! Den schaff' ich mir;
Ein rechter Mann muß sich zu helfen wissen!

(Er geht nach links ab und zieht gleich darauf einen Pflug herein, den er vor den Gränzstein hinstellt.)

Da sieh' nur, sieh'! Die Pflugschar, die mir heut
So viel zu schaffen machte, soll dafür
Nun dienstbar mir als Tisch die Schüssel tragen!

(Er setzt sich auf den Gränzstein, stellt die Schüssel auf die Pflugschar und beginnt zu essen.)

Sancha.

Gut ausgedacht! Da, iß nun, ich indeß,
Ich hol' vom Bach das Krüglein Weins, das dort
Ich vordem eingekühlt, und frisches Wasser!

(Sie läuft mit dem Kruge nach dem Hintergrund links ab.)

Wamba.

Wie königlich das schmeckt! — Du gute Sancha,
Du weißt nicht, wer sein eigner Herr, gesund
Und frisch zur Arbeit, frei von Schuld und Sorgen,

Geachtet von den Seinen und geliebt,
Genügsam zehrt von seines Fleißes Früchten,
Der ist der wahre König, speist er auch
Aus irdnem Napf, umrauscht vom Herbsteslaub
Des Ahorns, statt, von Höflingen umschwärmt,
Auf Gold und Silber in Toledo's Hallen;
Ich aber weiß es, ich, und ewig bleiben
Mir eitler Ehrsucht tolle Träume fern!

(Ataulph, Erwig, Athanagild, Wittimer und Hilderich treten von rechts auf; mit ihnen der Bote, ein Knabe, der Krone, Schwert und Mantel auf einem Kissen trägt, und Gefolge, das im Hintergrund zurückbleibt.)

Ataulph.

Ja, ihr habt Recht! Wenn Spanien in Gefahr,
Gebeut die Pflicht vor Allem es zu retten,
Und also lasst uns des verheißnen Königs
Entdeckung bess'rer Friedenszeit versparen
Und zu Toledo ungesäumt uns einen
Regenten wählen, der zum Kampf, will's Gott,
Zum Sieg uns führe.

Athanagild.

Recht, so sei es!

Wittimer und Hilderich.

So sei es!

Erwig.

Sei es so! —

(Für sich.)

Dank, gutes Glück!

Bin ich Regent erst, bin ich auch ihr König!

Ataulph.

Auf denn, zu Pferde!

Die Uebrigen.

Nach Toledo!

(Allgemeine Bewegung nach dem Hintergrund zu.)

Erwig.

Halt!

Es führt, vermuth' ich, wohl ein näh'rer Weg
Hier durch's Gebirge!

Athanagild.

Doch wer zeigt ihn uns?

Wittimer.

Ei, fragt den Bauer, der im Ahornschatten
Dort Mittag hält!

Hilderich.

Benützt der Bursche, seht,
Als Tisch nicht seiner Pflugschar Eisen?

Ataulph.

Wie?

Was sagt ihr?

Athanagild.

Wie behaglich der Geselle

Dem irdnen Napfe zuspricht!

Ataulph.

Ew'ger Gott!

Gedenkt ihr nicht der Runen der Voluspa?

Erwig.

Was ficht dich an?

Athanagild.

Was meinst du?

Wittimer und Hilderich.

Rede, sprich!

Ataulph.

Gedenkt ihr nicht des Spruch's der Seherin?

„— —“ an einem Tisch von Eisen

Aus irdnem Napfe wird er speisen!

Und dieser speist an einem Tisch von Eisen!

Und wölbt nicht über ihn, wie sie verkündet,

Der Ahorn, seht, ein herbstlich buntes Dach?

(Wamba steht auf, stellt den Napf weg und schiebt den Pflug bei Seite.)

Erwig.

Hört nicht auf ihn! Der Alte faselt! Auf
Zu Pferde!

Ataulph.

Seht, auf einem Gränzstein saß er!
Und End' und Anfang wird sein Thron sein, sprach
Voluspa!

Athanagild.

Sonderbar!

Hilderich.

Wär's möglich —

Wittimer.

Ja,
Die Zeichen treffen zu!

Ataulph.

O zweifelt nicht!
Er ist es, ist der König, den Voluspa
Uns suchen hieß!

Erwig
(für sich).

Wie, siegt der Aberwitz,
Und soll ein Bauer Spaniens Krone tragen?

Wamba
(für sich).

Was haben die dort und was flüstern sie,
Und starren mich von fern neugierig an?
Kriegsleute sind's, und wie die Tracht verräth,
Vornehme Herren fürstlichen Geblütes!

Ataulph
(zu seinen Begleitern, die flüsternd sich berathen).

Was grollst du, Erwig, und ihr Andern sprecht,
Was zweifelt ihr? Gedenkt, was auf das Schwert
Des Alarich einstimmig wir geschworen!
Die Zeichen treffen zu, so laßt uns denn
Als unsern König ihn begrüßen!

Wittimer.

Sprich
Vorerst ihn an! Die Zeichen treffen zu,
Doch frägt sich's stimmt der Mann auch zu den Zeichen!

Athanagild.

Ja, sprich mit ihm!

Ataulph.

Wohlan!
(Sich Wamba nähernd.)

Habt guten Abend,

Und wollt mir Antwort geben, bitt' ich sehr,
Auf ein'ge Fragen!

Wamba.

Ei, von Herzen gern!
Fragt nach Belieben, ihr sollt Antwort haben!

Ataulph.

Ihr seid ein Landeskind?

Wamba.

Ich bin der Wamba,
Ein Bauer meines Standes, aus Ircana
Und jetzt Alcalde dort! Dies ist mein Acker,
Und hier mein Pflug, dort weiden meine Rinder —

Ataulph.

Habt ihr von König Recisund vernommen?

Wamba.

Von König Recisund? — Sie sagen, er
Sei todt!

Ataulph.

So ist es, und nach seinem Tod
Begab es sich, daß bei der Königswahl
Des Reiches Große wild in Streit geriethen,
Und so beschloßen sie, sich Rathes zu
Erholen in dem Runenbuch Voluspa's!

Wamba.

Voluspa's Runenbuch –

Ataulph.

Das aber heißt
Sie ihren König suchen und nicht wählen
Und gibt als Zeichen an ihn zu erkennen:
Er werde speisen unter buntem Dach
Aus irdnem Napf an einem Tisch von Eisen,
Und End und Anfang werd' sein Thron sein –

Wamba.

Seltsam.

Ataulph.

Wer aber saß nun auf dem Gränzstein hier,
Der End' und Anfang jeglichem bedeutet,
Wer saß hier unterm bunten Ahorndach,
Wer speiste hier aus irdnem Napf, und brauchte
Als Tisch der Pflugschar Eisen, wer – als ihr?

Wamba.

Wie, Herr, ihr meint doch nicht –

Ataulph.

So sagt nun selbst,
Da auch die Zeichen all' zu nennen scheinen,
Ob ihr nicht, den Voluspa's Runen meinen,
Ob ihr nicht, Wamba, unser König seid?

Wamba.

Wie, soll die Alte Recht behalten? — König,
Ich König, Herr? — Seid ihr, bin ich von Sinnen? —
Wie, oder höhnt ihr mich? — Das laßt bei Wege!
Denn seid ihr große Herren gleich und ich
Ein armer Bauer nur, ich stamme, wißt,
Wie ihr, aus uralt echtem Gothenblut;
Ich bin ein Mann, und weiß mein Recht zu wahren,
Und wer mich hänseln will, der soll erfahren,
Daß dieser Stab, der meine Rinder treibt,
Auch gegen Schwerter eine Waffe bleibt!

Sancha

(die während der letzten Rede im Hintergrunde mit zwei Krügen erschienen ist, die Krüge wegstellend und vorstürzend).

Ihr sollt nicht, nein, ihr garst'gen Männer, sollt
Nicht meinen Wamba mir zum Kriegsdienst pressen!
Er ist ein freier Mann, ist zu Ircana
Alcalde, und ich leid' es nicht! — Leg' keiner,
Dem seine Augen lieb sind, Hand an ihn! —
Treibt müßig Volk sich nicht genug herum?
Die nehmt! — Ihn aber dürft ihr mir nicht nehmen!

(Wamba umschlingend)

Nicht wahr, sie dürfen nicht?

Athanagild.

Wer ist die Dirne?

Wamba.

Die Sancha ist's, mein Ehweib, keine Dirne!

Ataulph.

Beruhigt euch! Nicht auf Gewaltthat sinnen
Wir gegen euren Gatten, sondern bieten
Vielmehr ihm Kron' und Scepter an, daß er
Als König uns beherrsche!

Sancha.

Wie, wär's wahr?
Wär's wirklich wahr? Alcalde erst, jetzt König —

Ataulph.

Und wenn ich euch erklärt erst, welche Zeichen
Zum Throne deutlich ihn berufen —

Wamba.

Nein!
Erklärt ihr nichts, und hört, was ich erkläre!
Ein schlichter Landmann, schlichter Leute Kind,
Bei Harke, Pflug und Egge wuchs ich auf;
Mein Feld zu bauen weiß ich; zu regieren
Versteh' ich nicht, und will's auch nicht verstehn;
Bei einem Würdigern als ich bin, treffen
Wohl noch die Zeichen zu, die mich zum Thron
Euch zu berufen scheinen! — Kurz und gut,

Ich sag' euch, ehe wird hier dieser Stab,
Mit seinem Eisenstachel in den Grund
Gestoßen, frisches Grün und Blüten zeigen,
Als ich, der Wamba, Spaniens Thron besteigen!

(Er stößt den Stab in den Boden, der allsogleich Grün und Blüten hervortreibt. Allgemeine Bewegung.)

Athanagild.

Ein Wunder!

Hilderich.

Blüten treibt der Stab!

Wittimer.

Auch dies

Trifft zu!

Ataulph.

Hat nicht Voluspa uns verkündet:
„Und Blütenzweige wird entsenden
„Der dürre Stab in seinen Händen!"
Kniet, sag' ich, kniet, denn er ist unser König!

(Alle knieen.)

Wamba

(der einige Schritte zurücktaumelt).

Mir schwindelt und mein Herz steht stille! — Gib mir
Zu trinken! —

(Sancha reicht ihm einen der Krüge, aus dem er trinkt.)

Sancha

(nach einer Pause, sich an ihn schmiegend).

Herzenswamba! Gib dich drein,
Der Himmel will es, du mußt König sein!

Wamba

(auffahrend und sich losreißend).

Nein! Nein! 's ist Hexenwerk, 's ist Trug der Hölle!
Steht auf ihr Alle! Kniet vor andern Götzen!
Und träfen auch noch mehr der Zeichen zu,
Ich will nicht König sein! — Ich bin ein Bauer,
Ein ungelehrter Mann, nicht klüger als
Im Dorf man's braucht! Ich lebe still vergnügt
Von meiner Hände Fleiß und will so leben,
Mir leben, meinem Glück, nicht eitlen Ehren!
Das will ich und so laßt mich denn gewähren! —

Ataulph.

Doch wie, wenn Spaniens Heil und Wohlfahrt nun,
Wie jene Prophezeiung uns verkündet,
Dran hinge, daß du seine Krone trägst,
Wärst du der Mann, um eignes Wohlbehagen
Selbstsüchtig ihrer Wucht dich zu entschlagen?
Wenn Spanien im Drange der Gefahr
Zu deinen Füßen flehte: Rette mich,

Eh' Noth und Elend mir den Tod bereiten!
Versagtest du es, deines Mantels Saum
Erbarmend, hilfreich drüber hin zu breiten?
Versagtest du's?

Wamba.

Ich weiß von keiner Noth,
Die Spanien bedrängte!

Atanlph
(den Boten aus dem Hintergrunde herbeiwinkend).

Sprich denn du,
Erzähl' ihm, wie Alarben über's Meer
In's Land gebrochen, wie die wilden Horden
Verwüstend, brennend, mordend bis Toledo
Schon vorgedrungen, wie rings Wehgeschrei
Und Jammer schallt aus Spaniens fernsten Landen,
Erzähl' es ihm und sink' in deine Kniee
Und fleh' um Hilfe!

Bote
(knient).

Hilfe, Herr, Erbarmen!

Atanlph.

Du hörst es, Wamba! Spanien ruft nach dir,
Nach einem König ruft es, der in Eins

Zerstreute Kräfte sammle, der ein Führer
Der hirtenlosen Schaar, ein Schirmherr sei
Im innren Zwist, in äußerer Gefahr!
Es drückt das Schwert dir flehend in die Hände

(das Schwert ergreifend, das der Knabe auf dem Kissen trägt und es Wamba hinreichend)

Daß du es richtend, daß du's schützend schwingest!
Du kannst es, wie der Spruch der Seherin,
Wie Wunder uns verkündet, du allein;
Versagst du es und sprichst du grausam: Nein!

Wamba

(nach einer Pause innern Kampfes das Schwert ergreifend).

Nein, gib das Schwert! — Mit Zagen fass' ichs an,
Doch helf' mir Gott, ich führ' es wie ein Mann!

Ataulph

(ihm die Krone aufsetzend, während Athanagild den Mantel um seine Schultern wirft).

So nimm den Mantel, nimm die Krone auch,
Und nun noch einmal kniet und huldigt ihm!
Heil Spanien! Heil Wamba, unserm König!

Die Uebrigen

(knieend).

Heil Spanien! Heil Wamba, unserm König!

Wamba

(vortretend und dann ebenfalls niederknieend).

Du weißt es, Gott, nie keimte im Gemüth
Mir eitler Ehrsucht thörichtes Verlangen,
Und höh'res Glück nie wünscht' ich zu empfangen,
Als dort in meiner Hütte mir erblüht;
Du weißt, nicht Selbstsucht hat aus ihrer Stille
Hinaus mich nun in's Weltgewühl entrückt;
Der dieses Schwert hier in die Hand mir drückt,
Und diesen Reif auf's Haupt, es ist dein Wille,
Es ist dein Ruf, der Spaniens Geschick
In meine Hand legt! Gib denn du mir Stärke,
Gib mir den Muth, der glaubt an seine Werke,
Gib Kraft dem Arm und Klarheit meinem Blick;
Gib, daß nie Zweifel mir das Herz umnachte! —
Mein Erdenglück, ich fühl' es, ist dahin,
Gewähr' mir denn, wenn ich im Sterben bin,
Zu wissen, Herr, daß Andern ich es brachte!

(Sich erhebend.)

Und nun steht auf! Gebetet haben wir,
Jetzt gilt es handeln!

Ataulph.

So dir's, Herr, gefällt,
Begib vorerst mit uns dich nach Toledo,

Im Dom dort mit der Königin, wie's Brauch,
Der Krönung Weihe festlich zu empfangen!

Sancha

(halb laut).

Die Kön'gin? Wamba, bin das ich?

Wamba.

Nicht so,

Ihr Herrn! Nichts von festlichem Gepränge,
So lang der Feind noch Spanien verheert!
Verleiht in Wahrheit Gott mir diese Krone,
Wohlan, laßt meine Thaten denn mich krönen,
Laßt nicht das Wort des Priesters, laßt den Sieg,
Den gottverliehnen Sieg mich vor mir selbst
Und vor der Welt zu Spaniens König weihen!
Auf denn, kein Säumen mehr! Greift zu den Waffen,
Laßt Feuerzeichen flammen rings im Land!
Den Heerbann bietet auf! Was Arme hat,
Das greif' zur Wehr, der Bauer nach der Sense,
Der Knabe nach der Schleuder, nach dem Stab
Der Greis! Gebrandmarkt sei auf ewig, wer
Da feig zurückbleibt! Für der Väter Erbe,
Für Glauben und Gesittung fechten wir;
Gott ist mit uns, und heilig unsre Sache!

Auf, Spanien denn! Nicht: Wehe! wie bisher,
Ruf': Waffen! Waffen! jetzt von Meer zu Meer,
Dem Dränger Tod und dem Verderber Rache!

Die Uebrigen
(in stürmischer Bewegung).

Dem Dränger Tod und dem Verderber Rache!

Wamba
(zu Ataulph).

Ihr Herr, bringt unter sicherem Geleit
Mir diese, meine Sancha nach Toledo!
Und nun zu Pferde!

Sancha.

Wie, du gehst und ich,
Mein Wamba –

Wamba.

Nach Toledo wirst du gehen,
Im Sichern meine Rückkehr dort erwarten!

Sancha.

Erwarten, sagst du, Wamba! Ich, die nie
Von deiner Seite wich —

Wamba.

Du kannst nicht mit;
Ich rück' ins Feld, ich muß den Feind verjagen!

Sancha.

Herr Gott! Den Feind! Und wenn sie dich erschlagen!

Wamba.

Ein König muß darauf es eben wagen!

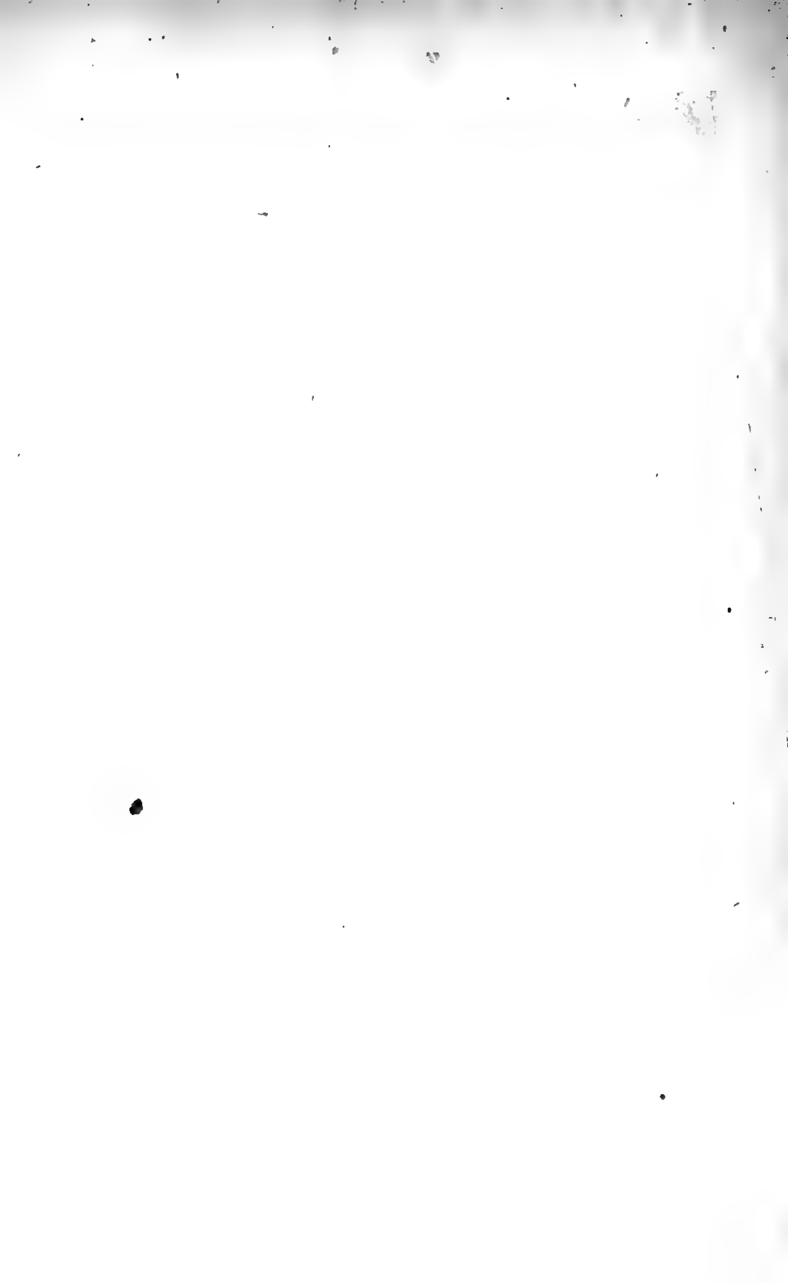
Sancha.

Ach Wamba, Wamba, daß du König wurdest!

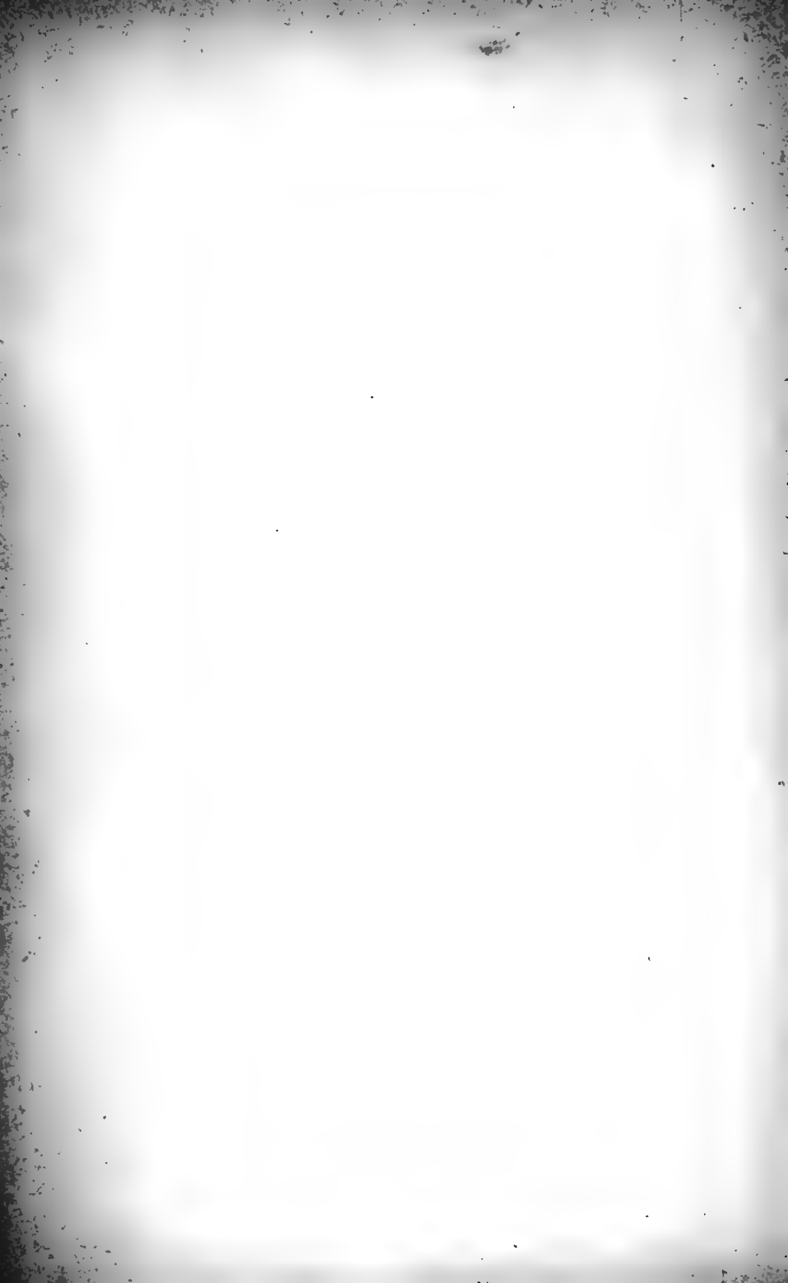
Wamba.

Ei, wünschtest du nicht sonst, daß ich es werde,
Und nun betrübt's dich, da sich's so gefügt? —
Sanchita, sieh, das ist das Loos der Erde!
Wahn ist der Wunsch und das Verlangen trügt;
Was dieser scheut, er strebt's umsonst zu meiden,
Was jener flehend vom Geschick begehrt,
Zu oft nur sieht zum Leid er sich's gewährt;
Des Lebens Kern ist eben, fürcht' ich — Leiden!
Doch nun genug! — Auf, laßt die Hörner schallen,
Dem Feind entgegen Spaniens Banner wallen! —
Leb' wohl, Sanchita! — Nach Toledo, auf!

(Er geht von Sancha umschlungen unter Hörnerschall nach dem Hintergrund ab; während die Uebrigen tumultuarisch nachdrängen, fällt der Vorhang.)







Friedrich Halm's

(Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen)

Werke.

Elfter Band.

Erzählungen.

Erster Band.

Nachlaß.

Herausgegeben von Faust Pachler und Emil Kuh.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1872.

Erzählungen

von

Friedrich Halm

(Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen).

Erster Band.

Nachlaß.

Herausgegeben von Faust Pachler und Emil Kuh.

Die Marzipan-Lise.
Die Freundinnen.
Das Haus an der Veronabrücke.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1872.

Friedrich Halm's Erzählungen.

Die neue Seite des Talents, welche Friedrich Halm in den Erzählungen hervorkehrt, rechtfertigt ein einleitendes Wort. Trotz ihrer Berührungspunkte mit den dramatischen Werken des Dichters sondern sie sich durch fremde Züge entschieden von der Familienähnlichkeit ab. Die scharf zugespitzten Probleme, die klug erwogene Berechnung der künstlerischen Wirkungen und die Sicherheit der Führung sind hier wie dort wahrnehmbar; die energische Zeichnung aber, das stärkere individuelle Leben, den strammeren Nerv haben sie gegen die Dramen voraus; nicht minder die Strenge des Styls, welche nirgends der leichten Unterhaltung oder dem Bedürfniß nach schwächlicher Versöhnung goldene Brücken baut.

Ein herber Anstrich ist den meisten dieser Erzählungen eigen. Wir können diese Herbheit zum Theil auf den Umstand zurückführen, daß unserem Dichter das Tragische seit jeher in der Gestalt des Grausamen aufgegangen ist. Immer-

mehr gewann eine dunkle Welt- und Lebensanschauung in Halm die Oberhand, und als Zeugen derselben dürfen wir ohne Weiteres seine Erzählungen ansehen, die in den fünfziger und sechziger Jahren entstanden sind. Im Uebrigen weist schon der fünfte Act der „Begum Somru" und Halm's Beschäftigung mit Brevio's Novellen „von der Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens" auf solche Anschauung hin.

Den künstlerischen Charakter dieser Erzählungen bezeichnet vor Allem das Hervortreten des Unerhörten der Begebenheit, das mit dem Begriffe der romanischen Novelle verknüpft ist. Wem die italienischen Fabulisten geläufig sind, der wird den Zögling derselben in Halm sofort erkennen: in dem Eigensinn, womit er einsetzt, der pastösen Farbe, sowie in der Wahl verfänglicher Themen. Wo jedoch der Italiener, so ernst sein Blick auch ist, nur spielt und mit einer graziösen Leichtfertigkeit die Entwickelung locker hält, dort zeigt sich unser deutscher Erzähler gründlich, dort spinnt er lange psychologische Fäden, welche nicht selten das Bündniß der schaulustigen Phantasie mit grübelnder Verstandesarbeit verrathen.

Seine Neigung: die Wirkungen des merkwürdigen Vorfalls, auf den er den Ton legt, dialektisch in die Seelen seiner Helden zu verpflanzen, ferner die Art seiner Darstellung er-

innern an Heinrich von Kleist. Der Dichter des „Kohlhaas“ und der „Marquise von O.“ hat ihm eingestandenermaßen als Muster vorgeschwebt. Wie Kleist bringt er die heftigen und detaillirten Gemüthsbewegungen seiner Personen in einen auffallenden Contrast zu dem antheillosen, der Relation verwandten Vortrage, setzt er das Unaufhaltsame des Schicksalsganges in ein unheimliches Gleichgewicht mit der Gelassenheit des epischen Berichts. Nicht weniger deutlich machen sich die Unterschiede Beider bemerkbar. Wenn Kleist uns durch die Naturgewalt der Leidenschaften erschüttert, so reizt Halm unsere Einbildungskraft, indem er seltsame Charakterräthsel aufgibt; wenn Kleist eine reine und unschuldige Menschheit malt, welche nach Tieck's schönem Worte durch die Finsternisse uns anblickt, so stellt Halm in das Zwielicht von Unglück und Schuld entschlossene oder verstockte Menschen, welche unsere Reflexion lebhafter in Anspruch nehmen als unsere Empfindung; wenn endlich Kleist durch die Trauer über die Gebrechlichkeit der Welt, die von seinen Bildern auf uns übergeht, in uns jene Wehmuth erzeugt, die unsere Spannung gelinde löst, so starrt uns in Halm's Erzählungen ein tückisches, schadenfrohes Schicksal an, das den Dichter selbst mit dämonischer Freude zu erfüllen scheint. Mit Einem

Worte: Kleist bringt das einfach Menschliche in ungewöhnliche Lagen, die seinem Wesen nichts anhaben können, während Halm verwickelte Seelenzustände und außerordentliche Vorgänge beziehungsvoll in einander verflicht. Aber für die mangelnde Naivetät des Dichters entschädigt uns in Halm die gesammelte Kraft des Künstlers und für die geringere Macht des Tons leistet die Vornehmheit des Anschlags Ersatz. Ueber alles Künstliche hebt er uns mit der Geschicklichkeit des Artisten hinüber, und den einzelnen psychologischen Fehlgriff gleicht die Virtuosität der ganzen Zeichnung wieder aus. Das Originelle dieser Erzählungen beruht auf dem innigen Verweben der landschaftlichen, architektonischen, nationalen, geschichtlichen Besonderheiten und Zustände mit den Charakteren und Situationen, wobei man an Beschreibung auch nicht von Ferne denken darf. Klima, Stammesart, Epoche und locale Umgebung üben auf die Personen dieser Erzählungen einen bestimmenden Einfluß. Der Dichter hat das Sittencostüm und die Staffage zu treibenden Motiven erhöht. Hierin sind diese Erzählungen geradezu einzig.

In der Behandlung des Bedenklichen, womit zwei der Erzählungen: „Die Freundinnen" und „Das Haus an der Veronabrücke", sich zu schaffen machen, beurkundete Halm den Meister.

Das Zuversichtliche des Aristokraten ist dem Taktgefühl des Dichters zu Hülfe gekommen. Und läuft es auch für manche der Leserinnen nicht gänzlich ohne Aergerniß ab, so wird doch keine, welche einmal das Hausrecht der Novelle anerkannt hat, etwas Verfängliches in der Stimmung entdecken. Wahrlich, die sittliche Noblesse der Lösung in den „Freundinnen" und die Energie des Charakterbildes des alten Mannes in dem „Hause an der Veronabrücke" verzehren gleichsam reinigend jedes schwüle und häßliche Element.

Auch die Sprache der Halm'schen Erzählungen liegt seitab von der in den meisten Productionen dieser Art üblichen Ausdrucksform. Sie mahnt gleichfalls an Kleist. Die schleppenähnlichen Perioden mit den zahlreich in einandergedrängten Satzfalten, welche vorzugsweise das Particip zusammenhält, sowie die häufige Anwendung der indirecten Rede, anstatt des Dialogs, verleihen der Sprache ein stolzes episches Gepräge und fordern von selbst zur Vermeidung alles überflüssigen Schmuckes auf. Kleist aber erleichterte dem Leser die Durchsicht und Uebersicht der Sätze, indem er, was Rudolf Köpke sprachkundig hervorhob, glückliche Wendepunkte anbrachte, die wir in Halm's Perioden hin und wieder schmerzlich entbehren. Ich habe mir daher erlaubt, wo

es besonders nöthig war, das Satzgewebe zu theilen; doch that ich dies nur an wenigen Stellen.

Eine Angabe der Quellen, denen diese Erzählungen die Anregung verdanken, wird sicherlich nicht unwillkommen sein. Zugleich werden dieselben wieder einmal darthun, daß der empfangene Stoff und die dichterische Umbildung, die er erfahren, in keinem wesentlichen, sondern in einem zufälligen Zusammenhange stehen. Die literarhistorische Quellenforschung hat nicht die nämliche Bedeutung, wie die geschichtliche schlechtweg: der Umwege sind zu viele und zu sehr verborgene, welche das organische Leben einschlägt, das im Kunstwerke seine höchste Form angenommen hat, als daß der genaueste wissenschaftliche Steckbrief hier sonderlich viel fruchten könnte. Den Pfad zu verfolgen, der z. B. von dem regen Antheil an der schweizerischen Abendmahlslehre in Deutschland zu der Sprachverderbniß unserer Vorfahren im siebzehnten Jahrhundert führt, ist kinderleicht, im Gegenhalt zu der Bemühung der Gelehrten, in den Quellen Shakespeare's der Methode seines Schaffens auf die Spur zu kommen. Die Vergleichung des sogenannten Stoffes, den ein Dichter wählte, mit dem Gebilde, welches aus dem Stoffe wird, leitet beinahe immer zu dem Ergebniß des Hexenkessels, der alle möglichen Substanzen aufnimmt, und dem dann ein blühen-

der Menschenleib entsteigt. Aber die Betrachtung dieses Ergebnisses, das bei dem jeweiligen Dichter denn doch von seiner Eigenthümlichkeit gefärbt ist, gewährt einen künstlerischen Genuß. Bei Halm hat die Kenntniß der Quellen seiner poetischen Arbeiten eine besondere Wichtigkeit, weil Böswilligkeit und Thorheit ihn bald von einem phantasiearmen Benedictiner dichterisches Almosen haben nehmen lassen, bald zu dem Kostgänger eines närrischen Schulmeisterleins gemacht haben.

Den Erzählungen: „Die Marzipan-Lise" und „Das Haus an der Veronabrücke" liegen wirkliche Begebenheiten zu Grunde. Dieselben wurden dem Dichter von Faust Pachler mitgetheilt, welcher die handelnden Personen der zweiten Erzählung gekannt hat.

Pachler's Mutter hatte als Kind eine Sticklehrerin, deren Bruder bei irgend einem Magistrate angestellt war. Der junge Mann besorgte in Nebenstunden auch die Verwaltung des Vermögens einer alleinstehenden alten Frau. Was auch immer die Ursachen seines Aussehens nach Geld waren, Leichtsinn, Liebe, Spiel, Trunk: genug, eines Morgens fand man die alte Frau ermordet und beraubt. Der junge Mann in seiner amtlichen Eigenschaft war einer der ersten und eifrigsten bei Erhebung des Thatbestandes,

bei Verfolgung der Spuren des Verbrechers, u. dgl. m. Endlich kam die Lehrerin weinend zu Pachler's Großeltern und berichtete: der Bruder sei selbst des Mordes verdächtig und eingezogen worden. Das Mordmesser führte zuerst auf die rechte Spur. Er saß lange in Untersuchung. Plötzlich war er entflohen. Das Volk natürlich erzählte, man habe ihn entfliehen lassen, da man sich von Seite des Magistrats geschämt hätte, ein Mitglied des eigenen Gremiums aufhängen zu sehen. Der Mörder also entkam in das damalige Asyl aller diesseits der Leitha Schuldigen, er entkam nach Ungarn. Dort trat er in das Geschäft eines Kaufmanns und verliebte sich in die Tochter des Hauses, diese in ihn. Bei der gänzlichen Aussichtslosigkeit, jemals die Einwilligung des alten Herrn zu erlangen, wenngleich dieser dem Commis wohl wollte, beschloß das Paar durchzugehen, das Gemeinsame der Flucht aber dadurch zu verbergen, daß der Liebhaber schon einige Tage früher abgängig werden sollte. Das Mädchen, welche die Kellerschlüssel führte, verbarg den Geliebten in einem der Kellergewölbe und brachte mehrere Tage nach einander das Essen hinab, wenn sie Wein heraufzuholen hatte. Allein das Gewissen regte sich. Die Unglückliche quälte sich mit Vorwürfen: daß sie den arglosen Vater, die ahnungslose Mutter betrüge, deren einziges

Kind sie war; sie regte sich durch ihre Zweifel und ihre Angst so sehr auf, daß sie krank wurde. Ein heftiges Nervenfieber ergriff sie; im Delirium sprach sie zwar von Flucht und dergleichen, aber verwirrt, so daß Niemand Gewicht darauf legte. Nun ward man doch aufmerksam, man hörte besser zu, man ging endlich nach dem Keller und fand den schon seit so und so viel Tagen vermißten Commis verhungert.

Die mündliche Erzählung machte, wie Pachler sagt, auf unseren Dichter keinen Eindruck. Als er sie ihm aber auf einem Sedezblättchen skizzirt brachte, also schon ein wenig künstlerisch gefaßt, zündete der Stoff in Halm so gewaltig, daß dieser Pachlern um Abtretung desselben ausdrücklich bat und noch im selben Jahre an die Arbeit ging. Alle entscheidenden Motive, dies wird der Leser wahrnehmen, sind Halm's Erfindung, desgleichen die meisterhafte Scene der Erscheinung.

Zu der anderen Erzählung: „Das Haus an der Veronabrücke", hat neben der nachfolgenden Geschichte die „Mandragora" des Macchiavelli Züge und Lichter gegeben. Doch davon später. Hören wir für's Erste die Geschichte.

Ein älterer, aber nicht hochbetagter Mann, ein Deutscher, der als Privatsecretär eines einst berühmten österreichischen Diplomaten das Leben in vollen Zügen genossen und dabei nicht seinen

Geist und seine Bildung, wohl aber seine Kräfte vergeudet hatte, vermählte sich mit einer feurigen Italienerin, die sehr hübsch war und beinahe noch im Kindesalter stand. Unter seinen Bekannten war auch ein junger Mann aus der Provinz, ideal nach allen Richtungen: schön, geistvoll, gebildet, tugendhaft, trotz der Verführungen der großen Stadt, und im Verkehr mit den Besten und Ersten seiner Zeit. Wie kurz oder wie lange es dauerte, bis sich die zwei jungen Leute in einander verliebten, ob es Kämpfe absetzte mit der Pflicht, oder ob der innere Sturm keinem solchen Widerstande begegnete: darüber weiß Pachler nichts zu melden. Thatsache ist, daß der Gatte, wie ein Vater, der Entwickelung dieses Verhältnisses zusah und da er dem jungen Manne innig zugethan war, die Liebenden auf jede Weise begünstigte; ja, es schien, als ob er in einer Art Gerechtigkeits- oder Billigkeitsgefühl gegen die übrigens zärtlich geliebte Frau, welcher er nichts mehr sein konnte, sich höchlich gefreut hätte, wenn aus der sträflichen, aber in seinen Augen verzeihlichen Verbindung Kinder entsprungen wären, die auf seine weitere Großmuth hätten zählen können. Er würde sie gerne als die seinigen anerkannt, wie solche geliebt und erzogen haben. Aber wie heiß auch die Leidenschaft des jungen Paares und wie ermuntert,

nicht blos geduldet, sie von Seite des alten Herrn war: endlich trat doch etwas zwischen die drei betheiligten Personen, das bis jetzt unaufgeklärt ist. Hieß es Ueberdruß an der lebensdurstigen Frau, hieß es Reue und Scham — wer weiß es? Nach einer stattlichen Jahresreihe riß er sich gänzlich los, suchte sich selbst wieder zu gewinnen und erlangte sogar die Kraft, einen vollkommen würdigen Bund schließen zu wollen. Da kam die Nemesis. Die kaum erblühte Hoffnung verwelkte: die Erkorene war bereits verlobt. Verzweiflungsvoll, wie er war, gerieth er nun in das Netz einer ebenso berechnenden als herzlosen Kokette, welche verheirathet, auch bereits Mutter mehrerer Kinder war und deren Gatte, ungleich jenem, nicht aus Nachsicht, sondern aus Eigennutz die Augen vor der Schande seines Hauses schloß. Aber auch nach der andern Seite vollzog sich die Vergeltung: die erste Geliebte wurde Witwe, ihre Hand frei. Sie war noch schön und jung; auch ihr Reichthum konnte verlocken. Nichts stand ihrer Verbindung mit dem Heißgeliebten jetzt entgegen. Der verstorbene Gatte hatte diese Verbindung gewünscht und die Verwandten des Freundes wünschten sie gleichfalls, vor Allem aus dem Grunde, um ihn von der Unwürdigen zu trennen. — Vergebens! der Aermste war wie mit ehernen Ketten gefesselt; seine frühere

Liebe wie in Haß verkehrt. Nach langen, langen Jahren, innerhalb deren sie sich nicht mehr sprachen, starb er. Die leidenschaftliche Frau wurde wahnsinnig, die kühle beerbte ihn.

Pachler hatte selbst einmal daran gedacht, einen Stoff novellistisch zu verwerthen, dessen Helden ihm so wohl bekannt waren. Aber er besorgte, den Alten nicht so fassen zu können, daß derselbe weder widrig noch lächerlich werde. Ja, als er darüber mit Halm sprach, sagte er: Diese Schwierigkeit zu lösen wäre etwas für Sie! Und so scheinen auf der einen Seite der Zweifel, auf der andern die indirecte Aufforderung das Talent Halm's gereizt und gestachelt zu haben. Wahrscheinlich kam unserem Dichter dabei die „Mandragora" Macchiavelli's wieder in Erinnerung und vermuthlich hat er sie jetzt neuerdings gelesen. Das Product einer frivolen Dichterlaune, die „Mandragora" nämlich, und das Thatsächliche der Geschichte, die ihm Pachler erzählt, konnten verbündet seine Bedenken zerstreut haben: was sich Macchiavelli unterfangen hat dramatisch zu verwerthen, davor braucht die Novelle nicht scheu zurückzuweichen, in welcher läßlich ist, was in andern poetischen Gattungen unerlaubt; und was wirklich geschehen ist, das darf als Ausnahmsfall auch der Dichter darstellen, vorausgesetzt, daß seine Kunst den Beweis der

Wahrheit antreten kann. Und es entstand: „Das Haus an der Veronabrücke." Alle Motive, welche in der mitgetheilten Geschichte und in dem übermüthigen, obscönen Lustspiel Macchiavelli's spielen, kehren in dem Hause an der Veronabrücke wieder, aber ein jedes der Motive verändert, anders geschliffen, anders in Bewegung gesetzt, anders wirksam. Dem alten, zum Hahnrei sozusagen überredeten und geprellten Nicia in der „Mandragora", welchem ein unsterbliches Gelächter nachzieht, und dem gutmüthigen, nicht unedel empfindenden Alten, der sich zu dem betrogenen Ehegatten wie zu einer Pflicht bekennt, steht der greise Ruggiero Malgrati, der, um einen lachenden und frechen Erben zu züchtigen, sein eigenes Weib in den Ehebruch jagen möchte, als eine düster groteske Gestalt gegenüber, welche uns Schrecken und Grauen einflößt. Sogar der Titel: „Das Haus an der Veronabrücke", wiewohl die wirkliche Geschichte nicht in Venedig vorging, bezeugt den Einfluß der Mittheilung Pachler's auf den Dichter. Jener erzählte von dem Hause, das er gesehen, dem Garten, in welchem es stand, der Brücke, über die er schreiten mußte, um dahin zu gelangen. In der Einbildungskraft des Dichters baute sich das Haus auf Pfählen auf, hüpfte die Brücke über die Lagune, drängte sich das

ganze venezianische Leben des sechzehnten Jahrhunderts um den verhängnißvollen Ort.

Was „Die Freundinnen" betrifft, so hat sich der Dichter in den Umrissen seiner Erzählung ziemlich treu an die Quelle gehalten. Eine Notiz in dem Nachlasse Halm's lenkte auf die Percy Anecdotes, London 1823. Darin aber ist nichts diesem Stoffe Aehnliches enthalten. Dagegen findet sich derselbe in Thomas Carte: A history of the life of James Duke of Ormonde from his birth in 1610 to his death in 1688. In two volumes. London 1736, fol. und zwar im Bande II, S. 555. Ich setze die Originalstelle hierher:

„There never was a more perfect harmony and entire affection than there was between the Duke and Duchess of Ormonde. He never had but one amour in his life, and that was just before his marriage. The Duchess being a ward to the Earl of Holland, was bred up with his daugther the Lady Isabella Rich, who not being under the same restraints as the ward, the Duke had frequent opportunities of courting her good graces, and disiring her good offices with his cousin, whom after the King's prohibition, he durst not be known to visit. The common interess of the family required

an intermarriage between the Duke and the Lady Elizabeth Preston, and yet after that prohibition no intercourse could be carried on between them, but in the way of intrigue. Lady Isabella Rich by favouring this correspondance exposed herself to all the dangers, to which private meetings, opportunity, late and unguarded hours expose youth. She found the young Nobleman too agreeable, was got with a child, and delivered (without any knowledge of the world) of a son, who was sent abroad to be educated. When the Duke in February 1647/8 went out of England to France, he found this son in the academy at Paris, a very hopeful. promising youth. On that occasion he wrote to Lady Isabella, giving her an account of the hopes he conceived of the fruit of their loves, and writing at the same time to his wife, made a gross mistake in the direction of the letters. The Duchess had scarce read the letter intended for Lady Isabella, when that Lady came to visit her, and an opportunity was afforded to rectify the mistake and exchange letters. The Duchess desired of her old friend that this mistake might not occasion any breath between them, nor indeed dit it, for when Lady

Isabella in the next year was discovered to be concerned in some plot of the Cavaliers, and forced to fly out of England into Holland, she soon removed thence to Caen, where she staid two or three years with the Duchess of Ormonde in her house, and was there when the Duke returnéd hither from Ireland. The youth died at Paris before the Restoration, and the Duchess was so well satisfied of her husband's affection and constancy, that she never shewed the least jealousy or distaste on account of this old and accidental amour.

Die Heirathsgeschichte mit allen Schwierigkeiten ist erzählt im Bande I des citirten Buches, S. 7—9.

Zu dem Sachlichen hat Halm nichts hinzugethan außer der Motivirung der Personenverwechslung. Die Briefverwechslung, auch das nach wie vor ungetrübte Einvernehmen der beiden Freundinnen ist gegeben. Der Schwerpunkt der Erfindung ruht in dieser Erzählung auf der Darstellung des seelischen Lebens. Lady Elisabeth dürfte wohl das schönste, mit den sparsamsten Mitteln gemalte Frauenporträt des Dichters sein.

Jeder der mitgetheilten Stoffe hat auf verschiedene Weise das gestaltende Vermögen Friedrich Halm's in Thätigkeit gesetzt. In dem einen Falle

ist aus einer gewöhnlichen Kriminalgeschichte eine im künstlerischen Sinne fortwährend spannende Erzählung, in dem anderen aus der trockenen Familienepisode einer alten Chronik das ergreifende Lebensbild zweier edlen Frauen geworden; Macchiavelli's Lustspiel endlich, anscheinend die Quelle der dritten Erzählung, hat erst durch die Verbindung mit einem wirklichen Vorfalle den schöpferischen Funken in unserem Dichter entzündet und so ein Charakterbild hervorgerufen, das in Anlage und Durchführung sein eigenstes Eigenthum ist.

Friedrich Halm legte selbst Werth auf diese Erzählungen; er zauderte aber lange, mit solcher unerwarteten Gabe zu überraschen, und über dem Zaudern schloß er die Augen auf immer.

Wien, im Juli 1872.

Emil Kuh.



Die Marzipan-Lise.

1854.



Zu Weßprim in Ungarn lebte in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts kurze Zeit nach dem Abschlusse des Szathmárer Friedens ein Kaufmann, Namens Paul Horváth, in Wohlstand und Fülle des Gedeihens. Er besaß vor den Thoren der Stadt ein großes Haus mit tiefen Kellern und geräumigen Vorrathskammern, die gleichwohl zur Aufbewahrung der Berge von Ballen, Fässern und Kisten, die sie aufnehmen sollten, oft kaum hinreichten; denn zunächst mit dem Umsatze von Tüchern beschäftigt, die er aus Steiermark und Kärnten bezog, betrieb Horváth nebenbei auch einen ausgebreiteten Handel mit Wein und Getreide. Das Bestreben, sein Geschäft in Schwung zu bringen, und das Bedürfniß, vortheilhafte Handelsverbindungen anzuknüpfen, hatte ihn in frühern Jahren genöthigt, sich bald hier bald dort auf Märkten und Messen herumzutreiben und ihn nach Venedig, in das Deutsche Reich, bis nach Holland geführt, so daß die Erziehung seiner einzigen Tochter Crescenzia und die Verwaltung seines verwaisten Haushalts monatelang der alten Margit, einer Base seiner verstorbenen Frau, überlassen blieb. Später

sah er sich dieser Anstrengungen überhoben; sein Ruf wie sein Wohlstand waren fest begründet, und Käufer wie Verkäufer, die er sonst hatte suchen müssen, pochten nun an seine Thür; mit Ausnahme einiger Tage, die er jährlich auf dem Michaelismarkte zu Ofen zuzubringen pflegte, mochte er nun in seinen eigenen vier Pfählen in Bequemlichkeit sein Geschäft betreiben, seine Tochter vom Kinde zur blühenden Jungfrau heranwachsen sehen und in heiterer Behaglichkeit die dem Ungar angeborene Tugend der Gastfreundschaft so glänzend und freigebig üben, als Neigung und Klugheit ihm geboten; denn in jenen Tagen waren bei dem Mangel zureichender Verkehrsmittel und entsprechender Unterkunft die Handelsleute darauf angewiesen, in ihren Geschäftsfreunden auch Gastfreunde zu finden, und in dem Hause des reichen Horváth, unmittelbar an der Straße gelegen, die Ofen mit Grätz und Warasdin verbindet, fehlte es weder an häufigem Zuspruch noch an freundlichem Willkomm.

Eines Tages hatte Horváth einem seiner Gäste auf der Straße nach Stuhlweißenburg bis gegen Palota hin das Geleite gegeben und fuhr nun in seinem leichten einspännigen Wagen, Dies und Jenes erwägend, wieder seinem Wohnorte zu. Er ließ eben vorsichtig und bedächtig, wie er war, sein Rößlein eine kleine Anhöhe im Schritt hinangehen und hüllte sich fester in seine Bunda — denn es war ein

rauher Herbstabend und aus der Richtung von Vörös-Berény pfiff der Seewind scharf und schneidend vom Balaton herüber, — als er an der Einmündung eines Seitenwegs in die Hauptstraße einen jungen Menschen gewahrte, dessen Haltung auf den ersten Blick ebenso entschieden tiefe Erschöpfung und Niedergeschlagenheit ausdrückte, als der Schnitt seiner abgenutzten und staubbedeckten Kleidung ihn als einen Nichtungar kundgab. Er saß hart am Wege auf einem halbversunkenen Grenzsteine; neben ihm lag ein Knotenstock, ein kleines Bündel und sein Käppchen, während seine langen fahlblonden Haare, vom Herbstwinde hin- und hergetrieben, die feinen, gefälligen Züge seines blassen, abgezehrten Antlitzes bald zeigten, bald verbargen und seine graublauen Augen wie in gedankenlosem Trotze trüb' vor sich hinstarrten. — „Da, heb' auf, Junge!“ rief Horváth, indem er in die Tasche griff und ihm ein Geldstück hinwarf. Der Bursche fuhr bei dem Anrufe in die Höhe; seine erste Bewegung war auf Flucht gerichtet, die zweite ein hastiger Griff nach seinem Knotenstocke; als er aber das Geldstück gewahrte, schien er sich wieder zurechtzufinden; er ließ den Stock niedergleiten und sank wieder auf den Stein zurück. „Zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben!“ sagte er und schleuderte die vor ihm liegende Münze mit einem Fußstoß in den Staub der Straße hinaus. — „Eszem adta!“ rief

Horváth, indem er die Zügel anhielt, und fügte dann zornig in deutscher Sprache hinzu: „Ist Er ein Millionär? Oder ist Ihm kaiserliche Münze zu schlecht, um sie aufzuheben? Will Er Antwort geben, Landstreicher?“ Der Jüngling wechselte die Farbe und schoß einen scheuen, stechenden Blick voll feindlichen Ingrimms nach dem Sprechenden; aber er schien Gründe zu haben, sich zurückzuhalten, denn er biß sich in die Lippen und versetzte nach einer Pause mit gepreßter Stimme: „Ich will kein Almosen! Ich will ein Unterkommen, ich will Arbeit finden!“ „Pah, Arbeit“, rief Horváth, „mit den feinen, zarten Händen! Was für Arbeit will Er damit verrichten?“ Der Jüngling richtete sich empor und erwiderte mit verächtlichem Lächeln und dem sichtlichen Gefühle geistiger Ueberlegenheit, mit der Feder sei mehr Arbeit zu verrichten als mit der Holzaxt; er sei des Rechnens und der Buchführung kundig; er spreche und schreibe zwar nicht Ungarisch, aber Deutsch, Wälsch und Latein und verstehe sich auch noch auf andere nützliche Dinge. Horváth hörte die zuversichtlichen Worte mit beifälligem Kopfnicken an und warf nach kurzem Besinnen die Frage hin, wie er heiße, was er bisher getrieben und ob er Zeugnisse seines Wohlverhaltens habe? Der Fremde stockte eine Weile, aber bald gesammelt berichtete er mit geläufiger Zunge, er heiße Franz Bauer, sei aus Wien gebürtig, habe dort bei einem Advo-

caten servirt, diesen aber verlassen, um sich in der Welt umzusehen; in Fünfkirchen sei er schwer erkrankt und durch Diebstahl seiner Zeugnisse und des besten Theils seiner Habe beraubt worden; gestern sei er über den Plattensee herübergekommen und sitze nun hier und wisse sich nicht Rath noch Hilfe. Horváth's Beifallnicken hatte sich während dieses Berichts mehrmals in ein bedenkliches Kopfschütteln verwandelt, aber das gefällige Aeußere des Fremden schien seinen einfachen Sinn bestochen zu haben. „Gut", sagte er endlich, „ich will Ihm für heute Nacht Herberge geben und morgen, wenn sich zeigt, daß Er arbeiten kann und will, soll sich auch das Unterkommen finden! Sitz' Er auf!" Und damit rückte er in die Ecke des Wagensitzes, ihm Platz zu machen. Der junge Mann bedachte sich einen Augenblick und musterte mißtrauisch scheu die offenen, ehrlichen Züge des Kaufmanns; dann warf er Bündel und Knotenstock in das Korbgeflecht am Hintertheil des Wagens und schwang sich an Horváth's Seite, der nun sein Rößlein die Anhöhe hinunter rasch auf Weßprim zutraben ließ.

Am nächsten Morgen, als Horváth dem jungen Manne zur Probe eine der vielen Rechnungen vorlegte, die zu seiner großen Verlegenheit durch den vor einigen Wochen erfolgten Tod seines Buchhalters in Unordnung gerathen waren, zeigte sich bald, daß Franz Bauer den Verstorbenen nicht nur an

Richtigkeit der Auffassung, Gewandtheit und Scharf-sinn, sondern auch an Kenntnissen weit übertraf, so daß Horváth sich auf der Stelle der Dienste des jungen Mannes zum Abschluß der unvollendeten Rechnungen und zur Aufarbeitung der in Brief-wechsel und Buchführung erwachsenen Rückstände versicherte. Die Lösung dieser Aufgaben konnte bei-läufig sechs Wochen in Anspruch nehmen; allein der Eifer, den Franz in der Erfüllung der über-nommenen Pflichten bewährte, und die Leichtigkeit, mit der er die verwickeltsten Geschäfte gleichsam spielend bewältigte, ohne daß seine Arbeiten dabei an Gehalt und Genauigkeit auch nur im mindesten verloren hätten, machten ihn seinem Dienstgeber bald ganz unentbehrlich.

Schon nach Verlauf eines Monats schlug Horváth dem neuen Hausgenossen vor, die Stelle seines Vorgängers mit allen damit verbundenen Ehren und Genüssen bleibend einzunehmen und legte ihm die Annahme seines Antrags so nahe, daß es dem jungen Manne ein Leichtes gewesen wäre, durch scheinbare Weigerung auch noch höheren An-sprüchen Geltung und Gewährung zu verschaffen. Allein Franz war zu klug, um für einen kargen Gewinn in der Gegenwart vielleicht für alle Zukunft an Gunst und Vertrauen verlieren zu wollen. Er nahm Horváth's Antrag als unverdiente Huld und Ehre demüthig-dankbar an und pries sich hochbe-

glückt, fortan dauernd einem Hause angehören zu dürfen, dessen Mitglieder ihm insgesammt mit so freundlichem Wohlwollen, so herzlicher Theilnahme entgegenkämen.

Der Schreiber Ferencz, wie er nun nach seiner Beförderung genannt wurde, war wirklich in kürzester Zeit der Liebling aller Hausgenossen geworden. Schon in den ersten Tagen nach seiner Ankunft hatte er allmälig den menschenscheuen, argwöhnisch-finstern Trotz, mit dem er zuerst aufgetreten war, gegen ein sanftes, leidendes Wesen, gegen eine stille, schüchterne Freundlichkeit und das rührende Bestreben vertauscht, Jedermann in jedem Wunsche zuvorzukommen und Allen Dienste zu leisten, ohne je welche für sich in Anspruch zu nehmen. Die Regentin des Hauses, die alte Margit, wußte er durch seine ungewöhnliche Frömmigkeit, durch die laute Anerkennung der Vortrefflichkeit ihrer Haushaltung, vor allem aber durch die dankbare Bereitwilligkeit einzunehmen, mit der er bei seinen häufig wiederkehrenden Augenleiden die unerschöpfliche Fülle ihrer Heilmittel über sich ergehen ließ; die Knechte des Hauses machte er sich theils durch kleine Geschenke, theils durch die Wärme geneigt, mit der er ihre Bitten um Urlaub oder Zulage bei ihrem Dienstherrn befürwortete; die Mägde aber bestach er durch freundliches Grüßen, bescheidenes Lobpreisen ihrer Reize und durch die schwermüthig

klagenden Töne, die er in schönen Mondnächten, am Brunnenrande hingelehnt, seiner Flöte zu entlocken wußte. Czenczi, die Tochter des Hauses, war es, der er sich von Allen zuletzt, aber nicht minder erfolgreich, näherte.

Das erste Auftreten Ferencz's hatte einen abstoßenden Eindruck auf das siebzehnjährige, einfach schlichte Mädchen gemacht; es war ihr unheimlich in seiner Nähe, sie fürchtete sich vor dem starren Blicke seines hellblauen Auges, aber die Lobeserhebungen des Vaters, das gefällige Aeußere, das feine Wesen des jungen Mannes verwischten bald diesen ersten Eindruck; die Berichte der Mägde und der Base Margit von der Niedergeschlagenheit, dem sichtlichen Kummer des armen Schreibers gewannen ihm allmälig in demselben Maße ihre Theilnahme, als die von allen Seiten gepriesene Fülle seiner Kenntnisse ihre beneidende Bewunderung erregte. Bei allem Reichthum Horváth's war nämlich der Unterricht, den Czenczi in jenen Tagen in einer Landstadt Ungarns empfangen konnte, weit hinter den Wünschen des Vaters wie der Tochter zurückgeblieben; vor allem war ihre Kenntniß der deutschen Sprache äußerst mangelhaft, und diesen Umstand wußte Ferencz zu benutzen, um auch nach dieser Seite hin seine Stellung zu befestigen. Sein Anerbieten, ihr in seinen freien Stunden in dieser Sprache Unterricht zu ertheilen, wurde von Horváth

mit Beifall, von Czenczi mit Entzücken angenommen, ja diese Letztere bestand darauf, ihrem Lehrer dafür die Elemente der ungarischen Sprache beizubringen. Der wechselseitige Unterricht begann und wurde von den jungen Leuten, die sich anfangs nur nothdürftig verstanden, mit so ungewöhnlichem Erfolge fortgesetzt, daß Czenczi schon nach einigen Monaten der Base unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertrauen konnte, daß die Braut des armen Ferencz ihn treulos verlassen und einen Andern geheirathet habe; daß er darüber verzweifelnd in die weite Welt gegangen und erst jetzt wieder so weit sei, der Stimme der Vernunft Gehör zu geben und Trost anzunehmen; ein Bericht, der, mit seltsamer Unruhe und häufigem Erröthen vorgetragen, eine weltkundigere Zuhörerin als die alte Margit über die Person der Trösterin und die Art und Weise der Tröstung wol kaum in Zweifel gelassen hätte.

Indessen hatten die raschen Fortschritte des Schreibers Ferencz in der Gunst der Hausgenossen dem Glücklichen im Stillen einen Feind erweckt, der allmälig hervortretend ihn aus der siegreich eingenommenen Stellung wieder hinauszudrängen oder ihm doch die Ausbeutung derselben bedeutend zu erschweren drohte. Dieser Feind war Antal, der Schaffner des Hauses. Sei es, daß Ferencz ihn zu geringer Aufmerksamkeit gewürdigt hatte, oder konnte Antal, aus der Marmarosch gebürtig und

ein Ungar mit Leib und Seele, es nicht verschmerzen, dem verhaßten „Schwaben“ eine Stelle vertraut zu sehen, zu deren Uebernahme er selbst früher sich unfähig bewiesen hatte, genug, er scheute keine Mühe, jedem Schritt des Schreibers nachzuspüren, und es gelang ihm auch mit dem Scharfblicke des Hasses Bemerkungen zu machen, die, vergiftet durch die Folgerungen des Argwohns und mit der Beredsamkeit der Mißgunst verbreitet, allerdings geeignet waren, seinem Gegner Verlegenheiten aller Art zu bereiten. Vor allem wußte Antal hervorzuheben, daß die Duplicate der Zeugnisse, die dem Schreiber zu Fünfkirchen gestohlen worden, von Wien nicht eintreffen wollten, wobei er nicht verfehlte, zugleich auf den seltsamen Umstand hinzuweisen, daß die heftigen Anfälle von Kopfgicht und Augenleiden, denen der Schreiber unterworfen war, und die ihn jedesmal nöthigten, sein Antlitz mit Binden und Schirmen aller Art zu umhüllen, ihn fast regelmäßig an den Tagen heimzusuchen pflegten, an denen Handelsfreunde des Herrn aus Steiermark oder Kärnten im Hause zu Gaste wären; ja, er behauptete, Beweise in Händen zu haben, daß Ferencz die Augenwässer, Salben und Kräutersäckchen der Base Margit, wie sehr er deren Heilkraft auch rühme, meist ungebraucht, wie er sie empfangen, beiseite werfe.

Aber auch noch von anderer Seite her bemühte sich Antal den beneideten Günstling ins Gedränge zu bringen, indem er ganz unverhohlen sein Erstaunen, ja seine Entrüstung äußerte, daß ein so gewiegter, weltläufiger Mann wie Herr Horváth seine einzige Tochter und Erbin mit einem von der Straße aufgelesenen, so ganz „unvorhergesehenen“ Menschen, wie der Schreiber wäre, stundenlang in einer Sprache verkehren lasse, die den übrigen Hausgenossen mehr oder weniger unverständlich sei; so viel wäre wenigstens gewiß, daß die Wangen Czenczi's nach solchen Zusammenkünften mit dem schönsten Scharlachtuch in dem Waarenlager ihres Vaters an Farbenpracht wetteifern könnten, während Ferencz, wenn er seine Schülerin verließe, nicht anders einhergehe, als sollte er nächstens Palatin oder gar König von Ungarn werden. Solche Aeußerungen pflegte er mit häufigem Kopfschütteln und bedauerndem Achselzucken zu begleiten, oder sie mit einigen Sprichwörtern, als: „Der Bock tauge nicht zum Gärtner“, „Fette Bissen wären leicht verschlungen“ und „Gelegenheit mache Diebe“, zu beschließen, und so laut und so unablässig wiederholte er aller Orten diese und andere Redensarten, daß sie endlich auch zu Horváth's Ohr drangen. Dieser jedoch, durch Antal's Benehmen über alles Maß hinaus verletzt und aufgebracht, stellte sich mit höchster Entschiedenheit auf die Seite des ver-

dächtigten Ferencz und wies laut und öffentlich alle gegen ihn gerichteten Beschuldigungen als schändliche Verleumdungen von sich. Ferencz hatte seinem Dienstherrn in der Gegenwart zu schlagende Beweise seiner Uneigennützigkeit und Redlichkeit gegeben, als daß dieser an dessen Rechtlichkeit in der Vergangenheit hätte zweifeln können. Ebenso widersinnig erschien dem leichtsinnig gutmüthigen, in das Wesen der Dinge selten tief eindringenden Manne die Annahme, seine Tochter könne sich mit einem solchen hergelaufenen wildfremden Menschen in einen Liebeshandel einlassen.

Weit entfernt, durch Entlassung des Schreibers jede Möglichkeit der Fortdauer eines solchen Verhältnisses abzuschneiden, besorgte er vielmehr, eben dadurch einestheils den von Antal verbreiteten Gerüchten einen Anschein von Begründung zu geben, anderntheils sich selbst ohne Noth eines vortrefflichen, nicht leicht zu ersetzenden Arbeitsgehülfen zu berauben. Um Czenczi's Ruf vor Verleumdung sicherzustellen, erschien es ihm genügend, den jungen Leuten die Fortsetzung des wechselseitigen Unterrichts zu untersagen, und so unterbrach er eines Tags die Lehrstunde, wies den Schreiber dahin zurück, wohin er gehöre, nämlich in die Schreibstube zu seinen Büchern, verbot seiner Tochter allen ferneren Verkehr mit dem flötenspielenden Betteljungen, legte dem mit Entlassung bedrohten, in tiefster Zerknir-

schung um Gnade flehenden Antal ewiges unverbrüchliches Stillschweigen auf, und Alles war abgethan. Die jungen Leute, die erst ganz vernichtet schienen, fanden sich, ehe man es erwarten konnte, in den ihnen aufgelegten Beschränkungen zurecht, und gaben sich, wenn nicht heiter, doch gefaßt und ruhig; Antal knurrte und murrte innerlich, ballte die Fäuste in der Tasche und fletschte die Zähne gegen die Wand, und Horváth, dem keine Verdächtigung weiter zu Ohr kam und der nichts Ungebührliches mehr bemerkte, ließ allgemach die Dinge, die er glücklich in das richtige Geleise gebracht zu haben glaubte, wieder ruhig nach wie vor ihren Gang nehmen.

So waren zwei Jahre verflossen; ein schöner Herbst lag über dem Lande, und in wenig Tagen sollte der Michaelimarkt zu Ofen beginnen, den Horváth jährlich zu besuchen pflegte. Zwei Frachtwagen mit feinen Tüchern waren auch diesmal schon dahin abgegangen und der Kaufmann gedachte ehestens seiner Waare nachzufolgen. Es war Mittag; den Schreiber hatte Horváth Gelder einzukassiren ins Kloster nach Bakony-Bél gesandt, und er selbst kramte unter Papieren und Waarenmustern, als Antal, der Schaffner in die Schreibstube trat und die Anrede des Herrn erwartend demüthig an der Thür des Gemachs stehen blieb. Antal hatte vor einigen Wochen eine für seine Verhältnisse nicht unbedeutende

Erbschaft gemacht und in Folge dessen Herrn Horváth seine Dienste gekündigt, um in seiner Heimat selbst einen Kramladen zu eröffnen. Seine Dienstzeit war abgelaufen, das Wägelchen, das ihn heimwärts führen sollte, stand vor der Thür, und er war nun gekommen, Abschied von dem Manne zu nehmen, der ihm durch zehn Jahre ein mitunter ungeberdiger und auffahrender, aber bei alledem ein wohlwollender und freundlicher Herr gewesen. Horváth hatte die Feder weggelegt und war auf den nicht eben mehr jungen, aber von Kraft und Gesundheit strotzenden Burschen zugeschritten, der durch ein seltsames Zucken in seinen offenen Zügen und durch ein krampfhaftes Drehen des wohlgewichsten Schnurrbarts unverkennbar heftige innere Bewegung verrieth. Als nun Horváth in gewohnter Gutmüthigkeit die Hand auf seine breite Schulter legte, ihm für die guten Dienste, die er ihm geleistet, für Redlichkeit und Treue, die er ihm durch lange Jahre bewiesen, freundlich dankte und bedauerte, daß er trotz aller Abmahnungen, statt in seinem Hause bessere Tage abzuwarten, sich in so mißlicher Zeit auf seine eigenen Beine stellen und sein Glück im Handel versuchen wolle, da rollten große Thränen über Antal's braune Wangen. „Herr", stieß er schluchzend heraus, „ich weiß, es kann mein Unglück sein, daß ich gehe und gewiß werde ich's nirgends mehr so gut haben, als ich's bei Euch

hatte, aber ich muß fort! Gott straft mich; weil ich zur Unzeit Ungebührliches ins Blaue hineinschwatzte, darf ich nun zur rechten Zeit das Nothwendige nicht sagen, und zusehen kann ich auch nicht mehr, oder mir drückt es das Herz ab! „Was sieht Er denn", rief Horváth, den die Erschütterung des Burschen anzustecken begann, „und warum muß Er es verschweigen?" — „Ich muß! Ich muß!" versetzte Antal, indem er sich mit der mächtigen Hand vor die Stirn schlug, „ich habe im Zorn meine Seele dem Teufel verschworen, wenn noch ein Wort über meine Lippen käme, das Einen hier im Hause beträfe; ich darf nur Eins", fuhr er fort. indem er die Hände faltete, „bitten, bitten darf ich Euch, macht die Augen auf und sehet den Weg, den Ihr geht! Schafft Rath, da es noch Zeit ist! Denkt nach, warum der hübsche Kis Sándor zu jung und der wackere Barna László zu alt war Euer Schwiegersohn zu werden! Denkt nach, nehmt Euer Herz in die Hand und Gott — segne Euch!" und damit küßte er schluchzend dem Herrn die Hände und den Saum des Kleides und fuhr zur Thür hinaus.

Horváth stand betroffen und von Staunen und ungewisser Angst wie gelähmt; als er, wieder zur Besinnung gekommen, Antal nacheilte, war dieser längst auf sein Wäglein gesprungen, hatte mit Zunge und Peitschenknall das Gespann angetrieben und

flog von Staubeswirbeln umhüllt in echt ungarischem rasenden Jagen der Heimat zu.

Spät am Abend desselben Tages, als die Dämmerung längst hereingebrochen war, kehrte der Schreiber Ferencz in seinen Szür eingehüllt, einen schweren Geldsack unter dem Arm, von Bakony-Bél zurück. Die heller als gewöhnlich durch das Küchenfenster herleuchtende Flamme des Herdfeuers und ein ihm unbekannter Knecht, der ein paar sichtlich ermüdete Rosse pfeifend im Hofe herumführte, damit sie langsam sich abkühlten, ließen ihn bald gewahren, daß ein Gast im Hause wäre. Er stand eine Weile unschlüssig unter dem Thorweg; als er aber später den Burschen, die Pferde in den Stall weisend, ein lustiges „Schnadahüpfl“ anstimmen hörte, stampfte er unmuthig mit dem Fuße und wandte sich dann hastig einem dunklen Gange zu, der vom Thorwege zur Küche führte. Das Rasseln und Klirren eines mächtigen Schlüsselbundes und trippelndes Pantoffelklappern verkündete ihm bald die Nähe der Base Margit, die er eben suchte und die er demüthig mit einem Handkuß begrüßend um die Gefälligkeit ersuchte, den Geldsack an seiner Statt dem Herrn zu überbringen und ihm zu sagen, seine Aufträge seien ausgerichtet; denn ihn habe wieder sein Kopfrheuma gepackt, er fröstle und wolle zu Bett! „Ei wo denkt Er hin, mein Sohn“, versetzte die Alte, „Er will nicht zum Abendessen kommen,

und wir haben Besuch, den Herrn Steidler, den reichen Hammerherrn aus Mürzhofen, der nach Ofen zum Markte will! Und ich sollte dem Herrn den Geldsack bringen und mich ausschelten lassen, wenn ich ihm die Auskünfte nicht geben kann, die er verlangt? Zu Bette gehen! Zu Tische soll Er gehen und sich zusammennehmen, wie es einem jungen Burschen geziemt, das soll Er!" Auf diese und ähnliche Vorstellungen erwiderte Ferencz in kläglichem Tone, er leide heute mehr als je, er wolle lieber glühend Eisen anfassen, als nur den Kiefer bewegen, dabei thräne sein Auge wie ein lecker Eimer und empfinde jeden Lichtstrahl wie einen Nadelstich! Die Alte aber meinte, er solle sich mit ihrem Wunderwasser waschen, den Kopf einbinden und den Lichtschirm nehmen, so werde es ihm nicht ans Leben gehen. Er solle an das Gerede der Leute denken, und wie ungern eben darum der Herr sein Wegbleiben vom Tische sähe, wenn Gäste da wären; zudem sei er Mittags fortgewesen und der Czenczi würde es leid thun, wenn sie auch Abend ihn nicht sehen sollte! Sei es nun, daß diese letzte Rücksicht den jungen Mann überredete, oder gab Herr Horváth den Ausschlag, der eben seinen Gast zu Tische geleitend am obern Treppenrande vorbeikam und in den Flur hinabrief, was es gäbe und ob der Schreiber noch nicht zurück wäre? genug, er erwiderte auf den Anruf, er sei

zurück und werde gleich Rapport erstatten! worauf er hastig in sein Stübchen sprang, um, wie er der Base Margit zuflüsterte, vorerst ihre ärztlichen Vorschriften zu befolgen.

Die Mahlzeit hatte bereits begonnen, als Ferencz ein Tuch um die Backen geschlungen und einen Schirm über die Augen gezogen, in die Stube trat, und sich dem Herrn des Hauses näherte, der das obere Ende eines Tisches in einer ernstern und nachdenklichern Stellung einnahm, als er sonst bei dem Empfange lieber Gäste zu zeigen pflegte. Horváth warf einen verdrießlichen Blick auf den Schreiber, nahm seinen Bericht mit stummem Kopfnicken entgegen, winkte ihm, sich an seinen Platz am untern Ende der Tafel zu begeben und wandte sich dann wieder zu seinem Gaste, während Czenczi mit einem Blicke der Freude und des Bedauerns dem Verspäteten zunickte. Das Tischgespräch erging sich lange Zeit in Klagen über die mißlichen Ergebnisse der Ernte und in Vermuthungen über den Einfluß derselben auf die Waarenpreise des bevorstehenden Marktes, um sich dann den Witterungsverhältnissen zuzulenken, die einen regnerischen Hochsommer mit einem anhaltend schönen hellen Herbste zu vergelten versprachen. Diese Wendung des Gesprächs gab dem Gaste Anlaß, auf die grundlos schlechten Wege zurückzukommen, die er von Steinamanger bis über Sárvár hinaus gefunden, und die ihm

wenigstens zwei Stunden Aufenthalt verursacht hätten! „Uebrigens“, setzte der ganz verständige, nur etwas umständliche Mann hinzu, „übrigens hätten mich meine Schimmel doch noch vor dem Abenddunkel hierhergebracht, hätte ich nicht heute früh mit dem armen Sünder zu viel Zeit versäumt!“ „Mit welchem armen Sünder?“ fragte Horváth, und Steidler, die allgemein sich kundgebende Neugier zu befriedigen, berichtete nun in seiner breiten Redeweise, wie ein Tischlergeselle zu Steinamanger vor zwei Jahren seinen Meister erschlagen, aber allen Verdacht abzulenken gewußt, sich später auf die Wanderschaft begeben und auch sein gutes Fortkommen gefunden hätte, vor drei Wochen aber, von der nie ruhenden unerträglichen Folter des Gewissens getrieben, plötzlich nach Steinamanger zurückgekehrt wäre, um sich selbst als den Mörder seines Dienstherrn dem Gerichte zu überliefern, worauf er denn am heutigen Tage bereuend und mit Gott versöhnt zur höchsten Erbauung der tieferschütterten Menge sein Verbrechen auf der Richtstatt mit dem Leben gebüßt hätte.

Steidler's Bericht war nicht ohne Wirkung auf seine Hörer geblieben, dafür bürgte die tiefe Stille, mit der er aufgenommen wurde und die ihm folgte. Horváth war es, der sie zuerst unterbrach. „Ja“, sagte er mit nachdrücklicher und bewegter Stimme, „Gott weiß jeden zu finden, und nichts“,

fuhr er fort, indem er einen ernsten und forschenden Blick auf die jungen Leute warf, „nichts ist so fein gesponnen, es kommt zuletzt ans Licht der Sonnen!“ Der Eindruck, den diese ziemlich scharf betonte Bemerkung machte, war ein sehr verschiedener: auf Czenczi's Wangen rief sie dunkle Röthe hervor, Ferencz dagegen, der stumm und gleichgültig wie zuvor mit vor ihm liegenden Brotkrumen spielte, schien sie gar nicht zu beachten, während Herr Steidler nachdenklich den Kopf schüttelte und sie mit diesen Worten erwiderte: „Ja, die Leute sagen so! Aber es kommt nicht Alles ans Licht der Sonne! Ich selbst weiß von einem Fall zu erzählen, von einer schauerlichen Mordthat, die sich vor etwa dritthalb Jahren begeben, ohne daß seither auch nur eine Spur des Mörders entdeckt worden wäre!“ „Ei was“, versetzte Horváth ärgerlich, denn ihm war, als sähe er die Lippen des Schreibers spöttisch zusammenzucken, „es ist nicht aller Tage Abend! und kann nicht eine Stunde entdecken, was dritthalb Jahre verschwiegen blieb? Wenn ihn auch die Menschen nicht erreichen, Gott weiß seinen Mann zu finden, dabei bleibe ich! Aber laßt uns doch die Geschichte hören, deren Ihr eben gedachtet! Noch ein Glas Somlyóer, werther Herr Steidler; dem Wein dürft Ihr trauen, er ist eigenes Baugut und vom besten Jahrgang, und nun gebt uns Eure Mordthat zum besten!“ Horváth hatte während

dieser Worte die Gläser gefüllt, und Steidler, der vergebens vorstellte, daß jener Vorfall an und für sich nicht besonders spannend und nur vielleicht für Jene, welche die betheiligten Personen gekannt, merkwürdig wäre, fügte sich endlich dem Andringen seines freundlichen Wirthes und begann folgendermaßen seine Erzählung:

„Ihr müßt wissen", sagte Steidler, „daß mich meine Geschäfte mehr als einmal des Jahres nach Bruck führen, einem hübschen Städtchen, das einige Meilen von meiner Heimat am Zusammenfluß der Mürz und der Mur gelegen ist. Ich pflege dort beim Kreuzwirth Herberge zu nehmen und habe mich, seit Jahren ein Stammgast des Hauses, unter seinem Dache immer so wohl besorgt und aufgehoben gefühlt wie nur am eigenen Herd. Eines Tages, es mögen nicht ganz drei Jahre sein, gegen Abend ankommend, finde ich jedoch das Haus von oben bis unten erleuchtet, Gänge und Treppen von Menschen wimmelnd und vor dem Hause ein Gewirr ineinandergefahrener Wagen, daß ich nur mit Mühe an den Thorweg gelangen konnte. ‚Kreuzwirth', sage ich absteigend, ‚Euer Haus sieht heute nicht anders aus als die leibhaftige Arche Noäh, da werde ich denn wol rechtsum machen und im Brauhaus einsprechen müssen!' Der aber krummbuckelt und entschuldigt sich, die Schützengilde feiere heute unter seinem Dach einen Ehrenschmaus, dem ein Tanz

folgen sollte; die Stube, die ich gewöhnlich einnehme, diene als Bankettsaal, aber für mich hätte er immer Unterkunft; er würde mir, wenn ich es nicht übelnehmen wolle, eine hübsche Kammer im Hinterhause einräumen und an Aufmerksamkeit und schuldiger Rücksicht für meine Bequemlichkeit solle es nicht fehlen! Was war zu thun? Im Hause war ich einmal und im Handumdrehen sah ich mich eine Hintertreppe hinauf in die verheißene Kammer geschoben, die denn auch wirklich ganz bequem und so abgelegen war, daß ich darin ungestört von dem Gestampfe der Tanzenden und dem Geschwirre der Musik ganz ruhig und behaglich die Nacht zubrachte.

Es war helllichter Tag, als ich erwache, mich in die Kleider werfe und das Fenster öffne, um ein Viertelstündchen frische Luft zu schöpfen, wie dies im Sommer und Winter, bei Sonnenschein wie Schneegestöber mein Gebrauch ist. Das Fenster der Kammer ging in ein Gäßchen, das ich, so oft ich auch durch Bruck gekommen, niemals bemerkt, noch weniger betreten hatte. Mir gerade gegenüber lag ein alterthümliches, wettergeschwärztes Haus mit hohem Giebel und unter dem Spitzbogen der Hausthür, zu der einige Stufen hinaufführten, sah ich zwei Personen in eifrigem Gespräch begriffen, deren Vertraulichkeit bei der großen Verschiedenheit ihres Alters und ihrer bürgerlichen Stellung meine Aufmerksamkeit erregte. Die eine der beiden Per-

sonen nämlich, ein junger Mann in zierlicher, blonder Stutzperrücke, in einem anständigen braunen Tuchkleide und geflammten Seidenstrümpfen, gehörte unzweifelhaft zu den Honoratioren der Stadt, während das Frauenzimmer, das den Abschiednehmenden bis zur Hausthür begleitet zu haben schien, in Tracht und Haltung nur wie eine gewöhnliche Bürgerfrau aussah. Sie war alt und überaus häßlich; die kleinen stechenden Augen und das spöttische Grinsen des zahnlosen Mundes gaben dem gelben runzlichten Gesichte einen widerlich hämischen Ausdruck, den das wirre graue Haar, das unter der schwarzen Drahtflügelhaube hervorhing, nicht zu mildern vermochte. Die kleine hagere Gestalt war mit einem etwas abgenützten Kleide von schwarzem Kamelot und einem mit verschossenem Sammetband besetzten Halbmäntelchen von demselben Stoffe angethan, aus dessen Armschlitzen ihre dürren Hände mit den gichtgekrümmten Fingern wie Adlerklauen hervorsahen. Dazu trug sie blauwollene schlechte Strümpfe, grobe Schuhe, Zinnschnallen, ein grellgelbes Halstuch und eine feuerfarbene Schleife auf der Drahthaube; kurz und gut, nur der Besen fehlte, so war die Hexe fertig."

„Ach, du dreieiniger Gott!" stöhnte Base Margit, indem sie sich bekreuzte; Czenczi aber schlug die Hände vors Gesicht und rief: „Gott behüt' uns,

mir ist, als sähe ich es vor mir stehen, das häßliche Weib!"

„Denkt Euch nun mein Erstaunen, werthe Jungfer", fuhr Herr Steidler fort, „als ich plötzlich den jungen hübschen Mann die dürren, krummen Knochenfinger der Alten erfassen und mit einer Andacht und Inbrunst küssen sah, als wäre sie eine kaiserliche Prinzessin und der Ausbund aller Schönheit! Alle Wetter, sage ich zu mir selbst, mit welchem Halfter sind die zwei Leute zusammengekoppelt? Und da eben der Kreuzwirth mit der dampfenden Weinsuppe, meinem Frühstück, in die Stube tritt, winke ich ihn zu mir heran und frage ihn, wer die Zwei wären? ‚Ei', sagte der, ans Fenster tretend, ‚das ist die Marzipan-Lise', und da ich neugierig wiederhole: Die Marzipan-Lise? berichtete er, die Alte wäre die Witwe eines reichen Lebküchlers, nach dessen Tode sie jedoch sein Geschäft aufgegeben, um ein minder süßes, aber bei weitem einträglicheres zu betreiben; sie leihe nämlich auf Pfänder, drücke ihren Schuldnern wucherische Zinsen ab, verkaufe ihnen Haus und Hof und wenn die armen Leute dann ihre Hartherzigkeit verfluchten, pflegte sie zu sagen, wenn sie nur ihr Geld habe, das Andere wäre ihr Marzipan, welcher Redensart sie denn auch ihren Spitznamen verdanke. Sie wäre nun an die Siebzig, besäße zwei Häuser zu Bruck, drei Häuser zu Grätz, und auch sonst noch

Grundstücke, Weingärten und scheffelweise Geld, aber nicht Kind noch Kegel und kein Mensch wisse, wem nach ihrem Tode all der Reichthum zufallen werde. ‚Und da der junge Mann', sage ich darauf, ‚wer ist er, und macht er der Alten den Hof und will er sie etwa heirathen?' Worauf der Kreuzwirth lachte und meinte, die Alte wolle Der nicht, nur ihr Geld; denn er wäre armer Leute Kind und hätte sich durch Fleiß und Geschicklichkeit, vorzüglich aber durch die Gunst der Weiber emporgearbeitet, mit denen er als ein hübscher pfiffiger Bursche gar gut umzugehen wisse, so daß er jetzt Registrant im Magistrat und sehr beliebt bei Rath und Bürgerschaft wäre; nur der Herr Lamprechter, der Kaufmann auf dem Markte, sei ihm nicht grün, weil er der Nani, seiner einzigen Tochter, nachgehe, die um seinetwillen schon drei Freier und darunter den Syndicus der Stadt abgewiesen habe. — Da ich aber meine Frage wiederhole, was denn doch wol der Herr Registrant mit der boshaften Alten wolle, sagte der Kreuzwirth: ‚Nun, er ist ihr Miethsmann, und seit er in ihr Haus gezogen, hätschelt und pflegt er die Alte, besorgt ihre Geschäfte, redet ihr in aller Weise zu Gehör und alles Das in der Hoffnung, sie werde ihm ein tüchtig Stück Geld hinterlassen, damit er nach ihrem Tode die Lamprechter Nani heirathen könne. Es solle auch', setzte der Kreuzwirth hinzu, ‚schon Alles in Richtig-

keit sein; ja der Registrant behaupte sogar, er selbst habe der Alten auf ihr Verlangen den Entwurf zu einem Testamente aufsetzen müssen, in dem sie ihn zu ihrem Universalerben erklärte; die Alte dagegen wolle es nicht Wort haben, sie lächle boshaft, wie sie pflege, wenn sie darüber zur Rede gestellt werde, und meine, es sei nicht Alles Gold was glänze; es gäbe wol noch Tauben auf dem Dache, aber darum stäken sie noch nicht am Spieße, und manche Henne auf ihrem Ei wisse nicht, was sie ausbrüte, und dergleichen Dinge mehr, so daß im Grunde doch Niemand recht wisse, welchen Ausgang die Geschichte nehmen werde!" — Während dieser und anderer Reden war im Gäßchen unten der Registrant seine Wege gegangen und der alte Drache in seine Höhle zurückgeschlüpft, und ich" —

Hier hielt der Erzähler inne, denn einer seiner Zuhörer hatte in dem Bestreben, sich leise zu erheben und seinen Stuhl recht unbemerkt zurückzuschieben, mehr Geräusch verursacht, als dies vielleicht bei minderer Vorsicht der Fall gewesen wäre. Es war der Schreiber Ferencz, der nicht wenig verwirrt schien, die allgemeine Aufmerksamkeit durch diese Störung so ausschließend auf sich gezogen zu haben. Erst auf den wiederholten Anruf Horváth's, was es gäbe, stammelte er die Entschuldigung hervor, auf dem Platze, den er bisher eingenommen, verletze das grelle Kerzenlicht seine leidenden Augen

und er gedächte sich daher in die dunkleren Räume der Stube zurückzuziehen. „Geh' Er nur lieber gleich zu Bette; kranke Leute taugen nicht zu den Gesunden!“ gab ihm Horváth rauh und hart zur Antwort, worauf aber Ferencz nach kurzem Besinnen mit unsicherer Stimme erwiderte, er wolle nichts von der anziehenden Erzählung des Herrn Steidler verlieren und daher, wenn es ihm vergönnt wäre, auf der Bank hinter dem Ofen Platz nehmen! — „Auch gut, krieche Er hinter den Ofen“, brummte Herr Horváth; gleich darauf aber Czenczi's Erbleichen und Erröthen, ihre besorgten Blicke, die schlecht verhehlte Unruhe gewahrend, mit der sie den Bewegungen des Schreibers folgte, rief er, mit der derben Faust auf den Tisch hinschlagend, daß Flaschen und Gläser klirrten: „Kreuz — schwere Noth! Rühre Dich, Mädel! Das Glas des Herrn Steidler ist leer! Schenk ein und präsentire ihm den Kuchenteller! Donnerwetter, paß auf!“ Während Czenczi zusammenfuhr und so rauher Mahnung ungewohnt, zitternd die Aufträge des Vaters erfüllte, hatte dieser, seinen Unmuth unter einer scherzenden Miene verbergend, sich wieder zu seinem Gaste gewandt und ihn aufgefordert, nach dieser unliebsamen Unterbrechung den Faden seiner Erzählung wieder aufzunehmen.

„Liebwerthester Freund“, begann Herr Steidler, „ich habe Euch wol vorausgesagt, daß an jenem

Vorfall, von dem ich Euch durchaus berichten sollte, nicht eben viel Merkwürdiges wäre; Ihr habt mir aber nicht glauben wollen; erstaunt also nicht, wenn ich an den Anfang meiner Geschichte statt ihrer Fortsetzung, die Ihr erwartet und begehrt, gleich unmittelbar ihr Ende knüpfen muß. Nachdem ich nämlich auf die Art und Weise, wie ich eben berichtet, die Marzipan-Lise und ihren Miethsmann kennen gelernt hatte, ging ich meinen Geschäften nach und kehrte dann in meine Heimath zurück, ohne von jenen Beiden weiter zu hören, oder ihrer auch nur von ferne zu gedenken. Nach etwa sechs Wochen hatte ich wieder eine Geschäftsreise nach Bruck anzutreten und diese Gelegenheit benützte ich, einen Freund auf einem von Bruck kaum eine halbe Stunde entfernten Hammerwerke zu besuchen; dort abgestiegen, wurde ich nicht mehr fortgelassen; ich mußte bei meinem Freunde übernachten und setzte erst ziemlich spät morgens meine Reise wieder fort.

Ich wußte, daß an jenem Tage zu Bruck der Wochenmarkt abgehalten werde und gedachte von diesem Umstande zur Besorgung mancher nothwendiger Einkäufe Nutzen zu ziehen; ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich bei meiner Ankunft zu Bruck zwar den Marktplatz mit Waaren aller Art bedeckt, aber weder Käufer noch selbst Verkäufer, nur einige Kinder und alte Weiber, die Waaren zu behüten, zur Stelle fand. Vor dem Kreuz-

wirthshause angelangt sah ich weder Hausknecht noch Kellnerin herzuspringen, noch schwenkte mir der Kreuzwirth sein grünes Sammtmützlein entgegen, dagegen bemerkte ich an der Ecke des Hauses einen Knäuel von Menschen, den immer neuer Zulauf vermehrte. Dies erregte meine Neugier; ich schritt auf das Gewimmel zu und hatte kaum einige Schritte gethan, als ich den Kreuzwirth erkannte, der mir zuwinkte und schrie: ‚Hierher, nur hierher, kommt nur, Herr Steidler!' — ‚Kreuzwirth', sage ich, als ich ihn endlich erreicht hatte, ‚beißt Euch das Mäuslein, daß Ihr hier Maulaffen feil habt? Gibt's Feuer oder ist sonst ein Unglück geschehen?' — Der aber, ganz erhitzt und verwirrt meiner Worte nicht achtend, schnaubt mir entgegen: ‚Wollt Ihr sie sehen? Ich führe Euch hin, wenn Ihr sie sehen wollt!' — ‚Potz Hammer und Ambos!' rufe ich, ‚wer oder was ist denn zu sehen?' — ‚Was zu sehen ist?' war die Antwort, ‚nun die Marzipan-Lise, nach der Ihr letzthin fragtet! Kommt nur mit! Eben ist der Syndicus hinein und die Herren vom Rathe!' — Und ohne mir weiter Auskunft zu geben, faßte er mich beim Arm, rief mit barscher Stimme der vorwärtsdrängenden Menge ein: ‚Platz da! Vorgesehen!' zu, und zog mich, mit breiten Schultern und derben Fäusten mir Luft machend, in das Gäßchen hinein, dessen ich früher gedachte, und das nun mit Menschen jeden Geschlechts und Alters so vollgepfropft

war, daß nirgends auch nur ein Apfel hätte zur Erde fallen können.

Endlich hatten wir das Haus erreicht, waren die Eingangsstufen hinangestolpert und hatten uns durch den dunklen Hausflur an der steilen, finstern Treppe vorbei durch mehrere Stuben des Erdgeschosses in ein kleines gewölbtes Gemach gedrängt, das, wie sich später auswies, die Schlafstube der Hausfrau war. Das Erste, was mir hier in die Augen fiel, war die über einen Haubenstock gestülpte Drahthaube mit der feuerfarbenen Schleife; über der Lehne eines Stuhls hing das Kamelotkleid und das dazu gehörige Halbmäntelchen; die Besitzerin dieser Gewänder aber lag unfern von ihrer Bettsponde, nur nothdürftig bedeckt, auf dem Boden; das dünne graue Haar hing aufgelöst um das runzlichte schwarzblaue Gesicht und den pergamentähnlichen Nacken, den scharf ins emporquellende Fleisch gedrückt das grellgelbe Halstuch umschlang, mit dem die Unglückliche nach kurzer, vergeblicher Gegenwehr erdrosselt worden war; dafür bürgten die starren blutunterlaufenen, gewaltsam aus ihren Höhlen herausgetriebenen Augen, der halboffene Mund, der sich zu einem gräßlichen Hohngelächter zu verzerren schien, und die verkrümmten Hände, die offenbar in dem vergeblichen Bestreben erstarrt waren: den erdrosselnden Knoten des gelben Halstuches zu lösen! Es war ein entsetzlicher Anblick! Als ich endlich im

Stande war, meine Blicke von dem furchtbaren Schauspiele abzuwenden, auf das ich lange voll Schaudern und Entrüstung hingestarrt hatte, gewahrte ich in einer Ecke des Gemachs mehrere mir bekannte, ansehnliche Bürger der Stadt um einen stattlichen Herrn versammelt, der, an dem geöffneten Schreibtisch der Ermordeten sitzend, die darin enthaltenen Papiere durchmusterte, und den mir der Kreuzwirth als den Syndicus der Stadt und einen der Freier der Lamprechter Nani zu erkennen gab. Die Herren waren, der Leiche kaum mehr eingedenk, in ein leises, aber höchst lebhaftes Gespräch verwickelt, das, allmälig lauter werdend, durch einzelne Worte erkennen ließ, daß es sich um den Nachlaß der Ermordeten handelte. Dieser Umstand hatte mich zu der Frage veranlaßt, was denn mit dem Registranten, dem Miethsmann und muthmaßlichen Erben der Todten und dem glücklichen Nebenbuhler des Syndicus, geworden wäre, und der Kreuzwirth theilte mir eben halblaut mit, daß derselbe, mit der Versteigerung eines in der Laming in Gant verfallenen Anwesens beauftragt, schon seit sechs Tagen abwesend wäre, als sich ein immer zunehmendes Gewirre von Stimmen im Hausflur erhob, die ärgerlich abmahnend einen ungestüm Vorwärtsdringenden zurückzuweisen bemüht schienen. Gleichwohl drang der laute Ruf: ‚Ich muß hinein! Platz da! Ich muß sie sehen!‘ immer näher, bis

zuletzt der Schwall der Menge plötzlich sich theilte, und verstört, geisterbleich, große Schweißtropfen auf der Stirn, ein junger Mann ins Gemach stürzte, in dem ich augenblicklich den Registranten wiedererkannte, von dem wir soeben gesprochen. Bei dem Anblick der Ermordeten bebte er zurück, rang die Hände und rief einmal über das andere: ‚O Jammer! O Entsetzen! O unglückseliger, grauenvoller Tag!‘ — Mittlerweile war der Syndicus, der sich beim Eintritt des jungen Mannes erhoben und ihn eine Weile von fern mit finsterem, fast feindlichem Blicke gemessen hatte, auf ihn zugeschritten und begann jetzt in langsam feierlichem Tone, in dem mir aber Hohn und Schadenfreude ganz deutlich durchzuklingen schienen: ‚Ja! beklage Er das gräßliche Ende seiner mütterlichen Freundin! Beklage und beweine Er sie, wie wir sie beklagen und beweinen, wie bald ganz Bruck dies edle Herz, diese vielverkannte Seele, diese Mutter der Armen, diese Zuflucht der Betrübten, beklagen und beweinen wird! Denn, hört und beherzigt es, schätzbarste Anwesende, diese oft geschmähte und verleumdete, diese mit Schimpf und Hohn verfolgte, mit Spottnamen verunehrte Frau hat feurige Kohlen auf euer Haupt gesammelt und ihr ganzes, großes Vermögen ungetheilt und ausschließend hiesiger Stadt zur Gründung eines Bürgerspitals und Waisenhauses in bester Form Rechtens letztwillig hinter-

lassen!' — Ein Murmeln und Flüstern des Staunens zog brausend durch die Versammlung, während der junge Mann eine Weile stumm und gedankenlos den Sprechenden anstarrte; als aber hier und dort in der Menge ein: Gott segne sie, ein: Ruhe sie in Frieden! laut wurde, als die erst stumpfe und mehr neugierige als erschütterte Menge plötzlich vom Drang des Dankgefühls hingerissen wie Ein Mann sich auf die Knie warf und ein Gebet für ihre ermordete Wohlthäterin anstimmte, da flammte in seinem Auge die Glut des feindlichsten Hasses auf die, als sein Blick sich abwendend wieder auf die Leiche fiel, in den Ausdruck wahnsinniger Wuth sich verwandelte; er knirschte mit den Zähnen, wühlte mit den Händen in seinem Haar, dann stieß er einen Schrei aus, der halb wie Schmerzgeheul, halb wie Gelächter der Verzweiflung erklang, taumelte, verdrehte die Augen und schlug im nächsten Augenblick leblos wie ein Stück Holz neben der Leiche hin!"

Herr Steidler, der in dem Bemühen, seinen Zuhörern die Eindrücke des vorlängst Erlebten recht anschaulich zu vergegenwärtigen, ungewöhnlich lebhaft geworden war, hielt hier inne, um sich zu sammeln und seine Erinnerungen für die Fortsetzung seiner Erzählung zu ordnen, als vom Ofen her, hinter dem schon lange schwere Athemzüge hörbar geworden, nun plötzlich ein dumpfes ängstliches

Stöhnen wie das Röcheln eines Erstickenden erscholl. „Herr Jesus“, jammerte Base Margit, „es spukt!“ und verbarg das Gesicht in ihre Schürze; Horváth war vom Stuhle aufgesprungen, Czenczi aber stürzte mit dem Angstschrei: „Um Gotteswillen, was ist geschehen?“ auf den Ofen zu. Noch ehe sie aber das mächtige grüne Kachelgebäude erreicht hatte, schwankte schon Ferencz, wie einer, dem die Knie brechend versagen, krampfhaft an das Gesimse des Ofens geklammert und daran sich forthelfend, hinter demselben hervor. Er war kreideweiß bis in die Lippen, seine Brust flog und arbeitete nach Luft: fieberhaftes Zittern durchlief seine Glieder und ließ seine Zähne hörbar aneinderklappern. — Ihm sei todesübel geworden, es verlege ihm den Athem, ächzte er, aber es werde wohl vorübergehen, wenn er nur erst zu Bette wäre! — „Wasser, Wasser!“ schrie Czenczi, „er stirbt! Hülfe!“ und damit stürzte sie auf ihn zu und unterstützte den Schwankenden. Aber kaum, daß sie ihn berührt hatte, fühlte sie auch schon die schwere Hand des Vaters auf ihrer Schulter, die sie wie eine Flaumfeder fortdrehte, daß sie taumelnd in einer Ecke des Gemachs niedersank. — „Schickt sich das?“ rief Horváth, dessen Grimm nur des zündenden Funkens geharrt hatte, um aufzuflammen wie eine Pulvertonne; „ist's hier zu Lande Brauch, daß sittsame Mädchen sich nach Belieben den jungen Burschen an den Hals werfen?

Gott's Donnerwetter! Ich will Dich lehren, Dirne, was sich schickt!" — und damit erhob er die Hand; aber er besann sich und winkte die Base Margit heran: „Helft dem Burschen auf seine Stube", sagte er, „und macht fort! Ich bin des Gewinsels satt und will Ruhe haben!" — Margit gehorchte und entfernte sich mit dem halbohnmächtigen Ferencz, zu dessen Wiederbelebung der eben stattgehabte Auftritt auch freilich nicht sehr geeignet war.

Kaum war die Thüre hinter den Beiden zugefallen, als Horváth, der ihren Abgang mit unmuthig düstern Blicken beobachtet hatte, sich wieder zu Czenczi wandte, die blaß und regungslos dasaß und auf deren Wimpern große Thränen auf die in ihrem Schooße gefalteten Hände niederträuften. „Geh' auf Dein Zimmer", sprach er in milderem Tone, „die Erzählung unseres Gastes hat Dich aufgeregt, und wenn bei Euch Weibsleuten das Rädlein einmal ins Laufen gekommen ist, so will's nicht mehr stille stehen! Geh' und ein andermal sei klüger! und damit gute Nacht!" — Czenczi wiederholte tonlos und kaum vernehmlich die letzten Worte des Vaters, verneigte sich schweigend vor dem Gaste und verließ langsam das Gemach. Horváth's Blicke folgten ihr mit dem Ausdrucke schmerzlichen Bedauerns und bitterer Kränkung. Die leidenschaftliche Theilnahme, die Czenczi für den Schreiber bei einem so unbedeutenden Anlaß, wie seine Unpäßlichkeit es

war, an den Tag gelegt hatte, ließ über den Zustand ihres Herzens keinen Zweifel übrig, und in Horváth's Brust, der sich in seiner blinden Zuversicht getäuscht, in seinem Stolze verletzt und in die bittere Nothwendigkeit versetzt sah, dem Herzen weh thun zu müssen, das er am meisten liebte, kämpften die widersprechendsten Gefühle einen harten, peinlichen Kampf. Endlich seines Gastes gedenkend, faßte er sich und nahm wieder an seiner Seite Platz; aber sei es, daß er es für unnütz hielt, ihn über die Bedeutung des Vorganges täuschen zu wollen, oder daß er sich in diesem Augenblicke unfähig fühlte, demselben irgendeinen andern annehmbaren Sinn unterzuschieben, er erwähnte des Vorgefallenen mit keiner Silbe und begnügte sich, seinen Tischgenossen zu bitten, die angefangene Erzählung zu Ende zu bringen.

„Meine Geschichte zu Ende bringen?“ sagte Herr Steidler, der ein stummer, aber nicht theilnahmsloser Zeuge der Ereignisse des Abends gewesen und mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, seinen Hauswirth auf irgendeine Weise zu zerstreuen, „theuerster Freund, sie ist zu Ende; denn was noch zu berichten bleibt, ist kaum der Rede werth und läuft auf unbestimmte Gerüchte und Vermuthungen hinaus. Nur Das ist gewiß, daß die Marzipan-Lise mit unerhörtem Gepränge zur Erde bestattet wurde, daß es mit ihrem Testamente seine volle

Richtigkeit hatte, und daß ihrem erbschleicherischen Miethsmanne, dem Registranten, wirklich nicht ein Heller aus ihrem Nachlasse zufiel, wodurch denn auch jede Möglichkeit seiner Verbindung mit der Lamprechter Nani zu Wasser wurde.

Der junge Mann, der alle seine Anschläge vereitelt sah und wie gewöhnlich zum Schaden auch noch den Spott hatte, lief seit jenem Tage verstört und halb wahnsinnig in der Stadt herum, bis er nach drei Wochen plötzlich verschwand. Sein Hut und sein Oberrock, die an den Ufern der Mur gefunden wurden, lassen vermuthen, daß der arme Teufel in seiner Verzweiflung sich ertränkt habe. Was den Mörder der Marzipan-Lise betrifft, so führten die sorgfältigsten Nachforschungen auf keine Spur. Ein ehemaliger Schuldner der Ermordeten, den sie um Haus und Hof gebracht hatte und der sich zur Zeit des Mordes in der Gegend von Bruck herumtrieb, wurde auf Veranlassung des Registranten als der That verdächtig eingezogen, mußte aber entlassen werden, da er ein Alibi standhältig nachzuweisen vermochte. Dagegen ging später und zwar kurze Zeit nach dem Verschwinden des Registranten das Gerücht, er selbst wäre es gewesen, der in der sichern Hoffnung, die Alte zu beerben, ihr hingeholfen hätte, um früher zu Geld und Gut und in den Besitz seiner Liebsten zu kommen. Man erzählt sich nämlich, zwei Brauknechte hätten dem Syndicus

angezeigt, daß sie in der Nacht des Mordes, von einem Besuch bei ihren Mädchen gegen Morgen nach der Stadt heimkehrend, dem, wie gesagt, damals in der Laming stationirten Registranten, hastig von der Stadt kommend, begegnet wären und ihn deutlich erkannt hätten, obgleich er bei ihrem Herannahen von der Straße weg in den Busch gesprungen wäre. Wenn nun auch der Hauswirth des Registranten in der Laming dagegen steif und fest behaupte, dieser Letztere habe sich daselbst in jener Nacht wie gewöhnlich zu Bette begeben und sei frühmorgens von ihm selbst geweckt worden, so schließe das doch nicht aus, daß der verruchte Mörder heimlich in stiller Nacht das Haus verlassen, die Unthat vollbracht habe und dann unbemerkt wieder zurückgekehrt sei, wofür auch der Umstand spreche, daß der Mörder die Gelegenheit im Hause der Marzipan-Lise sehr wohl gekannt haben müsse, da kein Einbruch stattgefunden habe und Thür und Fenster unverletzt gewesen wären.

Mehrere aber wußten mit dieser Angabe noch eine andere zu verbinden und berichteten, zu selbiger Zeit habe der Syndicus, den Nachlaß der Marzipan-Lise ordnend, unter ihrer Wäsche ein Päckchen mit der Ueberschrift: „Legat für meinen Miethsmann", gefunden. Dieses Päckchen habe ein Tellertüchlein, einen von dem Registranten für die Marzipan-Lise aufgesetzten Testamentsentwurf und ein Schreiben

dieser letztern enthalten, worin sie dem Registranten für die Mittheilung jenes Entwurfes dankte, den sie auch nach ihrer Absicht und zu ihrem Zweck endlich benutzt habe; ihn zum Erben einzusetzen, wäre ihr nie eingefallen; sie hätte ihn damit nur hingehalten, damit sie ohne viele Kosten zu einem brauchbaren Testamentformular käme; wohl aber würde sie ihn für die guten Dienste, die er ihr geleistet, mit einem hübschen Capital bedacht haben, wenn nicht ihre Katze von dem Kuchen, den er ihr unlängst verehrt, genascht hätte und daran verreckt wäre; sie habe darüber ihre eigenen Gedanken und meine demnach vollkommen genug zu thun, wenn sie ihm das anliegende Tellertüchlein hinterlasse, um — sich das Maul zu wischen. Nach Lesung dieser Papiere habe der Syndicus, wie die Leute wissen wollten, sich in großer Verlegenheit befunden, indem dieselben, in Verbindung mit den Aussagen der Brauknechte, den Registranten allerdings schwer verdächtigten; endlich aber habe er beschlossen, zwei Fliegen mit Einem Schlage zu erlegen: nämlich einestheils das unliebsame Aufsehen zu vermeiden, das die Eröffnung des hochnothpeinlichen Verfahrens gegen ein Mitglied des Magistrats nach sich gezogen hätte, anderntheils aber durch den Anschein ritterlicher Großmuth gegen seinen Nebenbuhler sich des Besitzes der Lamprechter Nani um so bestimmter zu versichern. Er habe sich also zu dieser Letztern

verfügt, ihr den Sachverhalt mitgetheilt und ihr ans Herz gelegt, wie der Mann ihrer Neigung, falls er sich nicht ganz rein wüßte, sehr wohl daran thäte, ungesäumt das Weite zu suchen; dabei aber auch nicht undeutlich merken lassen, auf welche Weise er die zarte Rücksicht, die er für ihre Person an den Tag lege, belohnt zu sehen hoffe. Auf diesem Wege, meinten die Leute, habe der Registrant Wind bekommen, sich aus dem Staube gemacht und der Syndicus die Hand seiner Liebsten gewonnen. — Das Letztere hat nun allerdings seine Richtigkeit; die Lamprechter Nani hat wirklich den Syndicus geheirathet; das Uebrige ist wohl nur eitles Gerede, mit dem böse Mäuler unbarmherzig genug den armen Registranten noch im Grabe verfolgen. Das Ende der ganzen Geschichte ist aber denn doch, daß der Mörder der Marzipan-Lise bis jetzt noch nicht entdeckt worden ist und daß ihn daher Gott wird finden müssen, wie Ihr sagt, da ihn die Menschen nicht erreicht haben."

Diese Bemerkung, absichtlich von Herrn Steidler hingeworfen, um den in Gedanken verlorenen Horváth ins Gespräch zu ziehen, blieb ohne Erwiderung. Horváth hörte sie nicht; den Kopf in die Hand gestützt, starrte er vor sich hin und hatte die Worte seines Gastes unbeachtet an sich vorüberrauschen lassen. Ihn beschäftigte nur Eins: daß Antal Recht hatte, daß er selbst in thörichter Verblendung sein

Kind ins Verderben hatte rennen lassen; daß er nun ein Ende machen müsse und daß es selbst dazu vielleicht zu spät sein könnte. Die tiefe Stille, die eingetreten war, nachdem Steidler seine Erzählung vollendet hatte, entriß ihn endlich seinem Hinbrüten; er fuhr auf und ohne weitere Vorbereitung, als daß er die zunehmende Kränklichkeit seines Schreibers beklagte, fragte er Herrn Steidler, ob er ihm einen Buchhalter empfehlen könne. Diese Frage wurde von dem umständlichen und in Geschäften sehr pünktlichen Gaste mit der Gegenfrage nach den Eigenschaften, die er fordere, und den Genüssen, die er gewähren wolle, und nach entsprechender Erörterung dieser Punkte mit dem Versprechen erwidert, ehe drei Wochen ins Land gingen, wolle er ihm einen ältlichen, aber noch rüstigen Mann zuweisen, der ihm genügen würde, worauf Herr Steidler, da er frühmorgens aufbrechen müsse, für den freundlichen Empfang danksagend, sich vom Tische erhob und von seinem Wirthe mit den besten Wünschen für eine „ruhigschlafende“ Nacht auf seine Stube geleitet wurde.

Der Morgen dämmerte herauf und die ersten blassen Strahlen des Zwielichts, die in die Kammer des Schreibers Ferencz brachen, fanden ihn wach und halb angekleidet auf seinem zerwühlten Lager sitzend, dem diese Nacht Ruhe und Schlummer fern geblieben zu sein schienen. Der Lichtschirm und das schwarzseidene Tuch, das er Tags zuvor um die

Backen geschlungen hatte, lagen inmitten der Stube auf den Boden hingeschleudert, der mit zerrissenen Papieren bedeckt war; Schrank und Lade standen weit offen; Kleidungsstücke, Wäsche und andere Habseligkeiten lagen theils da und dort auf Tischen und Stühlen, theils neben dem Felleisen aufgehäuft, das in einer Ecke des Gemachs halbgepackt dastand und nach dem die Blicke des Schreibers von Zeit zu Zeit unruhig düster hinüberglitten, als überlegte er, ob er das angefangene Werk nicht doch vollenden solle. Wenn die Umgebung des jungen Mannes durch diese und andere Züge einen seltsamen Ausdruck des Unfriedens und der Verworrenheit erhielt, so zeigten sich diese letztern ihm selbst und seiner ganzen Erscheinung noch viel deutlicher aufgeprägt. Seine zusammengeknickte Haltung, das tief auf die Brust herabgesenkte Haupt, die fahle Blässe der Wangen verrieth die äußerste Erschöpfung, während die schweren Seufzer, die von Zeit zu Zeit aus der beklommenen Brust sich losrangen und das unter den krampfhaft zusammengezogenen Brauen düster hervorblitzende Auge, das bald minutenlang auf das erlöschende Flämmchen der Nachtlampe gedankenlos hinstarrte, bald in ängstlich scheuer Hast von Gegenstand zu Gegenstand schweifte, von einer innern Ruhelosigkeit, von einer Gottverlassenheit der Seele zeugten, wie nur Verzweiflung oder Schuld sie empfinden. — Jetzt fuhr er auf und

horchte. — „Schritte — waren das nicht Schritte? Nein, es war nichts!“ Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn, strich die wirren Haare zurück, die sie bedeckten und schritt unruhig im Zimmer auf und nieder. — „Warum gab ich auch dem Drängen der alten Margit nach“, murmelte er vor sich hin, „und was bestand ich später darauf, mich nicht zu entfernen? Der alte Schwätzer mußte freilich im Auge behalten werden, und wer konnte wissen, daß mich das dumme Fieber packen würde, und daß ich wie ein Schulknabe“ — Er vollendete nicht, denn jetzt schallten wirklich draußen rasche Schritte nah und näher, denen bald ein derbes Pochen an der verschlossenen Thür folgte. Ferencz stand einen Augenblick wie erstarrt, dann sich ermannend, sprang er in die Ecke der Stube, riß mit zitternden Händen seinen Mantel von der Wand, breitete ihn über das offene Felleisen hin und wankte dann zur Thür, den Riegel zurückzuschieben; nun öffnete sie sich und Horváth stand auf ihrer Schwelle dem bis in die Lippen erbleichenden Ferencz gegenüber, der vergebens seine tödtliche Unruhe unter Bücklingen und ehrerbietigen Morgengrüßen zu verbergen strebte.

Horváth hatte seinerseits die Nacht nicht besser zugebracht als sein Schreiber. Gekränkt in seinem Stolze, erbittert durch den Mangel an Vertrauen, den seine Tochter gegen ihn bewiesen und voll

Zorns gegen den treulosen Diener, der seine Wohlthaten mit Undank vergolten hatte, war er zu Bette gegangen; aber in der Stille der Nacht, die ihn immer deutlicher der eigenen Mitschuld an der Verwirrung der jungen Leute sich bewußt werden ließ, verloschen allmälig die Flammen seines Zorns. Dagegen faßte er den festen Entschluß, geschehe was da wolle, am nächsten Morgen, sobald nur Herr Steidler abgereist sein würde, unverzüglich mit aller Entschiedenheit einem Verhältnisse ein Ende zu machen, das ihm ebenso schmachvoll als unnatürlich und ganz und gar unmöglich erschien. Gleichwol war sein Wesen so durch und durch Milde und Gutmüthigkeit und so sehr widerstrebte es seiner innersten Natur, Irgendjemand, außer im ersten Auflodern des Zorns, etwas vorsätzlich zu Leide zu thun, daß er nach Steidler's Abreise kaum minder schweren Herzens den Gang nach der Kammer des Schreibers antrat, als dieser ihn in derselben erscheinen sah!

„Ist Er wieder hergestellt?“ sagte er langsam in die Stube tretend und die Thür hinter sich zuziehend. „Nun, das sehe ich gern; denn ich habe mit Ihm zu reden und es freut mich, daß Er Seine fünf Sinne beisammen hat!“ Er setzte sich mit diesen Worten auf den Stuhl, den ihm Ferencz hingerückt hatte, und blickte wie verlegen im Zimmer herum. — „Ja, ich habe mit Ihm zu reden“, wiederholte

er mit barschem, ja rauhem Tone, aber es war etwas in diesem Tone, als thäte er sich Gewalt an, fester und entschlossener zu scheinen als er war. — „Ich will Ihm sagen, daß ich heute nach Vásárhely hinüberreite, um in den Weingärten nachzusehen, und morgen“, setzte er nach einigem Zögern hinzu, „morgen reise ich nach Ofen!“ Hier hielt er wieder inne, dann aber sich ein Herz fassend und das Unvermeidliche herausstoßend, sagte er, indem er aufstand und dem Schreiber den Rücken kehrend an den Tisch trat: „Und dann will ich Ihm sagen, daß ich einen Andern zu meinem Buchhalter bestellt habe und daß Er mein Haus noch heute verlassen muß!“ Ferencz zuckte bei diesen Worten zusammen wie Einer, dem ein Blitzstrahl hart vor den Füßen in die Erde schlägt. — „Hier ist Sein Dienstzeugniß“, fuhr Horváth fort, ein Papier aus der Tasche ziehend und es abgewandt ihm hinreichend, „und hier ist Sein rückständiger Lohn und ein Reise- und Zehrpfennig dazu!“ und damit warf er eine Rolle hin, die, im Falle berstend, den Tisch mit Goldstücken bedeckte. — Er schwieg, als ob er eine Antwort erwartete, als diese aber ausblieb, wandte er sich um und ein Blick auf den wie vernichtet dastehenden Schreiber genügte, ihn vollends zu entwaffnen. Er schritt auf Ferencz zu und ihm mit der Hand auf die Schulter schlagend sagte er: „Er ist ein braver, geschickter, fleißiger Mensch, ich

entbehre Ihn ungern und habe Ihn auch in meinem Zeugniß als treu und fleißig bestens recommandirt; aber Er selbst wird einsehen, daß Er nicht bleiben kann. Morgen reise ich nach Ofen und darum muß Er noch heute, diese Stunde fort! Hört Er?" Ferencz lallte einige unverständliche Worte, während Horváth der Thüre zuschritt, die Klinke in der Hand aber noch einmal sich umwandte und sagte: „Daß Er sich aber nicht einbilde, Er könne sich in der Gegend herumtreiben und um mein Haus herumlungern! Das verbitte ich mir und werde Ihm auch das Handwerk zu legen wissen! Er muß fort, gleich und ganz fort! Und damit Gott befohlen!" Mit diesen Worten öffnete er die Thüre und verließ, froh, das ihm peinliche Geschäft kurz und entschieden abgethan zu haben, raschen Schrittes das Gemach.

So lange noch der Schall von Horváth's Schritten auf Gang und Treppe zu hören war, verharrte Ferencz in zerschmetterter Haltung, die ihm in seiner Gegenwart so gute Dienste geleistet hatte; dann aber schnellte er aus der gebückten Stellung empor; das kaum noch tiefgesenkte Auge funkelte, sich wieder erhebend, von Selbstbewußtsein, das farblos blasse Antlitz glühte vor Freude und ein häßliches Lächeln hämischen Spottes zuckte um die noch schreckensbleichen Lippen. — „Nichts, gar nichts wissen sie", rief er, raschen, schwungkräftigen Schritts die Stube

auf- und niedermessend, „nur dumme Selbstquälerei war es, die mich heute Nacht halb verrückt machte! Aber nun ist Alles gut, selbst daß er mir den Abschied gegeben! Zur Entscheidung mußte es doch einmal kommen und diesmal bin ich meiner Sache gewiß; die Czenczi habe ich fest!" Aus diesen und andern Gedanken weckten ihn die Hufschläge des Pferdes, das Horváth nach Vásárhely trug; die Zeit seiner Entfernung mußte benutzt werden, jetzt oder nie rasch und entschieden gehandelt werden. Hastig seinen Anzug vollendend überlegte er, welche Wege er einzuschlagen hätte, erwog die Hindernisse, die ihm entgegentreten könnten, die Mittel, die ihm zu Gebote stünden, sie zu beseitigen, und eben da er endlich seinen Entschluß gefaßt hatte, sah er Czenczi's schlanke Gestalt den Hofraum entlang dem Garten zuschweben, wohin er ihr augenblicklich folgte.

Die Züge des jungen Mannes, die noch von Siegesfrohlocken und hämischer Zuversicht strahlten, als er die Stufen zur Gartenthüre emporstieg, hatten den Ausdruck tiefen Schmerzes und mühsam errungener Fassung angenommen, als er dem jungen Mädchen sich nahte, das ihm mit der rührendsten Hingebung entgegeneilte und ihn mit zärtlicher Besorgniß nach dem Zustande der bösen Augen fragte, die ihr gestern so viel Kummer gemacht hätten. Seine Antwort war kurz, ernst, gemessen; mit gepreßter Stimme, aus deren Klang das Ohr der

Liebe unterdrückte Thränen heraushörte, berichtete er ihr das harte Urtheil, das ihr Vater ihm gesprochen, und schloß mit zärtlichen Abschiedsworten und heißen Segenswünschen für die Zukunft der Geliebten, wenn auch die seine für immer vernichtet und ein früher Tod fortan das einzige Ziel sei, dem er noch hoffend entgegenschaue! Die Wirkung, die diese Worte auf Czenczi's thatkräftige und feurige Seele machen mußten, war eine wohlberechnete gewesen. Einen Moment von Schreck und Schmerz überwältigt, raffte sie sich bald empor, schloß ihn in ihre Arme und fragte ihn, ob er an ihr zweifle, ob sie ihm nicht Treue, unverbrüchliche Treue verheißen, ob er sie für wortbrüchig halten könne, und durch das schmerzliche Lächeln, mit dem Ferencz diese Frage erwiderte, nur noch mehr bewegt und erregt, überhäufte sie ihn mit Liebkosungen und Vorwürfen und schwor ihm zu, sich noch heute ihrem Vater zu Füßen zu werfen und vor aller Welt zu gestehen, daß sie ihn liebe, daß sie ihm, nur ihm angehöre und daß nicht Drohung, Gewalt noch jahrelange Trennung ihr Herz jemals dem seinen entfremden könnte! Diesem Ueberströmen der Leidenschaft setzte Ferencz das düstere Schweigen hoffnungslosen Schmerzes, die dumpfe Ruhe der Verzweiflung entgegen. Was ihre Bitten fruchten würden? fragte er sie endlich; ob sie meine, der stolze Horváth werde im Handumdrehen sich entschließen, dem von

der Straße aufgelesenen Schreiber die reiche Erbtochter in die Arme zu werfen? Ob sie die besten Tage des Lebens, den Frühling ihrer Jugend vertrauern wolle, um ihm nach jahrelanger Trennung endlich über dem Grabe ihres Vaters die Hand zu reichen? Nein, hier gelte es, jede Selbsttäuschung sich fern zu halten; nur Ein Mittel gäbe es, die berechtigte Forderung ihrer Herzen, roher Willkür gegenüber, durchzusetzen und den Vater zum Glücke seines Kindes zu zwingen, und dieses Eine Mittel — er zögerte es auszusprechen; endlich sprach er es doch aus — dies Eine Mittel sei — Flucht aus dem Vaterhause!

Czenczi, schon in der Wiege der Mutter beraubt, hatte sich während der häufigen und langwierigen Reisen des Vaters und bei dem geringen Ansehen, das die alte Margit dem feurigen, lebhaften Sinne des jungen Mädchens gegenüber zu behaupten vermochte, frühzeitig mit großer Entschiedenheit des Willens und seltener Selbstständigkeit des Geistes entwickelt. Zwang und Willkür waren ihr verhaßt, aber so heilig berechtigt sie sich fühlte, ihr Glück auf eigenem Wege zu suchen und zu finden, ebenso innig überzeugt war sie auch, daß dies nicht auf Kosten Anderer, am wenigsten auf die ihres raschen und heftigen, aber sie so zärtlich liebenden Vaters geschehen dürfe. Es war ein harter Kampf, den Ferencz zu kämpfen hatte, bis das

Pflichtgefühl des Kindes dem Drange der Leidenschaft erlag; endlich aber siegte er doch. Die Flucht wurde beschlossen und als der geeignetste Zeitpunkt sie anzutreten die erste Nacht festgesetzt, die auf Horváth's Abreise nach Ofen folgen würde, weil sie dann hoffen durften, wenigstens die ersten Tage unverfolgt zu bleiben. Schwieriger war die Lösung der weiteren Frage, wo Ferencz bis zu jenem Zeitpunkt sich aufhalten solle. Sich in der Nähe zu verbergen erschien bei dem einmal erweckten Mißtrauen Horváth's gefährlich; die Wahl eines entfernteren Verstecks aber stellte einestheils bei der Schwierigkeit, sich gegenseitig in Kenntniß etwa eintretender hindernder Wechselfälle zu erhalten, das Gelingen des Fluchtplans in Frage; anderntheils hatte Czenczi sich mit solchem Widerstreben herbeigelassen, mit ihrer Vergangenheit so gewaltsam zu brechen, und zeigte sich von ihrem Unrecht so durchdrungen, in ihrem Gewissen so beunruhigt, daß Ferencz nur den fortdauernden Einfluß seiner Anwesenheit und die auf Czenczi's Seele gewälzte Verantwortlichkeit für die Sicherheit seiner Person als ein hinlängliches Gegengewicht erkannte, um die Zweifelnde, ängstlich hin und her Schwankende, be dem kaum gefaßten Entschlusse festzuhalten.

Bei dieser Lage der Dinge mußte gewagt werden, um zu gewinnen, und so erklärte denn Ferencz, daß er sich von Czenczi nicht trennen könne,

daß er bleiben und im Hause sich verborgen halten müsse, wenn ihr Vorhaben gelingen solle. Czenczi ließ sich von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugen und ein sicheres Versteck wurde nach kurzem Ueberlegen ausgefunden. Ein Stübchen, das Horváth im untersten Geschosse seiner weitläufigen Keller hatte herstellen lassen, um dort während der Weinlese in aller Bequemlichkeit die Einlieferung der Erträgnisse seiner Weingärten überwachen und nach derselben mit den Abnehmern seiner Weine, die Weinproben gleich vom Faß weg durchkostend, über die Preise der verschiedenen Sorten sich behaglich besprechen zu können, erschien zu diesem Zwecke um so geeigneter, als es in dieser Jahreszeit nie benutzt und erst nach der Heimkehr Horváth's vom Ofener Markte für seine Bestimmung wieder in Stand gesetzt zu werden pflegte. Nachdem die Liebenden sich über die Wahl dieses Verstecks geeinigt und sich noch in wenigen hastigen Worten über die Art und Weise, in der Ferencz es beziehen sollte, verständigt hatten, trennten sie sich, um ihr Vorhaben noch vor Horváths Heimkehr ins Werk zu setzen.

Ferencz eilte in seine Kammer zurück, packte schleunig seine Habseligkeiten zusammen, schloß sein Felleisen und begab sich gegen Mittag in das Gemach der Frau Margit, um ihr das Vorgefallene mitzutheilen, und von ihr Abschied zu nehmen. Die gute Alte gerieth über die Nachricht von der Verabschiedung

ihres Günstlings völlig außer Fassung; Ferencz aber bat sie mit der Geberde des tiefsten Schmerzes, den Hausgenossen seine letzten Grüße darzubringen, denn ihm selbst gebräche es dazu an Muth; dann erbat er sich ihren Segen und nachdem er ihn empfangen und ihr empfohlen hatte, sein Felleisen in Obhut zu nehmen, bis er es abholen lassen würde, entwand er sich den Armen der schluchzenden und vor Schreck und Kummer halb gelähmten Alten, um, wie er sagte, einsam in die weite, weite Welt hinauszuwandern. Ehe Frau Margit sich recht besinnen und dem Fortstürzenden das Geleite geben konnte, war er die Treppe hinabgeeilt, hatte sich, an der Küche vorüberschlüpfend, überzeugt, daß das Hausgesinde sich daselbst wie gewöhnlich um diese Stunde zum Mittagmahle versammelt habe, und war zum Thore hinausgesprungen.

Er schlug den Weg nach der Stadt ein; um die Ecke des Hauses gekommen, bog er abermals links ab, lief an der Gartenmauer hin, bis er an das angelehnte Hinterpförtchen gelangte und durch dasselbe sich wieder ins Haus stehlend, an der Hinterwand der Stallungen sich fortschleichend, den Holzhof erreichte. Dort erwartete ihn Czenczi mit einem mit Eßwaaren gefüllten Korbe an der Kellerthür und geleitete ihn die Treppe hinab in das Kellerstübchen, das in einer Ecke des untersten Kellergeschosses aus starken, mit Backsteinen verkleideten

Bohlenwänden erbaut war und in das die Fürsorge der Liebe schon früher Betten, Kerzen und was sonst zur Bequemlichkeit des freiwillig Gefangenen dienen konnte, hinuntergeschafft hatte. Hier verließ sie ihn mit dem Versprechen, Nachts, wenn Alles zur Ruhe wäre, Nachricht zu bringen, wie es im Hause stehe: Ferencz aber, nun des Gelingens seines Anschlages gewiß und voll der sichern Hoffnung, dem Hause, in dessen einsamsten Winkel er nun sich verbergen mußte, dereinst als Herr und Eigenthümer zu gebieten, erquickte sich an den im Korbe befindlichen Lebensmitteln und streckte sich dann auf das ihm zubereitete Lager, um die entbehrte Nachtruhe nachzuholen.

Horváth kehrte erst spät Nachmittags von Vásárhely zurück; die Niedergeschlagenheit Czenczi's und ihre verweinten Augen schien er nicht zu bemerken; die alte Margit, die in unkluger Geschwätzigkeit die Entfernung ihres Lieblings zur Sprache zu bringen versuchte, fertigte er kurz und barsch ab und ging dann, Geschäfte vorwendend, nach der Stadt, wahrscheinlich um Nachforschungen anzustellen, ob Ferencz sich nicht irgendwo in der Nähe verborgen halte. Die Ergebnisse seiner Wanderungen schienen ihn befriedigt zu haben, denn wieder heimgekehrt, zeigte er sich milder und gesprächiger als früher; des Schreibers gedachte er mit keiner Silbe, dagegen erklärte er beim Nachtmahl, daß die Wein-

lese dieses Jahr so ergiebige Ausbeute verspreche, daß er, um das nöthige Geschirr, die Fechsung aufzunehmen, verlegen sei und genöthigt sein würde, selbst alte, schon halb ausgediente Fässer wieder in Gebrauch zu nehmen, und da er, um nach Möglichkeit wieder auszubessern, auf morgen den Küfermeister mit seinen Gesellen bestellt habe, so könne er erst übermorgen die Reise nach Ofen antreten. Diese Nachricht war für Ferencz allerdings eine bittere Zuthat zu den Leckerbissen, die Czenczi in tiefer Nacht ihm zitternd in das Kellerstübchen hinunterschmuggelte, denn er sah dadurch nicht nur seine Gefangenschaft verlängert, sondern auch ihre Bequemlichkeit wie seine Sicherheit wesentlich beeinträchtigt. Zwar befanden sich die Fässer, die wieder hergestellt werden sollten, im obern Kellergeschosse, aber wie leicht konnte es Horváth oder einem der Küfer beifallen, auch in das untere hinabzusteigen? Er mußte nicht nur, da ihm sonst das ganze untere Kellergewölbe zu Gebote stand, sich fortan streng auf den engen Raum des Stübchens beschränken, sondern auch, wenigstens während der Arbeitszeit der Küfer, auf alle Beleuchtung verzichten, damit ihn nicht etwa der Lichtschimmer, der durch eine Ritze der Thür dringen konnte, verrathe; ja es schien sogar nöthig, die Thür des Stübchens, damit kein Unberufener, absichtlich oder zufällig, sie öffne, zu verschließen, was nur von Außen geschehen

konnte, da an der innern Seite derselben Schloß oder Riegel anzubringen bei der Bestimmung des Stübchens niemals auch nur in Frage gekommen war. Wie lästig und unangenehm alles dies auch sein mochte, es mußte gleichwohl von Ferencz als ein Unvermeidliches ruhig ertragen werden, wenn nicht die Unruhe und Beklommenheit Czenczi's, die mit jedem Augenblicke zuzunehmen schien, sich zur vollkommenen Fassungslosigkeit steigern sollte. Dieser Gefahr zu begegnen, bemühte er sich auf alle Weise, die Bedeutung ihrer Mittheilung zu verringern, durch Liebkosungen ihre Besorgniß zu übertäuben und als sie endlich halbgetröstet Abschied nahm, hieß er sie scherzend ihr Vöglein in seinem Käfig wohl verschließen, aber auch ja auf die Schlüssel wohl Acht haben, daß er nicht etwa durch ihren Verlust in seiner freiwilligen Haft zu einem höchst unfreiwilligen Fasten gezwungen werde.

Tags darauf erschienen am frühen Morgen wirklich der Küfer und seine Gesellen im obern Kellergeschoß und weckten alsbald, den schadhaften Fässern neue Bänder und Reifen antreibend, mit dem Gepoch ihrer Schlägel den Wiederhall seiner Gewölbe. Horváth ging ab und zu, überwachte den Fortgang der Arbeit, unterließ aber nicht, von Zeit zu Zeit in der Gegend herumzustreifen, um zu erkunden, ob Ferencz sich denn auch wirklich ganz und gar entfernt habe. Dem Kellerstübchen

aber nahte den ganzen Tag hindurch weder er noch einer der Küfer, die, von allen Seiten in Anspruch genommen, nur auf Förderung ihrer Arbeit bedacht waren. Dagegen mußte Ferencz, als Czenczi ihrem Gefangenen gegen Mitternacht wieder Speise und Trank zutrug, von ihr in Erfahrung bringen, daß der Vater, sei es der Küfer wegen oder weil das plötzliche, spurlose Verschwinden des Schreibers ihn mehr beunruhigte als zufriedenstellte, seine Abreise wieder um einen Tag hinausgeschoben hätte. Ferencz nahm die Nachricht von dieser neuen Verzögerung bei weitem weniger gefaßt und gleichmüthig auf, als er sich am vorigen Tage der Nothwendigkeit des engeren Verschlusses in seinen Käfig gefügt hatte.

Während Czenczi durch die wechselnden Gemüthsbewegungen des vorigen Tages in solche Aufregung und in so fieberhafte Spannung gerathen war, daß eben diese Steigerung ihres gesammten Seelenlebens ihr jetzt wieder, trotz aller innern Erschöpfung, den Anschein von Kraft, ja selbst von Ruhe gab, war bei Ferencz das Gegentheil eingetreten; seine Seelenstärke war infolge der einsam dunklen Haft erlahmt und haltlos in sich zusammengebrochen. Selbst die Aussicht, in naher Zukunft das Ziel langjährigen, unermüdeten Bestrebens zu erreichen und in Fülle des Reichthums die langentbehrten Mittel zur Fülle des Lebensgenusses zu besitzen, schien ihren Zauber für

ihn verloren zu haben und unfähig geworden zu sein, die finstern Gestalten zurückzudrängen, die Nachts in der lautlosen Stille des dunklen Kellerstübchens vor ihm emportauchen mochten. Er war es, der jetzt verwirrt, beängstigt und vor jedem Geräusch zusammenschreckend von Czenczi beruhigt und getröstet werden mußte; Gefahren würde er muthig bestanden haben, den Schrecken der Einsamkeit vermochte er nicht die Stirn zu bieten; und als Czenczi Abschied nahm und wieder die Thür des Stübchens hinter sich verschließen mußte, hielt er sie zurück und gehabte sich nicht anders, als sollte er für immer von Licht, Luft und Leben abgeschieden werden.

Endlich, am dritten Tage gegen Mittag, machte sich Horváth fertig, die längst beschlossene Reise nach Ofen anzutreten. Der Wagen war angespannt und Horváth, von Base Margit und seiner Tochter begleitet, trat aus dem Hause, vor dem sich das Gesinde, der Abfahrt ihres Herrn gewärtig, versammelt hatte. Horváth ertheilte seine letzten Aufträge; den Knechten befahl er, das Haus vor Zigeunern, Bettlern und anderem Gesindel in Acht zu nehmen und Thor und Thüren wohl verschlossen zu halten; die Mägde hieß er Feuer und Licht behüten, und nachdem er Frau Margit die Aufsicht über das Gesinde und die während seiner Abwesenheit zu vollendenden Arbeiten, vorzüglich jene

der Küfer, ans Herz gelegt hatte, wandte er sich zu seiner Tochter. Diese, in tiefster Seele von Vorwürfen und Reue zerrissen, und gefoltert von dem Bewußtsein, ihren alten, liebevollen Vater so grausam täuschen und für lange Zeit, vielleicht für immer, unkindlich verlassen zu wollen, warf sich krampfhaft schluchzend in seine Arme, und so groß war ihre Erschütterung, daß es nur wenig rührend eindringlicher Worte bedurft hätte, dem schwerbeladenen Gemüthe des verirrten Kindes sein Geheimniß abzulocken und die Anschläge Ferencz' für immer zu vereiteln. Aber der Unstern Horváth's hatte über ihn verhängt, daß er, wie früher durch thörichten Leichtsinn, jetzt durch unzeitige Strenge begünstigen sollte, was er am liebsten vermieden hätte. Er zog das zitternde Mädchen auf die Seite und sagte ihr in rauhem, barschem Tone, das Gewesene und Geschehene wolle er vergessen und vergeben, aber auch ferner eitle Ausflüchte nicht mehr gelten lassen; er habe Herrn Farkas, dem reichen Spezereihändler in Fünfkirchen, ihre Hand zugesagt und vor Allerheiligen müsse sie Hochzeit gemacht haben. Mit diesem Worte wälzte sich wieder der Grabstein des Trotzes über die Tiefen ihrer in kindlichem Vertrauen sich öffnenden Seele; sie weinte, aber sie schwieg, und als Horváth, von den besten Wünschen der Hausgenossen begleitet, dahingerollt war, schwankte sie stumm und blaß in ihre Kammer

zurück, um die wenigen Habseligkeiten, die sie auf ihrer Flucht mitzunehmen gedachte, in ein Bündel zusammenzuraffen. Nur mit Mühe gelang es ihr, ihren Vorsatz auszuführen; denn der Rückschlag der übermäßigen Aufregung, der verzehrenden Unruhe, in der sie die letzten Tage zugebracht hatte, machte allmälig in dumpfer Abspannung des Geistes, in gänzlicher Erschöpfung ihrer Kräfte immer fühlbarer seine Rechte auf sie geltend. Bleierne Schwere lagerte sich auf ihre Glieder; bald von Frost gegeschüttelt, bald in Fieberhitze glühend, vermochte sie nicht mehr die Wucht des heißen, von dumpfem Schmerz wie mit einem Eisenringe umfangenen Kopfes aufrechtzuhalten, und erschöpft und leidend wie sie war, streckte sie sich auf ihr Lager, um in erquickender Ruhe neue Kräfte zu sammeln. Dort lag sie stumpf und still, die zuckenden Hände über die Brust gefaltet, und vor ihren halbgeschlossenen Augen zogen in langer, buntverworrener Reihe die Bilder ihres Lebens schattenhaft vorüber. Hier lächelten die Spiele der Kindheit sie an, dort saß sie, eine emsige Schülerin, an Ferencz' Seite; auch Antal's Züge sah sie lauernd durchs Fenster hereingrinsen, wie damals, als Ferencz zum ersten Male die Liebeglühende umschlang; dann vernahm sie Herrn Steidlers Stimme, die von der Marzipan-Lise erzählte, das Aufstöhnen Ferencz' und das Drohen und Schelten des Vaters, und dann —

dann ward es trüb' und dunkel vor ihren Augen, schwarz wie die Nacht, in der sie dem Vaterhause den Rücken kehren sollte, und finster wie die Zukunft, der sie entgegenging.

Viele Stunden mochte sie in fieberhaftem Halbschlummer dagelegen haben, als von der Stadt her der Glockenschlag Mitternacht verkündete und sie gebieterisch ins Leben, in die Wirklichkeit zurückrief. Sie raffte sich mit der Entschlossenheit, die alle Erschöpfung überwindet, von ihrem Lager auf, langte nach ihrem Bündel und mit der Blendlaterne versehen, die sie schon früher auf ihren nächtlichen Wanderungen begleitet hatte, verließ sie ihr Stübchen. Auf der Schwelle stand sie still und blickte zurück in den friedlichen, trauten Raum des Gemachs, in dem sie heiter und sorglos, unberührt von allen Stürmen des Lebens, vom Kinde zur Jungfrau aufgeblüht war, als ob sie jetzt erst, da sie es verlassen sollte, empfände, was sie verließ! Aber Ferencz wartete ihrer, sie durfte nicht säumen! Sie schritt leise über den Gang hin, den nur der blasse Schimmer des von dichten Wolken halb bedeckten Mondes erhellte. An die Thür gekommen, die in das Gemach des Vaters führte, stockten ihre Schritte. Es war ihr, als öffnete sie sich, als träte seine hohe mannhafte Gestalt daraus hervor, sie zu fragen, was sie suche, wohin sie gehe? Aber es war nur der Wipfel des Lindenbaumes draußen

im Garten, der seinen zitternden Schatten auf die Thüre hinwarf, und sie mußte fort, denn Ferencz wartete. Sie war die Treppe hinabgeeilt und nun im Hofe angelangt, wehte ihr die frische Herbstluft erquickend und kräftigend entgegen. Sorgfältig den Schimmer der Laterne verbergend, schlüpfte sie, an den Wänden sich hindrückend, dem fernen Holzhofe zu; endlich war der Keller erreicht und pochenden Herzens öffnete sie mit den mitgebrachten Schlüsseln die Thür. Im Begriff die ersten Stufen hinabzusteigen, war es ihr, als ob ihr von unten, wo die Treppe zum untersten Geschosse sich hinabdrehte, ein Lichtschimmer entgegendränge. Was war das? Von Ferencz, der im Kellerstübchen eingeschlossen war, konnte das nicht kommen. Sollte ein Fremder in den Keller sich eingeschlichen haben? Hier war Vorsicht nöthig! — Ihre Kniee zitterten, aber Muth und Entschlossenheit verließen sie keinen Augenblick. Sie verlöschte das Licht der Laterne, damit sein Schimmer sie nicht verrathe, und drückte sich hinter einen Pfeiler, zu erwarten, was da kommen würde. Aber es kam nichts; Alles blieb still und stumm wie zuvor. Nach einer Weile streckte sie lauschend den Kopf hinter dem Pfeiler hervor; der Lichtschimmer war verschwunden und nur schwarze Finsterniß glotzte ihr entgegen. Sollte jene Lichterscheinung nur Selbsttäuschung gewesen sein oder war die veranlassende Ursache derselben im untern Kellergeschoß

zu suchen? — Mit einemmale erfaßte sie eine niegefühlte Beklommenheit; ihre Pulse hämmerten, ihre Zähne klapperten an einander; aber Ferencz harrte ihrer und wenn er etwa in Gefahr wäre — — diese Rücksicht überwog alle Bedenken und hastig stieg sie beiläufig die Hälfte der Treppe hinunter, als plötzlich dort, wo die Treppe zum untersten Geschoß hinabbog, sich wieder ein dämmernder Lichtschimmer zeigte, der eine weibliche Gestalt in dunklen Gewändern zu umfließen schien, die mitten auf der Treppe mit weit ausgebreiteten Armen ihr drohend und abwehrend entgegenwinkte. Rasche Flucht war bei diesem Anblick die erste Bewegung des zitternden, halb ohnmächtigen Mädchens, und schneller als sie hinabgestiegen, war sie die Stufen der Treppe wieder hinaufgeeilt. An der halb offenen Kellerthüre stand sie still; sie schämte sich ihrer Flucht und zweifelhaft, ob sie nicht wieder umkehren sollte, wendete sie sich athemlos, die Hand auf das krampfhaft zuckende Herz drückend, nach rückwärts und sah kaum, betroffen und erstaunt jenen Lichtschimmer abermals verschwunden, als er jetzt auch schon dicht vor ihren Füßen wieder aus dem Boden aufdämmerte und in seinem grauen Schimmer ein Weib vor ihr emportauchte, das, die welken, runzligen Züge grinsend verzerrt, mit stechenden, zornglühenden Augen sie anstarrte und, während Czenczi's Blicke wie magisch angezogen an der

feuerfarbenen Schleife ihrer Flügelhaube und ihrem grellgelben Halstuche hafteten, aus dem schwarzen Halbmäntelchen dürre Hände mit gekrümmten, klauenähnlichen Fingern nach ihrem Halse streckte. — Da zuckte es wie ein Blitz durch Czenczi's Seele! „Die Marzipan-Lise!" schrie sie gellend auf, sprang zum Keller hinaus, warf die Thüre hinter sich zu, wankte taumelnd noch einige Schritte in den Hofraum hinein und brach dann dumpfächzend bewußtlos zusammen.

Zwei Knechte des Hauses, die sich in der Schenke verspätet hatten und lange nach Mitternacht auf Schleichwegen ihr Lager suchten, fanden die erstarrt und wie leblos Hingestreckte, erkannten sie mit namenlosem Erstaunen und trugen sie nach dem Hause zurück, wo alsbald, von dem Lärmen und Jammern der Mägde geweckt, Frau Margit herbeieilte und den ganzen Schatz ihrer Heilmittel an der Bewußtlosen versuchte, ohne sie jedoch aus ihrer todesähnlichen Betäubung erwecken zu können. Selbst die Kunst des mittlerweile herbeigeholten Arztes zeigte sich lange erfolglos, und erst gegen Morgen gelang es der sorgfältigsten Bemühung, in der Ohnmächtigen ein halbes Bewußtsein zurückzurufen, aber nur, um es sogleich wieder in den wilden Phantasien eines wüthenden Fieberanfalls untergehen zu seh'n. Dem Irrereden und dem ersten entsetzlichen Ausbruche unheimlicher Tobsucht folgte dann bald gänzliche Erschöpfung und dumpfes ge-

dankenloses Hinbrüten, aus dem die Kranke nur, wenn das Gehämmer und Gepoche der Küfer vom Keller her ihr Ohr erreichte, in grauenvollen Zuckungen und krampfhaft ängstlichem Stöhnen emporfuhr, so daß Frau Margit alsbald den Küfern ihre Arbeit gänzlich einzustellen und den Keller zu schließen befahl. Als nun aber der Arzt gegen Abend achselzuckend erklärte, es unterlige keinem Zweifel mehr, daß Czenczi von einem in der Umgegend herrschenden, höchst bedenklichen und mörderischen Nervenfieber ergriffen sei, wurde unverzüglich Herrn Horváth ein reitender Bote nachgesandt, um ihn schleunigst an das Krankenlager seines einzigen Kindes zurückzurufen.

Als Horváth am vierten Tage nach dem Ausbruche der Krankheit wieder in Weßprim eintraf, fand er die Kranke eher schlimmer als besser, noch immer besinnungslos in dumpfer Betäubung daliegend, aus der sie aber regelmäßig gegen Mitternacht in peinlicher Unruhe erwachte, nach den Kellerschlüsseln verlangte, Miene machte, das Bett zu verlassen, und nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, bis sie dann, plötzlich mit einem lauten Angstschrei in sich zusammenbrechend, wieder in den früheren fieberhaften Halbschlummer zurücksank; dabei nahmen ihre Kräfte so sichtlich ab, und ihr Aussehen veränderte sich so auffallend, daß der Arzt nicht umhin konnte, den Zustand der Kranken als

höchst bedenklich, ihre Rettung als sehr zweifelhaft zu bezeichnen.

So war die siebente Nacht seit dem Beginne der Krankheit herangekommen. Die Kranke hatte den Abend ruhiger als sonst zugebracht und lag in heftigem Schweiße. Hinter dem Wandschirme, der das Krankenbett umfing, kniete Herr Horváth, der die Erkrankung des geliebten Kindes in verzweifelndem Schmerze einzig und allein seiner lieblosen Härte zuschrieb, und betete brünstig um seine Erhaltung, während Frau Margit, erschöpft von den Anstrengungen sechs durchwachter Nächte, an Czenczi's Bette eingenickt war. Es mochte Mitternacht sein, als die Kranke mit einem tiefen Seufzer die Augen aufschlug und erstaunt und wie allmälig sich besinnend umhersah. Als sie mühsam ihre Gedanken gesammelt hatte, versuchte sie sich aufzurichten, ein Versuch, der bei ihrer Kraftlosigkeit gänzlich mißlang und keine andere Folge hatte, als daß Frau Margit, durch denselben geweckt, emporfuhr und sich besorgt über sie hinbeugte. Wie froh erstaunt war die gute Alte, als sie den sonst trüb' und gläsern vor sich hinstarrenden Blick des lieben Auges ruhig und klar dem ihrigen begegnen sah, als es ihr leise von Czenczi's entfärbten Lippen entgegentönte: „Base, liebe Base Margit!" In einen lauten Freudenruf ausbrechend, umarmte sie die geliebte Kranke; diese aber winkte ihr, zu

schweigen. „Ihr müßt mir einen Dienst erweisen, Base“, flüsterte sie in unruhiger Hast ihr zu, „einen wichtigen Dienst! Ihr müßt mir in den Keller hinabsteigen!“ — „Ach lieber Gott, nun redet sie wieder irre!“ seufzte Frau Margit. — „Nein, ich rede nicht irre“, versetzte Czenczi, „ich weiß, was ich sage, und ich sage Euch, Ihr müßt vollbringen, woran mich gestern mein plötzliches Erkranken verhinderte! Ferencz ist im Kellerstübchen eingeschlossen; Ihr müßt ihn befreien!“ — „Gestern? Du Unglückselige!“ stammelte Frau Margit, bestürzt die Hände ringend. — In diesem Augenblicke wurde der Wandschirm zurückgeschoben und Horváth stürzte nicht minder entsetzt als Frau Margit aus seinem Versteck hervor. „Du barmherziger Gott, Ferencz im Kellerstübchen!“ rief er und damit riß er die Kellerschlüssel von der Wand, schrie nach Licht und eilte mit einigen Knechten, die er schleunig geweckt hatte, dem Keller zu.

Es war ein gräßlicher Anblick, der sich ihnen darbot, als sie das Kellerstübchen betraten. Sein unglücklicher Bewohner hatte an zwei Stellen die Wände desselben zu durchbrechen versucht und auch die innere Seite der Thür trug sichtliche Spuren der gewaltsamen Anstrengung an sich, mit der an der Oeffnung derselben gearbeitet worden war. Erschöpfung schien den Verzweifelnden genöthigt zu haben, seine fruchtlosen Bemühungen aufzugeben, denn

man fand den Leichnam des unglückseligen Ferencz, in seinem Blute schwimmend, auf dem Lager hingestreckt, das ihm von Czenczi zubereitet worden, und auf dem er, sei es, um seinen brennenden Durst mit seinem eigenen Blute zu stillen oder um den Folterqualen langsamen Verschmachtens in diesem Hungerthurme durch raschen Tod zu entgehen, mit einem Taschenmesser sich die Adern geöffnet und in Verzweiflung und Entsetzen geendet hatte.

Czenczi war schon durch die überraschende Erscheinung des Vaters an ihrem Krankenlager und die unwillkürliche Einweihung desselben in ihr Geheimniß aufs tiefste erschüttert worden und hielt nur mit äußerster Anstrengung die Besinnung fest, zu der sie kaum wieder erwacht war. Als nun aber die unbedachte Geschwätzigkeit einer der Mägde ihr die Kunde von dem gräßlichen Ende des Geliebten hinterbrachte, stieß sie einen Schrei aus, gerieth in furchtbare Zuckungen und Krämpfe und bald steigerte sich die Wuth des Fiebers, in das sie zurückfiel, zu solcher Höhe, daß der Arzt jede Hoffnung aufgab und stündlich ihr Ende erwartete. Allein die Vorsehung hatte anders beschlossen. Horváth, hatte nun Kummer und Schrecken seine Gesundheit untergraben oder vergiftete sie sein hartnäckiges Verweilen am Krankenlager Czenczi's, der starke, rüstige Horváth war es, der, von der Krankheit dieser Letztern ergriffen, in wenig Tagen ihr erlag, während das

schwache Mädchen nach mondenlangem Siechthum sieg-
reich aus dem Kampfe hervorging, in dem sie unfrei-
willig um den Preis ihrer Jugend und ihrer Jugend-
blüthe das nackte Leben gewonnen hatte. Sich selbst
als Mörderin des Vaters wie des Geliebten an-
klagend, verlebte sie die Tage des Winters in
stillem, dumpfem Trübsinn, dem sie nur zeitweise die
Sorge um Base Margit entriß, die, von über-
mäßigen Anstrengungen und verzehrender Gemüths-
bewegung erschöpft, nun ihrerseits zu kränkeln und
sichtlich hinzuwelken begann. Mit dem herannahen-
den Frühjahr aber erwachte in Czenczi's Seele der
Wunsch, den Angehörigen des geliebten Ferencz
einen Theil des reichen Besitzes zuzuwenden, den
sie einst mit ihm zu theilen geträumt hatte. In
der Hoffnung, über den ihr unbekannten Aufent-
haltsort derselben vielleicht einige Andeutungen in
Ferencz' Papieren zu finden, beschloß sie das Fell-
eisen zu öffnen, das der Hingeschiedene in Base
Margit's Verwahrung zurückgelassen hatte. Ihre
Erwartung wurde auch nicht getäuscht; in dem Fell-
eisen fanden sich wirklich einige Papiere, die zwar
auf den Namen Anton Lenhart lauteten, aber
nichtsdestoweniger sich ganz entschieden auf Ferencz
zu beziehen schienen; eines derselben war nämlich
ein Schreiben von weiblicher Hand, womit Anton
Lenhart in Beziehung auf eine frühere mündliche
Verabredung aufgefordert wurde, nicht zu säumen,

sich auf den Weg zu machen und die Straße über Grätz und Marburg nach Kroatien einzuschlagen, denn auf dieser werde er nicht verfolgt werden. Dieser Ermahnung waren einige Worte des Abschiedes und die Erklärung beigefügt, nach dem Vorgefallenen könne eine weitere Verbindung zwischen der Schreiberin des Briefes und dessen Empfänger nicht mehr bestehen; sie bäte ihn daher um Zurückstellung ihres Porträts, wie sie ihm hier das seine zurückstelle. Das dem Briefe beiliegende Porträt zeigte aber unverkennbar Ferencz' Züge, der also früher den Namen Anton Lenhart geführt und sich in Steiermark aufgehalten haben mußte. Diese Umstände bewogen Czenci, die aufgefundenen Papiere an Herrn Steidler, den Geschäftsfreund ihres Vaters, einzusenden und ihn um Auskunft über Anton Lenhart zu ersuchen, obwohl sie nur schaudernd des Mannes gedachte, der einst das furchtbare Bild der Marzipan-Lise ihrer Seele eingeprägt hatte.

Sie erhielt lange Zeit keine Antwort und immer schwerer und finsterer war der Trübsinn, der sich ihrer bemächtigte; immer nichtiger und eitler erschien ihr das Leben, das sie nur noch in Gebeten und Kasteiungen oder an dem Krankenbett der ihrer nahen Auflösung entgegeneilenden Frau Margit hinbrachte. Endlich kam die langerwartete Antwort des Herrn Steidler; in ihr Stübchen zurückgezogen, öffnete sie das Schreiben und durch-

flog begierig seinen Inhalt; aber bald begann sie so heftig zu zittern, daß die Blätter des Briefes in ihren Händen hin- und herrauschten, und immer bleicher und verstörter wurden ihre Züge, je weiter sie las. Endlich hatte sie vollendet und nun warf sie unter einem Strome bitterer Thränen sich auf die Kniee, um in heißer Inbrunst zu dem gerechten Richter zu beten, der sie zum willenlosen Werkzeuge seiner Rache gebraucht, der sie gezüchtigt und gerettet, der sie dunkle Wege, aber zum Lichte geführt hatte. Dann erhob sie sich, warf den empfangenen Brief und das Porträt Ferencz', das sie von Herrn Steidler zurückerhalten hatte, ins Feuer und sah zu, wie die Flamme knisternd und knatternd es verzehrte. Denselben Abend verschied Frau Margit still und schmerzlos in Czenczi's Armen. Der Tod hatte das letzte Band irdischer Neigung gelöst, das die Unglückliche noch ans Leben fesselte; sie sah darin einen Fingerzeig, sich allein und für immer Gott zuzuwenden. Am nächsten Morgen verschrieb sie ihre ganze reiche Habe dem Kloster der Cistercienserinnen im Thal zu Weßprim, indem sie bald darauf den Schleier nahm, den Rest ihrer Tage in Gebet und Buße für das eigene Vergehen und für das Seelenheil des gerichteten Mörders hinzubringen, den die Menschen nicht erreicht, den aber Gott gefunden hatte.

Die Freundinnen.

1860.



Der Graf von Ormonde war im Herbste des Jahres 1644 zur Belohnung für die Siege, die er über die irländischen Rebellen erfochten, zum Vicekönig von Irland ernannt, bald darauf aber nach London berufen worden, um dort im Kabinette des Königs an wichtigen Berathungen Theil zu nehmen. In England und Schottland hatten die Unruhen, die Carl I. auf das Blutgerüst führen sollten, bereits eine sehr bedenkliche Höhe erreicht; in Irland aber war damals Dank der eben so entschiedenen als umsichtigen Haltung des Grafen von Ormonde die Bewegung einstweilen zum Stillstande gekommen, so daß der Graf seine zärtlich geliebte Gemahlin Elisabeth, vollkommen über ihre Sicherheit beruhigt, nur mit der Sorge verließ, sie werde während seiner Abwesenheit, die gewiß auf einige Wochen, vielleicht auf einen Monat bevorstand, sich um so vereinsamter fühlen, als sie bisher während eines vierzehnjährigen Ehestandes, und selbst während der Graf im Felde lag, kaum mehr als einige wenige Tage der Trennung von ihrem Gemahl erlebt hatte. Allein auch dieser Sorge ward der Graf bald nach seiner Ankunft in

London durch die frohe Nachricht enthoben, Lady Isabella Rich, die vertrauteste Jugendfreundin seiner Gemahlin, habe die Absicht kundgegeben, auf einige Wochen als Gast in Kilkenny Castle zu verweilen, eine Mittheilung, die der Graf als eine höchst erwünschte, alsbald mit einem zärtlichen und glückwünschenden Schreiben erwiderte, indem er es als eine besondere Gunst des Himmels hervorhob, seine Gemahlin während seiner Abwesenheit in der Gesellschaft einer Dame zu wissen, die, wie sie seiner Elisabeth nach Gemahl und Kindern das Liebste auf Erden wäre, auch ihm selbst zu allen Zeiten als die Krone ihres Geschlechts erschienen sei.

Während der Graf nunmehr erleichterten Herzens sich zu London den Staatsgeschäften hingab, die von Tag zu Tag immer peinlicher und drohender sich zu verwickeln begannen, sah Gräfin Elisabeth auf Kilkenny Castle daheim mit täglich sich steigernder Ungeduld der Stunde der Wiedervereinigung mit einer Freundin entgegen, welche die Jahre ihrer Jugendblüthe theilnehmend und fördernd mit ihr durchlebt, ihr in schwerer Bedrängniß mit Rath und That hülfreich zur Seite gestanden, und obgleich älter und gereifter, dennoch die schwärmerische Neigung ihrer jüngeren Gespielin nicht nur getheilt, sondern an Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit noch überboten hatte. Endlich verkündeten eines Tages aufwirbelnde Staubwolken die Ankunft der Ersehnten, und von

berittenen Dienern umgeben, näherte sich eine schwer-fällige Sänfte dem Schloßthore, auf dessen Schwelle die Gräfin mit pochendem Herzen des Augenblickes harrte, der ihr die langentbehrte Freundin wieder-geben sollte. Mit Lady Isabella Rich war jedoch während der langjährigen nur selten und flüchtig unterbrochenen Trennung der beiden Freundinnen eine so entschiedene und auffallende Veränderung vorgegangen, daß die Gräfin im ersten Augenblicke des Wiedersehns, wenn nicht, wie vor einer Fremden, doch im höchsten Grade befremdet und überrascht mit weit geöffneten Armen staunend und sprachlos vor ihr stand. Nicht als ob Lady Isabella, wie Unvermählte wohl pflegen, vor der Zeit gealtert nur noch der Schatten ihrer selbst ihr entgegen-getreten wäre; sie stand vielmehr in der reichsten Fülle weiblichen Reizes trotz aller Hüllen des un-kleidsamen Reiseanzuges blendend schön vor ihr; über ihre anmuthigen Züge aber war dabei so hin-reißend die Blässe geistiger Reife ausgebreitet, das muthwillige Funkeln ihres blauen Auges war zu einem so leuchtenden Strahle sinnender Schwermuth verglommen, um ihre Lippen spielte so verklärend das schmerzliche Lächeln bitterer aber siegreich über-standener Seelenkämpfe, und solche Würde und Hoheit athmete jede ihrer Bewegungen, daß die Gräfin nahe daran war, ihr wie einer himmlischen Erscheinung zu Füßen zu sinken, wenn nicht Isabella

alsbald mit einem lauten Freudenruf die langentbehrte Freundin umschlungen und an ihr Herz gedrückt hätte.

Wie befremdend und einschüchternd aber der geheimnißvolle Zauber, der über Isabella's ganzes Wesen wie Mondlicht ausgebreitet lag, auch Anfangs auf die Gräfin wirken mochte: sie fühlte sich nach wenigen Stunden traulichen Gesprächs um so unwiderstehlicher von ihr eingenommen, als ihr aus jedem Wort, aus jeder Miene das alte treue Herz der Freundin, geläutert in seinen Empfindungen, veredelt in ihrem Ausdruck, aber unverändert in Wohlwollen und Liebe entgegenschlug. Und damit schwand jeder Schatten von Zurückhaltung aus der Seele der Gräfin; selbst der Verdacht, der im Laufe der letzten Jahre so oft in ihr aufgestiegen war, als vermeide Isabella absichtlich mit ihr und den Ihren zusammenzutreffen, wurde als kleinlicher nunmehr thatsächlich widerlegter Argwohn bei Seite gewiesen, und wenn das unbedingte Vertrauen, mit dem sie der Freundin entgegenkam, von dieser auch nicht mit ganz gleicher Hingebung erwidert wurde, wenn Isabella namentlich jeder Erörterung der Ursachen der auffallenden Veränderung, die ihr ganzes Wesen seit ihren Jugendjahren erfahren, sorgfältig aus dem Wege ging, so entschuldigte die Gräfin diese Zurückhaltung mit der Scheu, die wohl jeder empfindet, kaum vernarbte Wunden des Herzens

durch Mittheilung wieder aufzureißen; denn nur solche Wunden konnten es sein, die Lady Isabella Rich so umzuwandeln, die sie, die Tochter eines der edelsten Geschlechter des Landes, die Erbin eines bedeutenden Vermögens zu bestimmen vermochten, die Fülle der Freier, welche sich um ihre Hand bewarben, zurückzuweisen und dem Herbste ihres Lebens unvermählt entgegen zu gehen.

Es mochten seit der Abreise des Grafen etwa zehn Tage verstrichen sein, als die Gräfin an einem schönen Herbstmorgen müßig ihren Gedanken sich hingab. Ihre Töchter, drei reizende, von Feuer und Leben strotzende, kleine Geschöpfe, waren eben mit ihrer Erzieherin von ihr gegangen; an der Wand ihr gegenüber hingen die Porträte ihrer Söhne, munterer frischer Knaben, die zu Oxford im Trinity-College ihren Studien oblagen. Im beseligenden Gefühle ihres Mutterglückes konnte die Gräfin nicht umhin, wiederholt das harte Schicksal zu beklagen, das ihrer Isabella ähnliche Freuden versagte. Diese Gedanken aber führten sie bald noch weiter in die Vergangenheit zurück. Ihre frühere Jugendzeit stieg farbenhell leuchtend, wie gestern erlebt, vor der Träumenden empor. Sie gedachte lächelnd des tödtlichen Hasses, mit welchem die fünfzehnjährige Elisabeth Preston dereinst James Butler, jetzt ihr Gemahl, verfolgte, weil sie der letzte Sprößling und die Erbin der

Grafen von Desmond, an dem Hasse dieses Geschlechtes gegen jenes der Butler festhalten zu müssen glaubte. Dann, die Wangen von lieblichem Erröthen übergossen, erinnerte sie sich des Tages, an dem sie ihren Gemahl, damals den Titel Viscount von Thurles führend, zum ersten Male bei Hofe gesehen, und wie der Zauber seiner männlichen Schönheit, die ritterliche Anmuth seines Wesens und die glühende Leidenschaft, mit der er ihr huldigte, sie alsbald so ganz gefangen nahmen, daß sie später in dem Geliebten zu ihrem Schrecken einen Butler, einen Todfeind erkennend, gleichwohl ohne Mühe sich überredete: die Christenpflicht allgemeiner Menschenliebe, wie ihr eigener Vortheil geböten ihr, nicht blos den alten Haß der Desmonds gegen die Butler für immer zu begraben, sondern auch den endlosen Rechtsstreitigkeiten, in die beide Familien seit Jahren mit einander verwickelt waren, durch die Verbindung mit dem Manne ihrer Wahl endlich ein Ziel zu setzen. Dann aber — und eine Wolke des Unmuths zog auf ihrer Stirne empor — dann gedachte sie König Jakobs, der das ihm verhaßte Geschlecht der Butler nicht durch das Erbe der Desmonds bereichert sehen wollte und dieser Verbindung seine Zustimmung versagte. Sie gedachte des grausamen Starrsinns, mit dem er sie, um sie jeder Annäherung des Geliebten zu entziehen, der Vormundschaft oder richtiger der Ob=

hut des Grafen von Holland übergeben, und wie dieser sie auf seinem Schlosse Eldon Manor kaum besser als in Gefangenschaft gehalten hatte.

Dort aber hatte sie Lady Isabella Rich, die Nichte des Grafen, damals ein munteres, aufgewecktes, muthwilliges Mädchen, kennen gelernt und ihre Freundschaft gewonnen. Isabella aber war es, wie sie mit Thränen dankbarer Rührung gedachte, die der Verlassenen hülfreich sich angenommen, die Wachsamkeit ihrer Umgebung getäuscht und ihr sogar geheime Zusammenkünfte mit dem Geliebten ermöglicht hatte, bis dieser letztere, die habsüchtigen Günstlinge des schwachen, wunderlichen Königs durch Verheißungen und Geschenke für sich gewinnend, endlich nach einem Jahre schmerzlicher Bedrängniß und schwerer Kämpfe die Zustimmung Jakobs zu ihrer Verbindung zu erringen wußte. Seit jenem Augenblicke aber gedachte sie, einen Blick inniger Liebe auf das Brustbild ihres Gatten heftend, das ihr von der Wand zulächelte, seit jenem Augenblicke sei ihr Leben nur ein sonniger, wolkenlos heiterer Sommertag gewesen, und vierzehn lange Jahre seien ihr verstrichen wie ein seliger Traum! Und wenn sie nun vorwärts schaute, wenn sie erwog, wie ihr Gemahl, berühmt als Feldherr, noch berühmter als Staatsmann, des Vertrauens seines Königs nicht blos gewürdigt, sondern in jedem Sinne würdig, schon jetzt in

blühendem Mannesalter Graf von Ormonde und Vicekönig von Irland, im Laufe der Jahre nothwendig zu immer höheren Würden und Ehren emporsteigen müsse, wie sie selbst reich, angesehen, mächtig, die Mutter von fünf hochbegabten, blühenden Kindern und dennoch, wie ein zufriedener Blick in den Spiegel ihr bezeugte, in unverwelkter Schönheit selbst jüngere Frauen weit überstrahlend, der unvergänglichen Liebe ihres Gemahls, des schönsten und hervorragendsten Mannes seiner Zeit, gewiß sei, und wie sie selbst ihn mit aller Kraft ihrer Seele liebe — welch ein Herbst reichen Segens, von goldenen Früchten strotzend, welche Fülle des Glückes lag nicht vor ihr!

Hufschlag, der im Schloßhofe laut ward, unterbrach sie in ihren Träumen, und als ob der Himmel sich darin gefiele, noch einen Tropfen Freude mehr in den übervollen Becher ihres Glückes zu träufeln, ward ihr auf die Frage, was es gebe, die Antwort: Philipps, der Geheimschreiber des Grafen, sei angekommen, und habe ihr ein Schreiben ihres Gemahls zu überreichen. Wirklich stand auch in den nächsten Augenblicken dieser Philipps, ein blasser, schüchterner junger Mann, vor der Gräfin, die ihn mit Fragen nach dem Befinden, nach dem Aussehen, nach der Stimmung ihres Gemahls überschüttete, und ihm kaum Zeit zur Antwort gönnte, bis er aus seiner Mappe ein niedliches mit dem Siegel

des Grafen versehenes Briefchen hervorgesucht und mit tiefer Verbeugung der Gräfin überreicht hatte. Sobald diese letztere aber erst auf dem Umschlag des Briefes die Aufschrift: „Meiner innigstgeliebten Elisabeth“ gelesen, und darin die eben so feste als zierliche Handschrift ihres Gemahls erkannt hatte, brach sie das Gespräch mit dem Ueberbringer des Briefes, der ihr eben über seine Sendung nach Dublin und andere ihr in diesem Augenblick höchst gleichgültige Umstände berichten wollte, mit einigen höflichen Worten kurz ab, entließ ihn, und warf sich in der Wölbung des Erkers in einen Lehnstuhl, um in Sammlung und Ruhe den gesegneten Inhalt des schmerzlich ersehnten, mit Jubel empfangenen Schreibens in sich aufzunehmen. Kaum aber hatte sie das Wachs des Siegels gebrochen, und das Blatt mit einem flüchtigen Blicke überflogen, als sie wie von einer Viper gestochen emporfuhr, das Blatt sinken ließ, und zitternd und blaß mit weit offenen Augen vor sich hinstarrte, als ob ein Gespenst plötzlich schreckend vor ihr auftauche, bis sie nach einer Weile mit der Hand über die mit kaltem Schweiße bedeckte Stirne hinfahrend, als ob sie aus einem schweren Traum erwache, wieder nach dem Blatte griff, und es mit schwankender Hand vor sich hinhielt. Sein Inhalt lautete aber so:

„Theure Lady!

„Ich breche das Stillschweigen, das Sie mir „auferlegten und das ich durch Jahre getreulich „beobachtet habe, um Ihnen eine Nachricht mit= „zutheilen, die wie sie mein Gewissen beruhigt, „auch Sie überzeugen muß, daß der Himmel unsere „Gebete erhört, und die Thränen unserer Reue „als Sühne für unsern Fehltritt gnädig ange= „nommen hat. Ein Besuch im George College zu „Cambridge war es, der mir diese Beruhigung „gewährte, und die einstimmige ungeheuchelte An= „erkennung sowohl der hohen Geistesgaben und „Fähigkeiten, als auch der Seelengüte, des Fleißes „und der Bescheidenheit unseres William, die mir „daselbst aller Orten entgegenkam, soll sie auch „Ihnen gewähren. William ist die Zierde der „Anstalt, der Stolz seiner Lehrer, der Liebling seiner „Mitschüler! Der Himmel hat unser Kind gesegnet, „also hat er uns vergeben und legt uns keine andere „Buße für unsere Verirrung auf, als die nur, insgeheim „und verstohlen für die Zukunft des holden, hoff= „nungsvollen Knaben sorgen zu dürfen. Lassen Sie „uns diese schwere Prüfung wie bisher demuthsvoll „hinnehmen, und vereinigen Sie sich mit mir im „Gebete für die Wohlfahrt unseres Kindes!

James Graf von Ormonde."

Die Gräfin las und las wieder, dann faltete sie das Blatt still zusammen und starrte gesenkten Hauptes vor sich hin. Das war kein Scherz; der Graf konnte nicht daran denken, sich solche Scherze gegen sie zu erlauben. Er mußte zwei eigenhändige Briefe, nachdem er sie gesiegelt, in der Eile verwechselt und mit falschen Aufschriften versehen haben! Und die Dame, an die das Schreiben gerichtet war, das wie Feuer in ihrer Hand brannte, die Dame, mit der ihr Gemahl sich vergangen zu haben nur zu deutlich bekannte, wer war sie? Während ihrer Ehe hatte der Graf ihr niemals Anlaß gegeben, seine Treue zu bezweifeln! Dazu kam, daß der Knabe, die Frucht dieses Fehltritts, da er Schüler des George College zu Cambridge war, wenigstens dreizehn bis vierzehn Jahre alt sein, also vor oder in der ersten Zeit ihrer Verbindung mit dem Grafen geboren sein mußte und damals — ein furchtbarer Verdacht unerhörten Verrathes zog ihr Herz krampfhaft zusammen. Sie mußte Gewißheit haben; sie klingelte und befahl dem herbeieilenden Diener, den Geheimschreiber Philipps zu ihr zu bescheiden. Sein Kommen erwartend, durchmaß sie, wie eine Feder vom Sturme ihrer Gedanken umhergetrieben, bald in unruhiger Hast, bald zweifelhaft zögernden Schrittes die Räume des Gemaches. Als aber endlich Schritte der Thüre sich näherten, und der Erwartete auf ihrer Schwelle erschien, stützte sie sich

halbtaumelnd auf das Tischchen, auf dem der unselige Brief lag, und warf dem Eintretenden, ehe er noch zu Worte kommen konnte, die Frage entgegen, ob er den Brief, den ihm der Graf für Lady Isabella Rich übergeben, bereits bestellt habe? — „Lady — Isabella — Rich“, stammelte der Geheimschreiber betroffen, während sein Antlitz in Purpurröthe aufflammte, und seine Blicke hülfesuchend umherirrten. — „Allerdings, an Lady Isabella Rich“, sagte die Gräfin, todtenbleich, aber in ungebeugter Haltung ihm näher tretend, „so entnehme ich wenigstens aus dem Schreiben meines Gemahls!“ Und dabei heftete sie einen so scharfen, ins Mark der Seele dringenden Blick auf den unschlüssigen und rathlosen Geheimschreiber, daß dieser zuletzt, aller weitern Ausflüchte sich begebend, nicht nur einen Brief des Grafen an Lady Isabella Rich bestellt zu haben bekannte, sondern auch zur Entschuldigung seiner Betroffenheit hinzufügte, er habe dem Grafen schwören müssen, des Briefes an Lady Isabella gegen keine Menschenseele Erwähnung zu thun. Darüber wurde die Gräfin noch blässer als sie gewesen, und ihre Lippen verzogen sich wie zum Weinen, aber an sich haltend unterbrach sie mit einem gnädigen Kopfnicken die weiteren Entschuldigungen des verwirrten Geheimschreibers und wandte ihm mit den leicht hingeworfenen Worten: „Ihr solltet wissen,

Philipps, daß mein Gemahl keine Geheimnisse vor mir hat!" den Rücken zu.

Kaum aber hatte der Geheimschreiber hierauf, mit vielen Bücklingen sich entfernend, die Thüre hinter sich geschlossen, als die Gräfin in ihren Lehnstuhl zurückgesunken, allen Zwang abwerfend, der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Schmerzes sich hingab. Sie war verrathen, von den beiden Wesen verrathen, denen sie am unbedingtesten vertraut hatte, von dem Geliebten ihrer Seele, von der Gespielin ihrer Jugend; war von ihnen kurz vor oder nach ihrer Vermählung, jedenfalls also zu einer Zeit verrathen worden, wo sie auf deren Treue gerade am zuversichtlichsten gebaut hatte! Unerhört getäuscht, und zwar in der Werthschätzung von Empfindungen getäuscht, auf deren vermeintlich unerschütterlichen Grundlage sie vertrauend ihr ganzes Lebensglück aufgebaut hatte, sah sie nun den stolzen Bau zerbröckelnd Stein für Stein zum wüsten Trümmerhaufen zusammenbrechen. Sie erinnerte sich bitter lächelnd des Sprichwortes der Desmonds, das man ihr in ihrer Kindheit so oft vorgesagt hatte:

Ein Butler und Verrath
In Wort und That!

und fragte sich, ob sie noch ferner in Gemeinschaft mit einem Manne leben könne, der ihre Gefühle so tief verwunden, ihr Vertrauen so schändlich mißbrauchen und in der Verläugnung alles Zartgefühls

so weit gehen konnte, nicht blos gleichmüthig, nein erfreut, ja glückwünschend seine Mitschuldige das unentweihte Heiligthum ihres Hauses betreten und die vor Jahren an der Braut begonnene Täuschung nach Jahren an seiner ehrbaren Hausfrau, der Mutter seiner Kinder, fortsetzen zu sehen. Diese letztere Anschauung war es, die sich zuletzt ausschließend der Gräfin bemächtigte. Sie sah im Geiste Isabella, ihren Gast, ihre Freundin, der sie noch gestern in den vertrautesten Mittheilungen ihr ganzes Herz geöffnet hatte, insgeheim die Thorheit der Betrogenen belachen, und sich schon im Voraus der Stunde freuen, da sie mit dem Grafen, ihrem Gatten, in Kilkenny Castle, in ihrem eigenen Hause, sich über ihre kindische Offenherzigkeit lustig machen würde! — Das nicht! Nein, das sollen sie nicht! durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag die Fibern ihres Herzens! Sie erhob sich, trat vor den Spiegel, ordnete hastig die Fülle ihres dunklen Haares, dessen reiche Flechten ihre Hände im Drange der Verzweiflung blind gegen sich selbst wüthend zerwühlt hatten, und wandte sich mit dem verhängnißvollen Briefe bewaffnet rasch der Thüre zu, als sie plötzlich stille stand, um noch einmal die unseligen Zeilen zu überfliegen. — „Verirrung, Reue, Buße!“ sprach sie vor sich hin; „Pah! das sind Worte! Heuchelei der Lippen, während die Herzen fortfahren zu sündigen! Wer verrieth, kann wieder verrathen!

Keine Schonung mit Verräthern!" Und damit den Brief zusammenfaltend, riß sie, stolz den Kopf zurückwerfend, die Thüre des Closets auf und schritt die wirr verschlungenen Gänge und Hallen des Schlosses entlang den Gemächern Lady Isabellens zu, während sie den alten Schlachtruf der Desmonds:

Schlagen und Wagen,
Nicht Schmach ertragen!

vor sich hinmurmelte. Allein die letzte Lesung jenes unglückseligen Briefes hatte ihr einen tiefern Eindruck hinterlassen, als sie sich selbst gestehen mochte! Das Wort: Reue! war in ihrer Seele haften geblieben, und sie langte, wenn auch nicht versöhnlicher, doch ruhiger und ihrer selbst wie ihrer Worte mächtiger am Ziele ihrer Wanderung an, als sie sie angetreten hatte.

Als die Gräfin die Thüre öffnete, die in Lady Isabellens Gemach führte, fand sie diese an einem Tische sitzen, auf dem neben einem aufgeschlagenen Buche, durch den schwarzen Saffianband und die silbernen Schließspangen deutlich genug als Erbauungsbuch gekennzeichnet, eine halboffene Reiseschatulle und eine mit Blumen gefüllte Vase aus venetianischem Glase stand. Den Kopf in die Hand gestützt und in tiefes Nachdenken versunken, starrte sie träumend auf einen, wie es schien, noch uneröffneten Brief hin, der vor ihr auf dem Tische lag. Als sie aber die Gräfin gewahrte, die einen

Augenblick unter der Thüre stehen geblieben war, jetzt aber raschen Schrittes näher trat, erhob sie sich tief erröthend wie von einer Feder emporgeschnellt, warf den Brief in das aufgeschlagene Buch, das sie hastig zudrückte, und ging dann, allmählich ihre Fassung wieder gewinnend, mit freundlichem Lächeln und offenen Armen der Freundin entgegen. Die Gräfin aber, mit einer ablehnenden Handbewegung die Umarmung zurückweisend, trat bis an das Tischchen hinan, an dem Isabella gesessen und sprach dann langsam, jedes Wort scharf betonend und mit schneidender Kälte: „Lady Isabella! Ich habe durch die unrichtige Aufschrift getäuscht, einen Brief, den mein Gemahl an Euch gerichtet, geöffnet und gelesen! Hier ist er! Nehmt denn, was Euer und gebt mir, was mein ist!“ Und damit reichte sie ihr mit der einen Hand das geöffnete Schreiben hin, während sie mit der andern das Buch aufschlug und den darin verborgenen Brief herausnahm. Sie öffnete ihn aber nicht, sondern heftete, nachdem sie Siegel und Aufschrift flüchtig betrachtet hatte, ihre von Entrüstung blitzenden Augen auf Isabellens Antlitz, die, bis in die Lippen erbleichend und an allen Gliedern zitternd, das unselige Blatt vor sich hinhielt, das ihre weit offenen Augen wie mit übernatürlicher Gewalt festzuhalten schien. Als sie aber der Aufregung des Augenblicks erliegend endlich zusammenbrach und

mit krampfhaftem Schluchzen in den Lehnstuhl zurücksank, wandte sich die Gräfin mit dem Ausdrucke unsäglichen Ekels von ihr ab und trat ans Fenster. Sie stand dort, die heiße Stirne an die Scheiben gedrückt, einige Augenblicke, während nur Isabellens schmerzliches Stöhnen die Stille des Gemaches unterbrach; dann aber, sich rasch umkehrend, sagte sie mit ruhiger Gleichgültigkeit: „Ich sehe dort Storris, Euren Stallmeister, den Schloßhof herkommen! Wollt Ihr ihm sagen, daß er die Sänfte zu Eurer Abreise in Stand setzen lasse? Oder soll ich es thun?“ — Und damit ging sie raschen Schrittes der Thüre zu, aber noch ehe sie sie erreichen konnte, war Isabella aufgesprungen, hatte sich ihr in den Weg geworfen, und die zitternden Hände abwehrend gegen die Freundin erhoben, sprach sie: „Nein, Du darfst nicht gehen, Elisabeth! Du mußt mich hören! Du sollst mich nicht für schuldig halten, wo ich nur unglücklich gewesen!“ — Und als darauf die Gräfin vor ihrer Berührung, wie vor der einer Kröte zurückweichend, gebieterisch ihr zurief: „Gebt Raum! Ihr habt mich einmal getäuscht und sollt mich nicht wieder täuschen!“ warf sie sich in der leidenschaftlichsten Aufregung auf die Kniee und die Stimme von überströmenden Thränen halb erstickt, schrie sie in wahnsinniger Heftigkeit: „Du mußt mich hören! Du bist es Dir und Deinem Glauben an Menschenwerth, Du bist es Deinen Kindern, denen kein

Makel an dem Gedächtniß ihres Vaters haften soll, Du bist es Deinem Gewissen, dem ungetrübten Frieden Deiner Sterbestunde schuldig, zu hören, ehe Du richtest, zu prüfen, ehe Du verdammst!"

Die Gräfin, zweifelhaft, ob sie die furchtbare Aufregung Isabellens für Ernst und Wahrheit oder nur für gut gespielte Komödie zu nehmen habe, blickte eine Weile unschlüssig auf die zu ihren Füßen Hingesunkene nieder, bis zuletzt mildere Gefühle in ihr die Oberhand gewannen. „Wohlan, ich höre!" sprach sie und ließ sich in einen Lehnstuhl nieder, während Isabella, sich mühsam vom Boden aufraffend, einem Tabouret zuwankte, auf dem sie mit gelöstem Haar, in sich zusammengebrochen, fruchtlos bemüht, die von ihren Augen unerschöpflich niederquellenden Thränen zu stillen, lange schweigend und nach Athem ringend, ein Bild trostlosen Jammers dasaß.

So herrschte eine Weile tiefe Stille im Gemach, bis Isabella plötzlich wie zu sich selbst sprechend anhub: „So war es also nicht ein krankhaftes, kindisches Gelüste, das mich hieher nach Kilkenny Castle trieb, und nicht thörichte Schwäche war es, ihm nachzugeben! Gott wollte es so; Gott forderte, daß ich ein offenes Bekenntniß ablegend mein Vergehen büße, Gott führte mich der Beleidigten zu, daß meine Seele ihre Schmach vor ihr offenbare! Gott fügte es so; seine Fügung sei gepriesen!" —

Dann aber die Hand, wie um ihre Gedanken zu sammeln, an die Stirne legend, fuhr sie fort: „Du sollst Alles wissen, Elisabeth! Alles, wie es war und wurde, von Anfang bis zu dem traurigen Ende, das Unglück eines Augenblickes, und die Reue langer Jahre!“ — Sie schwieg wieder eine Weile, bis sie endlich, ins Weite vor sich hinstarrend, mit gepreßter Stimme also begann:

„Ich war siebzehn Jahre alt, und lebte mit meiner kränkelnden Mutter in London! Ich war damals eine Andere als jetzt, selbst eine Andere, als die Du vor Jahren mich kennen lerntest. Ich war wild, heftig, eigenwillig, unfähig irgend einem Zwange mich zu fügen, und so erbittert durch die maßlose Strenge der puritanischen Ansichten meiner Erziehung, oder so unbändig von Natur, daß selbst die peinliche Unruhe, in die mich die ersten stürmischen Anfälle der Krankheit versetzten, der meine arme Mutter später erlag, mich auf die Länge nicht abhalten konnte, die Befriedigung jedes Gelüstes, jeder Laune, die mir durch den Kopf fuhr, um jeden Preis und auf alle Weise zu suchen. Ein solches Gelüste war der Besuch des Theaters, dessen nur zu erwähnen in meinem Elternhause schon als sträflicher Leichtsinn betrachtet wurde, und das ich eben darum bei nächster Gelegenheit kennen zu lernen nur um so fester entschlossen war. Diese Gelegenheit fand sich bald. Meine Mutter äußerte

eines Tages nach einem der furchtbaren Anfälle ihres Leidens das Bedürfniß nach Ruhe, und da sie in solchen Fällen, wie sie tagelang gelitten, in tagelangem Schlaf sich zu erholen pflegte, so hatte ich alle Muße, mein Vorhaben auszuführen. Ich hatte mir Männerkleider zu verschaffen gewußt, und schlich, die breiten Krämpen meines Hutes tief in die Stirne gedrückt, an einem nebligen, unfreundlichen Herbstabend dem Globe-Theater zu, in dessen überfüllten Räumen ich ein Plätzchen suchte und fand, das mir einen freien Blick auf die Bühne gewährte und mich doch möglichst den Blicken der Menge entzog. Man gab an jenem Abend eines der beliebtesten Stücke Shakespeare's, Romeo und Julie, und kaum war der Vorhang der Bühne auseinandergeflogen, kaum fanden die unsterblichen Worte des unsterblichen Meisters, die damals zum ersten Male an mein Ohr schlugen, den Weg zu meinem Herzen, als ich mich von allem Bangen befreit, ja ganz und gar der Wirklichkeit entrückt und durch den überwältigenden Eindruck der wunderbaren Dichtung in einen solchen Taumel des Entzückens versetzt fühlte, daß ich, selbst in den Zwischenacten in wachen Traum versunken, die plumpe Annäherung meines Nachbars, eines halbtrunkenen Matrosen, nur als unerwünschte Störung, nicht als drohende Gefahr in Betracht zog. Ja, ich wußte es meinem plumpen Nachbar Dank, daß

er mit seinen breiten Schultern mir den Weg durch den wogenden Menschenschwall bahnte, als ich nach dem Schlusse der Vorstellung halb bewußtlos wie trunken dem Ausgange des Saales zutaumelte. Im Freien angelangt, und durch die frische Nachtluft wieder zur Besinnung gebracht, trachtete ich in beschwingter Eile mich über menschenleere Plätze und durch abgelegene Gäßchen, wie ich hergekommen, wieder nach Hause zu stehlen, als ich mich plötzlich durch eine derbe Hand, die sich breit und eisern auf meine Schulter legte, angehalten fühlte. Es war mein Nachbar, der scharfsinnig genug mein Geschlecht zu errathen, nicht großmüthig genug war, für die Dienste, die er mir im Gedränge erwiesen, meinen Dank sich genügen zu lassen. Die freche Gemeinheit, mit der er mir seine Ansprüche auf meine Dankbarkeit auseinandersetzte, die unverschämten Andeutungen über die Art und Weise, in der er sie anerkannt zu sehen wünschte, die rücksichtslose Rohheit, mit der er mich trotz alles Sträubens und Abwehrens umfaßte, erfüllten mich mit so tödtlicher Angst, daß ich meiner Verkleidung vergessend laut um Hülfe schrie, als plötzlich eine kräftige Hand meinen Bedränger am Genicke erfaßte, und den Halbtrunkenen mit einem mächtigen Ruck in die Straße hinschleuderte. Ich lehnte erschöpft und schluchzend in der Wölbung des Thorweges, in den ich mich geflüchtet hatte, während mein Beschützer, die

Hand ans Schwertgefäß gelegt, an meiner Seite stand und in ruhig sicherer Haltung den Angriff des Gegners erwartete. Da dieser letztere aber, sich mühsam von seinem Falle erhebend, nur darauf bedacht schien, eiligst das Weite zu suchen, wandte sich mein Retter zu mir, fragte mich, wohin er mich nach Hause zu bringen habe, und schlug, sobald er dies erfahren, mich Zitternde am Arm, ohne weiter ein Wort mit mir zu wechseln, den nächsten Weg nach meiner Wohnung ein. Erst als wir sie erreicht hatten, und er den Ausdruck meines Dankes ablehnend von mir Abschied nahm, fühlte er sich gedrungen ein paar wohlmeinende Worte über die Gefahren hinzuwerfen, die jungen Damen zu lebhafte Einbildungskraft bereiten könne, und die Hoffnung auszusprechen, der Ausgang dieses meines ersten Unternehmens werde mir für alle Zeiten ähnliche Abenteuer verleiden. Damit verließ er mich! Die Nacht war so dunkel, daß ich die Züge meines Begleiters, verrieth gleich seine Haltung und sein ganzes Wesen Jugend und Anmuth, nicht erkennen konnte. Dagegen bewahrte ich den Klang seiner Stimme nicht nur unauslöschlich dem Ohre eingeprägt, sondern ihr Wohllaut durchdrang so allmächtig alle Tiefen meiner Seele, daß er noch wochen-, ja mondenlang wie verhallendes Glockengeläute in ihr wiederklang, und daß ich schon in jener ersten fiebernd und schlaflos zugebrachten Nacht

die Ueberzeugung gewann, daß ich ihre Töne nach Jahren wieder erkennen würde, und fortwährend der kaum gehörten Worte des großen Dichters gedenken mußte:

Mein Ohr trank keine hundert Worte noch
Von diesen Lippen, doch ich kenn' den Ton!"

Die Gräfin machte eine ungeduldige Bewegung, worauf Isabella innehaltend ihre großen dunklen Augen wie fragend nach ihr kehrte, dann aber plötzlich sie niederschlagend nach kurzem Stillschweigen also fortfuhr:

„Ich hatte nicht Zeit, mich lange ungestört meinen Träumen hinzugeben und den mir ewig gegenwärtigen Klängen jener unvergeßlichen Stimme zu lauschen. Die Krankheit meiner Mutter und ihr nach Monaten herben Leidens erfolgender Tod erfüllten meine Seele so ganz mit dem Schmerze der Gegenwart, daß ihr für die Bilder aus der Vergangenheit um so weniger Raum blieb, als die Veränderung meiner äußern Lebensverhältnisse ihre ganze Spannkraft in Anspruch nahm. Mein Oheim und Vormund, der Graf von Holland, hatte, wie die Verwaltung meines geringen Vermögens so auch die Obhut über meine Person übernommen, und mich nach Eldor Manor gebracht, wo ich kränkelnd und im Marke meiner Lebenskraft erschüttert in der Gesellschaft des abgelebten, mürrischen Greises einsame und einförmige, aber keineswegs

Hand ans Schwertgefäß gelegt, an meiner Seite stand und in ruhig sicherer Haltung den Angriff des Gegners erwartete. Da dieser letztere aber, sich mühsam von seinem Falle erhebend, nur darauf bedacht schien, eiligst das Weite zu suchen, wandte sich mein Retter zu mir, fragte mich, wohin er mich nach Hause zu bringen habe, und schlug, sobald er dies erfahren, mich Zitternde am Arm, ohne weiter ein Wort mit mir zu wechseln, den nächsten Weg nach meiner Wohnung ein. Erst als wir sie erreicht hatten, und er den Ausdruck meines Dankes ablehnend von mir Abschied nahm, fühlte er sich gedrungen ein paar wohlmeinende Worte über die Gefahren hinzuwerfen, die jungen Damen zu lebhafte Einbildungskraft bereiten könne, und die Hoffnung auszusprechen, der Ausgang dieses meines ersten Unternehmens werde mir für alle Zeiten ähnliche Abenteuer verleiden. Damit verließ er mich! Die Nacht war so dunkel, daß ich die Züge meines Begleiters, verrieth gleich seine Haltung und sein ganzes Wesen Jugend und Anmuth, nicht erkennen konnte. Dagegen bewahrte ich den Klang seiner Stimme nicht nur unauslöschlich dem Ohre eingeprägt, sondern ihr Wohllaut durchdrang so allmächtig alle Tiefen meiner Seele, daß er noch wochen-, ja mondenlang wie verhallendes Glockengeläute in ihr wiederklang, und daß ich schon in jener ersten fiebernd und schlaflos zugebrachten Nacht

die Ueberzeugung gewann, daß ich ihre Töne nach Jahren wieder erkennen würde, und fortwährend der kaum gehörten Worte des großen Dichters gedenken mußte:

Mein Ohr trank keine hundert Worte noch
Von diesen Lippen, doch ich kenn' den Ton!"

Die Gräfin machte eine ungeduldige Bewegung, worauf Isabella innehaltend ihre großen dunklen Augen wie fragend nach ihr kehrte, dann aber plötzlich sie niederschlagend nach kurzem Stillschweigen also fortfuhr:

„Ich hatte nicht Zeit, mich lange ungestört meinen Träumen hinzugeben und den mir ewig gegenwärtigen Klängen jener unvergeßlichen Stimme zu lauschen. Die Krankheit meiner Mutter und ihr nach Monaten herben Leidens erfolgender Tod erfüllten meine Seele so ganz mit dem Schmerze der Gegenwart, daß ihr für die Bilder aus der Vergangenheit um so weniger Raum blieb, als die Veränderung meiner äußern Lebensverhältnisse ihre ganze Spannkraft in Anspruch nahm. Mein Oheim und Vormund, der Graf von Holland, hatte, wie die Verwaltung meines geringen Vermögens so auch die Obhut über meine Person übernommen, und mich nach Eldor Manor gebracht, wo ich kränkelnd und im Marke meiner Lebenskraft erschüttert in der Gesellschaft des abgelebten, mürrischen Greises einsame und einförmige, aber keineswegs

müssige Tage verlebte, denn der Geiz meines Oheims hatte mich als Haushälterin zu verwerthen gewußt und mir die Aufsicht über seinen ganzen weitläufigen Haushalt aufgebürdet.

„So verstrich ein langer trauriger Winter, und endlich kam der Frühling; mit dem Frühling aber kamst Du, Elisabeth! Die Kunde von Deiner Neigung für den Viscount von Thurles, und von dem unbeugsamen Starrsinn, mit dem König Jakob sich Eurer Verbindung oder vielmehr der Vereinigung der Besitzungen der Desmonds mit jenen der Butlers widersetzte, war schon vor Deiner Ankunft in meine Einsamkeit gedrungen. Die Spannung, mit der ich Deinem Kommen entgegensah, und die der Zauber Deiner Erscheinung so vollkommen rechtfertigte, die Blässe stiller Trauer, die auf Deinen Wangen lag, die anmuthige Rührung mit der Du meiner Theilnahme entgegenkamst, und die Dir in der ersten Stunde für immer mein Herz gewann, vor Allem aber der Drang, Dir, stillen Dulderin, zu helfen und der Willkür des Königs Trotz zu bieten, Alles dies erweckte in meinem, der drückenden Einförmigkeit der Tage erliegenden, nach Leben und Bewegung mit allen Fibern sich sehnenden Herzen den alten unbändigen Drang nach Wechsel und Abenteuern, nach Kampf und Gefahren! Du weißt, Elisabeth, wie ich alsbald meine Stellung und meinen Einfluß auf die Diener

des Hauses benützte, Dich mit dem Geliebten nicht nur durch regelmäßigen Briefwechsel, sondern später sogar auch durch geheime Zusammenkünfte in Verbindung zu erhalten. Du erinnerst Dich noch des Tages, an dem Wilson, der Forstwart, unser Vertraute, zum ersten Male den Geliebten durch ein Seitenpförtchen des Parkes einließ und ihn nach dem Gartenhause führte, in welchem Du freudetrunken seiner harrtest, während ich, um die Aufmerksamkeit des Oheims von unserm Unternehmen abzulenken, dem habgierigen Greise einen Pack meiner Rechnungen zur Prüfung und Genehmigung vorlegte. Du weißt, daß ich nach unserer Abrede, sobald ich ihn hinlänglich in ihre Ziffern vertieft sähe, mich wegstehlen sollte, um Deinem Wunsche gemäß als Deine Ehrenhüterin Eurer Zusammenkunft beizuwohnen. Das aber weißt Du nicht, was ich empfand, als ich den Kreuzfragen des Oheims entkommen, die Thüre jenes Gartenhauses öffnete, und mir die berauschenden Klänge der unvergeßlichen Stimme entgegenschlugen, die in der Nacht meines Theaterbesuches so mild schonend als eindringlich ermahnend zu mir gesprochen hatte! Keiner Regung fähig, wie versteinert blieb ich auf der Schwelle stehen! Meine Glieder waren starr, mein Herz stand still, nur meine Seele war ganz Ohr; nicht als ob ich seine Worte verstanden, nur zu verstehen versucht hätte: es war der Wohllaut seiner Stimme, der

mich festbannte, der mich mit entzückendem Wonnegefühl durchschauernd wie mit Seraphsflügeln emporhob, und weit, weit über Welt und Leben hinweg zu den Sternen hinauftrug! Erst als er schwieg, und nun Du antwortend das Wort nahmst, kam mir so viel Kraft und Besinnung zurück, einzutreten, und die Thüre hinter mir schließend mich in eine Ecke des Gemachs zu drücken, wo ich bald von der himmlischen Musik seiner Stimme in selige Träume gewiegt, bald wieder, wenn sie verstummte, wie vom Himmel zur Erde herabgeschleudert, in jähem Schreck erwachend, in fiebernder Unruhe die Stunde Eures Beisammenseins hinbrachte. Endlich nahmt Ihr Abschied und kamt auf mich zu, um den Schutzgeist Eurer Liebe, wie Ihr mich nanntet, mit Eurem Dank zu überschütten. Er sprach zu mir; ich hörte, aber ich verstand ihn nicht; betäubt und halb bewußtlos stand ich vor ihm, und wagte nicht aufzublicken; zuletzt erfaßte er meine Hand! Wie ein Blitzstrahl durchzuckte mich ihre Berührung! ‚Fort', rief ich, aufschreiend und mich losreißend, ‚fort!' Ihr nahmt es für einen Ruf der Warnung vor drohender Gefahr und stobt auseinander! Ach, es war der unverstandene Hülfeschrei meiner vorahnenden Seele, der mir selbst galt, mir allein!"

Die Gräfin, deren Stirne sich während dieser Schilderung in immer krausere Falten zusammengezogen hatte, fuhr hier rasch und schneidend da=

zwischen! — „Genug", sprach sie, „kommt zu Ende! Sagt schlicht und glattweg, was Ihr zu sagen habt, statt Empfindungen auszumalen, deren Zergliederung Euch mindestens eben so peinlich sein sollte, als sie mir widerlich ist."

Isabella blickte auf diese rauhe Zurechtweisung die Gräfin schmerzlich lächelnd an; tiefes Erröthen überflog ihre Züge, dann aber leise den Kopf schüttelnd, sagte sie sanft und gelassen: „Nein, Du mußt Alles wissen, Elisabeth! Ich kann Dir, ich darf mir nichts ersparen! Du mußt jede Regung meiner Seele kennen lernen; denn ihre Empfindungen waren es, die mich ins Verderben stürzten, nicht mein Wille, meine That!" Sie schwieg eine Weile, dann aber gewaltsam sich ermannend fuhr sie fort:

„Die Stimme meines unbekannten Beschützers, die damals zum ersten Male seit der verhängnißvollen Nacht meines Theaterbesuches wieder mein Ohr berührte, begann von jenem Augenblicke an den alten Zauber nur noch mächtiger, noch unwiderstehlicher an mir zu üben. Ihre Klänge verfolgten mich, wohin ich mich wandte, was ich auch ergriff; ihr Wohllaut umrauschte mich bei Tage, erfüllte den Traum meiner Nächte, und zog von der Wirklichkeit mich abscheidend einen Zauberkreis bestrickend um mich her, dem ich um so weniger zu entrinnen vermochte, als ich den rettenden Gedanken, Dich

über meinen Zustand zu Rathe zu ziehen, so oft er sich mir auch aufdrängte, doch niemals festzuhalten den Muth hatte. Ich fürchtete, Du würdest mich verspotten, oder wohl gar für aufkeimende Liebe nehmen, was wie eine Krankheit mich angeflogen, mein ganzes Wesen sich unterworfen, und nur eben mein Herz, das fühlte ich deutlich, unberührt gelassen hatte. Denn ich wünschte, ich begehrte nichts; so überwältigend der Einfluß war, den seine Erscheinung, zumeist aber seine Stimme auf mich ausübte, so sehnte ich mich doch nicht nach seiner Gegenwart, im Gegentheil ich scheute sie, nicht blos weil ich vor dem Gedanken zurückschauderte, ich könnte früher oder später von ihm als die abenteuerliche Heldin jener Nacht erkannt werden, sondern vor Allem darum, weil ich in seiner Nähe mich unfrei, mich mir selbst entrissen, gleichsam gebunden und in Ketten fühlte. Mein Herz hing mit aller Leidenschaft schwärmerischer Neigung an Dir; ich freute mich Deines Glückes, keine Regung des Neides, der Mißgunst durchzuckte meine Seele, wenn ich Eurer Verbindung gedachte; ich glühte vielmehr vor Begierde, sie zu befördern, Euch im Kampfe mit tyrannischer Willkür zum Siege zu verhelfen! — Nein, ich liebte ihn nicht, und doch konnte ich es nicht über mich gewinnen, Dir meine Schwäche zu bekennen, obwohl meine Beängstigung stieg, jemehr Eure Zusammenkünfte sich häuften,

und ich bei der fortgesetzten, durch Deine Bitten mir aufgedrungenen Theilnahme an denselben mich zuletzt wie von einem Zaubernetz immer enger umschlungen, des Willens und der Besinnung, ja, wie gesagt, meiner selbst beraubt fühlte. Es war so weit gekommen, daß mich in jener Zeit nicht blos der Klang seiner Stimme, oder die gleich einem Blitzstrahl mich treffende Flamme seines Blickes, nein, schon die zufällige Berührung eines Handschuhs, den er vergessen, in einen Zustand traumähnlicher Betäubung versetzte, der meine Glieder lähmte und meine Gedanken in eine Märchenwelt entrückte, deren Gestalten mein Gedächtniß seither nie wieder herauf zu beschwören vermochte. Wie oft, wenn ich stundenlang bleich und regungslos mit weit offenen Augen vor mich hinstarrend, neben Euch gesessen hatte, schaltest Du mich langweilig und schlafsüchtig und verlachtest mich, wo Du mich hättest beweinen sollen, wie ich selbst in lichten Augenblicken mich und mein geheimnißvolles Schicksal mit heißen Thränen beweinte!"

„So war der Sommer, der Herbst vergangen. Mit dem Eintritt der rauheren Jahreszeit waren Eure Zusammenkünfte seltener geworden, ja selbst Euer Briefwechsel begann zu stocken, da Familienangelegenheiten und Geschäfte aller Art Deinen Verlobten, nachdem er viele Monate zu London in fruchtlosen Bestrebungen die Gunst des starr-

sinnigen Königs zu gewinnen, zugebracht hatte, nach Irland hinüberriefen! Und nun, als ob mit seiner Entfernung der Lampe Deines Lebens das Oel gebräche, nun wurdest Du krank, Du weißt, wie krank! Ich pflegte Dich, ich saß an Deinem Lager, wenn von den heißen Gluthen des Fiebers erfaßt, finstere Schreckensgestalten Dich umgaben; ich hielt Dich in meinen Armen, wenn Du erschöpft von dem Wüthen der Krankheit blaß und matt wie eine Sterbende zusammenbrachst: ich betete, ich rang die Hände, wenn Du bewußtlos in dumpfer Betäubung hinbrütend dalagst, tage-, wochenlang dalagst! Es war eine harte, kummervolle Zeit! Darüber war Weihnachten herangekommen, als eines Tages spät Abends Wilson, der Forstwart, mich von dem Lager, auf dem Du stumm und regungslos dem Tode entgegen zu schlummern schienst, hinweg rufen ließ, um mir mitzutheilen, er — Dein Verlobter, sei angekommen. Durch das Ausbleiben Deiner Briefe beunruhigt, war er von Irland herübergekommen, und hatte kaum in London von Deiner Erkrankung gehört, als er sich ungesäumt aufs Pferd warf und nach Eldon Manor eilte.

„Es war eine rauhe feindliche Nacht; wilder Sturm umbrauste in rasender Wuth die Mauern des alten Schlosses und trieb den in dichten Flocken niederwirbelnden Schnee wolkengleich vor sich her. Der junge Mann sei ganz erstarrt, meldete Wilson,

und lehne zum Tode erschöpft an der Parkmauer; die nächste Herberge liege noch fern genug, daß das abgemattete Roß, wie der halberfrorne Reiter auf dem Wege dahin in diesem Unwetter umkommen könnten, und er stehe für nichts, wenn beide nicht wenigstens für ein paar Stunden im Schlosse Unterkunft fänden! — Die Noth des Augenblicks war groß! Mein Oheim war nicht nur zu Hause, sondern sogar noch wach; allein das Ansehen, in dem ich bei der Dienerschaft des Hauses stand, und die zärtliche Theilnahme, die Alle für Dein Schicksal empfanden, erlaubten mir dennoch, freilich ohne sein Wissen, ja gegen seine streng gemessenen Befehle, der Pflicht der Menschlichkeit zu genügen. Ich befahl, Deinen Verlobten in einen selten betretenen Seitenflügel des Schlosses zu bringen, ihn mit Feuerung, Speise und Trank zu versehen, vor Allem aber ihm als beste Herzstärkung Hoffnung auf Deine baldige Genesung zu geben, eine Hoffnung, die ich selbst leider kaum mehr festzuhalten vermochte. Dann verfügte ich mich zu meinem Oheim, um durch meine Gegenwart und Gespräche über wirthschaftliche Gegenstände seine Wachsamkeit einzuschläfern, und erst als ich ihn müde und schlaftrunken im Begriffe sah, sich zur Ruhe zu begeben, eilte ich an Dein Krankenlager zurück. In dumpfer Betäubung hingestreckt lagst Du, als

ich Dich verließ. Wie erstaunte ich, als ich Dich zwar erschöpft und hinfällig, aber bei voller Besinnung wiederfand. Noch heute weiß ich nicht, ob Dir durch irgend eine unberufene Mittheilung die Ankunft Deines Verlobten kund geworden, oder ob Deine ahnende Seele sie errathen hatte, genug Du wußtest von ihr, Du strecktest mir schon von weitem die abgezehrten, zitternden Hände entgegen, und riefst, indem seliges Lächeln Deine Lippen umspielte: ‚Er ist da! Der Treue! Er ist da! Durch Sturm und Wetter, mit Gefahr seines Lebens ist er zu mir gekommen!‘ Und als ich, einen neuen Fieberanfall besorgend, Dich zu beschwichtigen und von diesem Gedanken abzubringen suchte, erwidertest Du: ‚Warum täuschest Du mich? Ich weiß, er ist da! Drüben im weißen Thurme, im Erkerzimmer ist er!‘ Und da ich zweifelhaft dastand, zum Tode erstaunt, Dich, die fast todtenähnlich hingelegen, um Dinge wissen zu sehen, die ich Dir aus gutem Grunde verschwiegen hatte, fingst Du an mich mit Bitten zu bestürmen, ich möchte Deinen Verlobten aufsuchen und ihn selbst sprechen. ‚Thu' mir's zu Liebe‘, sagtest Du! ‚Er ist betrübt, er leidet! Geh', Isabella, tröste ihn! Sag' ihm, daß mir seine Liebe wieder Leben gegeben habe: denn ich werde leben! Ich weiß es, ich fühle es, ich bin genesen!“

„Sprach ich wirklich so? ich dachte, ich hätte nur so geträumt“, unterbrach sie hier die Gräfin, den Kopf nachdenklich in die Hand stützend.

„Leider sprachst Du so“, fuhr Isabella fort, „und als ich dagegen mich sträubte und Dir Vorstellungen machte, ja sogar mich erbot, ihn selbst an Dein Lager zu bringen, wurdest Du immer wilder und dringender! ‚Geh‘, riefst Du, ‚oder ich sterbe! Geh, geh, ich will es!‘ Mit diesen Worten drängtest Du mich in fieberhafter Heftigkeit von Deinem Lager weg, und — ich ging! Gott weiß, daß nur die Furcht, Dich noch mehr aufzuregen und eine, vielleicht heilsame Wendung Deiner Krankheit zu stören, mich forttrieb. Ohne irgend eine Leuchte, damit nicht der Lichtschimmer in einem fast unbetretenen Theile des Schlosses etwa die Aufmerksamkeit meines gerade gegenüber wohnenden Oheims auf sich ziehe, schritt ich schweren Herzens und zögernden Fußes die Hallen und Gänge entlang, die zu der in den weißen Thurm emporsteigenden Wendeltreppe hinführten. Kaum aber hatte ich ihre ersten Stufen betreten, als mich eine seltsame Beklemmung befiel, die mich beinahe des Athems beraubte, und zuletzt mich stille zu stehen zwang! Die Luft, die mir entgegenströmte, schien mich mit einem feinen, betäubenden Duft anzuwehen, und ich war nahe daran umzukehren, wenn nicht der Wunsch, Deinen Bitten zu genügen,

plötzlich aufwallender Zorn über meine kindische Schwäche und die Hoffnung, Alles in wenigen Worten abmachen zu können, mich bewogen hätte, meinen Weg fortzusetzen, und so erstieg ich hastig die Treppe und öffnete die Thüre des Erkerzimmers.

„Matter, unsicherer Lichtschimmer von einer halb erlöschenden Lampe und dumpfe Schwüle von dem überheizten Kamine her drang mir entgegen. Auf einen Stuhl sah ich Mantel und Hut hingeworfen und das Schwert daneben gelehnt; auf einem Tischchen stand neben einigen, wie es schien, unberührt gebliebenen Schüsseln ein zur Hälfte geleerter Krug Canariensect; er selbst aber, erschöpft von der Anstrengung des langen Rittes und den Unbilden des Wetters, lag auf einem Ruhebett hingestreckt und schlief. Sein Antlitz, obwohl von der Schärfe der Luft, oder vielleicht nur von dem Wiederschein der im Kamin verglimmenden Kohlen leise geröthet, zeigte eingefallene Wangen und einen schmerzlichen Zug um die Lippen. Die Nachricht von Deiner Erkrankung mochte ihn tief erschüttert, und Wilsons tröstender Bericht, Du seist auf dem Wege der Genesung, ihm nach mancher bang durchwachten Nacht zum ersten Male wieder einige Minuten erquickenden Schlafes gegönnt haben. Und ich sollte diesen stärkenden Schlummer stören? Mir gebrach der Muth dazu; ich will mich der Thüre zuwenden, als der Fall seines Schwertes,

das meine Gewänder anstreifend am Stuhle niedergleiten machten, ihn weckte! Er fährt auf, erblickt mich und: ‚Elisabeth, ruft er, Du lebst! Du bist genesen, mir wiedergegeben!‘ und springt auf mich zu! Mir aber versagen die Worte; kaum daß seine Stimme mein Ohr berührt, umfängt mich wieder der Nebel traumähnlicher Betäubung, in den sie stets mich einzuhüllen pflegte, und als er mich anfaßt, umschlingt, zum Ruhebett hinzieht, da zuckt es wie Feuerströme durch meine Glieder; ich taumle, meine Augen schließen sich; er aber küßt mich und knieet zu meinen Füßen und küßt mich wieder; Worte auf Worte, wie eben so viele Zaubersprüche quellen von seinen Lippen und nun verlischt knisternd der matte Strahl der Lampe — und ich bin verloren! Als ich aus bewußtlosem Taumel erwachend halb wahnsinnig mich seinen Armen entwinde, schallen Schritte von der Treppe her; es ist Wilson, der ihn auf sein Geheiß zum Aufbruch zu mahnen kömmt; durch die halboffene Thüre bricht der Strahl seiner Lampe! Mein Verderber, noch mich zurückzuhalten bemüht, läßt mich plötzlich fahren, erkennt mich: ‚Herr, mein Gott, Isabella!‘ ruft er, und taumelt zurück, während ich betäubt in wildem Entsetzen die Treppe hinabfliege, und durch Hallen und Gänge meines Weges wie meines Zieles unkundig forteile. Erst an Deinem Krankenlager fand und erkannte ich mich wieder! Du

lagst und schliefst den Schlaf der Genesung, wie Du verheißen! Um Dich her war Frieden und selige Ruhe strahlten Deine Züge, und ich hatte sie verloren, hatte Frieden und Ruhe für Jahre hinaus verloren, und Schmach und Schande und Selbstverachtung dafür eingetauscht!"

Isabella, in krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, verbarg ihr Antlitz in den Händen; die Gräfin aber, deren Stirne während ihres Berichtes Zweifel und Vertrauen, Unmuth und Theilnahme abwechselnd wie Wolkenschatten verdunkelt oder wie Sonnenschein erhellt hatten, hielt ihre Blicke scharf beobachtend auf sie gerichtet, bis sie nach einer Pause gedankenvollen Schweigens, kurz, aber nicht hart, die Worte hinwarf: „Nun und weiter!"

„Weiter", rief Isabella den thränenfeuchten Blick zu ihr erhebend, „weiter! Ja, weiter, weiter rauscht der Strom der Zeit, und fragt nicht, was er nimmt, und was er bringt! Weiter, weiter rollt die Erde ihren ewigen Lauf, ob Geschlechter auf ihr erblühen oder vergehen, und weiter, weiter treibt das Schicksal den Menschen auf seinem Pilgerpfade, ob er Blumen am Wege breche oder Dornen sich ins Herz drücke, und so lebte auch ich weiter, wenn athmen und sich eingesargt und begraben wünschen leben heißt. Mein Glück war, daß Dir, obgleich Du Morgens gekräftigt und entschieden Deiner Genesung entgegengehend erwachtest, keine

Erinnerung an die Vorfälle der Nacht geblieben war, und daß Du selbst später, als Du von dem aufopfernden Besuche Deines Verlobten erfuhrst, die Nachricht ruhiger, als ich erwartet und ohne darüber in nähere Erörterungen einzugehen, hinnahmst; denn ich fühlte mich damals in meinem innersten Gemüthe so vernichtet, so in den Staub getreten, so rathlos und hülfebedürftig, daß ein Wort von Dir genügt hätte, mein unglückliches Geheimniß ohne irgend einen Rückhalt mir zu entreißen. Du aber sprachst das Wort nicht, Du genasest und lebtest in dem Wonnegefühl wiederkehrender Kraft nur der Gegenwart und der Erwartung der Zukunft, und überließest es mir, verzagend und verzweifelnd, die Erinnerung an das Entsetzen der Vergangenheit in meiner Brust umherzuwälzen. So mochte eine Woche vergangen sein, als mir Wilson verstohlen einen Brief zusteckte; er war von seiner Hand! Ich schauderte; denn wenn sonst, was von ihm kam, was seine Hand berührt hatte, wie Zauber auf mich wirkte und die wunderbarsten Empfindungen hervorrief, so erfüllte mich seit jener grauenvollen Nacht die zufällige Begegnung solcher Dinge mit unwillkürlichem Abscheu und tödtlichem Widerwillen, ja mit unsäglichem Ekel, und kalter Schweiß trat auf meine Stirne, wenn mein Gedächtniß mir jetzt den Klang seiner Stimme wach rief. Gleichwohl empfand ich, daß ich meinem Gefühle Gewalt anthun und den Inhalt des

Schreibens kennen lernen mußte, und so entfaltete ich das Blatt. Es enthielt eine leidenschaftliche Anklage seiner selbst und seines Schicksals, das ihn, der nur in Dir, Elisabeth, und für Dich lebe, durch eine dämonische Verkettung der Umstände, durch eine unselige Verblendung, wie nur Schlaftrunkenheit und zu rascher Genuß feurigen Weines sie herbeiführen könne, zu einer so sträflichen Verirrung hingerissen habe. Er empfinde, fügte er hinzu, in vollem Maße das Gewicht der Verantwortung, das er damit auf seine Seele geladen, wie die Heiligkeit der Verpflichtung, das an mir begangene Unrecht wieder gut zu machen, und sei daher entschlossen, mit seiner Vergangenheit rückhaltlos brechend, bei meinem Oheim um meine Hand anzuhalten, wozu er sich meine Zustimmung erbitte. Ich schleuderte den Brief mit Entsetzen von mir; aber nicht blos der Gedanke, daß durch diesen Schritt Dein, der eben Genesenden, Glück, ja vielleicht Dein Leben gefährdet werden könnte, nicht blos das demüthigende Gefühl, einem Manne, der eine Andere liebe, angehören zu sollen, es war vor Allem die Abneigung, der Abscheu, mich ihm, dem Verderber, dem Räuber meiner Ehre, ja überhaupt einem Manne hinzugeben, es war noch mehr Haß gegen ihn, als Liebe für Dich, die meinen Zorn entflammte.

„Seitdem ward ich ruhiger; das Elend, das er mir für die Zukunft bot, erleichterte mir den

Druck der Gegenwart, und das erfreuliche Fortschreiten Deiner Genesung machte mich milder und gefaßter, als ich in den ersten Tagen nach jenem unseligen Abend gewesen. Da kam ein zweiter Brief, der in ernster, ruhiger Fassung zuerst die Nichtbeantwortung des ersten Schreibens beklagend, gleichwohl mein Stillschweigen durch die Bedenken gerechtfertigt erklärte, die sein Anerbieten um so mehr in mir erregen mußte, als ich sein bisheriges Verhältniß zu Dir so genau kenne. Nach diesem Eingange jedoch wiederholt darauf hinweisend, daß die Verirrung jenes unseligen Abends nur als die Folge einer bis zur halben Bewußtlosigkeit gesteigerten Aufregung zu betrachten, bat er mich, sowohl die Ueberzeugung festzuhalten, daß sein Charakter der eines Mannes von Ehre wäre, welcher immer seine Neigung seiner Pflicht unterzuordnen verstanden habe, als in Erwägung zu ziehen, daß in der Ehe nicht blos Liebe, daß auch gegenseitige Achtung und selbstverläugnende Hingebung zu beglücken vermöge. Er schloß mit der erneuerten Bitte, seiner Werbung meine Zustimmung nicht versagen und die Wahrung meiner Ehre jeder andern Rücksicht voranstellen zu wollen.

„Dieser Brief machte mich nachdenkend, und obwohl ich meine Abneigung gegen den Urheber meines Unglücks, während ich sein Schreiben las, noch eher sich steigern als abnehmen fühlte, so

erkannte doch mein Verstand, daß die Gesinnung eines Mannes, der einem fast armen und dabei ungeliebten Mädchen seine Hand anbiete, um ihre Ehre auf Kosten seines eigenen Lebensglückes wieder herzustellen, Achtung, und sein Brief Beantwortung verdiene. Ich warf demnach einige Zeilen auf's Papier, mit denen ich mich aller Ansprüche auf seine Hand begebend, ihm sogar aufrichtig Verzeihung des schweren Unrechts, das er an mir begangen, zusicherte, wenn er nur Dich, Elisabeth, so glücklich mache und Dir so treu anhänge, als Du es in jedem Sinne verdientest. Um diese selbe Zeit gelang es mir, in einer Stunde traulichen Gespräches meinem Oheim die Kunde abzulocken, daß der König mit dem Widerstande, den er Eurer Verbindung entgegensetze, im Grunde nur beabsichtige, Deinen Verlobten zu irgend einem Gewaltschritt zu drängen, der ihm als Vorwand zur Einziehung seiner Güter dienen könne, da einer seiner Günstlinge, Lord Duncaster, das eine derselben, Hawkesburg, sich anzueignen seit Jahren das Verlangen trüge. Er fügte hinzu, daß die Abtretung dieses Gutes an Lord Duncaster den König augenblicklich umstimmen würde, nahm mir jedoch ängstlich und zaghaft, wie er war, das Versprechen ab, Dir von diesem Geheimniß nichts mitzutheilen. Dies Versprechen gab ich und hielt ich; dagegen setzte ich Deinen Verlobten, da mir der Oheim in Beziehung

auf ihn, den er mir völlig unbekannt glaubte, keine Verpflichtung auferlegt hatte, augenblicklich davon in Kenntniß. Ich bediente mich dazu eines Zettels mit verstellter Handschrift —"

„Wie, von Dir kam der geheimnißvolle Zettel?" rief hier die Gräfin im höchsten Erstaunen aus, setzte aber gleich mit einem seltsam zweifelhaften, fast lauernden Blicke hinzu: „Von Dir kam er und Melvil, denk' ich, war er gezeichnet?" —

„Nein! ‚Burgoyne, ein treuer Freund', war er unterschrieben", versetzte Lady Isabella, „denn wußte ich gleich, daß mein Name der Botschaft mehr Glauben verschaffen würde, so wollte ich doch nicht die Miene haben, Böses mit Gutem vergelten und feurige Kohlen auf das Haupt meines Feindes sammeln zu wollen. Auch blieb ich nicht lange im Zweifel, ob meine Mahnung die erwünschte Wirkung gethan, denn Dein Verlobter beschwor mich alsbald in einem neuerlichen Schreiben, nochmals sein Anerbieten in reifliche Erwägung zu ziehen und ihn binnen acht Tagen meinen Beschluß wissen zu lassen; nach Verlauf dieser Frist würde er sich jeder Verpflichtung gegen mich für entbunden erachten und keinen Anstand nehmen, seine Zukunft in Deine Hand zu legen, da sich ihm nun ein sicherer Weg darzubieten scheine, die Einwilligung des Königs zu Eurer Verbindung zu gewinnen. Der Empfang dieses Briefes — hier ist er und

hier sind auch die beiden früher erwähnten Briefe", unterbrach sich hier Lady Isabella, indem sie hastig die vor ihr auf dem Tische stehende Reiseschatulle öffnete und der Gräfin einige vergilbte Blätter hinreichte — „der Empfang dieses Briefes, den ich auf den ersten Blick hin nie zu beantworten beschloß, erfüllte zum ersten Male seit langen qualvollen Wochen mein wundes Herz mit hoher, reiner Freude und gab mir Muth und Fassung wieder. Du warst genesen und blühtest wieder wie eine Rose, Dein Glück war gesichert, und meines — was lag an meiner Zukunft! Allein diese Aufwallung leichtsinniger Zuversicht war nur ein Sonnenblick vor dem Sturm. Noch ehe die Frist, die Dein Verlobter mir zur Ueberlegung eingeräumt hatte, abgelaufen war, fühlte ich Unglückselige mich — Mutter! — Ich war der Verzweiflung nahe!

„Die Hand Deines Verlobten annehmen, hieß mich mit dem Bewußtsein, nicht geliebt zu werden, für's Leben einem ungeliebten Gatten hingeben; wenn ich sie verweigerte, so mußte ich, gelang es mir meinen Fehltritt zu verbergen, lebenslang die Last eines unseligen Geheimnisses mit mir fortschleppen, mußte täuschen, heucheln und betrügen, oder, ward meine Verirrung offenkundig, mit dem Spott und der Verachtung der Welt beladen in trostloser Vereinsamung meine Tage beschließen. Dort mit der Vernichtung Deines Glückes bedroht,

hier mit der Sorge für die Zukunft des unglücklichen Geschöpfes gequält, das ich unterm Herzen trug, gähnte hier und dort ein Abgrund mir entgegen. Entsetzliche Gedanken erwachten in meiner Seele! Immer stand das Bild des stillen, klaren Weihers vor mir, der, unfern von Eldon Manor gelegen, so oft das Ziel unserer Abendspaziergänge war, und Stimmen flüsterten in meinem Herzen, wie tief er sei, und wie kühl und friedlich in seiner dunklen Tiefe sich's ruhen möge. Und dann ermahnte ich mich wieder, und warf mich auf die Kniee und weinte, und betete, und flehte zum Himmel um Kraft, um Erleuchtung, um Rettung! Und ich ward erhört, denn eines Tages ward es licht in meiner Seele; ich erkannte, daß die Wurzel all meines Unglücks in dem Ueberwuchern meiner Phantasie, in ihrem krankhaften Drange nach Ungewöhnlichem und Abenteuerlichem liege, und daß ich diesen Drang, statt ihn zu zügeln, genährt und großgezogen habe, bis er nicht nur meinen Geist zur Empörung gegen alle Gesetze des Anstandes und der Sitte wie des Rechtes hingerissen, sondern durch Ueberreiz erschöpfend auch die Kraft meines Körpers abgeschwächt und entnervt habe. Ich begriff, daß Gott mich in den Abgrund meines Elends hinabgestoßen habe, damit die Bitterkeit des Schmerzes mich meinen Irrthum erkennen lehre, daß Reue läuternd aus Nacht mich zum Lichte

führe; ich faßte, daß ich seiner strafenden Hand mich nicht entziehen, noch fremdes Glück hinopfern dürfe, um meine Schande der Welt zu verbergen, sondern daß ich allein tragen müsse, was ich allein verschuldet. Von diesem Augenblicke an war ich gerettet; ich ließ die Frist ablaufen, die Dein Verlobter mir anberaumt, und harrte gefaßt und ergeben der Zukunft entgegen, bereit, demüthig büßend hinzunehmen, was sie auch bringe! — Aber Gott war gnädig, denn wenige Tage darauf berief mich ein Eilbote zu meiner sterbenden Base in die Niederlande, die mich zu ihrer Erbin eingesetzt hatte, und der ich die Augen zudrücken sollte. Dort in der Fremde, durch die Trauer um die Hingeschiedene berechtigt, von aller Welt mich zurückzuziehen, genas ich in tiefer Einsamkeit meines Kindes, das ich erst nach Jahren, nachdem Du längst eine glückliche Gattin geworden, seinem Vater, jeden weiteren Briefwechsel ablehnend, zur Obhut und Erziehung auf vaterländischem Boden und in vaterländischer Sitte übergab.

„Und nun weißt Du Alles! Ohne Rückhalt und ohne Beschönigung habe ich Dir das traurige Geheimniß meines Lebens enthüllt. Ich habe die Verirrung eines Augenblicks, die Verirrung unerfahrner Jugend und ungezügelter Phantasie durch lange Jahre der Reue, durch die Trennung von meinem Kinde, von Dir gebüßt; ich glaube sie

durch muthige Verzichtleistung auf alle Lebensfreuden, die Haus und Familie gewähren können, durch beharrliche Abwendung meiner Seele von allem Irdischen, durch strenge Pflichterfüllung in dem Wirkungskreise, in dem es mir zu walten vergönnt war, gesühnt zu haben; das tiefe Gefühl der Beschämung aber, mit der ich ihrer gedenke, die folternde Unruhe, mit der ich jeden Tag das Kundwerden meiner Schande befürchtete, die namenlose Angst, mit der ich bis auf diesen Tag das Räthselhafte meiner Lebensweise zu bewahren trachten mußte, diese peinlichen Empfindungen werde ich erst überwinden können, wenn Du, deren Rechte ich einst willenlos verletzt, wenn Du, zugleich mein Anwalt und mein Richter, Dein Verdict über mich gesprochen, mich von der Anklage vorsätzlicher Untreue, bewußten Verrathes losgezählt, und den tiefinnersten Aufschrei meiner Seele: Nicht schuldig! bestätigt haben wirst."

Lady Isabella hatte sich bei diesen Worten von ihrem Sitze erhoben und stand hochaufgerichtet, die eine Hand auf ihre Brust gelegt, die andere emporgehoben, als ob sie den Himmel zum Zeugen ihrer Unschuld anriefe; ihre Augen leuchteten und ihre Züge strahlten in dem Glanze einer Verklärung, wie nur der höchste Aufschwung der Seele sie über ein Menschenantlitz ausgießt; bald erlag jedoch ihr zarter Körper der Erschütterung des in seinen

geheimsten Tiefen bewegten Gemüthes; zusammenbrechend sank sie wieder auf das Tabouret zurück, und verbarg ihr von Thränen überströmtes Antlitz in den Händen. Die Gräfin aber, welche bisher gedankenvoll die ihr von Isabellen dargereichten Briefe durchlesen hatte, erbrach nun auch das ihr früher abgenommene Schreiben. Nachdem sie seinen Inhalt durchflogen hatte, erhob sie sich schweigend, trat an ein in der Fensterwölbung angebrachtes Schreibepult, griff hastig zur Feder und warf in fliegender Eile einige Zeilen auf ein Blatt des dort zur Hand liegenden Papiers. Als sie vollendet hatte, schritt sie auf Isabellen zu, und die Hand auf das langsam sich erhebende Haupt der Freundin legend, sprach sie mit einer Stimme, in der Thränen zitterten: „Ich habe meinem Gemal geschrieben; willst Du nicht einige Zeilen hinzufügen?“ und damit reichte sie ihr das Blatt hin, dessen Inhalt so lautete:

„Mein Herr und Gemal!

„Die Schreiben, die Ihr durch Philipps hier„hergesandt, sind angelangt; nur daß der Umschlag „des Briefes, der meinen Namen trug, die an Lady „Isabella gerichteten Zeilen enthielt, während sie „diejenigen empfing, die für mich bestimmt waren. „Erschreckt nicht über diese Verwechslung, die nur „durch Gottes besondere Fügung einem so umsich„tigen Geschäftsmanne wie Euch begegnen konnte!

„Ich meinestheils, wie schmerzlich der erste Ein=
„druck der Nachrichten war, die ich auf diese Weise
„empfing, ich segne einen Vorfall, der meine Mei=
„nung von Eurem Charakter, als den eines echten
„Edelmannes, der zu jeder Zeit sein Lebensglück
„wie sein Leben der Erfüllung seiner Pflicht zu opfern
„bereit war, befestigt und mich in meiner Isabella
„die uneigennützigste, aufopferndste, in den schwersten
„Prüfungen treu bewährte Freundin kennen gelehrt
„hat. In Erwiderung der guten Nachrichten, die
„Euch über unsere Söhne zugekommen, bitte ich
„Euch, daß Ihr ihnen ihren Bruder William, der
„zu Cambridge erzogen wird, nicht länger vorent=
„halten, sondern ehestens zu ihnen nach Oxford
„bringen möget, damit sin brüderlicher Liebe auf=
„wachsen, die fortan gemeinsam wie in Euch einen
„treuen fürsorgenden Vater, eine liebevoll zärtliche
„Mutter besitzen sollen in Eurer

Elisabeth."

Lady Isabella hatte das ihr dargereichte, in ihren Händen zitternde Blatt durchlesen, und ließ es nun ohne ein Wort der Erwiderung sinken; als aber nun die Gräfin die Hand zutraulich auf ihre Schulter legend die Frage wiederholte: „Willst Du nicht einige Zeilen hinzufügen?" heftete sie ihre noch thränenfeuchten Augen mit einem so scheu verlegenen, ängstlichen, fast um Hülfe flehenden Blicke auf die Gräfin, daß diese alsbald ausrief:

„Willst Du nicht schreiben, oder zögst Du wohl gar am Ende vor, daß auch mein Brief nicht abginge? O, ich verstehe Dich; Du willst nicht, daß er von der Qual wisse, die dieser Tag Dir bereitet; Du erröthest bei dem Gedanken, er könnte in einer vertraulichen Stunde des Vergangenen gegen mich erwähnen; Du wünschest, mit Deinem Bekenntniß jenes Fehltritts möge auch sein Gedächtniß auf immer verlöschen! Du hast Recht und so geschehe denn nach Deinem Willen!" — Damit zerriß sie das Blatt, und die sie umschlingende Freundin liebevoll ans Herz drückend, fügte sie hinzu: „Darum bleibst Du doch jetzt und immer meine beste Freundin, Du treue Seele, und Dein wackerer William mein herzlieber Sohn!"

Und sie blieben Freundinnen! Als nach dem gewaltsamen Ende Carl I. der Graf von Ormonde, der treue Anhänger seines Königs, nach dem Continent flüchten, die Gräfin aber, um ihren Söhnen ihr Erbgut zu retten, sich entschließen mußte, zurückzubleiben, und während des Protectorates fern von ihren Lieben auf Kilkenny Castle zu verweilen, theilte Lady Isabella, die bis an ihres Lebens Ende unvermählt blieb, ihre Einsamkeit und ermuthigte sie in ihren Nöthen, wie die Gräfin dagegen ihr in ihrer Trauer um ihren im blühenden Jünglingsalter hingeschiedenen Sohn William theilnehmend und tröstend zur Seite stand.

Das

Haus an der Veronabrücke.

1862—1864.



Zu Venedig im Pfarrbezirke Santa Maria Zobenigo hart an der Veronabrücke (Ponte della Verona), die von S. Fantino her über den Canal, Rio menuo genannt, nach S. Benedetto und S. Lucia oder links hinüber nach S. Angelo und S. Stefano führt, stand noch im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ein ansehnliches, palastartiges Gebäude. Die schmale, in den beiden obern Stockwerken mit Balconen und zierlichen Spitzbogenfenstern geschmückte Vorderseite der Veronabrücke zukehrend, reichte es doppelt, ja dreifach so tief in das enge, kaum fünf Fuß breite Gäßchen hinein, das den Rio menuo mit dem damals noch offenen, jetzt zugeworfenen und in eine Straße verwandelten Canal Rio degli assassini verbindet. Ursprünglich dem patrizischen Geschlechte der Barozzi gehörig und von der Sage als der Ort bezeichnet, wo vor Jahrhunderten Tiepolo und seine Genossen zusammenkamen, um ihre hochverrätherischen Pläne, sich selbst zum Verderben, zu berathen, gelangte das alterthümlich finstere Haus an der Veronabrücke, damals allgemein kurzweg das Brückenhaus (Cá del ponte) genannt, später in den Besitz der Acotanti. Nach

dem Aussterben dieser Familie aber fiel es zuletzt in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, als Vermächtniß eines Großoheims und als Lohn jahrelanger Krankenpflege an Cornelia Lando, die es ihrem Gatten, dem Handelsherrn Angelo Minelli, als willkommene Mitgift zubrachte, und es nun nach seinem Tode mit ihrer, noch allein ihr zurückgebliebenen Tochter Ambrosia in der tiefen Stille und Zurückgezogenheit bewohnte, die beschränkte Vermögensverhältnisse ihr zur Pflicht, die nie ruhende Gewissenbisse ihr, der Mörderin ihres Gatten, ihres Sohnes, zum Bedürfnisse machten. In der That war die Unglückliche, ob sie gleich kein Gerichtshof der Erde der Verbrechen, deren sie sich anklagte, schuldig erkannt hätte, doch nicht ganz von dem Vorwurfe freizusprechen, die schweren Verluste selbst mit herbeigeführt zu haben, die wie zerschmetternde Racheblitze des Himmels ihr Lebensglück und ihre Seelenruhe zugleich vernichtet hatten.

Ihr Gatte, Angelo Minelli, Kaufmann mit Leib und Seele und nur auf die Erweiterung seines Geschäftes und die Vermehrung seiner Handelsverbindungen bedacht, hatte nämlich bei zunehmenden Jahren das Bedürfniß gefühlt, sich zur Fortsetzung seiner Anstrengungen einen frischen, jugendkräftigen Mitarbeiter beizugesellen und demnach beschlossen, Carlo, seinen Sohn, bei der reichen Begabung und der Charaktertüchtigkeit, die den viel-

versprechenden Jüngling vor den meisten seiner Altersgenossen auszeichnete, zu seinem Gehülfen und Nachfolger heranzubilden. Carlo jedoch, hochstrebenden, thatendurstigen Geistes, hatte sich nur mit Widerwillen den Wünschen seines Vaters gefügt, und der Drang nach Leben und Bewegung, der sein ganzes Wesen durchglühte, war endlich so übermächtig geworden, daß er eines Tages dem Vater geradezu erklärte, er verabscheue den Handelsstand und gedenke, sich dem Waffenhandwerke zu widmen. Minelli seinerseits war dieser Erklärung mit der unbedingten Weigerung entgegengetreten, in irgend einer Beziehung von den einmal gefaßten Beschlüssen abzugehen. Der Starrsinn des Vaters, durch das beharrliche Andringen des ehrgeizigen Jünglings täglich nur noch mehr gesteigert, hatte den Sohn zuletzt zu offenem Widerstand empört, und so war binnen kurzem der Unfriede in dem stillen, dunklen Hause an der Veronabrücke zu solcher Höhe gestiegen, daß Carlo nach einem mißlungenen Fluchtversuche von seinem Vater den Tag über auf seiner Kammer versperrt gehalten, und ihm erst Nachts, nachdem Minelli Hausthor und Fensterladen sorgfältig verwahrt und verschlossen hatte, der Verkehr mit Schwester und Mutter gestattet wurde. Diese letztere, die vergebens mit Bitten und Thränen den Zorn des Gatten zu beschwichtigen, den Trotz des Sohnes zu beugen versucht hatte, sah verzwei-

felnd nur die Wahl zwischen zwei Uebeln sich frei-
gestellt: den geliebten Sohn vor ihren Augen von
Kummer und Gram verzehrt dem Grabe zuwelken
zu lassen, oder gegen den Willen ihres Gatten
und gegen ihren eigenen Wunsch die Neigung des
Jünglings zu begünstigen. Ihre mütterliche Zärt-
lichkeit entschied sich um so mehr für das letztere,
als die Mittel zur Durchführung des einmal ge-
faßten Beschlusses ihr so nahe lagen. Ihr Schlaf-
gemach, im Erdgeschoß des Hofraumes gelegen,
stand nämlich mit einem der in Venedig häufig
vorkommenden, in den heißen Sommermonaten als
kühlen und der Plage der Nachtmücken unzugäng-
lichen Ruheorte sehr beliebten, fensterlosen Closette
in unmittelbarer Verbindung, dessen Wände und
Decke noch aus der Zeit der Barozzi her mit alter-
thümlichem, reich mit kunstvollem Schnitzwerk ver-
ziertem Holzgetäfel bekleidet waren. Ein Druck
auf eine der Rosen dieses Schnitzwerkes aber öff-
nete, wie der Großoheim dereinst seine treue Pfle-
gerin unter eidlicher Verpflichtung zu unverbrüch-
lichem Stillschweigen gelehrt, eine in dem Holz-
getäfel verborgene Thür, durch welche man in
einen schmalen in der Mitte der Grundmauer
des Hauses fortlaufenden Gang gelangte. Dieser
geheime Ausweg, der im Hintertheile des Hauses
in ein Sackgäßchen nahe am Rio degli assassini
ausmündete, und von Außen her durch eine hinter

beweglichen Steinplatten versteckte Thür verschlossen war, hatte zu Tiepolo's Zeiten ohne Zweifel den Verschwornen zu ihren Zusammenkünften gedient, und wurde jetzt von einer aus Angst und Unruhe halb wahnsinnigen Mutter benützt, den hartnäckig auf seinem Sinne beharrenden Sohn bei tiefer Nacht aus dem Vaterhause entweichen und in der Fremde das Glück suchen zu lassen, das er in der Heimat nicht zu finden vermochte.

Minelli, in das Geheimniß des verborgenen Ganges nicht eingeweiht, und daher um so maßloser über das unbegreifliche Verschwinden des Sohnes erzürnt, hatte weder Geld noch Mühe gespart, des Flüchtlings wieder habhaft zu werden; da aber seine Bemühungen fruchtlos blieben, bemächtigten sich nach dem ersten Rasen der Leidenschaft träger Mißmuth und dumpfe Theilnahmlosigkeit seiner Seele so vollkommen, daß sogar die Gefahr bedeutender Verluste, die um jene Zeit sein Geschäft bedrohten, ihn aus dieser Stimmung nicht aufzurütteln und zur Abwehr zu bewegen vermochte. Selbst das wirklich hereingebrochene Unglück vergrößerte nur seine muthlose Versunkenheit, bis endlich ein schweres Siechthum den an Vermögen und Gesundheit gleich herabgekommenen Mann aufs Krankenlager niederwarf, von dem er nicht wieder erstehen sollte. Wenige Tage aber, nachdem ihr unglücklicher, durch die Flucht des Sohnes ins Herz getroffener Gatte

den letzten Seufzer ausgehaucht hatte, empfing die von dem bittersten Schmerze, den quälendsten Vorwürfen bestürmte Witwe die Nachricht, ihr Sohn, der zu Florenz unter dem gegen die Franzosen zu Felde liegenden Kriegsvolk der Medicäer Dienste genommen, Carlo, ihr Erstgeborner, ihr Liebling, sei vor Marciano einer französischen Falconetkugel erlegen.

Seit jenem Tage verhielten sich die Bewohner des Hauses an der Veronabrücke wie aus der Reihe der Lebenden ausgestrichen; lautlose Stille herrschte in seinen Räumen, und kein Fuß betrat je seine Schwelle als ab und zu der Pfarrherr von Santa Maria Zobenigo. Aber weder sein Zuspruch, noch die Schmeichelworte, die Bitten und Thränen Ambrosia's, die neben ihr wie eine Rose in der Wüste heranblühte, vermochten die Witwe Minelli's aus ihrem Gram, aus ihrer starren, wort-, thränen- und bewegungslosen Versunkenheit zu erwecken. Bei verschlossenen Fensterläden, denn sie wäre des Lichtes der Sonne nicht werth, jede Berührung ihres Kindes ängstlich vermeidend, denn sie wäre verflucht, sagte sie, saß sie tagelang in ihrem Schlafgemach, die Perlen eines Rosenkranzes gedankenlos durch die Finger gleiten lassend, und unverrückt weit offenen Auges in das Dunkel des anstoßenden Closets hineinstarrend. Erst wenn die Nacht hereingebrochen war, fingen ihre Züge sich zu beleben

an, kam Bewegung in ihre starren Glieder; dafür bemächtigte sich aber immer steigende Unruhe ihres ganzen Wesens; sie drängte die Hausgenossen, sich zu Bette zu begeben, und war dies endlich geschehen und die Thüre ihres Schlafgemaches hinter ihnen verriegelt, dann hörte man sie stundenlang in der todten Stille der Nacht auf und nieder gehen, bald laute Selbstgespräche führen, bald herzzerreißend schluchzen und wimmern, um dann Morgens in todesähnlicher Erschöpfung zusammenzubrechen. Nach zwei Jahren solcher Lebensweise verrieth endlich die zum Schatten abgemagerte Gestalt, die unheimliche Gluth der tief eingesunkenen Augen, die Fieberröthe der hohlen Wangen nur zu deutlich, daß der Körper der nie ruhenden Folterqual der Seele erliege. Gleichwohl wies sie alle ärztliche Hülfe zurück und setzte das Tagewerk ihrer Buße fort, ja sie schien sich ihrer zunehmenden Schwäche in demselben Maße zu freuen, als die um das Leben der Mutter besorgte Ambrosia darüber verzweifelnd sich abhärmte. In ihrem kindlichen Angstgefühl hatte diese letztere, um der Mutter näher zu sein, längst ihre Schlafstätte aus dem obern Stockwerke in das Erdgeschoß zu verlegen gewußt, und eines Tages, als sie eben bekümmert, weil die Mutter den Tag über sich matter und hinfälliger als sonst gezeigt hatte, ihr Nachtgebet verrichtend auf den Knien lag, scholl ein gel-

lender Schrei aus dem Schlafgemache der Kranken zu ihr herüber. Entsetzt und halb besinnungslos emporfahrend flog sie die Hausflur entlang, auf jenes Gemach zu, dessen Thüre, obgleich verschlossen, dem Andrange ihrer jugendlichen Kraft nachgab, und sie bei dem Scheine einer verglimmenden Nachtlampe die Mutter in dem holzgetäfelten Closette an der Schwelle der halbgeöffneten geheimen Wandthüre bewußtlos auf dem Estrich hingestreckt erblicken ließ. Als Ambrosia jedoch erschrocken zu ihr sich niederbeugte, und sie nach Hülfe rufend in die Arme faßte, kehrte die Bewußtlose alsbald ins Leben zurück und: „Stille, stille!“ sagte sie, indem halb wahnsinniges Lächeln um ihre Lippen spielte, „Niemand darf wissen, daß Carlo hier war! Morgen kömmt er mich abzuholen! Stille, stille!“ und damit sich emporrichtend, wankte sie auf die geheime Thüre zu, drückte sie wieder in's Schloß und ließ sich dann von der Tochter nach ihrem Lager geleiten. Zur Ruhe gebracht, hieß sie Ambrosia auf ihrem Bette sich hinsetzen, und zog nach Jahren zum ersten Male die in Thränen zerfließende Tochter wieder liebkosend und zärtlich umschlingend in ihre Arme. „Nun sei der Fluch von ihr genommen“, sagte sie, „nun dürfe sie Alles wissen, was sie verschuldet, wie sie gebüßt.“ Und nun wie zwei Liebende Wange an Wange gelehnt, erzählte sie Ambrosien, was ihr bisher verborgen geblieben,

wie es mit dem geheimen Gange, mit Carlo's Flucht sich verhalte. In diesen Gesprächen brachten sie die Nacht hin; gegen Morgen hieß die Kranke die seit Jahren verschlossenen Fensterläden öffnen und freute sich des Sonnenscheins, der auf dem Estrich spielte. So ging ihr, stündlich schwächer werdend, aber ruhig und der Schimmer himmlischen Friedens über ihr Antlitz verbreitet, bald wie im Schlummer hinliegend, bald Liebesworte mit der Tochter wechselnd, der Tag hin. Mit dem Einbruche der Nacht betete sie lange inbrünstig und ermahnte die Tochter eindringlich, immer Recht zu thun, welche Opfer es ihr auch koste und was auch daraus werden möge! Als aber die Mitternacht heranrückte, ward sie unruhig, fragte nach der Uhr, horchte nach dem Closet hin, plötzlich aber mit strahlendem Antlitz und leuchtenden Augen sich aufrichtend: „Da ist er!“ rief sie; „ich komme, ich komme!“ und sank selig lächelnd und selig entschlafen zurück.

Der Tod ihrer Mutter war für die nun ganz verwaiste Ambrosia ein schwerer Verlust. Wenn schon die tiefe Stille, die dumpfe Trauer, unter deren Druck die frisch heranblühende Jungfrau gerade die ersten Frühlingsjahre ihres Lebens in dem finstern, stummen Hause an der Veronabrücke zubrachte, einen grauen Schleier über ihre Jugend geworfen hatte, so mußte dieser neue herbe Schlag das letzte frohe Aufwallen jugendlicher Gefühle in

Ambrosia's Herzen ersticken. Dafür hatten ihr diese trüben, bangen Jahre andere reiche Früchte getragen: Geduld und Selbstverleugnung, und ein fester, leidensstarker Wille waren in ihr herangereift; ihr heller, klarer Verstand, nicht eitlem Traum und vergänglichem Flittertand, sondern nothgedrungen dem Ernst des Lebens zugewandt, hatte sie letzteres frühzeitig als Arbeit, nicht als kindisches Spiel begreifen, hatte sie Pflichten erkennen und erfüllen gelehrt, und als nur erst die allmächtige Zeit Balsam in die frische Wunde ihres Herzens geträufelt hatte, so zeigte sich alsbald, zwar nicht fröhlicher Muthwille und jugendliche Schalkhaftigkeit, aber so innige Anmuth, so heiterer Ernst und solche jungfräuliche Würde über das achtzehnjährige Mädchen ausgebreitet, daß der siegende Eindruck ihres geistigen Wesens den ihrer blendenden Schönheit noch bei weitem übertraf. Ambrosia bedurfte aber auch dieser Seelenstärke und Geisteshoheit, um der Ungunst der Verhältnisse, die auf sie einstürmten, die Stirne bieten zu können; denn nicht blos das Gefühl ihrer Verlassenheit und der Trauer um ihre lieben Todten, auch die Sorge für die Erhaltung des geringen Nachlasses ihrer Eltern, den verwickelte, noch vom Vater her ererbte Rechtsstreite und ungeduldig mahnende Gläubiger zu verschlingen drohten, und tausend kleine, aber darum nicht minder empfindliche Entbehrungen bedrängten die verwaiste Am=

brosia. Gleichwohl verschmähte sie, auf den Antrag ihres Vormundes, eines Vetters ihrer Mutter, einzugehen und in seinem Hause ihren Aufenthalt zu nehmen, sondern zog es vor, in Gesellschaft einer entfernten Verwandten ein paar bescheidene Stübchen in dem obern Stockwerke des ihr nun als Erbe zugefallenen Hauses an der Veronabrücke zu beziehen, indem sie in weiser Fürsorge für die Ordnung ihrer Vermögensverhältnisse, obwohl mit schwerem Herzen, den Rest des Hauses zu vermiethen beschloß. Das abgelegene und namentlich von S. Marco ziemlich weit entfernte Haus war jedoch lange Zeit durchaus nicht zu verwerthen, und Ambrosia's Gläubiger drangen schon auf dessen Verkauf, als sich für dasselbe ganz unerwartet ein Miether, und zwar in der Person des Messer Ruggiero Malgrati, eines alten Kriegsmannes, fand, der seit vielen Jahren mit Ambrosia's Vater in Geschäftsverbindungen gestanden und während seiner seltenen Besuche in Venedig in dessen Hause Aufnahme und Gastfreundschaft gefunden hatte.

Messer Ruggiero Malgrati war der Sprößling eines der angesehensten Adelsgeschlechter der venetianischen Terra ferma, dessen bedeutende meist in Friaul gelegene Güter, in ein Majorat vereinigt, dem Erstgebornen zufielen, während die jüngeren Söhne sich mit geringen Jahrgeldern begnügen

mußten. Ruggiero, der Zweitgeborne von drei Brüdern, die nach dem frühen Tode ihres Vaters unter der Vormundschaft einer kränklichen in blinder Vorliebe für ihren Erstgebornen eingenommenen Mutter heranwuchsen, hatte von frühester Kindheit an sich zwar gutmüthig und selbst weichherzig, dagegen aber auch wild, unbändig heftig und störrisch bewiesen. Jede Beschränkung seines Willens erschien ihm als eine unerträgliche Last, deren er sich durch den äußersten Widerstand, oder wenn sein Starrsinn auf unüberwindliche Hindernisse stieß, durch Verschlagenheit und List um jeden Preis zu entledigen bemüht war. Dazu kamen noch Anfälle wunderlicher Launen und ein unbezwinglicher Trieb nach dem Seltsamen und Abenteuerlichen, Eigenthümlichkeiten, die ihm bei den Hausgenossen den in Italien geläufigen Beinamen eines mezzo matto erwarben und in Verbindung mit der Ungunst seiner häuslichen Verhältnisse zuletzt dahin führten, daß Ruggiero nach einem heftigen Streite mit seinem ältern Bruder und der für ihn Partei nehmenden Mutter, kaum fünfzehnjährig heimlich dem Vaterhause entlief. Nachdem er sich jahrelang erst mit einer Zigeunerbande, dann mit fahrenden Schülern, dienstlosen Söldnern und zuletzt in den Gebirgsthälern Piemonts unter den Waldensern herumgetrieben hatte, wurde er zufällig von einem Waffenbruder seines Vaters erkannt, dem Elend und völ-

liger Verwilderung entrissen und zum Eintritt in eine in spanischem Solde stehende Freischaar bewogen. Der Fahne treu, zu der er geschworen, und durch Muth, Gewandtheit und Todesverachtung sich bald zu einem der gefürchtetsten Streifparteiführer des spanischen Heeres emporschwingend, focht er die Schlachten bei Marignano und Pavia mit, wohnte der Eroberung Roms bei, nahm später, durch seinen abenteuerlichen Sinn in die neue Welt verlockt, an dem Siegeszuge Pizarro's nach Peru, bald aber wieder nach Europa zurückgekehrt, an den Kriegsfahrten Karl V. gegen Algier und Tunis Theil, und diente zuletzt als einer der geschätztesten Hauptleute des Herzogs von Alba im spanischen Heere in den Niederlanden. Ueber sechzig Jahre alt und obwohl ein Graukopf noch rüstig und geistesfrisch, bestimmte ihn zuletzt eine in der Schlacht bei S. Quentin empfangene schwere Wunde um so mehr den Kriegsdienst zu verlassen, als zur selben Zeit der Tod seines älteren, unvermählt gebliebenen Bruders ihn zur Uebernahme der Familiengüter in die Heimat berief.

Dies war der Mann, der, nach dem Antritte seines Erbes und einem flüchtigen Besuche auf den ihm zugefallenen Besitzungen Venedig einstweilen zu seinem Aufenthalte erwählend, nunmehr ein willkommener Miether, das Haus an der Veronabrücke bezog, ohne daß jedoch dessen weite dunkle Räume eben

viel an Geräusch und Bewegung gewonnen hätten. Abgesehen von den Nachwehen, den Beschwerden seiner Kriegszüge, die ihm mit zunehmendem Alter immer peinlicher fühlbar wurden, war es vor Allem das unbehagliche Gefühl völliger Unthätigkeit nach einem so vielfach bewegten Leben, was ihn um so mehr verstimmte, als seine Jahre und die immer sorgfältigere Pflege, die seine zerhackten Glieder erheischten, ihn verhinderten, sonst gewohnten Zerstreuungen so rücksichtslos wie früher nachzugehen. Unschlüssig zwischen der bisherigen wüsten Hagestolzenwirthschaft, die er nicht mehr durchführen, und der Alltagsordnung eines bürgerlichen Haushaltes, an die er sich nicht gewöhnen konnte, hin und her schwankend, war er kränklich und grämlich geworden, und da ihm überdies die Uebernahme des reichen, aber nicht eben wohl geordneten Nachlasses seines Bruders viel Kopfbrechens verursachte, so wurde es ihm erst zur Erholung, allgemach aber zum Bedürfniß, ab und zu eine Stunde in der Gesellschaft Ambrosia's, seines „Hausmütterchen" oder auch seines „Püppchen", wie er die Tochter seines alten Freundes Angelo zu nennen pflegte, hinzubringen, und von der sicheren, ernstheiteren Haltung des jungen Mädchens halb angezogen, halb zu Neckereien aller Art angeregt, Verdruß und Aerger sich wegzuplaudern. Dabei lernte er Ambrosia's hohe Vorzüge, ihre stille Heiterkeit, ihren

klaren Verstand, den frischen Lebensmuth, mit dem sie in alle Schwierigkeiten ihrer Lage sich zu finden wußte, täglich mehr erkennen und schätzen, und wenn er bedachte, wie er ohne Freunde einsam und allein im Leben stehe, und eigentlich keine andere Aufgabe habe, als die Besitzungen seiner Familie nicht sowohl zu genießen, als vielmehr nur zu verwalten, um sie dereinst dem einzigen Verwandten, den er noch hatte, seinem Neffen Anselmo zu vererben, so konnte er sich nicht verhehlen, um wie viel besser er daran wäre, wenn er, statt wie ein im Wirbelumschwung gedrehter Kreisel ziellos in der Welt umherzuirren, in jungen Jahren geheiratet, sich Haus und Heimat begründet hätte, und nun etwa eine gute, schöne, mit jedem Reiz der Jugend und Anmuth geschmückte Tochter besäße, wie Ambrosia. Ja, wenn er den Fortbestand seines Hauses, der nur auf ihm und seinem Neffen Anselmo beruhte, in Erwägung zog, und die schwächliche Gesundheit dieses letztern ins Auge faßte, der von seinem jüngern Bruder auf seinem Sterbebette ihm zur Obhut und Pflege übergeben, zu jener Zeit zu Udine bei einem Verwandten seiner Mutter erzogen wurde, aber nach dem Zeugniß seiner Pflegeältern mehr dem Grabe als jugendkräftiger Entwickelung entgegenreifte, so wollte es ihm zu Zeiten beinahe als Pflicht erscheinen, selbst jetzt noch in seinem vorgerückten Alter in den Stand der Ehe

zu treten, und wenigstens Alles, was an ihm läge, aufzubieten, damit das edle Geschlecht der Malgrati nicht erlösche und ihr Besitzthum nicht an die verhaßte Seitenlinie der Diedi falle.

So waren Monate hingegangen, die Messer Ruggiero nicht ohne wechselnde Gemüthsbewegungen und rasche Uebergänge von Mißmuth zu derber Fröhlichkeit, von jähem Aufbrausen in wildem Zorn zu gedankenvollem Trübsinn hinbrachte, als eines Tages der Pfarrherr von Santa Maria Zobenigo, der bewährte Freund der Eltern und der Gewissensrath ihres verwaisten Kindes, in Ambrosia's Stübchen trat. Nach einer weitläufigen und salbungsreichen Auseinandersetzung: wie der Mensch bei jedem wichtigen und erfolgreichen Schritte auf seinem Lebenspfade nicht sowohl weltliche Rücksichten und irdische Vortheile, als vielmehr zunächst und vor Allem sein Seelenheil in Betracht zu ziehen und hienach seine Beschlüsse zu fassen habe, eröffnete er dem befreundeten Mädchen, Messer Ruggiero Malgrati, ihr Miethsmann, habe in ehrbarer, fromm christlicher Absicht sein Auge auf sie geworfen, und wünsche, wenn er anders auf ihre Zustimmung rechnen könne, bei ihrem Vormund um ihre Hand zu werben. Als Ambrosia aber auf diese unerwartete und fast märchenhaft klingende Nachricht zwar sichtlich überrascht, aber ohne alle Verwirrung emporblickte, und ihre großen Augen verwundert

und halb ungläubig auf den Pfarrherrn heftete, beeilte sich dieser letztere hinzuzusetzen, er habe den Auftrag ihre Willensmeinung zu ergründen nicht ohne den ausdrücklichen Vorbehalt übernommen, ihr gleichzeitig Beides, sowohl was für, als was gegen den Antrag spreche, gewissenhaft und ausführlich darlegen zu dürfen. Hierauf begann er denn auch alsbald, Vorzüge und Mängel wie auf die zwei Schalen einer Wage vertheilend, auf der einen Seite die hohe Geburt Malgrati's, sein bedeutendes Vermögen, den Kriegsruhm, den er sich erworben, sein gerades biederes Wesen, und die ihm angeborne Gutmüthigkeit hervorzuheben, auf der andern aber auf die dem alten Kriegsmanne zur Gewohnheit gewordene Rauhheit und Derbheit, auf die Ungleichheit seiner oft seltsam wunderlichen Launen, auf seinen furchtbaren Starrsinn, auf seine durch beschwerlichen Kriegsdienst und zahlreiche Wunden erschütterte Gesundheit, vor Allem aber auf das vorgerückte Alter des Freiers hinzuweisen, welches letztere den gerechten Ansprüchen ihrer eigenen Jugend so wenig Befriedigung verheiße, daß eine übereilte Zusage in späteren Jahren ihrem Herzen gefährliche Kämpfe bereiten, ihren Ruf gefährden, ja sie um ihr Seelenheil bringen könne. Ambrosia, die dieser Erörterung, langsam eine Rose zerpflückend, mit gesenkten Blicken schweigend zuhörte, erhob bei dieser letzten Wendung zwar

hocherröthend, aber nichts weniger als verlegen und betroffen, ihr Haupt und erwiderte dem Pfarrherrn, sie zähle zwar nur wenig Lebensjahre, aber was Jugend sei, habe sie bis jetzt noch nicht erfahren, begehre auch nicht es zu wissen, noch weniger die ihr von dieser Seite her zustehenden Ansprüche geltend zu machen; der Anspruch, den das Leben an uns Alle stelle, heiße Pflichterfüllung, und diesem Anspruche hoffe sie zu jeder Zeit gerecht zu werden; sie werde daher weder jetzt noch jemals unüberlegt eine Verpflichtung eingehen, weshalb sie denn auch ihre Entschließung über Messer Ruggiero's Antrag erst nach dreitägiger Bedenkzeit zu fassen, dann aber ihrem Freier unmittelbar selbst mitzutheilen gedenke, womit sie den Pfarrherrn, nachdem sie sich zur gewissenhaften Erwägung seiner Mittheilung seinen Segen erfleht hatte, entließ und sich in ihr Schlafgemach zurückzog.

Als Messer Ruggiero, der die anberaumten drei Tage in kaum geringerer Aufregung verlebt hatte, als den Abend vor seiner ersten Schlacht, am Morgen des vierten vor Ambrosia erschien, trat ihm diese erröthend aber heiter lächelnd entgegen, und nachdem er in seinem gewohnten Lehnstuhl verwirrt und verlegen Platz genommen, und mit fast schüchterner Beklommenheit seine Werbung erneuert hatte, erwiderte sie, sie habe alle Freuden, die andere Mädchen in ihrem Alter genößen, entbehren

müssen und sich ohne Klage, ja ohne alles Bedauern diesem Schicksale unterworfen, nur das Eine habe sie nie verwinden können, daß sie nicht der Eltern letzte Lebenstage durch ihre Pflege versüßend, ihnen ein sorgloses fröhliches Alter bereiten, und in dem Bewußtsein, zu ihrem Glücke beigetragen zu haben, ihr eigenes höchstes Lebensglück habe finden dürfen. Seine Werbung eröffne ihr die Aussicht, dies liebste Ziel ihrer Wünsche erreichen, und was der frühzeitige Tod ihrer Eltern an ihnen zu üben sie verhindert, an ihm, dem alten Freunde ihres Hauses, verwirklichen zu können. Geld und Gut besitze sie nicht, die Blüthe ihrer Jugend sei vergänglich, aber wenn er sie würdig erachte, als seine Hausfrau durch treue Theilnahme seine Freuden zu mehren, sein Leid zu mindern, sein Alter zu pflegen und zur Erheiterung seines Lebens beizutragen, so fühle sie sich durch seine Wahl nicht nur geehrt, sondern hochbeglückt, denn nur den achte sie für glücklich, der nützen, lieben, beglücken könne. Mit diesen Worten reichte sie Messer Ruggiero die kleine Hand, die dieser bis zu Thränen gerührt mit Begierde ergriff und mit tausend Küssen bedeckte. Nach dieser Erklärung fand sich alles Uebrige von selbst, und ehe drei Wochen in's Land gingen, war Ambrosia die Gemalin Messer Ruggiero's, der sie auf den Händen trug, sie mit Geschenken aller Art überhäufte und in dem Wiederschein ihrer

Jugend sich selbst zu verjüngen schien. Dabei hatte er jedoch, sei es daß er das Gespötte der Welt scheute, sei es, daß er sein junges Glück so recht für sich allein genießen wollte, gleich bei seiner Vermählung beschlossen, die nächsten Jahre auf seinen Gütern zu verleben, und so rückte denn für Ambrosia bald die Stunde heran, in der sie dem alten Hause an der Veronabrücke, das nun nach der Befriedigung der Gläubiger ihrer Eltern erst ganz ihr eigen war, den Rücken zukehren sollte. Am Tage der Abreise durchwandelte sie noch einmal die wohlbekannten, für sie mit so vielen traurigen Erinnerungen erfüllten Räume, und in die Gemächer des Erdgeschosses gelangt, in denen ihre Mutter ihre letzten Leidensstunden verlebt hatte, fühlte sie sich von solcher Rührung überwältigt, daß sie nahe daran war, dem sie zärtlich besorgt in seine Arme schließenden Gatten das Geheimniß des verborgenen Ganges und des Verderbens, das er über ihre Lieben gebracht, mitzutheilen. Allein das Bedenken: ohne Noth zu offenbaren, was sie einen Fehltritt ihrer Mutter nennen mußte, hielt sie davon ab, und Ruggiero, begierig den für Ambrosia so schmerzlichen Abschied von ihrem Vaterhause möglichst abzukürzen, zog sie hastig zu der Gondel fort, die mit vier Ruderern bemannt, sie raschen Fluges die Lagunen entlang nach Westen hinübertrug.

Es waren schöne, ungetrübt heitere Tage, die Messer Ruggiero damals auf seinem fürstlichen Landsitze an der Seite seiner jungen, blühenden Gemahlin im Vollgenuß und im Vollbewußtsein seines Glückes verlebte. Auch konnte es nicht fehlen, daß der Reiz und die Anmuth Ambrosia's, die heitere Würde ihrer Haltung, die ihrem Gatten das zwischen ihnen bestehende Mißverhältniß der Jahre niemals fühlbar werden ließ, daß vor Allem die Hoheit ihres Geistes und die sanfte Milde ihres innersten Wesens einen äußerst wohlthätigen Einfluß auf Ruggiero's Gemüth ausübten; allein auch Ambrosia gewann mit jedem Tage mehr Neigung und Vertrauen zu ihrem greisen Gemahl, und wenn sie für ihn auch nie eine Regung leidenschaftlicher Hingebung empfand, die überhaupt ihrem Wesen ganz fremd zu sein schien, so vergoldete sie doch seine Herbsttage mit dem milden Sonnenschein der ehrfurchtsvollen Zärtlichkeit einer Tochter und umgab sein graues Haupt mit allen Beweisen der aufopfernden Fürsorge und Treue einer Schwester. Die Hoffnung auf Kindersegen war in dieser ungleichen Ehe zwar unerfüllt geblieben; allein ihre Erfüllung erschien für die Fortpflanzung des edlen Stammes der Malgrati nicht mehr so unerläßlich, als dies noch vor kurzem der Fall gewesen, indem Anselmo, der kränkliche und scheinbar hoffnungslos hinwelkende Neffe Ruggiero's, binnen Jahresfrist zu einem

frischen, derben Burschen aufgeschossen war, und in Fülle der Gesundheit und Kraft der Fortsetzung seiner Studien auf der Hochschule zu Padua oblag. So trübte von keiner Seite her auch nur ein Wölkchen die tiefinnere Befriedigung, in der Ruggiero seine Tage verlebte, und die, wie er selbst dankbar gestand, bei weitem Alles übertreffend, was er bisher so genannt hatte, ihm keinen Wunsch, nur die Frage an das Schicksal übrig ließ: ob ein so reiches Glück auch Dauer und Bestand haben werde? eine Frage, die nur zu bald verneinend beantwortet werden sollte.

Die Gesundheit des alten Kriegsmannes, durch Ruhe und Landluft scheinbar gekräftigt, im Stillen aber vielleicht eben durch den zu raschen Uebergang von einem Leben voll Anstrengung und Beschwerden in einen Zustand völliger Unthätigkeit erschüttert und untergraben, schien nämlich plötzlich erst vorübergehenden, bald aber vielerlei ernsten und immer bedenklicher auftretenden Störungen erliegen zu wollen; alte Wunden begannen aufzubrechen, und nachdem böswillige Fieber monatelang ihre Heilung verzögert hatten, drohten wüthende Anfälle von Gicht und Zipperlein vollends aufzuzehren, was Schüttelfrost und Fieberhitze dem Kranken an Lebenskraft noch übrig gelassen hatten. Nur der unermüdeten Pflege Ambrosia's, der treuen Sorgfalt, mit der sie jede Regung des Kranken bewachte,

jedem seiner Bedürfnisse entgegen kam, nur dem Uebergewicht, das sie allein den Ausbrüchen seiner Ungeduld, dem Aprilwetter ähnlichen Wechsel seiner Laune gegenüber zu behaupten wußte, hatte Ruggiero es zu verdanken, daß er von dem Krankenlager wieder erstand, an das ihn schweres Siechthum mondenlange gefesselt hielt. Der beste Theil seiner Kraft war gleichwohl unwiederbringlich dahingeschwunden; der rüstige, in allen seinen Bewegungen rasche, stets drall und aufrecht einherschreitende Graukopf war zum kahlköpfigen, gebückt am Stabe hinschwankenden Greise geworden, und was noch schlimmer war, wie der Körper seine Spannkraft, so hatte auch sein Geist das kaum durch Ambrosia's Einfluß gewonnene Gleichgewicht eingebüßt, und Launenhaftigkeit, grämlicher Mißmuth und wild aufbrausender Jähzorn gewannen wieder ihre alte Herrschaft über Ruggiero's Gemüth. Ambrosia konnte unter diesen Umständen die Fortsetzung ihres Landaufenthaltes bei der gänzlichen Vereinsamung, die er namentlich in den Wintermonaten ihnen auferlegte, für den Seelenzustand ihres Gemahls nicht mehr für zuträglich erachten, und sparte daher keine Mühe, ihn zur Rückkehr nach Venedig zu bewegen, wo Zerstreuungen aller Art Gelegenheit darboten, die krankhafte Aufregung seines Geistes nach Außen hin abzuleiten. In dieser Ansicht und in diesen Bestrebungen wurde sie ganz unerwartet

durch die übeln Nachrichten bestärkt, die um diese Zeit aus Venedig von dem Neffen Ruggiero's einliefen, der nach Beendigung seiner Studien diese Stadt zum Schauplatz seiner Thaten erwählt hatte, und daselbst Beweise so bodenlosen Leichtsinns, so wahnsinniger Verschwendung lieferte, als ob er alle Lebenslust, um die ihn seine Schwäche und Kränklichkeit in früheren Jahren gebracht hatte, nun auf einmal im Zeitraume weniger Monate hätte einbringen wollen. Wenn nun auch bei dieser Lebensweise des jungen Mannes und bei dessen gleichmäßigem Losstürmen auf seine Gesundheit wie auf seinen Beutel die erstere für den Augenblick sich eisern und unzerstörbar bewies, so war doch aus dem letzteren gar bald der letzte Rest des kargen, väterlichen Erbes in die Lüfte hingeschwunden. Der tolle Wüstling stürzte sich nun, den Kopf vor, in sinnlose Schulden, und es fanden sich Geldmäkler und Wucherer genug, die ihm für schwere Zinsen und auf den Namen des reichen Oheims hin bedeutende Summen vorstreckten; da aber die geborgten Beträge niemals berichtigt, die bedungenen Abschlagszahlungen niemals eingehalten und im Gegentheil Woche für Woche neue Schulden der Reihe der alten hinzugefügt wurden, so kam es endlich dahin, daß Messer Ruggiero von beiden Theilen, von dem verschwenderischen Neffen mit den flehentlichsten Bitten, von dessen beunruhigten

Gläubigern mit der Drohung, den letzten Sprossen des Hauses Malgrati in den Schuldthurm werfen zu lassen, um seine Vermittlung in dieser Angelegenheit, das heißt um Bezahlung der Schulden Anselmo's bestürmt wurde. Ambrosia hatte die ersten Forderungen dieser Art bei ihrem Gemahl befürwortet und unterstützt; als dieselben aber sich immer wieder erneuerten und die Sache immer ernster sich anließ, benützte sie diese Wendung der Dinge als einen Hebel mehr, um Ruggiero zur Rückkehr nach Venedig zu bewegen, der denn auch mit minderem Widerstreben, als sie erwartet hatte, zuletzt ihrem Wunsche entsprach.

Nach Venedig zurückgekehrt, bezog Messer Ruggiero mit seiner Gemahlin ein wohnliches, am Canal grande gelegenes Haus, das er vor kurzem erkauft und fürstlich eingerichtet hatte. Die nächste Veranlassung zu diesem Schritte lag allerdings in dem Wunsche, künftig einen belebteren Stadttheil zu bewohnen und Ambrosien die schmerzlichen Empfindungen zu ersparen, die sie bei der Heimkehr in das alte finstere Haus an der Veronabrücke bestürmt haben würden; allein auch der längst im Stillen in Ruggiero herangereifte Entschluß, dieses letztere einem andern Zwecke zu widmen, war hiebei nicht ohne Einfluß geblieben. Ruggiero nämlich hatte von dem Augenblicke an, als der früher schwächliche und scheinbar dem Tode verfallene An=

selmo zum lebenskräftigen Jünglinge sich entwickelt hatte, seine eheliche Verbindung mit Ambrosia gewissermaßen als ein seinem Neffen zugefügtes Unrecht empfunden, da ein aus dieser Ehe hervorgegangener Sohn denselben um den Besitz der Familiengüter gebracht haben würde. Dieses Ereigniß war zwar bisher nicht eingetreten, da jedoch Ruggiero gleich bei seiner Verehlichung darauf bedacht war, dereinst seiner Witwe ein ansehnliches Vermögen zu sichern, und alle von seinem Bruder ihm zugefallenen Capitalien und Schuldforderungen hiezu gewidmet, ja selbst zu diesem Behufe einen Theil der Familiengüter belastet hatte, wodurch seinem Neffen auch im besten Falle immerhin ein nicht unbedeutender Theil seines dereinstigen Nachlasses entging, so hielt er sich umsomehr für verpflichtet, demselben nicht nur in seiner gegenwärtigen Bedrängniß zu Hilfe zu kommen, sondern auch dafür zu sorgen, daß er sobald als möglich und für immer dem Taumel wüster Schwelgerei entrissen werde. In dieser letztern Beziehung erschien dem Gemahl der schönen Ambrosia, der des veredelnden Einflusses recht wohl sich bewußt war, die seine Ehe auf sein eigenes Gemüth geübt hatte, kein Mittel so zweckmäßig und sicher zum Ziele führend, als das eine, seinen Neffen durch eine glückliche Heirat gleicher Vortheile theilhaft zu machen, und kaum hätte Ruggiero zur Rückkehr nach Venedig sich so

willfährig gezeigt, wenn nicht der Wunsch, Anselmo zu einem eigenen Haushalte zu verhelfen und ihm zu diesem Behufe das Haus an der Veronabrücke einzuräumen, die Bitten Ambrosia's so nachdrücklich unterstützt hätte.

Ruggiero fand jedoch zu Venedig, woselbst er kaum angekommen unverzüglich die Herstellungsarbeiten in dem Hause an der Veronabrücke in Angriff nehmen und mit allem Eifer betreiben ließ, die Lage der Dinge wesentlich verändert, und seinen Neffen viel weniger geneigt, auf die wohlgemeinten Vorschläge des Oheims einzugehen, als dieser erwarten durfte. Anselmo hatte in seiner Bedrängniß sich den damals in Venedig eben eingebürgerten Glücksspielen, die mit Würfeln oder mit Karten mitunter auf offenem Markte betrieben wurden, um so rücksichtsloser hingegeben, als der Zufall seine ersten Schritte auf dieser Bahn so entschieden begünstigte, daß er nicht nur seinen dringendsten Gläubigern gerecht werden konnte, sondern auch noch Mittel fand, seine Stellung als den Mittelpunkt eines Haufens gleichgesinnter junger Patricier und der ihn, wie Rabe und Geier den verendenden Hirsch, umkreisenden Schaar wüster Raufbolde, falscher Spieler und anderer Glücksritter auf das glänzendste zu behaupten. Vergebens führte Ruggiero dem verwilderten Burschen erst in ruhiger Milde, später mit immer zunehmender bis zum Zorne

gesteigerter Heftigkeit zu Gemüthe, wie wenig auf die Laune des Glückes zu rechnen, wie Spielgewinn nur der Lockvogel der Hölle und der Vorbote sicheren Verderbens sei; vergebens beschwor er ihn, seiner edlen Abkunft, seines guten Leumundes, seines redlichen Vaters zu gedenken, dessen Namen er noch im Grabe schände: er predigte tauben Ohren, ja im Taumel des Glücks, das ihn damals wie sein Schooßkind auf den Armen trug, wagte der lockere Geselle dem greisen, wohlmeinenden Oheim mit Redensarten wie: Jugend habe keine Tugend! Junger Wein müsse gähren! Glück sei wie Eisen und müsse geschmiedet werden, so lange es warm wäre! abzufertigen, oder wohl gar hinzuwerfen: Es ertrinke nicht gleich jeder, der ins Wasser gehe, und wessen Hülfe man nicht begehre, der möge nur mit seinem Rathe haushalten! Ließ aber Ruggiero ab und zu den Wunsch durchblicken, ihn verheiratet und in der Stille eines geregelten Hauswesens wie in einem sichern Hafen geborgen zu sehen, so war vollends der Spöttereien kein Ende. Ob ihn des armen Gänschens nicht daure, frug er, das er jetzt in seine Krallen zu liefern gedächte? Warum er so eile? Noch in zwanzig Jahren würde sich irgend ein frommer Unschuldsengel mit den Resten seiner Jugend hochbeglückt fühlen! Es gehe ihm mit der Ehe wie mit dem Geflügel; für jetzt ziehe er wilde Zugvögel dem zahmen Federvieh

vor; er schätze übrigens auch ehrbare Frauen, wie sie es verdienten, aber für seinen Bedarf genügten einstweilen die seiner Freunde! Ruggiero, durch solche Aeußerungen aufs tiefste verletzt und erbittert, war nach manchem heftigen Wortwechsel im wilden Ausbruch seines Zornes nahe daran gewesen, die Herstellungsarbeiten in dem Hause an der Veronabrücke einzustellen, und von seinem ungerathenen Neffen für immer sich loszusagen, doch Ambrosia's begütigende Fürsprache und die sichere Hoffnung, Anselmo, wenn nur sein Spielglück einmal umschlüge, nachgiebiger zu finden, hielt ihn bei seinem Vorsatze fest.

In der That rechtfertigte der Erfolg nur zu bald seine Erwartungen; die Würfel, die so lange und beharrlich für Anselmo gefallen waren, begünstigten plötzlich mit derselben Beharrlichkeit seine Gegner, und der verwegene Spieler, der dem Glück seine früheren freiwilligen Gaben nun mit Gewalt abtrotzen wollte, gerieth bald auf's Neue und um so tiefer in die alte Bedrängniß, je länger sein Stolz sich sträubte, vor dem früher verspotteten Oheim sich zu demüthigen und seine Hülfeleistung in Anspruch zu nehmen. Zuletzt mußte der saure Schritt denn doch gethan werden; gleichwohl verweigerte Anselmo auch dann noch auf die Heiratspläne des Oheims einzugehen; er sei noch zu jung, sagte er, in den Sarg Ehebett verschlossen, und in die Todtengruft Häuslichkeit versenkt zu werden;

Niemand lasse sich gerne lebendig begraben, und wenn er schon jetzt die größte aller Thorheiten beginge, welche blieben ihm im reiferen Alter noch zu begehen übrig! Ruggiero jedoch, der die mißliche Lage Anselmo's diesmal besser zu benützen und dem Trotzkopf seine Abhängigkeit von der Großmuth seines Oheims allmählig begreiflich zu machen beschlossen hatte, stellte sich erst an, als ob er mit den Angelegenheiten seines Neffen durchaus nichts mehr zu schaffen haben wollte, gab ihm dann bei dessen erneutem Andringen zu erwägen, wie oft er ihm bereits seine hülfreiche Hand geboten hätte, und von welchem Erfolge seine Bemühungen gewesen wären, beklagte sich dabei bitter über den Leichtsinn, mit dem er seine Rathschläge und Ermahnungen mißachtet hätte, versprach endlich widerstrebend und widerwillig zu helfen, und that es auch, aber erst auf wiederholte Mahnungen, und auch dann noch kärglich und ungenügend, so daß die Bitten immer wieder erneuert und die Gewährung mit der Hinnahme neuer Rathschläge und Zurechtweisungen erkauft werden mußte. Dieses Verfahren aber, statt wie Ruggiero gehofft hatte, den Starrsinn Anselmo's zu beugen, hatte nur die Wirkung, den ohnehin durch die Schwierigkeit seiner Lage gereizten und an und für sich sehr hochfahrenden jungen Mann vollends zu erbittern und zu noch frecherer Unverschämtheit aufzustacheln.

Was er bisher von dem Wohlwollen des Oheims erfleht hatte, begann er nunmehr als eine Forderung der Billigkeit, ja des Rechtes in Anspruch zu nehmen. Was er verlange, wäre nichts, als ein Vorschuß von seinem künftigen Erbe; denn er, das werde sein Oheim nicht leugnen, sei nach seinem Tode sein Nachfolger im Besitze der Familiengüter! Ob er ihm diese Abschlagzahlung verweigern, ob er ihm auf die Gefahr hin, Schimpf und Schande auf das Wappenschild der Malgrati zu häufen, vorenthalten wolle, was er doch nicht mit sich ins Grab nehmen könne? Ob er auch noch dieses Unrecht auf sich laden wolle? Ob er nicht einsehe, daß er ihn ohnehin durch das Vermögen, das er im voraus für seine Witwe ansammle, empfindlich genug beeinträchtige, und ob er nicht gut zu machen gedenke, daß er ihn eigentlich ganz und gar um Erbe, um Zukunft und Leben betrogen und bestohlen haben würde, wenn nicht der Himmel, weiser und gerechter als ein altersschwacher verliebter Graubart, ihn seinerseits um die Hoffnung des Kindersegens aus seiner thörichten Ehe betrogen, und auf diese Weise ihm, dem Neffen, erhalten hätte, was von Gottes- und Rechtswegen sein wäre!

Ruggiero, von diesen Worten wie mit einem Keulenschlage getroffen, würde sie zu jeder andern Zeit mit der ganzen rasenden Wuth lang zurück-

gehaltenen, aber endlich Dämme und Schleusen durchbrechenden Zornes beantwortet haben; allein durch den hartnäckigen Widerstand Anselmo's auf die Erreichung seiner Zwecke immer erpichter geworden, und begreifend, daß hier nur hartnäckige Ausdauer, nicht übersprudelnde Hitze siegen könne, unterdrückte er mit riesiger Anstrengung das Aufwallen seines wildempörten Blutes, und erwiderte gelassen und ruhig: Gott, der Anselmo so gnädig für die Zukunft erhalten, was sein wäre, werde in seiner Weisheit wohl auch die Mittel finden, ihn seiner gegenwärtigen Bedrängniß zu entziehen; er seinerseits gedenke, was für den Augenblick unleugbar sein eigen sei, einstweilen auch ausschließend für sich zu behalten, statt es eben so gut wie in den Schlamm der Lagune in den Pfuhl so unerhörten Leichtsinns, in den Abgrund so schamlosen Undankes zu versenken, wie unter Tausenden nur sein Herz sie zur Schau trüge! Und damit wies er ihm ein für alle Male die Thüre und wankte taumelnd und unsichern Schrittes die Flur entlang dem Gemach Ambrosia's zu, wo er zitternd vor Zorn und knirschend vor unterdrückter Wuth kaum Worte fand, der Gattin, was ihm widerfahren, zu berichten.

Ambrosia, deren reines, unbefangenes Gemüth weder dem Neffen so hartnäckiges Beharren in seinen Verirrungen, noch dem Oheim solchen Feuereifer, ihn denselben zu entreißen, zugetraut hatte,

wußte dem Gange der Ereignisse gegenüber kaum, wozu sie sich entscheiden, ob sie die traurige Lage des nun jeder Stütze beraubten Anselmo beklagen, oder sich für Ruggiero des völligen Bruches mit dem unverbesserlichen Wüstling erfreuen sollte. Sie that Beides zugleich und Beides mit Unrecht. Anselmo, in der solchen Naturen eigenthümlichen Verblendung, fühlte sich weder hoffnungslos noch verlassen, sondern jubelte, der Abhängigkeit von den wunderlichen Launen und knauserischen Bedenklichkeiten des Oheims los und ledig zu sein, und Ruggiero seinerseits hatte sich keineswegs der Hoffnung begeben, den Neffen zuletzt dennoch zu Paaren zu treiben, und harrte nur der Zeit, da der Bursche reif, das heißt gänzlich verkommen und völlig zerknirscht und daher genöthigt sein werde, sich auf Gnade und Ungnade seinem Willen und seiner Führung zu ergeben. Für den Augenblick mußte er sich damit begnügen, Anselmo's Benehmen von ferne zu beobachten, was ihm eben nicht schwer wurde, da sein Neffe, der letzten Fessel und der letzten Stütze ledig, nun rasch immer tiefer sank, und dafür Sorge trug, sich selbst und seinen guten Namen auf alle Weise an den Pranger zu stellen. Als unablässiger Borger von seinen Standesgenossen gemieden, von seinen Gläubigern auf Schritt und Tritt verfolgt, trieb sich der Erbe der Malgrati in Verkleidungen aller Art in schmutzigen Kneipen und verrufenen Häusern unter Diebshelfern,

Beutelschneidern und Gaunern jeder Gattung herum, bediente sich beim Spiel verdächtiger Würfel, zettelte aller Orten Schlägereien und Raufhändel an, und erwarb sich durch Schlauheit und verwegenen Muth unter dem Gesindel, das ihn umgab, zuletzt eine hervorragende Stellung, so daß binnen kurzem in Venedig kein Schelmenstück verübt wurde, das man nicht mit auf Anselmo's Rechnung geschrieben hätte. Der zwar verunglückte, aber mit beispielloser Frechheit unternommene Versuch, eine Nonne aus dem Kloster der Karmeliterinnen zu Murano zu entführen, dessen, wie die Sage ging, Anselmo im Solde eines jungen Patriziers sich vermessen hatte und der plötzliche Umlauf von falschen Zechinen, deren Münzstätte in einem seiner gewöhnlichen Schlupfwinkel entdeckt wurde, bestimmte endlich die oberste Polizeibehörde der Republik, den Rath der Zehn, zu dem Beschlusse, die bisher gegen den vornehmen Frevler geübte Schonung aufzugeben und so bedenklichen Störungen der öffentlichen Sicherheit um jeden Preis ein Ziel zu setzen. Da man gleichwohl aus Rücksicht für Anselmo's Namen und Geschlecht noch einen letzten Versuch machten wollte, die Sache ohne eigentliche gerichtliche Verhandlung beizulegen, so wurde Messer Ruggiero vor das Tribunal berufen, und ihm die Wahl frei gestellt, für das künftige gesetzliche Verhalten seines Neffen mit Leib und Leben als Bürge

einzustehen, oder zu gewärtigen, daß fortan mit aller Schärfe der Gesetze gegen den Schuldigen vorgegangen werde.

Ruggiero, der, während das Schicksal seines Neffen zur Entscheidung sich gipfelte, längst im voraus wohl erwogen hatte, wie dieser letzteren die seinem Zwecke dienlichste Wendung zu geben wäre, erwiderte hierauf nach kurzem Bedenken in wohlgesetzter Rede: Er seinerseits, das müßten Gott im Himmel und die Menschen auf Erden, insbesondere aber seine lieben Freunde und Nachbarn zu Venedig ihm bezeugen, habe es seit Wochen und Monaten weder an Mühe, Zeit noch Geld, weder an Bitten und Ermahnungen noch an Verweisen und Drohungen fehlen lassen, um seinen Neffen seinen traurigen Verirrungen zu entreißen, allein alle seine Anstrengungen seien nicht nur völlig fruchtlos geblieben, sondern sein Neffe habe sie im Gegentheil mit so hartnäckigem Trotze, so bitterem Undanke vergolten, daß er als ehrlicher Mann nicht wagen dürfe, die ihm zugemuthete Bürgschaft für sein künftiges Wohlverhalten zu übernehmen. Andererseits könne er nicht leugnen, daß es sowohl ihm selbst als den mit ihm vielfach verwandten Adelsgeschlechtern Venedigs zum tiefen Schmerze und zur empfindlichsten Kränkung gereichen müßte, wenn durch eine gerichtliche Verfolgung seines Neffen der edle Name der Malgrati verunehrt und geschändet

würde. Bei diesen Umständen und bei dem Vertrauen, das ihm das hohe Tribunal dadurch bewiesen, daß es in dieser Angelegenheit ihn vorläufig zu Rathe zu ziehen gewürdigt habe, wage er zur möglichst schonenden Entwirrung dieser peinlichen Verhältnisse Folgendes vorzuschlagen: er seinerseits wolle allen von seinem Neffen Anselmo sowohl der Republik und deren Anstalten, als der Kirche und einzelnen Bürgern erweislich zugefügten Schaden aus seinem Säckel ersetzen und vergüten; dagegen möge das hohe Tribunal diesen seinen Neffen aus Rücksicht für ihn, seinen unschuldigen Namensgenossen, zwar von der Schmach gerichtlicher Ahndung seiner Vergehen loszählen, ihn aber gleichwohl, da nur noch von der Anwendung der strengsten Maßregeln eine Besserung des verstockten Sünders zu erwarten wäre, einer väterlichen Züchtigung unterwerfen, und ihn durch längere oder kürzere Zeit in gefänglicher Haft halten, was ihn ohne Zweifel endlich zur Einsicht seiner Fehler und zur Rückkehr auf den Pfad des Rechtes und der Ehre bewegen würde. Dieser ganz mit den von dem Rathe der Zehn bisher unwandelbar befolgten Regierungsgrundsätzen übereinstimmende Vorschlag wurde denn auch von dem Tribunal nicht nur beifällig gutgeheißen, sondern auch augenblicklich in Vollzug gesetzt, so daß noch desselben Tages Anselmo bei Nacht und Nebel aufgehoben und dann von Sbirren des Messer grande

ohne richterliches Verhör und Urtheil nach Malghera, einem gegen Mestre hin einsam aus den Lagunen emporragenden Wachtthurme, gebracht wurde, woselbst die väterliche Fürsorge des Tribunals ihn zu seiner Besserung drei Monate gefangen zu halten beschlossen hatte.

Ruggiero, des Gelingens seiner Pläne nun vollkommen versichert und gewiß, den von Malghera zurückkehrenden Anselmo völlig gebrochen und zerknirscht und zu Allem willig zu finden, was er mit ihm verfügen würde, ergab sich der Freude über diese Wendung der Dinge mit derselben fieberhaften Aufregung, mit der er früher gegen die Hindernisse, die der Erfüllung seiner Wünsche im Wege standen, angekämpft hatte, und würde dadurch Ambrosia in die lebhafteste Unruhe versetzt haben, wenn nicht gleichzeitig seine Gesundheitsumstände sich wesentlich gebessert und sein Gang, wie seine Haltung beinahe die frühere Spannkraft wieder gewonnen hätten. Da dies jedoch der Fall war, so nahm sie zwar nicht ohne ein unheimliches Gefühl, aber doch mehr erstaunt als besorgt, die wunderlichen Selbstgespräche und die seltsamen, die verschiedensten Gegenstände berührenden und wieder abspringenden Reden ihres Gatten hin, wenn er mit funkelnden Augen und hochgerötheten Wangen im Gemache auf und nieder ging, und heftig die Hände hin und her werfend bald von seinen

Plänen für die Zukunft Anselmo's, bald von den Einrichtungen sprach, die er dem Hause an der Veronabrücke zu geben beschlossen hatte. Die Herstellungsarbeiten an diesem letzteren waren der Vollendung nahe; die Fenster waren mit kunstreicher Glasmalerei geschmückt, der Estrich der Gemächer mit orientalischen Teppichen belegt, die Wände mit köstlichen französischen Hautelisse und Ledertapeten aus Arras behangen und mit Gemälden Tizians und seiner Schüler bedeckt, und das alte Hausgeräthe durch neueres, geschmackvolleres ersetzt: aber nicht nur im Innern, auch von Außen hatte der alte Bau wichtige Veränderungen erfahren, ja mit Ausnahme der Porphyrsäulen an den Spitzbogenfenstern der Vorderseite des Hauses, den marmornen Balustraden der Balkone und des in einigen Gemächern angebrachten, mit kunstvollem Schnitzwerk versehenen Holzgetäfels war eigentlich vom Dachfirst bis zur Hausthüre nichts unverrückt an seiner Stelle geblieben, und Ruggiero, als er, gegen Ende des dritten Monats der Gefangenschaft Anselmo's in Malghera, die Räume des alten Hauses durchschritt, hatte nur noch die Stunde herbeizuwünschen, die durch die Bekehrung des Neffen zu seinen Plänen sein Werk krönen sollte. Endlich schlug ihm diese heiß ersehnte Stunde; der Rath der Zehn hatte nach Ablauf der Bußezeit Anselmo's dess.n unmittelbare Uebergabe in die Hände seines Oheims

angeordnet, und dieser hatte ihn in dem Hause an der Veronabrücke zu empfangen beschlossen, damit die Fülle des Glanzes und der Bequemlichkeiten des wohleingerichteten Hauses den durch die Entbehrungen harter Gefangenschaft gedemüthigten Neffen um so leichter bewege, auf das idyllische Glück stiller Häuslichkeit einzugehen, das Ruggiero ihm wiederholt aufzubringen gedachte.

Der feuchte, schwere Nebel eines grauen Wintermorgens hing über den Lagunen Venedigs, und machte die weiten Räume des Hauses an der Veronabrücke noch trüber und dunkler, als sie gewöhnlich waren, als Anselmo, von Malghera herübergebracht und dem Befehle des Tribunals gemäß von Messer grande der Obhut seines Oheims übergeben, auf der Schwelle des glänzenden Gemaches erschien, in dem Ruggiero ungeduldig auf und nieder schreitend ihn erwartete. Als die Thüre sich öffnete, war dieser letztere mit würdevoller, dem Ernste des Augenblicks entsprechender Haltung dem Neffen entgegengetreten, allein bei dem ersten Blick auf den Eintretenden wich er unwillkürlich einige Schritte zurück. Abgemagert, hohlwangig, die dürren Glieder wie von Fieberfrost geschüttelt, wankte ihm eine Schattengestalt entgegen, die nur aus dem stechenden Blicke des dunklen Auges und dem eigenthümlichen Lächeln, das um die dürren Lippen spielte, als Anselmo, als der Anselmo zu erkennen

war, der noch vor wenig Wochen im vollen Schmucke männlicher Schönheit Aller Augen auf sich zog und die Jugend Venedigs, wie Mondlicht das Flimmern von Leuchtkäfern, überstrahlte. Nun flogen Haar und Bart wirr und struppig um seine gelben Wangen; seine Kleider, dieselben, in denen er verhaftet worden, und die seitdem nicht von seinem Leibe gekommen waren, hingen verwahrlost, schmutzig und zerrissen um seine Glieder, und seine zitternden Hände langten krampfhaft nach der Lehne eines Stuhles, um sich aufrecht zu erhalten. Ruggiero hatte nach einer Pause peinlichen Stillschweigens sich so weit gesammelt, daß er den Neffen begrüßen und ihn mit ernsten, aber freundlichen Worten ermahnen konnte, durch die Leiden der Vergangenheit belehrt, gleichsam ein neugeborner Mensch, beherzt einer bessern Zukunft entgegen zu schreiten, als Anselmo plötzlich zusammenbrechend auf den Stuhl hinsank, und mit erlöschender Stimme dem Oheim zurief: „Wein, schafft mir Wein, oder ich verschmachte!“ Ruggiero, durch den Zustand des Neffen ernstlich beunruhigt, rief ängstlich nach seinen Dienern, traf Anstalt, den Halbohnmächtigen zu Bette zu bringen, und wollte nach Aerzten senden; erst als Anselmo, nachdem er hastig einige Becher Weines hinabgestürzt hatte, sich wieder gekräftigt zeigte, und alle ärztliche Hülfe ablehnte, gab er sich allmählig zufrieden, und kam zuletzt, den Faden des abgebrochenen Gespräches

wieder aufnehmend, auf die Wünsche zurück, die er stets für die Zukunft des Neffen gehegt habe und die dieser, so hoffe er zuversichtlich, nun endlich mit ihm theilen würde. „Meine Wünsche“, sagte Anselmo von dem vor ihm stehenden Korbe mit Kuchen und Backwerk aufblickend, von denen er gierig wie von lange entbehrten Leckerbissen gegessen hatte, „meine Wünsche sind für jetzt nur zwei: einmal den Schurken zu kennen, der mich in den Thurm von Malghera stecken ließ; denn nicht Gesetz und richterliches Urtheil, sondern Willkür und Gewaltthat haben mich dort festgehalten, dann aber diesem Schurken das Messer hier in den Wanst zu bohren, so weit die Klinge reicht! Das sind meine Wünsche!“ Und damit warf er das Messer, mit dem er eben ein Stück Kuchen zerschnitten hatte, auf den Tisch hin, daß es klirrend zwischen Kanne und Becher hinfahrend auf den Teppich vor Ruggiero's Füße fiel. Dieser nicht wenig betroffen über eine so unerwartete Aeußerung, die Anselmo noch überdies mit einem flammenden Blicke unsäglichen Ingrimms begleitet hatte, bemühte sich, seinem ungeberdigen Gaste auseinanderzusetzen, daß er das von dem Tribunal gegen ihn eingehaltene Verfahren vielmehr als einen Beweis seiner Schonung und Milde zu betrachten habe, indem gerichtliche Verfolgung nicht nur den Namen Malgrati überhaupt mit unaustilgbarer Schande befleckt, sondern auch ins-

besondere ihm selbst jede standesmäßige eheliche Verbindung erschwert, wo nicht unmöglich gemacht haben würde; zu einer solchen müsse er sich aber nun doch wohl endlich entschließen, wäre es auch nur, damit sein für seine Wohlfahrt so zärtlich besorgter Oheim die Räume des Hauses, in dem sie sich befänden, nicht umsonst für seinen Haushalt eingerichtet habe. Und damit gewährte er, rasch die beiden Flügel der nahen Thüre öffnend, ihm den Anblick einer langen Reihe von Gemächern, die, von Sammt und Seide, kostbaren Tapeten und noch köstlicheren Gemälden strotzend, in fast märchenhaftem Glanze funkelten und leuchteten. Anselmo aber, alle die Herrlichkeiten kaum eines flüchtigen Blickes würdigend, griff nach dem Becher, den er eben aufs Neue gefüllt hatte, und sagte: „In der That ein schmucker Käficht, aber doch ein Käficht! Ein goldenes Haus, aber die Freiheit ist noch goldner! Ihr freilich versteht das nicht, alter Herr! Sitzt nur erst drei Monate im Thurm von Malghera, dann werdet Ihr wissen, was Freiheit sagen will! Rosenketten, goldene Ketten, zum Teufel mit Allem was Kette ist! Die Freiheit über Alles! Hoch die Freiheit!“ und damit stürzte er rasch den Becher hinunter. Ruggiero, wenig erbaut von der Wendung, die das Gespräch zu nehmen schien, schritt zur Thüre, winkte aus dem Vorzimmer einen der Diener herbei, und hieß ihn Kanne und Becher

wegnehmen, da die Lebensgeister seines Neffen, wie er sagte, hinreichend erfrischt wären. Als der Diener aber sich wieder entfernt hatte, hieß er Anselmo ihm in eines der anstoßenden Gemächer folgen, wo ein für dessen künftige Braut bestimmter Juwelenschmuck, Perlenhalsbänder, Armringe und andere Kostbarkeiten zur Schau lagen, während aus einem Elfenbeinkästchen kunstvoller Arbeit, Goldmünzen jeder Größe und jedes Gepräges hervorblitzten. „Kommt zur Besinnung“, wandte sich hier Ruggiero auf sein Rohr gestützt zu seinem Neffen, „kommt zur Besinnung, Anselmo, und stellt Euch nicht an, als ob Ihr die Unabhängigkeit des Bettlers dem Zwange vorziehen könntet, dem Ihr Euch zu unterwerfen habt, um Reichthum zu erwerben und zu besitzen wie diesen. Begreift, daß Ihr Euch verdienen müßt, mein Erbe zu werden. Ich bin ein alter Mann, und Ihr werdet nicht lange zu warten haben.“ Auf diese Worte, deren Gewicht Ruggiero noch dadurch zu verstärken suchte, daß er in das Elfenbeinkästchen griff und die Goldstücke klingend und klirrend durch seine Hände laufen ließ, erwiederte jedoch Anselmo, indem seine weingerötheten Wangen sich zu einem häßlichen Lächeln verzogen: „Oho, alter Herr, meint Ihr, das Lagunenfieber, das mir die Sumpfluft Malghera's in die Glieder jagte, habe auch mein Gehirn rein aufgezehrt, oder glaubt Ihr, ich könne, weil ich in Lumpen vor Euch

stehe, vergessen, wer Ihr seid, und was ich bin? Ihr seid mein Oheim, und ich der letzte Malgrati, bin Euer Erbe, durch eigenes Recht, nicht durch Eure Gnade Euer Erbe; denn, wenn Ihr gleich vermählt seid, Eure schlotternden Lenden werden keinen Sohn mehr in die Welt setzen, und Base Ambrosia in ihrer fischblütigen Tugend schaudert, Gott sei Dank, vor dem Gedanken, Euch anderwärtig einen zu verschaffen. Gebt Euch nur drein, alter Herr! Was Ihr habt, ist mein, wenn Ihr absegelt, und eher wollt' ich mich bei Messer grande als Sbirre verdingen, als mir erst noch die Mühe zu geben, es zu verdienen."

Anselmo hatte kaum diese Worte gesprochen, als Ruggiero, dem das Blut in allen Adern zu sieden begann, mit hochgerötheten Wangen und zornfunkelnden Augen mit einem dumpfen Schrei der Wuth auf ihn losfuhr; aber ehe er noch den unverschämten Gesellen erreicht hatte, der indeß ganz unbefangen an den Juwelenschrank getreten war, und ein kostbares Armband vor sich hinhaltend, sich an dem Schillern seiner Steine ergötzte, hielt er plötzlich inne, fuhr sich mit der Hand über die Stirne und wandte sich, die Lippen fest übereinandergebissen, an's Fenster. Er hatte begriffen, daß er sich in Beziehung auf die Gemüthsstimmung, die sein Neffe von Malghera heimbringen würde, arg verrechnet habe, und daß der ungezügelte Aus-

bruch seines gerechten Zornes die Erfüllung seiner so mühevoll vorbereiteten, ihm allmälig zum Lebensziele gewordenen Pläne auf immer vereiteln würde. Alle Macht seiner Willenskraft aufbietend, gelang es ihm auch wirklich, den Sturm seiner Seele so weit zu beschwören, daß er nach einigen Augenblicken sich gelassen zu Anselmo wenden und obgleich mit bebenden Lippen und zitternder Stimme hinwerfen konnte, für den Augenblick wolle er sich alles Streites mit seinem Neffen begeben, der vor Allem sorgsamer Pflege und erquickender Ruhe bedürfe, und da er diese beiden wohl am besten und sichersten in seinem Hause und unter der Obhut seiner Base finden würde, so lade er ihn ein, einstweilen ihr Hausgenosse zu werden; vielleicht, setzte er mit einem mühsamen Lächeln hinzu, werde der Umgang mit einer ehrbaren, sanften und pflichtgetreuen Hausfrau wie Ambrosia ihn von seiner seltsamen Ehescheu heilen und zur Erkenntniß seines wahren Vortheiles bringen. Anselmo jedoch, in ein schallendes Gelächter ausbrechend, erwiderte hierauf, indem er Ruggiero vertraulich auf die Schultern klopfte: „Nichts da, alter Herr! Gebt mir ein Stück Geldes und laßt mich laufen, wohin mir's gefällt, und mich leben, wie mir's zusagt. Ich will weder in einen Käficht noch in eine Kostschule mich stecken lassen, weder Eure Sittenpredigten anhören, noch Eure Dame die Nase rümpfen sehen, wenn ich mit

irgend einem Zöfchen ein lustiges Stückchen angebe! Wie, oder meint Ihr etwa, ich sollte wie ein eben vom Neste geflogener Staarmatz mich an Frau Ambrosia anmachen und Euch zu meinem eigenen Nachtheil einen Erben aus dem Blute der Malgrati verschaffen?"

Das leichtfertige Wort war kaum den Lippen Anselmo's entschlüpft, als auch schon Ruggiero im vollen Ausbruche übermächtigen Zornes mit einem Tigersprunge auf ihn zufuhr, und ihn bei der Brust fassend, keuchend und athemlos mit wuthheiserer Stimme die Worte hervorstieß: „Schamloser Bube! wagst Du mit dem Pestqualm Deines Athems den Spiegel solcher Ehren anzuhauchen! Kröte, soll ich Dich wieder nach Malghera hinausschicken, und unter Deines Gleichen Dich verfaulen lassen?" und damit schwang er mit zornbebender Hand drohend sein Rohr über Anselmo's Scheitel. Dieser aber hatte im selben Augenblick es ihm entwunden, mit nervigen Armen den vergebens sich Sträubenden umschlungen, und mit einem kräftigen Ruck ihn zu Boden gerissen. „Du also bist es, Verräther", schrie er, indem er blaß bis in die Lippen mit hochgeschwungenem Rohre drohend über ihn gebeugt dastand; „Du bist es, der mich ohne Recht und Urtheil in jenem Sumpfloche verkommen ließ! Dächte ich es doch gleich, Du scheinheiliger Sauertopf, und stände nicht mein Erbe auf dem Spiel, bei

allen Teufeln der Hölle, ich spießte Dich dafür mit Deinem eigenen Degen an den Boden wie eine Ratte. Aber darf ich Dir nicht kaltes Eisen zu verkosten geben, ungebrannte Asche wird Dir nicht schaden!“ Und damit führte er mit dem Rohr einige derbe Schläge auf die Schultern und den Nacken Ruggiero's, der regungslos mit geschlossenen Augen zu seinen Füßen hingestreckt, nur durch das stoßweise Athemholen der krampfhaft sich hebenden Brust noch Leben verrieth. — „So“, rief endlich Anselmo, das Rohr hinwerfend, „nun bist Du bezahlt, greiser Schurke, und nun geh hin und laß Dich sobald als möglich begraben, damit ich zu meinem Erbe komme! Denn ich bin Dein Erbe, hörst Du! Ich bin es und bleibe es, Gott selbst kann es nicht hindern!“ So sprechend, sprang er zu dem Elfenbeinkästchen, füllte seine Taschen mit Gold und verließ das Gemach. Im Vorzimmer hieß er die Diener ihrem Herrn beispringen, den eine Ohnmacht angewandelt habe; er selbst eile Aerzte herbeizuschaffen, sagte er, und damit stürzte er aus dem Hause, warf sich in eine Gondel und schlug zu Mestre angelangt die Straße nach Ferrara und Rom ein.

Messer Ruggiero, fast bewußtlos von seinen Dienern in seine Wohnung am Canal grande zurückgebracht, beantwortete, wieder zur Besinnung gekommen, die ängstlichen Fragen Ambrosia's nach dem Ausgange seiner Unterredung mit Anselmo, alle

näheren Erörterungen abschneidend, mit der Bitte, des Elenden nie mehr zu erwähnen; den herbei-geeilten Aerzten erklärte er in Uebereinstimmung mit der Angabe des Neffen, ein Anfall von Schwindel habe ihn plötzlich niedergeworfen, dabei verweigerte er aber die Anwendung irgend eines der ihm empfohlenen Heilmittel nnd begehrte in fieberhafter Ungeduld nur nach Einem, nach ungestörter Ruhe und Einsamkeit. Bei der leidenschaftlichen Aufregung, die sein ganzes Wesen kundgab, wurde diesem Verlangen denn auch entsprochen, und bald herrschte in dem Gemache des Greises die gewünschte lautlose Stille, kaum ab und zu von dessen schmerzlichem Stöhnen oder den leisen Schritten der gegen sein Lager hinhorchenden, alsbald aber wieder im Nebenzimmer verschwindenden Ambrosia unterbrochen. In dieser Abgeschiedenheit, mit halbgeschlossenen Augen regungslos auf sein Lager hingestreckt, brachte Ruggiero, jeden Zuspruch, ja sogar jede Annäherung selbst Ambrosia's ungestüm ablehnend, Speise wie Trank verschmähend, ewig das folternde Gedächtniß der erlittenen Schmach wiederkäuend, zwei Tage und Nächte hin. Als er am dritten Tage endlich sich wieder von seinem Lager erhob, schien er um zehn Jahre älter geworden; seine sonst männliche, volltönende Stimme klang nun dünn und heiser, seine Hände zitterten, und nur das unheimliche Blitzen des tief in seine Höhle zurückgesunkenen

Auges verrieth, daß in diesem gebrechlichen, hinfälligen Körper noch die Lebensfülle der Leidenschaft wohne. Er ging seinen Geschäften nach, aber wie im Traume; nicht blos den Umgang, selbst jedes zufällige Zusammentreffen mit Menschen floh er, wie er nur konnte; die fragenden Blicke, mit denen Ambrosia bekümmert sein seltsames Treiben bewachte, waren ihm eben so viele Dolchstiche, denn ihm war, als trüge er ein Brandmal auf der Stirne und jeder Blick müßte das Geheimniß seiner Schande von ihr herablesen. Früh Morgens sich aus dem Hause stehlend, bestieg er die Gondel und ließ sich nach dem Lido hinausrudern, wo er stundenlang das Haupt auf die Brust geneigt in stummer Verzweiflung auf und nieder schritt, oder am Ufer im Sande saß und den Wogen, die die Fluth gegen ihn heranwälzte, erzählte, wie sein Neffe, der Knabe, den er erzogen, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte, ihn, das Haupt des edlen Hauses der Malgrati, den schlachtenergrauten Kriegshelden durch Stockschläge verunehrt, seine Vergangenheit geschändet, und seine Zukunft vergiftet habe. Dabei weinte und schrie er, und raufte sich das Haar wie ein Rasender, bis plötzlich tiefe Stille über ihn kam, und wie ein Stern in dunkler Nacht die Ueberzeugung in ihm erwachte, es lebe ein Gott im Himmel, der das nicht ungestraft hingehen lassen, der nicht frechen Undank mit dem Erbe des mißhandelten

Wohlthäters belohnen könnte, und plötzlich werde, müsse sein Racheblitz auf das Haupt des Frevlers niederzucken. Dann erhob er sich gestärkt und ermuthigt und trat halb getröstet den Heimweg an, um Tags darauf derselben Verzweiflung sich hinzugeben, mit derselben Hoffnung sich zu beschwichtigen. Der Himmel jedoch schien für den Augenblick auf diese Ansicht Ruggiero's nicht eingehen und seine Donner einstweilen noch ruhen lassen zu wollen, denn Antonio Balletti, ein Kaufmann, den seine Geschäfte häufig nach Rom führten, brachte die Nachricht, Anselmo habe durch sein liebenswürdiges, eben so einschmeichelndes, als selbstbewußtes Wesen die Gunst des allmächtigen Cardinals Caraffa, und Zutritt in den ersten Häusern Roms gewonnen; er lebe dort herrlich und in Freuden, versage sich keinen Genuß und vertröste seine Gläubiger auf das Majorat, das ihm früher oder später zufallen müsse, wie er denn auch Balletti, den Abend vor dessen Abreise auf der Tiberbrücke zufällig mit ihm zusammentreffend, angehalten und ihm mit tollem Gelächter empfohlen habe, zu Venedig seinen Oheim zu grüßen, und den alten Herrn zu fragen, wie lang er denn noch in diesem irdischen Jammerthale sich zu ergehen gedenke? Ruggiero erblaßte bis in die Lippen, als er die freche Botschaft vernahm, die in die offene Wunde seiner Schmach noch den Stachel des Hohnes drückte, und stürzte zähne-

knirschend vom Markusplatze, wo er sie empfangen hatte, den Gäßchen zu, die von den Mercerien zur Rialto-Brücke hinüber führen. Verwirrt und von widerstreitenden Gefühlen bestürmt irrte er lange, ohne zu wissen wo und wohin, in dem Häuserlabyrinthe Venedigs umher, bis er endlich seine Wohnung erreichte, um dort in seinem Gemache die lange Nacht hindurch unruhig auf und nieder zu schreiten.

Es waren schwere Gedanken, die er in sich herumwälzte. Die neue Beschimpfung, die ihm zugefügt worden, hatte seine Seele aus der dumpfen Betäubung des Schmerzgefühles emporgerüttelt, in die sie bisher wie gelähmt versunken war. Er schämte sich, so lange die Rolle eines Klageweibes gespielt zu haben; er fühlte das tiefinnerste Bedürfniß, mannhafte Thätigkeit an die Stelle leidender Hingebung, an das Gedächtniß der erlittenen Schmach treten zu lassen; er wollte handeln, er wollte sich rächen! Sein Geist wandte sich nach den Tagen seiner Jugend zurück, in denen er einen aus Eifersucht an einem Waffenbruder verübten Meuchelmord zu rächen, den Mörder jahrelang bis an das entfernteste Ende Europa's verfolgt hatte, bis dieser endlich im Zweikampfe seinem Schwert erlegen war. Jetzt freilich durfte er nicht daran denken, wie er vor seiner letzten Krankheit vielleicht noch gethan hätte, mit dem Degen in der Hand vor

seinen Neffen hinzutreten und Genugthuung zu fordern, wenn der hinfällige, gebrechliche Greis nicht dem jugendkräftigen, übermüthigen Gegner erliegen, erliegend von dem Sieger noch verhöhnt werden wollte. Sollte er aber darum, die Hände in den Schooß gelegt, diese neue Beschimpfung hinnehmen? Mußte er nicht wenigstens versuchen sich selbst zu helfen, damit der Himmel ihm weiter helfe? — Unwillkürlich trat das Bild eines gewissen Beppo vor seine Seele, eines verwitterten Burschen, der seiner Zeit in den Niederlanden im spanischen Heere als Feldschmied gedient, nebenbei verschiedene, zweideutige Gewerbe betrieben und nun, diese Beschäftigung fortsetzend, sich zu Venedig niedergelassen hatte. Er war ihm unlängst begegnet, er wußte, daß er in der Nähe von S. Stefano wohne, und er erinnerte sich, Beppo mit seinen beiden Strolchen von Söhnen stehe im Geruch, neben andern lichtscheuen Geschäften auch das Gewerbe eines Bravo mit eben so viel Entschlossenheit als Geschick zu betreiben! — Aber wie, sollte er, der schlachtenergraute Kriegsmann, mit Meuchelmördern in ein Bündniß treten? Und was war damit gewonnen, wenn auch ein kecker Schnitt durch die Gurgel, ein derber Stoß unter die Rippen hinauf, den Namen Anselmo in seinem Kalender für immer mit einem Kreuze bezeichnet hätte? War damit der Frevler bestraft, waren ihm damit die Stunden, die Tage,

die Wochen der Qual vergolten, die Ruggiero, von dem Gedächtniß des erlittenen Schimpfes ruhelos verfolgt, bald in dumpfer Versunkenheit, bald in verzweifelndem Rasen hingebracht hatte? „Nicht den Feind mit einem Ruck aus der Welt stoßen, ihn hoffnungslos leben lassen“, sprach Ruggiero in tiefen Gedanken auf und nieder schreitend dumpf vor sich hin, „ihn hoffnungslos leben lassen, das heißt sich rächen! Daß der Glanz, der ihn jetzt umgibt, verdämmere und verbleiche, daß die Freunde, die er sich jetzt erworben, ihn verlassen, dafür, weiß ich, wird Anselmo's grundloser Leichtsinn, wird die ungestüme Wildheit seiner Leidenschaften sorgen; aber eine Hoffnung bleibt ihm, die Hoffnung auf meinen Nachlaß, und diese ihm entreißen, ihn darben, hungern, in Elend verkommen sehen, während ein Anderer als Erbe des Besitzes heranwächst, der er jetzt schon zu sein wähnt, das, und das allein wäre Rache! Einen Sohn müßte der Himmel mir schenken, einen Sohn!“ Ruhelos sein Gemach durchwandernd wiederholte er das eine Wort in allen Tonarten, vom leisen Flüstern der Sehnsucht bis zum lauten Schrei der Verzweiflung! Doch plötzlich stand er still, ergriff einen Armleuchter und schritt auf den prachtvollen Spiegel zu, der von der Decke bis zum Estrich des Gemaches herabreichend die ganze Breite des Fensterpfeilers einnahm, und beleuchtete, den Armleuchter emporhebend, sein Spiegel-

bild, wie es das venetianische Glas in ungetrübter Reinheit ihm zurückwarf. Die Aufregung der Leidenschaft hatte seiner Gestalt für den Augenblick die Haltung früherer Jahre wiedergegeben, seine Wangen brannten in unnatürlicher Röthe und die Augen leuchteten fieberglänzend unter der hohen Stirne hervor, über die einzelne Büschel des spärlichen, immer lichter sich färbenden Haares herabhingen. „Pah", sagte er nach einer Weile, seinen Zügen nicht unzufrieden zulächelnd, „pah, warum sollte ich an mir selbst verzweifeln! Mein Aussehen ist noch ganz jugendlich, die Haltung kräftig, das Auge frisch! Wie alt bin ich denn auch? — Fünf und sechzig — vielleicht einige Monate darüber! Hat Gott nicht viel ältere Männer mit Kindersegen erfreut, warum sollte er ihn mir versagen? Der Himmel freilich hilft keinem, der sich nicht selbst zu helfen weiß, aber ich will mir helfen, ich will!" — Und damit stellte er den Armleuchter bei Seite, um, die Arme übereinandergeschlagen, das ruhelose Aufundniederwandern fortzusetzen, bis der Morgen bleich und dämmernd hereinbrach, und Erschöpfung ihm endlich einige Stunden fieberhaft unruhigen Schlafes gewährte.

Spät Morgens erwachend, begann Messer Ruggiero ungesäumt zur Ausführung der in der Nacht gefaßten Beschlüsse zu schreiten; statt wie gewöhnlich in unscheinbarer Kleidung die abgele-

gensten Orte aufzusuchen, um sich ungestört seiner Verzweiflung hinzugeben, und dann heimgekehrt nach einem kärglichen freudenlosen Mahle die Beschäftigung des Morgens fortzusetzen, ließ er sich, nachdem er ein Kräuterbad genommen, Bart und Haar kräuseln und mit wohlriechendem Oele salben, worauf er, seinem Stande gemäß gekleidet, den Stoßdegen an der Seite, den Federhut auf's Ohr gedrückt, verwandelt und verjüngt der Erbaria zuschritt, wo er die schönsten Blumen, die der Markt bot, in Fülle aufkaufte, um seine duftende Beute der schönen Ambrosia zu Füßen zu legen. Diese letztere, erst erfreut, den Gatten fröhlich und gesprächig zu sehen, fühlte sich bald durch das Feuer seiner Huldigung und den Ungestüm seiner Liebkosungen befremdet und eingeschüchtert und würde die Ueberfülle seiner Zärtlichkeiten gern auf das seinem Alter entsprechende Maß herabgedrückt haben, wenn sie nicht seine Reizbarkeit gekannt und gefürchtet hätte. Gegen Mittag füllte sich das Haus mit Freunden und Verwandten Ruggiero's, die er zu Tische gebeten, und die mit dem Ehepaare ein leckeres, durch die köstlichsten Weine gewürztes Mahl einnahmen, welchem zu Ambrosia's bangem Erstaunen Niemand so jugendlich tapfer zusprach, als eben Ruggiero. Noch mehr aber wuchs ihr Erstaunen, als nach einer Lustfahrt in der Gondel und einem Spaziergange auf dem Marcusplatze, Ruggiero

bei hereinbrechender Nacht sich in dem seit seiner letzten Krankheit nur selten betretenen Schlafgemache Ambrosia's häuslich einzurichten begann, und die Absicht, daselbst die Nacht zuzubringen, zu erkennen gab, welchen Vorsatz er auch, ihren Bitten und Vorstellungen zum Trotz, wirklich ausführte. Die Erwartung Ambrosia's, daß die plötzliche Sinnesänderung des Gatten nur eine vorübergehende, und daß er bald in das alte Geleis seiner gewohnten, wohl geregelten Hausordnung zurückzulenken sein werde, erwies sich als eine vollkommen irrige, denn Ruggiero schien sich nicht nur in der neuen Lebensweise zu gefallen, sondern hielt sie auch mit solcher Lebhaftigkeit und Entschiedenheit fest, als hätte er es sich für den Rest seines Lebens zur Aufgabe gemacht, Tag für Tag seine schwindenden Kräfte durch künstlichen Ueberreiz übermäßig anzuspannen, um sie in nutzloser Verschwendung um so früher und gründlicher zu erschöpfen. Ambrosia, durch das allzu jugendliche Gebahren des greisen Gatten nichts weniger als erfreut, vielmehr in mehr als einer Beziehung verletzt, ja gekränkt, und, wie alle Frauen, ihrem Gatten eher daß er Unrecht thue zu vergeben geneigt, als daß er sich lächerlich mache, Ambrosia war nahe daran, diesem Treiben mit entschlossener Weigerung sich zu entziehen, wenn nicht Ruggiero's erschöpfte Natur ihr diesen Schritt erspart hätte.

In wenigen Wochen waren trotz aller Reizmittel die Kräfte des alten Mannes so herabgekommen, daß er nicht mehr daran denken konnte, die so zuversichtlich übernommene Rolle des jugendlichen Ehemannes fortzuspielen, sondern sich genöthigt sah, den erst leichtsinnig weggelegten Krückenstock wieder zur Hand zu nehmen. Allein die ihm angeborene Hartnäckigkeit verließ ihn auch jetzt nicht, und die täglich fühlbarer werdende Abnahme seiner Kräfte konnte ihn nicht abhalten, mit derselben halb wahnsinnigen Begierde dem unerreichbaren Phantom von Vaterfreuden nachzujagen, mit der er früher Anselmo's Verheiratung betrieben hatte. Durch Arzneimittel sollte nun erreicht werden, was die Gesetze der Natur versagten, und da die Aerzte, die ihn sonst behandelten, ihm entweder abriethen oder ihn mit Versprechungen hinhielten; da die Quacksalber und Wunderdoctoren, denen er sich zuletzt in die Arme warf, seinen Zustand eher verschlimmerten als verbesserten, so erklang es ihm wie himmlische Musik, als er einst einen Schwererkrankten und glücklich Genesenen die Gelehrtheit und tiefe Einsicht des heilkundigen Meisters Gabriel Falopia lobpreisen hörte, der, durch seine anatomischen Forschungen in hohem Ansehen stehend, damals ein Lehramt an der alten und weitberühmten Hochschule zu Padua bekleidete. Sein Entschluß war bald gefaßt; noch desselben Tages trat er die Reise nach

Padua an und versäumte, daselbst angelangt, keinen Augenblick, die Wohnung Meister Falopia's aufzusuchen. Sein Weg dahin führte an der Kirche San Antonio vorbei, in die er eintrat, um vor dem wunderthätigen Bilde des Heiligen ein brünstiges Gebet für das Gelingen seines Vorhabens empor zu senden, worauf er gestärkt und muthig dem ersehnten Ziele zuschritt. In einem kleinen unscheinbaren Hause, eine enge, dunkle Wendeltreppe hinangewiesen, pochte er an einer niederen Thür, und trat schüchtern, wie in ein Heiligthum, in eine gewölbte Stube, deren Wände bis zur Decke hinauf dicht angefüllte Bücherstellen verbargen, während am Fensterpfeiler ein menschliches Skelet, in den Fensterbogen aber in großen Glasgefäßen Weingeist-Präparate und seltsame Instrumente von geheimnißvollem Aussehen aufgestellt waren. Ruggiero war kaum eingetreten, als der Vorhang, der die Stube von einem Nebengemache trennte, sich öffnete und Meister Falopia auf ihn zukam, ein Mann von einigen dreißig Jahren, aber schmächtigen, kränklichen Aussehens und vorwärtsgebückter Haltung, aus dessen dunklen Augen jedoch wie Sonnenschein der Lichtstrahl eines hellen, scharfen Geistes dem Fremden entgegenfunkelte. Er begrüßte Ruggiero, fragte nach seinem Begehr und hörte ruhig, unveränderter Miene, wie dieser erst verwirrt und verlegen, bald aber Muth fassend und

ohne Rückhalt sein Herz ausschüttend, ihm seinen glühenden Wunsch: mit Kindersegen erfreut zu werden, eröffnete und sich seine Hilfe zur Erfüllung desselben erbat.

Als Ruggiero geendet hatte, frug er ihn nach seinem Alter, nach den Krankheiten, die er überstanden, nach den Wunden, die er empfangen, hieß ihn tief Athem holen, und griff endlich nach seinem Handgelenke, um ihm den Puls zu fühlen. Ruggiero hatte indessen einen Beutel mit Zechinen hervorgezogen und wollte ihn dem Arzte in die Hand drücken; dieser aber, mit einer ablehnenden Bewegung die Gabe zurückweisend, sagte ruhig und ernst: „Messer, steckt Euern Beutel wieder ein und kehrt nach Venedig zurück! Den Rath, den ich Euch geben kann, sollt Ihr umsonst haben! Wer nicht im Frühling seinen Garten bestellt, dem wird der Herbst keine Früchte bringen; wie könnt Ihr sie pflücken wollen, der Ihr müssig den Winter herankommen ließet? Arzeneien können nur dort Kraft erwecken, wo sie schlummert; wo sie todt ist, tödten sie! Ihr seid ein alter Mann; denkt nicht mehr daran, Leben zu geben, sondern mit dem Leben abzuschließen! Euer Maß ist nahezu voll; weise Enthaltsamkeit kann noch Jahre zulegen, blinde Leidenschaft macht es morgen überfließen!“ — Mit diesen Worten nahm er freundlich grüßend von Ruggiero Abschied, der sprachlos, wie vom Blitze

berührt, dem im Nebengemache verschwindenden Meister nachsah, bis der Vorhang der Thüre hinter ihm sich schloß. Dann verließ er stumm und gedankenlos, nur des dumpfen Schmerzgefühles vernichteter Hoffnung bewußt, die Stube, das Haus und Padua, um nach Venedig zurückzukehren, wo er in tiefer Nacht eintraf. Als er in sein Gemach trat, hieß er den ihm vorleuchtenden Diener die Lichter auf den Tisch neben dem Wandspiegel stellen und trat, als er wieder allein war, vor das Glas hin, aus dem er vor so kurzer Zeit die Hoffnungen geschöpft hatte, die nun Luft in Luft zerflossen waren. Als nun der Spiegel ihm die wirren Haare des halbkahlen Scheitels, die Runzeln der gefurchten Stirne, die tief in ihre Höhlen zurückgesunkenen Augen, das schlaff auf die Brust herabgeneigte, verlebte und verwitterte Antlitz, die ganze in sich zusammengebrochene, mühsam am Krückenstock sich aufrecht haltende Gestalt zeigte, die er als sein Selbst erkennen mußte, da ging die Ueberzeugung, daß Meister Falopia Recht habe, wie ein schneidendes Schwert durch seine Seele, und solcher Ingrimm faßte ihn bei dem Anblick der welken Reste dessen, was einst Ruggiero gewesen, daß er mit einem Streiche seines Krückenstockes den kostbaren Wandspiegel in tausend Trümmer zersplitterte, und dann weinend und schluchzend wie ein Kind in einen Lehnstuhl sank, um die Nacht, wie viele ihrer

Schwestern vor ihr, trostlos und verzweifelnd zu durchwachen.

Ambrosia sah sich von jenem Tage an nicht mehr den peinlichen Zumuthungen ausgesetzt, mit denen sie ihr Gemahl bisher verfolgt hatte, aber nur um ihn wieder in den dumpfen Trübsinn, in die nicht zu bannende Menschenscheu zurücksinken zu sehen, der er sich kaum entrissen hatte. Wenn er jedoch früher in dieser Stimmung die Einsamkeit gesucht, Ambrosien den Anblick seiner Leiden schonend verborgen, und nur gegen sich selbst allein gewüthet hatte, so pflegte er jetzt Stunden, ja Tage in stumpfem Brüten ihr gegenüber zu sitzen und sein finsteres Schweigen nur ab und zu mit sarkastischen Bemerkungen über den Undank und die Herzlosigkeit mancher Weiber, die, einmal vermählt, ihre Gatten vernachlässigten, ja zurückstößen und mit bitteren Klagen über den Fluch der Unfruchtbarkeit, der auf gewissen Frauen läge, zu unterbrechen, wobei er nie unterließ, das tiefste Bedauern auszudrücken, nicht in früheren Jahren eine seinem Stande, wie seinem Alter gemäße Wahl getroffen zu haben, indem er zugleich umständlich die Namen der Frauen herzählte, die zu dieser oder jener Zeit, in dieser oder jener Stadt seiner Werbung, hätte er sich nur zu einer solchen herbeigelassen, gewiß Gehör geschenkt haben würden. Ambrosia, die anfangs in dem richtigen Gefühle,

Ruggiero versuche in seinem Unmuth unbewußt die Schuld der Vereitlung seines liebsten Wunsches von sich ab- und ihr zuzuwälzen, diese Redensarten gleichgiltig, ja lächelnd hingenommen hatte, konnte sich später, da sie immer häufiger wiederkehrten, nicht enthalten, sie mit einigen ruhigen, die Wahrheit zwar nicht scharf aber doch so bestimmt bezeichnenden Worten zu erwidern, daß Ruggiero sie allmählig von der Folter seiner Gegenwart zu befreien und sich, nur mit dem alten Leid die Last eines neuen fortschleppend, wieder wie bisher seinen einsamen Spaziergängen zuzuwenden anfing. Es war auf einem dieser Spaziergänge, daß er von dem nie ersterbenden Wunsche, seinen Nachlaß durch einen Sprossen seines Leibes dem verhaßten Anselmo entzogen zu sehen, wie im Wirbel umhergetrieben, ohne zu wissen wohin ihn seine Schritte getragen, an eines der äußersten Enden Venedigs gelangte, und an dem Ufer, von dem er auf die Lagune hinaus sah, eine Fischerbarke erblickte, deren Eigenthümer, ein rüstiger, obgleich hochbejahrter Mann mit schneeweißen Haaren, im Begriffe war, die Ausbeute seiner Fahrt in einen mit Tragriemen versehenen Fischzuber zu sammeln, während ein blondhaariger, vier bis fünf Jahre alter Knabe am Strande mit Muscheln spielte und den Alten von Zeit zu Zeit anrief, ob er denn noch nicht fertig wäre, die Mutter warte, und er sei hungrig!

Als nun Ruggiero, der sich die letzten Monate hindurch bei dem Anblicke von Kindern, insbesondere von Knaben, seltsam ergriffen, zugleich angezogen und abgestoßen fühlte, von der Schönheit des Kindes überwältigt dem Kleinen sich näherte und sich mit Schmeichelworten zu ihm hinabbückte, fuhr der Blondkopf, von dem Anblicke des fremden, finstern Mannes erschreckt, blitzschnell in die Höhe, lief der Barke zu und klammerte sich, scheu zurückblickend und ängstlich: „Vater! Vater!“ rufend, an die Knie des Alten. Dieser, den Knaben beschwichtigend und ihm seine Unart verweisend, begrüßte Ruggiero, der indessen herangekommen war, mit einigen Worten der Entschuldigung, worauf der alte Kriegsmann, mit einem tiefen Seufzer die Thränen zurückdrängend, die ihm bei dem Anblicke des reichen Vaterglückes des armen Fischers unwillkürlich in die Augen traten, ihn anrief, wie alt er wäre, und ob das sein Kind sei? Der Fischer, aufblickend und den Sprechenden näher ins Auge fassend, stand einen Augenblick unschlüssig, als ob er erwöge, wie ein Mann in so unscheinbarem Gewande zu so befehlendem Tone komme! Alsbald aber erkennend, mit wem er es zu thun habe, lüftete er ehrerbietig die Mütze, und sagte, letzte Pfingsten wäre er siebenzig Jahre alt geworden und der Knabe sei allerdings sein, obwohl nur das Kind seiner Ehefrau, nicht sein eigenes. — „Euer Stiefkind

also“, bemerkte Ruggiero, was der Fischer jedoch verneinte, indem der kleine Renzo im Pfarrbuche auf seinen Namen eingetragen sei, nur daß, wie er lächelnd hinzusetzte, nicht eben Alles wahr wäre, was im Pfarrbuch stehe. Da nun Ruggiero hierüber sein Befremden und den Wunsch äußerte, den wahren Sachverhalt kennen zu lernen, erwiderte der Fischer nach einigem Bedenken, daß er ungern davon spreche, und nicht jedem die gewünschte Aufklärung geben würde; vor Messer Ruggiero Malgrati aber wolle er kein Geheimniß daraus machen, da er auf dessen Gütern in Friaul geboren sei, und seine Vorväter dem Geschlechte der Malgrati vielfach zu Dank verpflichtet waren; er sei daher zu der gewünschten Mittheilung mit Freuden erbötig, wenn Eccellenza nur erlauben wolle, daß er seine Arbeit dabei fortsetze. Zum großen Mißvergnügen des Blondkopfes, der noch immer an dem Alten sich festklammernd, mißtrauisch nach Ruggiero herüberschielte, wurde diese Erlaubniß ertheilt, was zur Folge hatte, daß der Alte vorerst den Knaben aus der Barke entfernte, und ihn wie früher am Strande mit Steinchen und Muscheln spielen hieß, darauf aber zu seinem Fischzuber zurückkehrend und emsig ihn zu füllen beschäftigt, also zu erzählen anhub:

„Eccellenza“, sagte er, „ich kam früh aus meiner Heimat nach Venedig, und verdiente mir

daselbst als Lastträger mein Brod. Als ich nahe an den Dreißigen war, fing ich an ans Heiraten zu denken, und bewarb mich zugleich mit einem meiner Freunde, einem Gondolier, Checco geheißen, um die Pippa, die Tochter einer wohlhabenden Obsthändlerin. Da geschah es eines Tages, daß die erlauchte Republik eine Werbung ausschrieb, oder vielmehr, um das Ding beim rechten Namen zu nennen, gewandte und tüchtige Burschen, wo und wie sie nur konnte, zusammenfangen ließ, um ihre Galeeren zu bemannen. Unter diesen war auch der Checco, und die Pippa gerieth bei der Nachricht, daß er nun jahrelang auf den Schiffen der erlauchten Republik in der Welt herumschwimmen sollte, in solche Verzweiflung und vergoß darüber so viele Thränen, daß ich, der wohl einsah, nicht ich, sondern Checco habe ihr Herz gewonnen, meinerseits auch darüber den Kopf verlor, und nichts eiliger zu thun hatte, als hinzulaufen, und mich dem Provveditore der Flotte als Stellvertreter für den Checco anzubieten, der denn auch losgelassen wurde und die Pippa heiratete, indessen ich armer Teufel der Levante zusegelte. Nachdem ich während meiner zehnjährigen Dienstzeit fast alle Meere durchkreuzt hatte, trat ich auf Candia in die Dienste des Governatore, wo ich ebenfalls fünf bis sechs Jahre aushielt und mir dabei ein rundes Sümmchen ersparte. Als ich endlich wieder nach Venedig

zurückkehrte, fand ich den Checco bettlägerig, und die Pippa grämlich und verdrießlich, dagegen war ihre Tochter Angela zu einem hübschen Mädchen herangeblüht, und ich merkte wohl, die Pippa wäre nicht abgeneigt gewesen, sie mir zur Frau zu geben. Ich hatte dagegen nichts einzuwenden, desto mehr aber die Angela, die mir eines Tages unter heißen Thränen gestand, ihr ganzes Herz hänge an einen gewissen Bernardo, einem Seidenweber seines Zeichens, von dem aber die Pippa seiner Armuth wegen nichts hören wolle. Was war da zu thun? Ich hatte die Mutter ihren Liebsten heiraten lassen; die Tochter sollte es nicht schlechter haben. Ich redete der Pippa ins Gewissen, steuerte die Angela mit meinem Spargelde aus, und stach an demselben Tage als Matrose auf einem Handelsschiffe wieder in See, als Angela mit ihrem Bernardo zum Altar ging!" — „Aber der Knabe!" unterbrach ihn Ruggiero. — „Nun, Angela und Bernardo sind seine Großältern, Eccellenza", versetzte der Fischer, der seinen Zuber nahezu gefüllt hatte. Als ich nämlich nach zehn Jahren meinen Dienst aufgegeben hatte und nach Venedig zurückgekehrt war, fand ich Checco todt und begraben, die Pippa noch grämlicher und verdrießlicher als sonst, Bernardo und Angela aber waren des Geschäftes wegen nach Bergamo gezogen und hatten ihr Töchterlein, die kleine Pippa, bei der Großmutter, deren Namen

sie führte, zurückgelassen. Ich meinestheils schon bei Jahren, und müde in der Welt herumgeschüttelt zu werden, beschloß mich in Venedig niederzulassen, und mich als ein alter Seehund, der ich war, auf den Fischhandel zu verlegen. Von Kindesbeinen an ohne Freunde und Verwandte begab ich mich bei der Pippa, bei der alten mein' ich, in Kost und Quartier, und so wuchs die Kleine unter meinen Augen zum frischen, drallen Mädchen auf, und ich liebte sie wie mein eigen Kind; denn die kleine Hexe hieß nicht blos Pippa, sondern war auch so ganz das Spiegelbild ihrer Großmutter, nämlich wie sie vor dreißig Jahren gewesen war, daß mir oft, wenn ich sie ansah, zu Muthe ward, als wäre ich noch ein junger Bursche und mein Leben finge wieder von vorne an. Nun begab es sich, daß ein Genueser, ein Bartscheerer seines Gewerbes, und ein Zungendrescher und Windbeutel ohne Gleichen, sich an das Mädchen anmachte, sie mit süßen Worten und heiligen Schwüren köderte und bethörte, und ihr so ganz den Kopf verdrehte, daß weder der Großmutter noch mein Zureden ihn wieder zurechtzurücken vermochte. Als nun die Sache so weit gekommen war, daß schon von Verlobung und Aussteuer gesprochen wurde, blieb der Bursche plötzlich weg. Die Pippa meinte erst, wir, die Großmutter nämlich und ich, hielten ihn mit Drohung oder wohl gar mit Gewalt von ihr ferne; als sie

aber plötzlich erfuhr, der Bursche stecke in Schulden bis über die Ohren, habe überdies noch einer andern Dirne auf Murano die Ehe versprochen, und sei, von deren Brüdern gedrängt, bei Nacht und Nebel aufs Nimmerwiederkommen entflohen, da schrie das arme Kind auf, ward blaß bis in die Lippen und schlug wie ein Stück Holz zu Boden. Das Schlimmste aber, Eccellenza", fuhr der Fischer fort, indem er den gefüllten Zuber schloß und die Tragriemen daran zurecht rückte, „das Schlimmste war, daß sie seit der Zeit kränkelte, sich abhärmte und immer bleicher und stiller ward, bis es endlich zu Tage kam, daß der Taugenichts sie betrogen und in Schande gebracht hatte. Die Großmutter raste und tobte und wollte sie aus dem Hause werfen, das arme Ding aber weinte, daß es einen Stein in der Erde erbarmt hätte; da faßte ich mir ein Herz, nahm sie eines Tages bei Seite, und sagte: ‚Pippa', sagte ich, ‚der Junge hat Dich betrogen, versuche es mit dem Alten! Tauge ich auch nicht mehr zum Ehemann, so kannst Du mich doch noch immer als Wiederhersteller Deines Namens, als Vater Deines Kindes wohl brauchen! Vater Renzo nanntest Du mich als Kind; versprich mir, auch ferner mich zu schätzen und zu lieben wie einen Vater, und als ein ehrbares Weib an meiner Seite zu leben, so will ich auf meinen Rücken nehmen, was der Genuese an Dir ver-

schuldet, und Dich wieder zu Ehren bringen!' — Nun Eccellenza, die Pippa sagte: ‚Ja!' Die Großmutter gab uns ihren Segen, der Pfarrer traute uns, und nach sechs Monaten beschrie der Knabe da unsere vier Wände. Renzo heißt er, wie ich, und steht im Pfarrbuch als mein leiblicher Sohn eingetragen. Nun wißt Ihr, Eccellenza", setzte er hinzu, indem er den Zuber auf den Rücken schwang, „wie ich trotz meiner weißen Haare zu dem muntern Jungen kam, und nun erlaubt mir, daß ich mich auf den Weg mache, denn die Sonne ist unten, und die Pippa harrt unser mit dem Abendbrote." Mit diesen Worten ehrerbietig grüßend verließ er die Barke und schritt, den Zuber auf dem Rücken, den fröhlich dahinspringenden Knaben an der Hand, den Strand entlang auf eine Gruppe ärmlicher Häuser zu, die unfern von dem Anlegeplatze der Barke am Ufer sich erhoben. Ruggiero hatte den Abschiedsgruß des Fischers unerwidert gelassen: sein Auge starrte unverwandt in den Abendnebel hinaus, der über dem Gewässer sich zusammenballte, denn die Aeußerung des Alten, der Knabe sei sein, obwohl nur das Kind seiner Ehefrau, nicht sein eigenes, und die Bemerkung, es wäre nicht Alles wahr, was im Pfarrbuch stehe, hatte Gedanken in ihm erweckt, deren übermächtigem Einflusse sein krankhaft überreiztes Gemüth sich nicht mehr zu entziehen vermochte. „Wenn jener Fischer", sprach er zu

sich selbst, „in seiner Menschenalter hindurch andauernden Liebe für jene Pippa den Bastard ihrer Enkelin als sein Kind annehmen und anerkennen konnte, warum sollte ich mich nicht entschließen können, irgend ein fremdes Kind als das meine anzuerkennen, um den Namen und den Besitz der Malgrati vor dem Verderben zu bewahren, das der verruchte Anselmo als mein Rechtsnachfolger über beide heraufbeschwören würde?“ — Einmal auf diesem Punkte angelangt, begann sein unruhiger Geist alsbald die Art und Weise in Erwägung zu ziehen, in welcher ein solches Unternehmen auszuführen wäre. Das Kind seiner Rache mußte vor der Welt als ein eheliches, also als sein und Ambrosia's Kind erscheinen. Die Unterschiebung eines Kindes, an und für sich gefährlich, weil dabei zu viele Personen in's Geheimniß gezogen werden mußten, konnte ohne Mitwirkung Ambrosia's nicht stattfinden, die, das wußte er wohl, weder dazu ihre Zustimmung geben, noch sich auf andere Weise bewußt zur Förderung seiner Zwecke herbeilassen würde. — Aber sollte sie nicht unbewußt dazu verleitet werden können? Sollte ein Weib, jung und von Schönheit und Lebensfülle strotzend wie Ambrosia, aus tiefer Einsamkeit plötzlich in die Wirbel des Weltlebens hinausgestoßen, den Versuchungen, denen so viele erlagen, widerstehen können, wenn nur erst solche einschmeichelnd und verlockend an

sie heranträten? — Diesen und ähnlichen Gedanken hingegeben stand er noch lange Zeit, von allem Zusammenhange mit der Außenwelt völlig abgelöst, in dunkler Nacht am einsamen Strande, bis lauer Frühlingsregen langsam auf ihn niederträufelnd ihn endlich wieder zum Bewußtsein erweckte, und ihn bewog, sich nach Hause zu begeben, um dort, zu dem abenteuerlichsten Unternehmen entschlossen, die Bedingungen und Mittel zu dessen Ausführung in Erwägung zu ziehen.

Tags darauf trat Ruggiero gegen Mittag in das Gemach seiner Gemahlin. Sein Anzug, weder so geckenhaft überladen wie zur Zeit, da er den jugendlichen Ehemann spielte, noch so verwahrlost wie er in der letzten Zeit sich zu kleiden pflegte, zeigte sich dem Schnitte und der Wahl der Farbe nach seinem Stande wie seinem Alter vollkommen angemessen, die unruhige Beweglichkeit seiner Züge hatte stillem Ernste den Platz geräumt, ein wohlwollendes Lächeln spielte gewinnend um seine Lippen, und wenn auch in den unstät hin und her rollenden Augen ab und zu noch Blitze aufflammten, so trug doch seine Erscheinung wieder das Gepräge der sichern, ruhigen Würde, die Ambrosia an ihrem Gatten immer hochgeschätzt und nun so lange, so schmerzlich vermißt hatte. Sie freundlich begrüßend und in einem Lehnstuhle ihr gegenüber Platz nehmend, bemerkte er nach einigen einleitenden Wor-

ten, Irrthum und Thorheit seien das Erbtheil aller vom Weibe Gebornen, Leidenschaft verwirre und trübe auch den Besten den Blick, und der sei glücklich zu preisen, den Erkenntniß noch zur rechten Zeit den Abgrund wahrnehmen lasse, auf den er zuschreite. So habe auch ihn, seit der hassenswerthe Anselmo mit so unerhörtem Undanke seine Liebe vergolten, ein böser Geist erfaßt, und ihn bald in maßlose Verzweiflung versinken, bald unerreichbaren Zielen in so sinnloser Verblendung nachstreben lassen, daß er sich dabei, wie er nun schmerzlich empfinde, der Gefahr durch seine Rücksichtslosigkeit ihrer Frauenwürde zu nahe zu treten und ihre Achtung für immer zu verwirken kaum jemals bewußt geworden sei. Dieses Bewußtsein sei ihm nun zurückgekehrt, und damit zugleich das Gefühl tiefer Beschämung und bitterer Reue in ihm erwacht, dem er nach langem Zögern erst jetzt Ausdruck zu geben wage, weil er nun den festen Vorsatz gefaßt habe, seine blinde Leidenschaft zügelnd, den Rest seiner Tage in Ruhe und Frieden an ihrer Seite zu verleben, und somit von ihrer Engelsgüte Vergebung für das Vergangene und für die Zukunft die Wiederkehr des hingebenden Vertrauens erwarten dürfe, das sie ihm sonst bewiesen und in welchem er immer das köstlichste Gut und das reichste Glück seines Lebens erkannt habe. Als nun Ambrosia eben so überrascht als gerührt diese Sin-

nesänderung ihres Gemahles als eines der freudigsten Ereignisse ihres Lebens begrüßte, und ihn aus der überwallenden Fülle ihres Herzens nicht nur völliger Vergebung, sondern auch der verdoppelten Werthschätzung und Zuneigung versicherte, mit der sie ihn nach dem ruhmvollen Siege, den er über sich selbst erfochten, fortan zu umgeben sich gedrungen fühle, nahm Ruggiero das Wort, um von ihr als Beweis für die Aufrichtigkeit der Gesinnungen, die sie so eben ausgesprochen habe, die Gewährung einer Bitte zu fordern, deren Erfüllung ihr nur geringe Opfer auflegen, ihn aber unendlich beglücken würde. Es liege ihm nämlich schon seit Jahren schwer auf dem Herzen, sie ihre Tage an seiner Seite in so völliger Abgeschlossenheit hinbringen zu sehen. Schönheit bedürfe des Tageslichtes, Jugend des Wechsels und der Bewegung, um sich glücklich zu fühlen, und da ihr Glück die heilige Aufgabe seines Lebens sei, so fühle er sich nun, nachdem seine krankhafte Verstimmung die letzten Monate hindurch ihr Leben so vielfach verbittert habe, doppelt verpflichtet darauf zu dringen, daß sie aus der Einsamkeit, in die sie sich mit ihm, dem altersschwachen Greise, begraben habe, hervortrete, sich der Welt zeige, die Freuden eines bewegten, wechselvollen Lebens genieße und die ihrer Schönheit gebührenden Huldigungen in Empfang nehme. Dies sei seine Bitte, dies der Wunsch, durch dessen

Erfüllung sie seinem hinwelkenden Alter noch eine letzte Freude gewähren könne. Ambrosia, zwar von Jugend an ein einsames, in stiller Pflichterfüllung abgeschlossenes Leben gewöhnt, aber eben darum der Gleichförmigkeit ihrer Tage nicht sowohl überdrüssig, als ab und zu etwas müde, und dabei, ohne sich darüber je klar geworden zu sein, nicht ohne eine Art von neugierigem Verlangen, eine Welt kennen zu lernen, die ihr bis dahin völlig fremd geblieben war, wußte dem ungestümen Drängen Ruggiero's nur einige leicht widerlegte Einwendungen entgegen zu stellen, und fühlte sich, als sie nach einigem Zögern und Zagen endlich auf sein Verlangen einzugehen versprach, durch die Aussicht, die sich ihr damit öffnete, selbst im Herzen so freudig überrascht, daß sie nichts von den Flammen, die in Ruggiero's Augen aufblitzten, noch von dem häßlichen Lächeln bemerkte, zu dem seine Lippen sich dabei verzogen. Selbst als er ihr erklärte, seine Hinfälligkeit und Gebrechlichkeit zwinge ihn, auf das Glück zu verzichten, sie selbst in die Welt einzuführen, dagegen werde eine seiner Verwandten, Donna Olympia Bojardo, in dieser Beziehung seine Stelle vertreten, erstaunte sie wohl, da er sie sonst vor dem Umgange mit dieser Dame, als einem gefallsüchtigen und etwas leichtfertigen Frauenzimmer, gewarnt hatte; da er ihr aber begütigend auseinandersetzte, daß Donna Olympia nichtsdestoweniger des besten

Rufes genieße und ihrer ausgebreiteten Bekanntschaften wegen vor Allen zu der ihr zugedachten Rolle geeignet sei, gab sie sich um so leichter zufrieden, als er das Gespräch alsbald auf die Auswahl von Gewändern, Kopfputz und Juwelen hinlenkte, mit denen er sie bei den Festlichkeiten, an denen sie Theil nehmen sollte, auszustatten versprach, wie er sie denn auch wirklich damit in so verschwenderischer Fülle überhäufte, daß Ambrosia, verlockt von so ungewohnter Pracht, endlich selbst den Tag herbeiwünschte, der sie in die ihr unbekannte Welt einführen sollte.

Es kam endlich dieser Tag! Donna Olympia hielt in der Gondel vor dem Hause, um die von Jugend, Schönheit und Juwelen strahlende Ambrosia in den Ridotto, einen nur dem Adel Venedigs zugänglichen Festsaal, abzuholen, in welchem, obwohl zunächst nur begründet, um vornehmen Liebhabern von Würfel- und anderen Glücksspielen als Versammlungsort zu dienen, während der Dauer des Carnevals ausnahmsweise auch Maskenbälle abgehalten wurden. Ruggiero, der seine Gemahlin bis zum Portal des Hauses geleitet hatte, nahm, während sie ihre blühenden Wangen unter der Halblarve von schwarzem Sammt verbarg, auf das zärtlichste von ihr Abschied und wünschte ihr, die Ballnacht fröhlich und vergnügt zuzubringen, während er selbst, fröstelnd und von Gichtschmerzen

geplagt, alsbald sein Lager aufzusuchen und seine müden Glieder zur Ruhe zu strecken gedenke. Kaum war jedoch die Gondel mit den beiden Damen eine Strecke auf dem Canal grande hingeglitten, als er sich in seine Gemächer zurückbegab, um sich dort in einen unscheinbaren schwarzen Domino zu hüllen, eine Capuze von gleicher Farbe überzuwerfen, und das Antlitz durch eine Barege verborgen, die Farbe und die Züge eines Mulattengesichtes nachahmte, durch ein Hinterpförtchen hinaus, enge Gäßchen entlang, Brücken hinauf und hinab nach demselben Saale zu eilen, dessen glänzende Räume Ambrosia eben betreten hatte. Mit Vergnügen bemerkte er, daß ihre hohe schlanke Gestalt, die Anmuth ihrer Bewegungen, die Würde ihrer Haltung bereits allgemeines Aufsehen erregt hatten, und daß ringsum Jedermann vor Neugier brannte, ein Antlitz zu schauen, für dessen ungewöhnliche Schönheit Alles, was die neidische Larve nicht verbarg, ein kirschrother Mund, eine Reihe von Perlenzähnen, und die niedlichen Grübchen des reizenden Kinns so sichere Bürgschaft gaben. Diese Neugierde wurde noch dadurch gesteigert, daß Donna Olympia, die bei der unbezwinglichen Leichtfertigkeit ihres Wesens sehr bald erkannt worden war, hartnäckig verweigerte, über Namen, Stand und Verhältnisse ihrer reizenden Begleiterin irgend einen Aufschluß, ja auch nur eine Andeutung zu geben.

Zu diesem Verfahren bewogen Donna Olympia einerseits die Bitten Ambrosia's, die für ihre ersten Entdeckungsreisen in einer ihr neuen Welt den Schatz des vollkommensten Geheimnisses in Anspruch nahm, andrerseits aber hoffte die Gefallsüchtige damit, sich und ihrer Begleiterin nur um so sicherer die allgemeine Aufmerksamkeit zu gewinnen und festzuhalten. Diese Berechnung erwies sich auch als vollkommen richtig; bald war um die beiden Frauen die Blüthe des Adels von Venedig, Weise wie Thoren, jugendliche Zierbengel wie gewiegte Staatsmänner, in einem Kreise versammelt, in dessen Mittelpunkt Ambrosia, die ihr dargebrachten Huldigungen mit anmuthigen Scherzen erwidernd, zu Ruggiero's stolzer Freude sich mit eben so vieler Unbefangenheit als Würde bewegte und, gegen Alle freundlich, Keinen bevorzugte.

Als die Gesellschaft gegen Morgen sich zum Aufbruch rüstete, schlich Ruggiero sich fort, um unbemerkt, wie er es verlassen, sich wieder nach Hause zu stehlen, und vielerlei Gedanken in sich herumwälzend sein einsames Lager aufzusuchen. Am nächsten Morgen ließ er sich von Ambrosia, nachdem er ihr ganz der Wahrheit gemäß geklagt hatte, seinerseits eine unruhige, fast schlaflose Nacht zugebracht zu haben, ausführlich über die Ereignisse des Abends berichten und die Namen aller derer herzählen, mit denen sie bei Tanz und Spiel, im Gespräche oder

während des Festmahls irgend in Berührung gekommen war; aber wie viele und bedeutende, durch Jugend und Schönheit oder hohe Geistesgaben ausgezeichnete Männer sich auch um Ambrosia bemüht hatten, und wie listig auch Ruggiero durch Kreuz- und Querfragen aller Art dem Eindrucke nachspürte, den dieser oder jener wenn nicht auf ihr Gemüth doch auf ihre Phantasie, ihr selbst unbewußt, gemacht haben mochte: Ambrosia fällte über Alle das richtigste, unbestochenste Urtheil, und wenn sie hier und da einem Einzelnen Beifall zollte, so geschah dies so offen und rückhaltlos, daß man wohl sah, wie ihr Herz dabei nichts zu verhehlen habe. Ruggiero, in gleichem Maße von warmer Neigung für seine Gemahlin und von unbezwinglichem Rachedurst erfüllt, erkannte halb mit stolzer Freude, halb mit Mißvergnügen diesen Stand der Dinge und hoffte und fürchtete zugleich, ihn im Verlaufe des Carnevals, der Ambrosien wiederholt Gelegenheit bot, sich der Welt zu zeigen, einige Veränderung erfahren zu sehen. Allein die beiden nächsten Feste, an denen Ambrosia Theil nahm, lieferten keine andern Ergebnisse als jenes erste.

Mittlerweile war der Frühling herangekommen, und der Carneval, vom Klima begünstigt, trug, wie es in Italien immer üblich war, sein buntes Maskengewimmel aus den Häusern auf die Straße hinaus, um auf offenem Markte unter dem blauen

Nachthimmel sein wirres Getriebe fortzusetzen. Und so geschah es, daß während eines im Ridotto abgehaltenen Maskenballes eine große Menge der in den prachtvollen Sälen versammelten Gäste in ihrem abenteuerlichen Maskenaufputz auf den Markusplatz hinauswogte, um sich in der milden Nachtluft zu erfrischen, und da Ambrosia sich unter ihrer Zahl befand, so fehlte auch nicht der Domino mit der Mulattenlarve, der, an einem der Pfeiler der neuen Procurazien gelehnt, unverwandten Blickes jede ihrer Bewegungen beobachtete. Er war verstimmt und verdrossen, denn er sah den Augenblick herankommen, wo auch die Seifenblasen, an deren Regenbogenschimmer er sich die letzten Tage her ergötzt hatte, zerplatzen und alle seine Mühen ihm nichts als schlaflose Nächte eingetragen haben würden, als er plötzlich einen jungen Mann, hohen, schlanken Wuchses, mit leuchtenden, dunkelblauen Augen und hellbraunem an's Blonde streifendem Haar in einem reichen aber von der in Venedig üblichen Tracht etwas abweichenden Anzuge gewahrte, der Ambrosien eben so aufmerksam als er selbst beobachtend, in leidenschaftlicher Erregung auf jedem Schritt folgte, und sich ihr, wie Eisen vom Magnet unwiderstehlich angezogen, auf jede Weise zu nähern suchte. Ruggiero erinnerte sich, den jungen Mann schon im Ridotto bemerkt zu haben, den dieser gegen Gebrauch und Herkommen ohne Larve oder irgend

ein Maskenzeichen betreten hatte; er mußte also ein Fremder sein, und Ruggiero war eben im Begriffe, über ihn und seine Verhältnisse Erkundigungen einzuziehen, als ein Zwischenfall ihn davon abhielt und ihm reicheren Stoff zu Beobachtungen gab, als er diese Nacht noch zu finden erwartet hatte. Es geschah nämlich, daß jene Nacht eine Schaar Pulcinelli, Pantaloni, Colombini, Arlechini und deren alterthümliche Begleiter Truffaldino, Tartaglia und Brighella an deren Spitze, begierig, ihre kecken Maskenstreiche auf einer geräumigeren Bühne fortzusetzen, und sämmtlich offenbar viel minder vornehmen Kreisen angehörend als die Besucher des Ridotto, auf den Markusplatz wie in ein erobertes Land hereinbrach und in die daselbst versammelte Menge quiekend und grunzend, Peitschenschläge austheilend und Confetti um sich werfend, unwiderstehlich wie Lawinensturz hineinstürmte. In dem Gedränge und Gewirre, das dadurch entstand, von ihrer Begleiterin Donna Olympia getrennt, gelang es zwar Ambrosien, sich selbst dem Andrange des vorbeibrausenden Maskenzuges zu entziehen, allein ihr Schleier ward ihr in dem Getümmel zur Hälfte vom Haupte gerissen, und sie war eben beschäftigt ihn wieder festzustecken, als der junge Fremde, der selbst in dem wildesten Hin- und Herwogen der aufgeregten Menge nicht von ihrer Seite gewichen war, zu ihr trat und ihr mit bedauernden Worten

seinen Arm anbot, um sie in Sicherheit und zu ihrer Begleiterin zurückzubringen. Sei es nun, daß das Gefühl ihrer Verlassenheit in der sie rings umstürmenden Menge oder die plötzliche Ansprache des ihr völlig unbekannten Mannes Ambrosien verwirrte, und die den Schleier ordnende Hand fehlgreifen machte, genug, im selben Augenblicke löste sich die Schleife, welche die Halblarve vor ihrem Gesichte festhielt. Die Larve fiel und zeigte das blühende Antlitz der Jugend und Schönheit strahlenden Frau dem Fremden, der, überwältigt von dem Anblicke so vielen Reizes, erst wie geblendet mit einem leisen Aufschrei der Bewunderung zurückprallte, dann aber starr und stumm wie verzückt die liebliche Erscheinung mit brennenden Blicken verschlang. Ambrosia, dadurch nur noch mehr verwirrt, verbarg das schamerglühende Antlitz wieder hastig hinter der Larve und verschwand, mit ablehnender Geberde von dem Fremden sich abwendend, im Gedränge. Ruggiero, selbst von einer Woge des Menschenschwalles fortgerissen, sah sie erst einige Minuten später an Donna Olympia's Seite wieder aus der Menge auftauchen und sich gegen die Piazzetta hinwenden, wo bald darauf der Senator Malipiero sich den beiden Damen näherte, und nach einem kurzen Gespräche den jungen Fremden herbeiwinkte, um ihn den Damen, wie es schien, in aller Form vorzustellen. Die beiden Paare schritten

darauf die Riva degli Schiavoni entlang lustwandelnd auf und nieder, Donna Olympia schäkernd und scherzend am Arme Malipiero's, Ambrosia aber stumm und zurückhaltend an der Seite des Fremden, der rücksichtsvoll und ehrerbietig, aber im ernsten und eifrigen Gespräche neben ihr herging. Als sie endlich wieder zur Piazzetta zurückkehrten, sah Ruggiero, der sie in angemessener Entfernung beobachtete, bald darauf Malipiero die Damen zur Heimfahrt in ihre Gondel heben, gleichzeitig aber auch den Fremden in eine Gondel sich werfen, die auf seinen Befehl in gleicher Richtung mit jener der Damen, ohne Zweifel um Ambrosia's Wohnung zu erkunden, dahinglitt; er vernahm, wie der am Ufer zurückbleibende Malipiero im Gespräche mit einem hinzutretenden Freunde des Fremden als eines jungen Deutschen, Namens Heinrich Ilsung, erwähnte, der, aus einer angesehenen patricischen Familie Augsburgs entsprossen, seit einiger Zeit in der Factorei der Deutschen (fondaco dei tedeschi) seinen Aufenthalt genommen habe, um unter Anleitung des Geschäftsführers der Fugger in die Geheimnisse des Handelsverkehres mit der Levante eingeweiht zu werden. Erfreut, am Wege gefunden zu haben, was er sonst mühsam auszukundschaften gehabt hätte, schritt er halb befriedigt, halb mißvergnügt, Ambrosien grollend, den Deutschen verwünschend, und doch wieder des zur Erfüllung seiner

Wünsche vorwärts gethanen Schrittes sich freuend, auf den gewöhnlichen Schleichwegen seiner Wohnung zu.

Als Ruggiero am nächsten Morgen Ambrosia aufsuchte, um mit ihr wie gewöhnlich die Ereignisse des Abends zu besprechen, fand er sie zerstreut und verstimmt; sie erwähnte zwar Malipiero's und des Fremden, den er ihr vorgestellt, ging aber bald auf andere Gegenstände über, und zeigte sich überhaupt minder gesprächig und aufgeweckt, als dies sonst der Fall war, wenn sie ihrem Gemahl über die Abenteuer eines Festabends Bericht erstattete. Da sie nun ein ähnliches Benehmen auch bei der Besprechung der beiden nächstfolgenden Maskenbälle beobachtete und da auch während dieser letzteren Heinrich Ilsung keine Gelegenheit versäumte, sich Ambrosien zu nähern, ja sie eigentlich wie ihr Schatten auf Schritt und Tritt verfolgte, so konnte Ruggiero um so weniger zweifeln, daß der junge Deutsche es wäre, auf den er für das Gelingen seiner Pläne für's Erste sein Hoffen zu setzen habe, als auch Ambrosia an den Huldigungen des jungen Mannes unverkennbar Geschmack zu finden schien. Mit um so größerer Spannung sah Ruggiero demnach dem nächsten Maskenball entgegen, der bei dem Stande der Dinge und bei der leidenschaftlichen Erregung des jungen Deutschen auf dessen Bewerbungen offenbar von entscheidendem Einflusse

sein mußte. Ruggiero versäumte auch nicht, sich an dem bestimmten Abend in seiner gewöhnlichen Verkleidung rechtzeitig im Ridotto einzufinden, und sah auch gleich bei seinem Eintritte Ambrosia und Ilsung in einer Fensternische im eifrigen Gespräche begriffen; allein als er sich zu näherer Betrachtung an sie heranzuschleichen versuchte, gerieth er in das Gewirre eines Maskenzuges, dessen Mitglieder als Lazzaroni und Fischermädchen von Capri angethan, von Tamburin und Castagnetten begleitet eine Tarantella zum Besten gaben. Nach Beendigung des Tanzes dem Gedränge sich entwindend, fand er die Fensternische leer und sah Ambrosia wie gewöhnlich von einem Schwarm ihrer Bewunderer umgeben, deren Huldigungen sie jedoch an diesem Abend weder mit der Unbefangenheit hinzunehmen, noch mit der Heiterkeit zu erwidern schien, die sie sonst auszeichneten. Zerstreut, wortkarg und beinahe verlegen entzog sie sich vielmehr entweder ganz dem Gespräche oder gab sich demselben plötzlich mit fast fieberhafter Lebendigkeit hin; sie schien überhaupt eine gewisse innere Unruhe nicht bemeistern zu können, die sich am auffallendsten in dem fast ängstlichen Bestreben kundgab, jedes Zusammentreffen mit Heinrich Ilsung zu vermeiden, während dieser letztere seinerseits mit der Miene äußerster Niedergeschlagenheit am letzten Ende des Saales an einem Pfeiler lehnte und wie ein Verbannter nach der Heimat

zurückschauend nur noch seine Blicke den Bewegungen der Geliebten folgen ließ.

Ruggiero besaß zu viel Erfahrung und Menschenkenntniß, um nicht aus diesem Verhalten der jungen Leute die Ueberzeugung zu schöpfen, daß es zwischen beiden zu einer Erklärung gekommen sei, und daß Ambrosia für's Erste die Bewerbungen des jungen Deutschen zurückgewiesen habe. Darauf hatte er bei seiner Kenntniß von Ambrosia's Charakter und ihren Gesinnungen allerdings rechnen müssen, aber ebenso zuversichtlich rechnete er darauf, die Leidenschaft des jungen Mannes werde ihren Widerstand zu überwinden und sich ihr vereinsamtes, liebebedürftiges Herz früher oder später zu erobern wissen. In dieser Hoffnung bestärkte ihn der Umstand, daß er Tags darauf zu seiner Gemahlin sich begebend auf der Schwelle ihres Gemaches die Nachricht empfing, sie sei unpäßlich und unleidlicher Kopfschmerz mache es ihr unmöglich, irgend jemand vor sich zu lassen. Der Kampf war also ein harter, blutiger gewesen, der Sieg nur mit schweren Wunden erkauft worden; der junge Deutsche hatte Eindruck gemacht, und so galt es nun seiner Leidenschaft freien Spielraum zu gewähren, ihm Zeit und Gelegenheit zu schaffen, seine Bewerbungen fortzusetzen, und Ambrosia vereinzelt und von dem eigenen Herzen verrathen, ihm, dem gefährlichen Gegner, gegenüber zu stellen. Ruggiero glaubte

nach kurzer Ueberlegung in seiner scheinbaren Entfernung das untrüglichste Mittel zur Lösung dieser Aufgabe zu erkennen, und so ließ er Ambrosien noch an demselben Morgen melden, daß dringende Geschäfte ihn zwängen, sich auf längere Zeit nach Treviso zu begeben und, hierauf einiges Gepäcke zusammenraffend, trat er ohne irgend eine Begleitung in einer Miethgondel unverweilt seine Reise an, die er aber nicht weiter als bis in die offene, gegen Mestre hin gelegene, Lagune fortsetzte, wo er gegen Murano abzulenken befahl. Hier den Tag über verweilend, kehrte er bei dunkelndem Abend nach Venedig zurück, wo er in der Nähe des Campo San Stefano an's Land stieg und die Wohnung seines alten Bekannten Beppo aufsuchte, den er jedoch, um Ambrosien's Namen nicht in's Spiel zu bringen, nur in so weit in's Geheimniß zog, daß er ihm mittheilte, er habe gewisser Anschläge wegen, die Heinrich Ilsung, ein deutscher Abenteurer, gegen ihn im Schilde zu führen scheine, eine Reise nach Treviso anzutreten vorgegeben, um, mittlerweile in Venedig sich verborgen haltend, das Vorhaben seines Gegners in aller Sicherheit auskundschaften zu können. Zu diesem Behufe beauftragte er Beppo, mit seinen Söhnen dem Treiben dieses Heinrich Ilsung und jedem seiner Schritte auf das sorgfältigste nachzuspüren und ihm täglich darüber Bericht zu erstatten, worauf er, von Beppo seines unbegrenzten Dienst-

eifers versichert, dem Verstecke zueilte, in dem er sich für die Dauer seiner angeblichen Reise aufzuhalten gedachte. Dieser war kein anderer als das Haus an der Veronabrücke. Ruggiero hatte seit der letzten, verhängnißvollen Zusammenkunft mit Anselmo nicht nur seine Schwelle nicht mehr betreten, sondern auch sorgfältig vermieden, der Gegend nahe zu kommen, in der es lag; ja selbst nur davon zu hören war ihm allmählig so peinlich geworden, daß er die für Anselmo's Haushalt bestellten Diener bis zum Hausbesorger hinab entließ und, das Hausthor kurzweg abschließend, das Haus lieber in Trümmer gehen zu lassen, als auch nur mehr einen Gedanken daran zu wenden, beschlossen hatte. Allein die dämonische Gewalt, die sein ganzes Wesen verwandelnd ihn seit Monaten ruhelos vorwärts trieb, hatte ihn auch über die Kluft dieses Vorsatzes leicht hinweggehoben, und er schritt, nun ein freiwilliger Bewohner des verhaßten Hauses, durch den Anblick der fürstlich geschmückten Räume nur noch mehr erbittert, über seinen Plänen brütend, die lange Reihe seiner todtstillen Gemächer auf und nieder.

Mit Einbruch der Nacht erschien Beppo, ihn mit den nöthigen Lebensmitteln zu versorgen und ihm die Ergebnisse der Beobachtungen, die er den Tag über angestellt hatte, mitzutheilen. Diese letzteren entsprachen jedoch keineswegs den Erwartungen Ruggiero's, sondern erwiesen sich vielmehr

der Erreichung seiner Zwecke täglich ungünstiger. Denn über Heinrich Ilsung und dessen Verhältnisse wußte Beppo nur zu berichten, daß der junge Mann des besten Rufes genieße, mit Eifer seinen geschäftlichen Obliegenheiten nachkomme, und ein bei weitem stilleres und eingezogeneres Leben führe, als die meisten seiner Altersgenossen. In Beziehung auf die Anschläge, die er gegen Ruggiero, wie dieser Beppo und dessen Söhnen vorgespiegelt hatte, im Schilde führen sollte, war den letzteren aber nur der Umstand aufgefallen, daß der Fremde ab und zu im Canal an Ruggiero's Haus vorüber fahre, oder gegen Abend in dem Gäßchen, auf welches die Fenster des Schlafgemaches Ambrosien's hinausgingen, auf und nieder wandle. Dies war seit Ruggiero's vorgeblicher Reise täglich geschehen; dabei aber war es geblieben. Was Ambrosia betraf, so meldete Beppo, der von Ruggiero Auftrag hatte, gelegentlich auch über den Stand der Dinge in dessen eigenem Hause Nachricht einzuziehen, daß seine Gemahlin unter dem Vorwande, es sei nicht schicklich, sich in der Abwesenheit ihres Ehegatten in der Welt zu zeigen, im Laufe des Carnevals keinem Ballfeste mehr beizuwohnen gedenke. Bei dieser Schüchternheit des jungen Deutschen und bei der Entschiedenheit, mit der Ambrosia jede Möglichkeit, das angeknüpfte Verhältniß fortzusetzen, abschneiden zu wollen schien, konnte Ruggiero nicht mehr er=

warten, daß die Durchführung seiner Entwürfe, wie er gehofft hatte, durch die überwältigende Macht der Leidenschaft im Laufe der Dinge gleichsam von selbst sich ergeben würde. Bei den Charakteren, die sich hier einander gegenüberstanden, mußte er selbst Hand an's Werk legen, wenn seine Pläne zur Ausführung kommen sollten, und er war auch dazu entschlossen.

Vor Allem setzte er der weiteren Ueberwachung Heinrich Ilsung's als einer ferner unnützen Maßregel ein Ziel, um freie Hand für seine Unternehmungen zu gewinnen, und um Ambrosien's Ruf nicht zu gefährden; ferner erklärte er, unmittelbar nach dem nächsten Maskenballe, der im Ridotto stattfinden würde, von seiner vorgeblichen Reise nach Treviso in sein Haus zurückkehren zu wollen, beides zum großen Mißvergnügen Beppo's und seiner Söhne, die den Tag verwünschten, der den Geldbeutel Ruggiero's dem Bereiche ihrer Ansprüche entrücken sollte, während dieser letztere eben diesen Tag mit Ungeduld erwartete, um dem Stillstande, der in der Ausführung seiner Pläne eingetreten war, entgegen zu arbeiten. Der aber diesen Tag am sehnlichsten herbeiwünschte, war Heinrich Ilsung. Denn wenn auch Ambrosia das glühende Bekenntniß seiner Leidenschaft mit der Erklärung erwidert hatte, sie sei vermählt und ihre Pflicht gebiete ihr, bei den Gefühlen, die er für sie zu hegen bekenne,

für jetzt und immer allen ferneren Umgang mit ihm abzubrechen, und wenn auch diese Erklärung, obgleich sie seine Hoffnungen rettungslos vernichtete, ihm selbst nicht nur als eine natürliche und nothwendige erschien, sondern seine Verehrung für die Geliebte und seine hohe Meinung von der Reinheit und Vortrefflichkeit ihres Wesens nur noch steigerte: so konnte es doch selbst seiner deutschen Treuherzigkeit und Bescheidenheit nicht entgehen, daß sie, wenn er ihr vollkommen gleichgültig geblieben wäre, seine Bewerbungen ohne Zweifel eher mit einer scherzhaften Wendung, als mit der Heftigkeit und Entschiedenheit abgelehnt hätte, mit der sie ihnen entgegengetreten war; und eben daraus hatte er die Hoffnung geschöpft, daß es ihm bei einer späteren Zusammenkunft gelingen werde, Ambrosien zu überzeugen, daß seine leidenschaftliche Bewunderung ihrer Vorzüge eine vollkommen uneigennützige und anspruchslose sei, und daß sie dadurch sich bestimmt finden werde, ihn wenigstens als Freund, als Bruder in ihrer Nähe zu dulden, eine Ansicht der Dinge, die ihm allmählig so geläufig wurde, daß er an dem für den Maskenball bestimmten Abend der Erste war, der die Säle des Ridotto betrat, um nur gewiß keine Gelegenheit zu versäumen, sich in diesem Sinne mit Ambrosia zu verständigen. Anfangs hatte er nur mit seiner Ungeduld zu kämpfen, die aber, als die Nacht vorrückte, ohne daß Ambrosia erschien,

allmählig zu fieberhafter Unruhe sich steigerte, und später, als mit dem Eintritte Donna Olympia's sich das Gerücht verbreitete, ihre schöne Begleiterin gedenke weder diesen Abend noch späterhin an den Freuden des Carnevals mehr Theil zu nehmen, in solche Bestürzung umschlug, daß er, unfähig sich zu sammeln und seinen Schmerz zu verbergen, halb bewußtlos den Saal verließ und in's Freie flüchtend den Marcusplatz entlang, der stilleren und dunkleren Piazzetta zueilte. Dort nicht mehr von dem Gewühle der froh bewegten Menge umbraust, nicht mehr von den heiteren Klängen der Musik verfolgt, starrte er, an einem Pfeiler des Dogenpalastes gelehnt, zum Tode betrübt auf die im Mondlichte glitzernde Lagune hinaus.

Sein Schicksal war also entschieden; seine Hoffnungen hatten ihn getäuscht, sie zürnte seiner Vermessenheit, und ihr Zorn war unversöhnlich; seinetwegen entzog sie sich den Festen des Carnevals, sie wollte ihn nicht mehr sehen, sie haßte ihn! Diesen folternden Gedanken nachhängend fühlte er plötzlich eine Hand seine Schulter berühren und hörte eine offenbar verstellte Stimme ihm leise zuflüstern: „Messer Enrico, warum so einsam?“ — Sich rasch umwendend, sah er einen Mann in einen schwarzen Domino gehüllt vor sich stehen, aus dessen Capuze ein Mulattenantlitz hervorgrinste. Er trat einen Schritt zurück und war im Begriff, die Maske

kurz abzufertigen und zu verlassen, als sich Ruggiero wieder an ihn herandrängte und sprach: „Habt Ihr nie gehört, daß der Schein trügt und daß oft auf Morgennebel die schönsten Tage folgen? Gebt Euch doch erst die Mühe zu zweifeln, ehe Ihr verzweifelt! Oder macht es Euch unglücklich, als gefährlich gemieden zu sein und möchtet Ihr lieber als gleichgültig geduldet werden? Steht Ihr da und gafft in den Mond, weil Euch die goldenen Aepfel nicht in den Schooß fallen, noch ehe Ihr den Baum geschüttelt?“ — Diese Worte paßten zu genau auf die Lage, in der sich Ilsung befand, und entsprachen zu sehr den Gedanken, die ihn bewegten, als daß sie ihre Wirkung auf ihn hätten verfehlen können; auch fuhr der Jüngling augenblicklich wie ein Adler auf den schwarzen Domino los, hielt ihn fest und bestürmte ihn mit Fragen: Wer er sei? Was er mit den Worten meine, die er eben gesprochen? Was und wie viel er von ihm wisse? — „Ich weiß von Euch“, erwiderte Ruggiero, „daß Ihr eben aus dem Neste kommt und noch nicht flügge geworden seid; denn Ihr möchtet siegen, ohne gekämpft, ernten, ohne das Feld bestellt zu haben; geliebt sein, aber weder um die Geliebte werben, noch das Glück der Liebe, wie es sich ziemt, mit Unruhe, Sorge und Zweifel bezahlen! Ich weiß, daß Ihr Worte bedürft, die Euch aufstacheln, Augen, die für Euch sehen und Hände,

die Euch führen, und was ich von diesen Artikeln besitze, steht Euch zu Diensten, wenn Ihr anders davon Gebrauch machen wollt!" — Der Jüngling, erst betroffen und unschlüssig, ward bald von diesen und anderen Redensarten so bestrickt und eingenommen, daß er in arglosem Vertrauen dem schwarzen Domino allmählig alle Geheimnisse seines Herzens, seine leidenschaftliche Liebe zu Ambrosia, den Antheil, den sie ihm anfangs bezeigt, die Kälte und Härte, mit der sie später das Bekenntniß seiner Liebe zurückgewiesen und ihn aus seiner Nähe verbannt hatte, rückhaltlos mittheilte und sich als Entgelt für diese Geständnisse seinen Rath, seinen Beistand, seine Freundschaft erbat.

Da nun Ruggiero aus diesen mit der ganzen Ueberschwänglichkeit der Jugend vorgetragenen Mittheilungen zu seiner Befriedigung entnahm, daß Heinrich Ilsung, bei seiner Schüchternheit und seiner Unkunde der Menschen und der Dinge, bisher in Beziehung auf Ambrosia und ihre Verhältnisse nicht viel mehr als eben nur ihren Namen und ihre Wohnung zu erkunden vermocht habe, so war es ihm ein Leichtes, dem Arglosen auseinander zu setzen, daß Malgrati, Ambrosia's Gatte, ein wunderlicher, grämlicher und eigenwilliger Geselle, ihr das Leben auf alle Weise verbittere und vergälle, daß er, Ilsung, daher seine Liebe zu ihr durchaus nicht als ein Unrecht, sondern vielmehr als eine Fügung

des Himmels aufzufassen habe, der ihn der Unglücklichen als Freund und Tröster in ihren Nöthen zusende, wie denn auch die Zurückweisung, die er von Ambrosien erfahren, gewiß nicht ernst gemeint, sondern nur eine Mahnung wäre, bei seinen Bewerbungen die einer ehrbaren Frau schuldigen Rücksichten gehörig in's Auge zu fassen. Als nun aber der Jüngling in leidenschaftliche Klagen darüber ausbrach, daß sie an den Festen des Carnevals nicht mehr theilzunehmen gedenke und ihn dadurch aller Gelegenheit beraube, ihre Neigung zu gewinnen, wenn dies überhaupt noch im Bereiche der Möglichkeit läge, meinte der Domino mit der Mulattenlarve, bequemer wäre es allerdings, wenn die Geliebte sich ihm geradezu an den Hals würfe; allein Frauen hätten eben die Schwachheit, erkämpft und erobert, nicht nebenbei wie Gänseblümchen am Wiesenrain abgepflückt werden zu wollen! Gelegenheit, setzte er hinzu, wenn sie sich nicht von selbst fände, müßte hervorgerufen werden, dem fliehenden Feinde bei Zeiten der Rückzug abgeschnitten werden; es müßte denn sein, daß kein Blumenstrauß mehr in Venedig zu beschaffen oder er selbst nicht im Stande wäre, ein paar Sonette zusammen zu leimen, oder einen Trupp Musiker zu einer anständigen Serenade aufzutreiben. Diese Andeutungen eröffneten dem jungen Manne eine ihm bisher verschlossen gewesene Welt und erfüllten ihn mit um so größerem Entzücken,

als sich Ruggiero hierbei schlau genug das Ansehen zu geben verstand, als wäre bei seiner Einmischung in die Herzensangelegenheiten Heinrich Ilsung's insgeheim Ambrosia's Einfluß im Spiele. Der erste Freudentaumel des Verliebten wurde indessen durch die Erwägung der Schwierigkeiten getrübt, mit denen ihm, einem völligen Neulinge in solchen Dingen, die Ausführung der Vorschläge Ruggiero's verbunden schien, bis dieser ihm nicht nur Ort und Stunde für die Serenaden auszukundschaften versprach, sondern auch die richtige Bestellung der Blumensträuße wie der Sonette verbürgte und sich dadurch das unbedingte Vertrauen des jungen Mannes gewann. Sie besprachen denn auch sofort die ersten und dringendsten Vorkehrungen, verabredeten die Stunde, um die sie sich in den folgenden Nächten bei San Giovanni e Paolo vor dem Reiterstandbilde des Colleoni zu ferneren Verhandlungen treffen wollten, und trennten sich sodann, um ihr Lager aufzusuchen, jeder, wenn auch in ganz anderem Sinne, von den Ereignissen der hingeschwundenen Nacht höchlich befriedigt.

Als Ruggiero, am nächsten Morgen in dem todtenstillen Hause an der Veronabrücke erwachend, bei sich die Wege erwog, die er zunächst einzuschlagen habe, fiel es ihm plötzlich schwer auf's Herz, welches Gewebe von Lüge, Trug und Verstellung er um sich her anzettle, welchen schweren und schmerz=

lichen Kämpfen er seine edle Gemahlin aussetze und wie wenig es ihm, dem alten, ehrenhaften Kriegsmanne, gezieme, so krumme Wege und zu so schlimmem Ziele zu wandeln. Die Empfindungen von Scham und Bedauern, die sich bei dieser Betrachtung ihm aufdrangen, würden auch vielleicht in seinem Herzen die Oberhand behauptet und ihn bewogen haben, zuletzt doch noch von seinem abenteuerlichen Plane abzustehen, wenn er nicht, das Haus durchwandernd, unversehens in das Gemach getreten wäre, in dem dereinst seine letzte Zusammenkunft mit Anselmo ein so bedauerliches Ende genommen hatte. Der Anblick dieses Gemaches, der Stätte seiner Schmach, wie er es nannte, genügte, in seiner Brust den verlodernden Brand wieder zur hellen Flamme anzufachen, und ihn mit dem glühenden Verlangen zu erfüllen, die einmal gefaßten Entwürfe um jeden Preis auszuführen. Und so verließ er, ohne weiterer Ueberlegung Raum zu geben, das Haus an der Veronabrücke, um sofort als reisender Wanderer in seine Wohnung am Canal grande zurückzukehren, wo ihn Ambrosia als einen längst sehnlichst Erwarteten mit aufrichtiger Freude empfing. Als nach den ersten Begrüßungen Ruggiero über den Zweck und die Erfolge seiner vorgeblichen Reise berichtet hatte, und nun an Ambrosia mit der Frage sich wendete, ob sie während der Zeit ihrer Trennung sich ihrem Versprechen gemäß verhalten und die Freuden des

Lebens in fröhlicher Gesellschaft genossen habe, stand diese wie mit Purpurgluth übergossen und berief sich, die Blicke auf den Estrich des Gemaches geheftet, auf eine hartnäckige Unpäßlichkeit, die sie längere Zeit das Haus zu hüten und in stiller Einsamkeit ihrer Gesundheit zu pflegen gezwungen habe, eine Angabe, die auch ihr Aussehen als vollkommen richtig zu bestätigen schien; denn ihre Wangen waren von durchsichtiger Blässe angehaucht, ihre sonst so hell und frisch leuchtenden Augen blickten matt und träumerisch, und selbst ihre Bewegungen, früher rasch und lebhaft, schien jetzt weiche, müde Gelassenheit wie in ein weites faltenreiches Gewand malerisch einzuhüllen. Gleichwohl trug ihr Anblick keineswegs das Gepräge der Kränklichkeit, vielmehr hatte ihr Wesen, von sanfter Schwermuth wie mit Nebeldunst umflossen, an bezauberndem Reize gewonnen, was es an mädchenhafter Frische eingebüßt haben mochte. Aber nicht blos ihr Aeußeres, auch ihr Gemüth trug das unverkennbare Gepräge der Vergeistigung und Erhebung, die sich, namentlich gegenüber ihrem Gatten, durch solche Innigkeit und Hingebung der Gesinnung, durch eine so vorahnende Sorgfalt für seine Bedürfnisse kund gab, wie sie ihr früher niemals zu Gebote standen. Ruggiero indeß, obwohl keiner dieser Züge seiner Beobachtung entging, war zu sehr von dem Einen Gedanken, der seine ganze

Seele einnahm, beherrscht, und in dem eigensinnigen Streben nach dessen Verwirklichung bereits zu weit gegangen, um sie in irgend einem andern Sinne als dem der Brauchbarkeit für seine Zwecke aufzufassen und zu erwägen. Auch säumte er nicht, schon in den nächsten Tagen nach seiner Heimkehr an's Werk zu gehen und mit unermüdetem Eifer, wie es nur irgend anging und wo nur eine Gelegenheit sich bot, der Phantasie Ambrosia's das Bild Heinrich Ilsung's aufzudringen. Wenn sie Abends auf den Balkon trat, so war es der junge Deutsche, der unten im Canale in einer Gondel sehnsüchtig nach ihr hinaufblickend, vorüberglitt; wenn sie, von den schmelzenden Klängen einer Serenade gelockt, in das Gäßchen hinabblickte, das unter dem Fenster ihres Schlafgemaches hinlief, so war es seine wohlklingende Stimme, die von Mandoline und Flöte begleitet ihr entgegentönte; sein Antlitz war es, das im zitternden Fackelschimmer aus der Mitte der Musiker zu ihr emporschaute. Zudem fanden sich in dem innersten Heiligthum ihrer Gemächer bald seltene Blumen und Gewächse aufgestellt, bald schmückten zierlich geflochtene Kränze den Hals ihrer Laute, bald lagen auf ihrem Putztische anmuthige Sonette auf ambraduftendem Papier mehr hingemalt, als geschrieben, ohne daß Ambrosia jemals ergründen konnte, wie diese Dinge dahingekommen,

wenn sie auch nicht wohl im Zweifel sein konnte, von wem sie kamen.

Allein der Eindruck, den alle diese Ueberraschungen auf Ambrosia machten, war keineswegs der von Ruggiero gewünschte; sie vermied es nämlich allmählig, sich auf dem Balcon zu zeigen; sie zog sich vor den Klängen der Serenaden in das Innerste des Hauses zurück; Blumen und Kränze aber zerpflückte sie, und die Gedichte ließ sie, in kleine Stücke zerrissen, in den Canal hinabflattern, und zwar wie vorsätzlich oft gerade in dem Augenblicke, wenn der junge Deutsche unten in der Gondel vorüberfuhr. Viele Tage waren so vergangen; die Leidenschaft Heinrich Ilsung's war mittlerweile in dem Maße gestiegen, als die verderblichen Rathschläge des geheimnißvollen schwarzen Domino's mit der Mulattenlarve seine Achtung für Ambrosia untergraben und sein reines, unwillkürlich vor jedem Unrecht zurückbebendes Gemüth allmählig so verwirrt und verwandelt hatten, daß ihm jetzt der Besitz der Geliebten auch um den Preis eines Verbrechens nicht mehr zu theuer erkauft schien. Hiezu kam noch, daß er auf Ruggiero's Andeutungen hin sich längst in der Ueberzeugung befestigt hatte, daß Ambrosia nicht nur seine Empfindungen theile, sondern auch, daß sie den schwarzen Domino zum Vermittler eines Verhältnisses bestellt habe, dem sie rückhaltlos sich hinzugeben nur aus Laune

oder aus Scheu noch zaudere. Es konnte daher Ruggiero, der es endlich für angemessen hielt, einen entscheidenden Schritt zu thun, nicht schwer fallen, den jungen Mann zur Abfassung eines Schreibens zu bewegen, in dem er auf diese Voraussetzung hin Ambrosia in den glühendsten Ausdrücken beschwor, nunmehr aller Rücksichten und Bedenken sich zu entschlagen, ihren Gefühlen nicht länger Gewalt anzuthun und seinem wie ihrem eigenen Herzen durch eine Zusammenkunft die Möglichkeit zu gewähren, sich endlich für immer zu verständigen und zu verbinden. Ilsung hatte dies eigenhändige und mit seinem Namen unterzeichnete Schreiben kaum vor dem Reiterstandbilde Colleoni's Ruggiero übergeben, als dieser, der dessen Bestellung zu besorgen übernommen hatte, ungesäumt damit nach Hause eilte, dort hastig seine Verhüllung abwerfend, sich in das Betstübchen schlich, in dem Ambrosia ihre Abendandacht zu verrichten pflegte, das Blatt auf ihren Betschemel niederlegte, und dann so unbemerkt als er gekommen sich wieder entfernend in sein Gemach zurückkehrte, um den Erfolg seines Wagnisses in Ruhe abzuwarten. Er hatte nicht lange darauf zu warten; noch lagen der schwarze Domino und die Mulattenlarve, wie er sie eben abgelegt hatte, auf dem Tischchen, an dessen Seite er erschöpft in einen Lehnstuhl hingesunken war, als plötzlich die Thüre des Gemaches aufflog und Am=

brosia, den geöffneten Brief in der Hand, auf ihrer Schwelle erschien. Ihr Auge leuchtete und Entrüstung sprach aus jeder Miene; dabei war sie bleich bis in die Lippen und ihre Stimme zitterte, als sie auf Ruggiero zuschritt und, in der heftigsten Bewegung halb nach Athem ringend, halb ihre Rede in kurz abgebrochenen Sätzen gewaltsam herausstoßend, ihm sagte, wie sie schon seit Wochen her von einem verwegenen Fremdlinge zum Gegenstande tolldreister Huldigungen ausersehen worden, wie sie gleichwohl bis zum heutigen Tage vermieden habe, ihren Gatten mit irgend einer Klage zu beunruhigen; heute jedoch überschreite die freche Anmaßung ihres Verfolgers die letzte Grenze des Möglichen; heute geböten ihr ihr Gewissen und die Sorge für die Ehre des Namens, den sie trage, aus ihrem Schweigen hervorzutreten und den Schutz ihres Gatten um so mehr anzuflehen, als der Frevler offenbar mit einem der Diener des Hauses in Verbindung stehe, und Niemand berechnen könne, welche noch schlimmeren Anschläge er vielleicht im Schilde führe. „Hier nehmt", setzte sie hinzu, indem sie Ruggiero den in ihrer zitternden Hand hin und her flatternden Brief hinreichte, „hier nehmt und lest! Seht, wie der Wahnsinnige mich verleumdet und verlästert, wessen er mich fähig hält und was er mir zumuthet! In Eure Arme flüchte ich, mein Herr und Gemahl! Beschützt und rettet mich! Ruft

den Beistand des Gesetzes an, braucht Euren Einfluß bei dem Rath der Zehn, daß er den vermessenen Fremdling aus Venedig entferne, ehe ich in Zorn und Beschämung, Selbstverachtung und Gram mich verzehre!" — Mit diesen Worten versagte ihr in krampfhaftem Schluchzen die Stimme; athemlos und fast taumelnd griff sie nach einem nahe stehenden Stuhle, auf dessen Lehne gestützt, sie mühsam sich erhielt und gesenkten Hauptes in Thränen gebadet, Ruggiero's Antwort erwartete. Dieser aber, der keineswegs erwartet hatte, daß die Sache diese Wendung nehmen würde, griff, um Zeit und Fassung zu gewinnen, nach dem Briefe, den Ambrosia auf das neben ihm stehende Tischchen hingeworfen hatte, entfaltete ihn mit gerunzelter Stirne und allem Anscheine äußerster Entrüstung, und begleitete, ihn halblaut vor sich hinlesend, seinen wohlbekannten Inhalt mit dazwischen geworfenen Fragen, Ausrufen und spöttischen Bemerkungen! — „Die entzückende Gewißheit der Erwiederung seiner Gefühle" — Pah, der Bursche, scheint es, hält sich für unwiderstehlich! — „Der Stimme Eures Herzens Gehör schenken!" — Immer besser! — „Zusammenkunft!" — Tod und Teufel! Da hinaus will er, aber ich werde sorgen —" Hier an das Ende des Briefes gelangt, hielt er plötzlich inne, ließ das Blatt sinken und wiederholte mit der Miene völliger Ueberraschung mehrere Male, als ob er ihn

erst aus der Unterschrift kennen lerne, den Namen des Verfassers! — „Heinrich Ilsung“, sagte er, den Brief sorgsam zusammenfaltend und vor sich hinlegend, „Heinrich Ilsung! Das ist freilich ein Anderes! In der That ein kecker, unternehmender Bursche, dieser Ilsung! aber“, setzte er nach einer Pause hinzu, indem seine Stirne sich glättete und ein seltsames Lächeln um seine Lippen spielte, „jung, sehr jung, und wenn wir sündigen Menschen alle der Nachsicht bedürfen, wie dürften wir sie unreifer, grüner Jugend versagen?“

Ambrosia, die bis dahin gesenkten Hauptes, wie vom Traum befangen, an den Stuhl gelehnt und jeden Augenblick den Zorn ihres Gatten in Donnerworten losbrechen zu hören erwartet hatte, erhob bei diesen Worten betroffen ihre noch thränenfeuchten Augen und blickte wie fragend nach Ruggiero hin; dieser aber fuhr fort: „Ihr müßt wissen, Ambrosia, daß dieser Ilsung aus einem vornehmen patrizischen Geschlechte Augsburgs entsprossen, reich und wohlerzogen, obgleich, wie sich zeigt, etwas leichtsinniger und verwegener Natur ist, und daß ich, theils aus Wohlgefallen an seinem heitern, anmuthigen Wesen, theils auf vielfache Empfehlungen hin beschlossen hatte, den jungen Mann in unser Haus zu ziehen, so daß es sich nun fragt, ob es nach Euren Mittheilungen gerathener sei, diesen Plan aufzugeben, oder ihn nichtsdestoweniger zur

Ausführung zu bringen?“ „Wie, was sagt Ihr? — Ihr könntet — jetzt noch wolltet Ihr?“ unterbrach ihn Ambrosia, kaum Antwort findend, ihr Erstaunen auszudrücken. Ruggiero aber, der seine Fassung vollkommen wieder gewonnen und mit dem Muthe und der Ausdauer der Verzweiflung Alles aufzubieten beschlossen hatte, um Ambrosien trotz ihres offenen Widerstandes wenigstens einige Zugeständnisse abzulisten, erwiderte darauf: „Und warum sollte ich nicht? — Ich bin alt und gebrechlich, Donna Olympia wird auf die Länge Eurer Schönheit nicht mehr zur Folie dienen wollen; Ihr bedürft eines Cavaliers, der Euch in die Gondel steigen hilft, Euch auf Spaziergängen den Arm bietet, in Gesellschaften führt und nach Hause begleitet, mit einem Wort eines Cicisbeo, wie wir es hier zu Lande nennen, und wie alle Frauen Eures Standes sich ihn gefallen lassen! Warum sollte dieser Deutsche Euch nicht als solcher willkommen sein? Er ist in Euch verliebt? Gut; um so fügsamer und willfähriger werdet Ihr ihn finden! Er rechnet auf Eure Gegenliebe? Nun, diesen Wahn, zweifle ich nicht, werdet Ihr ihm ehestens zu benehmen wissen! An die Stelle der Verfolgungen, die Euch bisher belästigten, werden offenkundige Huldigungen treten, und man wird als landesüblich in der Ordnung finden, was ohne Zweifel neugierigen Nachbarn bereits jetzt Anlaß zu boshaften Bemerkungen ge-

geben hat, und vielleicht in der Zukunft zu noch schlimmeren Voraussetzungen Anlaß geben würde!" — Hier abbrechend wollte er der Erwägung und Erwiderung Raum gewähren, erhob sich von seinem Stuhle und schritt das Gemach auf und nieder, als Ambrosia, die Betäubung, in der sie seine seltsamen Betrachtungen mit immer wachsendem Erstaunen vernommen hatte, gewaltsam abschüttelnd, ihm zurief: „Und der Brief, der Brief —Angesichts dieser frechen, verleumderischen Schmähschrift könnt Ihr, der sie gelesen, mir zumuthen, mir, die sie empfangen —" „Pah", unterbrach sie Ruggiero, „wer weiß von dem Briefe, wenn wir davons nicht wissen wollen, wenn wir uns selbst und Andern ableugnen ihn empfangen zu haben! Kommt zur Besinnung, Ambrosia", fuhr er fort, indem er auf sie zuschritt und, die lauernden Blicke auf ihre Miene geheftet, hart vor ihr stehen blieb, „kommt zur Besinnung und laßt Euch Hirngespinnste nicht über den Kopf wachsen! Oder wollt Ihr durchaus einen Schülerstreich mit Ernst und Nachdruck behandelt wissen, nun so entschlagt Euch des Wahnes, ein alter Haudegen, wie ich es bin, könne in diesem Falle seine Zuflucht zu den Gerichten nehmen, sondern macht Euch nur darauf gefaßt, mich dieser Tage noch einmal meine mürben Knochen zu Markte tragen, ja mich vielleicht mit einem Degenstiche im Leibe heimkommen zu sehen! Nun, weiß Gott,

wenn es Euch genehm ist, mir soll es nicht darauf ankommen!“ Der Schmerzensschrei, in den Ambrosia, das Antlitz verzweiflungsvoll in den Händen verbergend, bei diesen Worten ausbrach, gab Ruggiero die beseligende Gewißheit, ihren Widerstand gebrochen und sie auf den Weg hingedrängt zu haben, den er sie führen wollte. Demnach erachtete er es für räthlich, um nicht die Nachwirkung des erschütternden Eindruckes abzuschwächen, den Ambrosia durch die letzte Wendung ihres Gespräches empfangen hatte, die fernere Verhandlung des Gegenstandes einstweilen auf sich beruhen zu lassen, und so sprach er, die bestürzte Gattin fast gerührt in die Arme schließend, mild und begütigend: „Beruhigt Euch, mein Herzblatt! Es wird dahin nicht kommen! Geht zu Bette, laßt Euer erhitztes Blut sich abkühlen, und über Nacht, zweifle ich nicht, werdet Ihr selbst zu der Einsicht gelangen, daß die meisten Dinge auf Erden nur das bedeuten, als was wir sie gelten lassen, daß alle Verlegenheiten und Schwierigkeiten, in die wir gerathen mögen, in dem Maße sich verschlimmern, als wir Lärm darüber schlagen und daß, Alles wohl erwogen, mein Vorschlag, wie sehr er Euch befremde, denn doch am Ende das geeignetste Mittel darbietet, Euren jungen Anbeter zur Vernunft zu bringen, oder doch seinen Wahnsinn, uns wie ihm selbst, möglichst unschädlich zu machen. Gute Nacht also und morgen das Weitere!“

— Damit drückte er Ambrosia liebkosend an sein Herz, als diese, plötzlich sich seinen Armen entwindend und seine Hände krampfhaft in die ihren schließend, mit hochwogendem Busen also anhub: „Gott weiß es, mein theurer Gatte, daß ich vieltausendmal lieber mein Leben hinopfere, als das Eure irgend einer Gefahr bloßstellen wollte! Gleichwohl gebieten mir Pflicht und Gewissen die Mittel, deren Anwendung Ihr vorschlagt, zu verwerfen, und kein Ueberlegen kann diesen Entschluß erschüttern, denn —" hier innehaltend, senkte sie das Haupt auf die Brust, und brach in lautes, ungestümes Schluchzen aus, das sie aber mit aller Anstrengung niederzukämpfen suchte. Als sie sich wieder erholt hatte, fuhr sie fort und sprach erschöpft mit müder, fast tonloser Stimme: „Ich muß Euch Alles sagen! Ich habe den jungen Mann mehrere Male gesprochen! Ich weiß nicht, welcher Dämon ihn jetzt erfaßt, ihn sich selbst entfremdet und zu so verbrecherischen Schritten hingerissen haben mag. Damals, weiß ich, fand ich ihn schlichten und einfachen Sinnes, voll frischer und lebhafter Empfindungen, biedern und treuherzigen Gemüthes und —" setzte sie bis in die Lippen erbleichend mit niedergeschlagenen Augen hinzu, „und er gefiel mir sehr wohl!" — Ruggiero kniff die Lippen zusammen, als er diese leise hingehauchten Worte vernahm, und ein Gefühl wie von Bitterkeit, ja von

Schmerz durchzuckte seine Seele. Die Leidenschaft, die ihn beherrschte, war aber zu mächtig, als daß nicht die Sorge für das Gelingen seines Rachewerkes über diese menschliche Regung bald wieder die Oberhand gewonnen hätte. „Nun, desto besser;“ begann er, den Ton gutmüthigen Scherzes anschlagend; „gefällt Euch der Bursche, so wird es Euch umso leichter werden, ihm den Kopf zurecht zu setzen! Und in der That, er ist ein hübscher Junge mit leuchtenden Augen und mit sprechenden Zügen, schlank und drall wie eine Tanne, und überdies für einen Deutschen ganz feinen und einnehmenden Wesens! Dabei scheint er mir gutmüthig und lenksam, und Ihr werdet, wenn Ihr auf meinen Vorschlag eingeht, ganz leichtes Spiel mit ihm haben, ihn ganz nach Eurem Geschmack heranziehen und in jede Form umgießen können, die Ihr ihm geben wollt! Nehmt nur die Sache nicht so schwer! Werft den verrückten Brief in's Feuer, fühlt Euch nicht von den Tollheiten eines Verliebten beleidigt, sondern ergötzt Euch an seinen Huldigungen und laßt Euch anbeten! Was verschlägt es Euch? Behaltet Ihr doch freie Hand, ihn fortzuschicken, wenn er Euch langweilt, oder wenn er zudringlich wird, ihn mit einem: Bis hieher und nicht weiter! in seine Schranken zurückzuweisen!“ — Er hielt inne, denn ein Seufzer entrang sich aus Ambrosia's Brust, die bisher still in sich gekehrt, bleich wie ein Marmorbild

vor ihm gestanden, und jetzt wie mit Purpurgluth übergossen, flüsternd hinhauchte: „Und wenn es dahin käme, daß ich ihn liebte!“ — Bei diesen Worten fuhr Ruggiero's Hand unwillkürlich nach dem Dolche, den er am Gürtel trug, aber eben so blitzschnell durchzuckte ihn der Gedanke, daß Ambrosia nur darum früher den Schein der Entrüstung über Ilsung's Brief angenommen habe, um zu erfahren, wie er, Ruggiero, sich verhalten würde, wenn sie in irgend einen Liebeshandel sich einließe; daß er somit sein Spiel bereits gewonnen gehabt, daß sie einen solchen mit Ilsung einzugehen gleich vom Anfang her nicht abgeneigt gewesen wäre und zwar als er eben am meisten fürchtete, es zu verlieren. Die wilde Freude, die er darüber empfand, erstickte für den Augenblick in seiner Brust alle anderen Gefühle, die sich darin regen mochten, und sich wieder in seinen Lehnstuhl zurecht setzend, sagte er laut auflachend und fast leichtfertigen Tones: „Nun, und was mehr? Meint Ihr etwa, ich wäre so toll und eifersüchtig wie jener Ludovico Moro, der damals auf Cypern seine Hausfrau eines Schnupftuches wegen erdrosselte? Nein, ich bin nicht wie der Hund des Gärtners im Kohlgarten, der weder selbst nascht, noch Andere naschen läßt! Ihr sollt nicht hungern an der reich besetzten Tafel des Lebens, weil ich nur von Krankensüppchen lebe! Erfreut Euch Eurer Schönheit und genießt Eure Jugend! Ich

bin kein Neidhart und Ihr seid eine kluge Frau; ich weiß ein Auge und im Nothfall beide Augen zuzudrücken, damit werdet Ihr den Schein zu retten wissen! Mehr verlange ich nicht! Im Gegentheil", setzte er hinzu, gleichsam um Ambrosien über den Umfang seiner Willfährigkeit keinen Zweifel zu lassen und die Sache ein- für allemal abgemacht zu haben, „im Gegentheil, es würde mich freuen, wenn Ihr früher oder später mir einen Stammerben brächtet, der den Namen und die Ehren der Malgrati aufrecht erhielte und ihren Besitz den Klauen meines nichtswürdigen Neffen Anselmo entzöge. Segnen würde ich ihn, tausendmal segnen und Gott auf den Knieen für den Sohn meiner Rache danken!" —

Ruggiero hatte im Feuer der Rede nicht bemerkt, wie Ambrosia, während er sprach, allmählig das tief herabgesenkte Haupt erhob, sich aus ihrer demüthigen Stellung immer höher emporrichtete, wie ihre Augen funkelten und ihre erst erschrocken staunende Miene nach und nach zur Ruhe des Steines erstarrte. Bei den letzten Worten Ruggiero's sich rasch umkehrend, wandte sie sich ruhig gemessenen Schrittes lautlos, schweigend der Thüre des Gemaches zu. — „Bleibt, Ambrosia, wohin geht Ihr? Was wollt Ihr?" rief Ruggiero befremdend und betroffen ihr nach. — „Nach Eurem Arzte senden will ich", erwiderte Ambrosia, auf der

Schwelle des Gemaches sich umwendend und ernsten Blickes nach ihm zurückschauend; „nach einem Arzte senden, denn Ihr redet im Fieber, würdet Ihr doch sonst nie, auch nur im Scherz, Euch erlaubt haben, gegen eine ehrbare Frau Gesinnungen zu äußern, wie Ihr sie eben jetzt mir, Eurer rechtmäßigen, pflichtgetreuen Gattin in's Antlitz zu schleudern wagtet! Was Ihr aber auch damit gemeint haben mögt, vernehmt: nie werde ich zugeben, daß Heinrich Ilsung die Schwelle des Hauses überschreite, in welchem ich als Hausfrau walte; im Gegentheil, wenn Ihr mir Eure Hülfe versagt, so werde ich selbst mich an den Rath der Zehn wenden und seinen Schutz gegen fernere Verfolgungen des tolldreisten Jünglings in Anspruch nehmen!" — Ruggiero, sich in seinen Erwartungen getäuscht und die Vernichtung aller seiner Hoffnungen vor Augen sehend, überdies schon lange von der Sorge gequält, das allwissende Tribunal der Zehn könne seinen Umtrieben auf die Spur kommen und ihn dafür zur Rechenschaft ziehen, nahm in seiner Verzweiflung zur Unverschämtheit seine Zuflucht: „Thörin!" rief er, aus seinem Lehnstuhle emporfahrend, Ambrosien zu, die mit funkelnden Augen, drohend wie eine Rachegöttin, auf der Schwelle des Gemaches stand. „Thörin! Wem als mir allein steht es zu, den Eintritt in dies mein Haus einem Gaste zu gestatten oder zu versagen? Bin ich nicht Euer Herr und

Gatte? Habt Ihr nicht am Altare geschworen, mir zu gehorchen? Seid Ihr nicht mein, und darf ich nicht über Euch verfügen nach meinem Willen, habt Ihr nicht meinen Worten, meinen Winken blindlings Folge zu leisten?" — Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Ambrosia, ernst und würdevoll auf ihn zuschreitend, nach einem Augenblicke der Ueberlegung bedauernd milden Tones, aber fest und entschieden ihn also anredete: „Noch mehr als eines Arztes", sagte sie, „bedürft Ihr, scheint es, eines Beichtvaters! Dieser würde Euch sagen, daß Ihr den Gehorsam, den ich Euch vor dem Altare zugeschworen, nur in gerechten und billigen Dingen von mir zu fordern habt; er würde Euch sagen, daß mir trotz meines Schwures die Gebote Gottes mehr gelten müssen, als Euer verblendeter, übelgeleiteter Wille, und daß kein Schwur und keine irdische Rücksicht mich, Eure christliche Lebensgefährtin, verpflichten könne, mich zur Befriedigung Eures tollen Rachegelüstes der Sünde, der Schande, zeitlichem und ewigem Verderben in die Arme zu werfen. Besteht Ihr auf Eurem Vorhaben, so wißt, daß ich noch diese Stunde dies Haus verlassen und in einem Kloster Zuflucht vor Versuchung und frevler Willkür suchen und finden werde!" — Mit diesen Worten schritt sie der Thüre zu und hatte schon deren Schwelle erreicht, als sich plötzlich hinter ihr krampfhaftes Schluchzen

und Stöhnen erhob und sie zur Umkehr bewog. Ruggiero, der sich durchschaut, seine Bemühungen vereitelt und die Hoffnungen, an denen er mit aller Gluth der Leidenschaft festgehalten hatte, auf immer entfliehen sah, war unter der Wucht dieses Schlages in den Lehnstuhl, aus dem er sich kaum in so gebieterischer Haltung erhoben hatte, erschöpft zurückgesunken. Todtenbleich, die greisen Haare wirr zerstreut, das Gesicht in den Händen verborgen, unter denen heiße Thränen hervorquollen, die Brust von schweren Seufzern gehoben, der gebrechliche und hinfällige Leib in allen seinen Fibern erschüttert, lag er da, und als Ambrosia hülfreich hinzueilte, den Schweiß von seiner Stirne, die Thränen von seinen Wangen trocknete und ihm wie einem Kinde Trost zusprach, da brach Alles, was er so lange einsam und verschwiegen auf der Seele getragen, wie ein Bergstrom von seinen Lippen: wie Anselmo sein hülfloses Alter mißhandelt und geschändet, wie die erlittene Schmach den glühenden Wunsch in ihm erweckt, der Himmel möge ihm einen Sohn schenken, der den verhaßten Neffen des gehofften Erbes beraube, wie er endlich schon an der Erfüllung dieses Wunsches verzweifelnd aus der Erzählung des Fischers die Hoffnung geschöpft habe, wenn nicht in einem eigenen, doch in einem Kinde Ambrosia's einen Rächer seiner Schmach sich heranwachsen zu sehen. Dies Alles mit Flüchen und

Verwünschungen, mit Klagen über die Schlechtigkeit der Menschen, mit Zornesausbrüchen gegen die Vorsehung, die Böse gedeihen lassend, die Hoffnungen der Guten täusche, wirr durcheinandergemengt, entsprudelte wie gährendes Blut einer eiternden Wunde in rückhaltloser Leidenschaft der Seele des fiebernden Greises und erfüllte Ambrosia mit solchem Entsetzen, daß sie erst wieder Besinnung und Herrschaft über sich selbst gewann, als er sie auch jetzt noch, an seinem wahnsinnigen Plane festhaltend, mit glühenden Bitten bestürmte, daß sie mit Heinrich Ilsung, für den sie doch Neigung empfinde, bewußt dem Werke seiner Rache sich beigesellen und ihm helfen möge, Anselmo's Frevel zu bestrafen, wie er es verdiene! — „Unglückseliger!“ sprach sie, als dem Halbwahnsinnigen endlich Worte und Kräfte gebrachen, „mit welchen Plänen tragt Ihr Euch? Nach welchen Unmöglichkeiten strebt Ihr? Bethört die verderbliche Leidenschaft, die sich Eurer Seele bemeistert hat, auch Eure Sinne so sehr, daß Ihr nicht nur über Pflicht und Recht, Ehre und Gewissen hinwegspringt, sondern selbst die Schranken nicht mehr wahrnehmt, die Eurem Anschlage durch die Macht der Dinge, durch die Rücksichten gezogen sind, die gemeine Klugheit und die Sorge für Euer eigenes Wohl zu beachten Euch gebieten? Ihr wißt, daß der Besitz der Malgrati im Mannesstamme forterbt; begreift Ihr nicht, daß

selbst, wenn ich ehr- und pflichtvergessen mich dem Manne hingäbe, dem Euer Rachedurst mich verkuppeln will, daß selbst, wenn diese verbrecherische Verbindung eine Frucht trüge, daß selbst dann noch die Geburt eines Mädchens all Eure Wünsche und Hoffnungen vereiteln würde? Ihr wollt eine insgeheim erlittene, selbst mir, Eurer Gattin, bis zum heutigen Tage sorgfältig verschwiegene Schmach rächen, und um dies zu bewerkstelligen, gedenkt Ihr meinen guten Namen, wie Eure eigene Ehre der Willkür eines Fremden preiszugeben, der morgen Euer Vertrauen mißbrauchend, mich der Verachtung, Euch dem Gespötte der Welt bloßstellen kann!? Ruggiero, kommt zur Besinnung! Ihr wart ein ehrenhafter, gerechter, biederer Mann; nun aber hat der finstere Geist der Rache, der sich Eurer Seele bemächtigte, ihre angeborne Schönheit zu solcher Häßlichkeit der Züge entstellt, wie die Mulattenlarve hier auf dem Tische sie an sich trägt! — Euer Neffe hat Euch beschimpft, Ihr wollt ihn dafür betrügen; noch mehr, Ihr wollt, um ihn zu betrügen, Euch selbst noch viel tödtlicher beschimpfen, als er gethan und überdies auch noch mich Unschuldige mit in den Abgrund hinabreißen, auf den Ihr zutaumelt! Verblendeter, ermannt Euch! Reißt Euch los aus den Schlingen, womit die Hölle Euch umgarnt! Für meine Zukunft habt Ihr reichlich gesorgt; laßt Euch nicht kümmern, ob nach Eurem

Tode dieser oder jener den Rest Eurer Habe besitzt; überlaßt es Gott, Euch an dem Nichtswürdigen zu rächen, der Euch beschimpfte und Euer Alter vergiftete, und Euer Gebet, wie das meine, sei fortan zu allen Zeiten: Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von allem Uebel! Amen." — Diese wohlgemeinten Worte gingen jedoch an Ruggiero spurlos vorüber; kaum daß er sich wieder etwas erholt hatte, begann er neuerdings in Lästerungen gegen Gott, in Flüchen über Welt und Menschen, in bittere Klagen über Ambrosia's lieblose Härte und über ihre heuchlerische Frömmigkeit sich zu ergehen, bis endlich unter Hohngelächter und Wuthgeheul der ermattete Körper in wilden Zuckungen ohnmächtig zusammenbrach und Ambrosia sich genöthigt sah, nach dem Arzte zu senden und die Diener herbeizurufen, um den Bewußtlosen zu Bette zu bringen.

Es waren traurige Tage, die Ruggiero nach diesem verhängnißvollen Abend verlebte. Ueberraschend schnell vom Krankenbette erstanden, auf das ihn die jenem Sturme leidenschaftlicher Aufregung nachfolgende Erschöpfung hingestreckt hatte, mochte allerdings sein Körper sich binnen kurzem wieder vollkommen kräftigen und erholen, allein über seinem Geiste hing seit jener Stunde eine düstere, nie mehr aufzuhellende Wolke. Nicht als ob Ambrosia ihn etwa mit Vorwürfen gequält oder in

ihn gedrungen hätte, sich ausdrücklich und für alle Zeiten von seinen verderblichen Plänen loszusagen; sie hatte vielmehr, im Gegentheil, nicht aus Schonung oder Sorge für den Kranken, dessen liebevollste Pflegerin sie war, sondern in der Ueberzeugung, die Sache sei für jetzt und immer abgethan, jenes entscheidenden Gespräches nie mehr auch nur mit einer Silbe erwähnt oder in irgend einer Weise darauf angespielt; er selbst war es, der aus dem Gedankennetze, in das er sich Wochen und Monate her eingesponnen, sich nicht mehr entwirren, nicht mehr aus dem, was hätte sein können, zu dem was nun war, sich zurückfinden konnte. Wie klug war nicht Alles berechnet, wie fein angelegt gewesen? Heinrich Ilsung, jung, schön, liebenswürdig; Ambrosia, wie sie ja selbst zugestanden, ihm zugeneigt, für das tiefste Geheimniß gesorgt! Es mußte gelingen, und nun sollte der Starrsinn eines Weibes, das vor allen Andern auf seiner Seite stehen, seine Schmach mitempfinden, das Werk seiner Rache mitfördern sollte, Alles das zerstören, niederreißen, in Schutt und Trümmer werfen? Er konnte es nicht glauben, und je mehr er darüber grübelte und grübelte, desto unglaublicher erschien es ihm. Was Ambrosia seinen Plänen an sittlichen Gründen entgegengestellt hatte, war ihm wie Worte in einer fremden Sprache gesprochen; denn er hatte den Maßstab für Recht und Unrecht, Schmach und Ehre,

Schönheit und Häßlichkeit völlig verloren und fand in seiner Seele nur noch den für das seinem Zwecke Taugliche oder Untaugliche. Von den übrigen Einwürfen Ambrosia's hatten ihn nur zwei in's Leben getroffen, nämlich die Hindeutung auf die Ungewißheit, welchem Geschlechte das ersehnte Kind seiner Rache angehören möchte, und dann die Darlegung der Gefahren, denen im Falle der Ausführung seines Planes sowohl sie als er selbst bloßgestellt wären, wenn Heinrich Ilsung das Uebermaß des in ihn gesetzten Vertrauens auf irgend eine Weise mißbrauchen sollte. Seine hartnäckige Vorliebe für den einmal gefaßten Anschlag wußte sich jedoch mit beiden Bedenken ganz leicht abzufinden; was das erste betraf, so rechnete er mit Zuversicht darauf, daß Gottes Gerechtigkeit ihm, dem Schwergekränkten, unmöglich einen Sohn versagen könnte; in Ansehung Ilsung's beruhigte ihn die Erwägung, daß dieser, ein Fremder, in Venedig weder Einfluß noch Verbindungen besitze, und daher gegen einen Mann seiner Stellung nichts unternehmen und in jedem Falle auf irgend eine Weise leicht stumm gemacht werden könne. So schien er sich noch immer nicht nur völlig im Recht zu sein, sondern er hielt auch noch immer seinen Plan für durchaus lebensfähig und ausführbar, wenn es ihm nur gelänge, vorerst noch ein Räthsel zu lösen und die geheime Triebfeder zu entdecken, mit deren Auf-

schnellen Ambrosia's Bedenklichkeit schwinden, ihr Starrsinn der Nothwendigkeit sich beugen müßte. Diesen und ähnlichen Gedanken gab er tagelang um so ungestörter sich hin, als Ambrosia in dem Maße, als seine Genesung fortschritt, sich allmählig wieder in ihre Gemächer zurückzog, häufig stundenlange Besprechungen mit dem Pfarrer von Santa Maria Zobenigo, ihrem Beichtvater und Gewissensrathe abhielt, und überhaupt auch ihrerseits still in sich versunken, in schweren inneren Kämpfen befangen schien. Auf diese Weise mehr und mehr sich selbst überlassen, verfiel Ruggiero unbewußt in seine alte Gewohnheit, laut zu denken, in solchem Grade zurück, daß ihm Selbstgespräche zu halten zur zweiten Natur wurde, und wie die Diener in seinem Vorzimmer lächelten, wenn sie die Stimme ihres Herrn mehr oder minder laut in den verschiedensten Tonfällen aus dessen einsamen Gemache herausschallen hörten, so starrten auf der Straße die Vorübergehenden, wenn sie das Mienenspiel und die heftige Bewegung der Hände gewahrten, mit denen Ruggiero seine leise vor sich hingemurmelten Worte begleitete, ihm erstaunt nach, und es fehlte nicht an solchen, die ihm auch jetzt den Beinamen: mezzo matto, nur in einem anderen Sinne, als dies in seiner Jugend geschah, wieder beilegten. Dabei war auch seine frühere Menschenscheu in ihrem weitesten Umfange wieder zurück-

gekehrt und seine einzige Erholung nach langen, einsam in seiner Stube hingebrachten Tagen bestand darin, daß er sich gegen Abend zur Kirche S. Giovanni e Paolo begab und dort in irgend einem Verstecke, der ihm den Hinblick auf das Reiterstandbild des Colleoni gewährte, die Ankunft Heinrich Ilsung's erwartete, welcher noch immer zur verabredeten Stunde daselbst erschien, täglich der Erscheinung des schwarzen Domino mit der Mulattenlarve um so ungeduldiger harrend, als er bereits wochenlang aller Nachrichten von der Geliebten entbehrte und sich täglich, nachdem er stundenlang verzweifelnd vor dem Standbilde auf und nieder geschritten, eben so trostlos wieder entfernte, als er hoffnungsvoll gekommen war. Zuweilen verschaffte sich Ruggiero, der immer mit Heinrich Ilsung verlarvt und verhüllt verkehrt, und daher nicht zu besorgen hatte, von ihm erkannt zu werden, das absonderliche Vergnügen, ganz nahe an seinem Schützlinge hinzustreifen, die Seufzer seiner Ungeduld zu vernehmen und zu sehen, wie er unmuthig den Boden mit den Füßen stampfte, worauf Ruggiero dann wie erquickt durch das Bewußtsein nicht allein zu leiden, halbgetröstet nach Hause schlich.

Allein dieser Trost hielt nicht lange vor; denn wenn er gleich seit den Erklärungen Ambrosia's, die über ihre Neigung für Heinrich Ilsung kaum zweifeln ließen, unbewußt in den tiefsten Tiefen

seiner Seele einen Groll gegen diesen Letzteren gefaßt hatte und an dessen Mißgeschick mit boshafter Freude sich weiden konnte, so mußte doch andererseits der Anblick dieser Leiden unfehlbar das Gefühl der Trostlosigkeit der eigenen Lage steigern und seine Gedanken wieder mit doppelter Bitterkeit dem alten Zielpunkte zulenken: wie Alles vortrefflich vorbereitet, wie das Gelingen ganz sicher gewesen sei und noch jetzt ganz sicher wäre, wenn nur in dem großen Triebwerk ein Rad nicht stockte, eine Feder nicht den Dienst versagte. Dieses Rad sich drehen zu machen, diese Feder in Bewegung zu setzen, war jetzt die Aufgabe seines Lebens, der Inhalt aller seiner Gedanken, der Gegenstand aller der halblauten Selbstgespräche geworden, denen er sich, die Gäßchen Venedigs durchstreifend, zum Staunen und zum Gespötte Vornehmer wie Geringer hinzugeben und sie mit den seltsamsten Mienen und Geberden zu begleiten pflegte. Mit einem solchen Selbstgespräche verkürzte er sich denn auch eines Abends den Weg nach S. Giovanni e Paolo, wo er sich wieder an der Standhaftigkeit wie an der Ungeduld Heinrich Ilsung's zu ergötzen gedachte, als er sich plötzlich anrufen hörte, und aufblickend Meister Andrea Palladio, den Baumeister, vor sich stehen sah. „Corpo di Dio, Messer Ruggiero!“ rief er ihm zu, dem alten Freunde die vornehm feine Hand zum Gruße entgegenstreckend; „Ihr

seid hier zu Venedig? Mißfiel es Euch also zu Rom, daß Ihr die ewige Stadt so schnell verlassen, oder trieb Euch Heimweh zurück in unsere Lagunen? Wie dem auch sei, laßt Euch nur sagen, mir kommt Ihr jedenfalls zu früh; ich hatte noch nicht Muße und Laune, mich mit Eurem Baue zu beschäftigen!" — Als nun Ruggiero, wie vom Traume erwachend, ihn versicherte, er sei seit Jahren nicht in Rom gewesen und wisse ebensowenig, von welchem Baue Palladio spreche, versetzte dieser, erstaunt einen Schritt zurücktretend: „Wie, wollt Ihr Euren Scherz mit mir treiben? Habe ich's nicht verbrieft und besiegelt in der Tasche, daß Ihr in Rom wart? Brachte mir nicht der Eilbote, den Cardinal Caraffa vorigen Monat an den Patriarchen absandte, von dort ein Schreiben, in dem Ihr mich ersucht, ehemöglichst Euren Landsitz zu Lucera in Augenschein zu nehmen und Pläne zu entwerfen, um das alte Castell in eine stattliche Villa umzubauen? Die Pläne müßten fertig sein, setztet Ihr hinzu, wenn der Alte das Zeitliche segnete, damit man dann sogleich zum Baue schreiten könne! Ich weiß nicht, welchen Alten Ihr damit gemeint haben könnt, aber daß Ihr es hingeschrieben habt, dies weiß ich, und wenn Ihr's ableugnen wollt, nun so seht es hier Schwarz auf Weiß!" — Damit reichte er ein Blatt, das er mittlerweile aus seiner Gürteltasche hervorgezogen hatte, dem ihn ahnungsvoll anstarrenden Ruggiero

hin, der dann auch, auf den ersten Blick die Handschrift Anselmo's erkennend und alsbald vor der Berührung des Blattes wie vor der eines Pestkranken zurückschreckend, mit zornbebender Stimme die Worte herstammelte: „Ihr seid im Irrthum, Meister Andrea! Dieses Schreiben rührt nicht von mir her, sondern von meinem undankbaren, pflichtvergessenen Neffen, der die Tage seines greisen Oheims zählt, und die Stunde nicht erwarten kann, um als ein lachender Erbe in den Besitz seines Nachlasses zu treten! Gott verdamme ihn dafür hier und dort, in Ewigkeit, Amen!“ — Und dies gesagt, bog er so schnell als die Hinfälligkeit seines gebrechlichen Körpers es erlaubte, in ein Seitengäßchen und rannte, die unbetretensten Pfade wählend, ohne Aufenthalt fort, bis er an eine einsame Stelle gelangte, wo sich das Rasen des Zornes, der in ihm kochte, in gräßlichen Flüchen und Verwünschungen gegen Gott und die Welt austobte. Endlich erschöpft zusammenbrechend kroch er die Stufen hinan, die zum Eingange einer Kirche emporführten und überließ sich dort hingekauert der Fülle der Gedanken, der Bitterkeit der Empfindungen, die seine Seele bestürmten. „Mißhandelt, beschimpft und überdies verhöhnt!“ seufte er vor sich hin; „und die Mißhandlung hinnehmen, den Schimpf verbergen, den Hohn in ohnmächtiger Wuth verbeißen zu müssen! O wie anders stünde es, wenn mein Anschlag ge-

lungen, wenn das Werk meiner Rache vollbracht wäre! Mit welcher siegesgewissen Verachtung könnte ich über diesen neuen Frevel des anmaßenden Buben hinweg dem Tage entgegen sehen, der mir einen Erben gibt und ihn der Verarmung und dem Elende in den Rachen stößt! O daß es vollbracht, vollbracht wäre!" — Er hielt plötzlich inne und fuhr wie von einem elektrischen Strahle berührt in die Höhe! — „Vollbracht!" stammelte er und verbarg das Gesicht in den Händen! Die furchtbare Aufregung der letzten Stunde hatte die Thatkraft seiner Seele, statt sie vollends zu erschöpfen, zu neuem Aufschwung erweckt; denn plötzlich war es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen; der Ausweg aus dem Labyrinthe, in dem er so lange umhergeirrt, war entdeckt, die Lösung des Räthsels gefunden, nach dessen Schlüssel er so lange gesucht hatte. „Vollbracht!" wiederholte er; „das ist es! Die Gewalt der Thatsachen beherrscht den schwanken Sinn der Menschen! Das war mein Fehler, daß ich Umwege einschlug, auf Zufälligkeiten rechnete, daß ich erlisten wollte, was ich erzwingen mußte! Das Gewicht der vollendeten Thatsache hatte ich in die Wagschale zu werfen, nicht ihre Bedenken anzuhören, nicht mit ihrem Starrsinn zu rechten! — Nun wohlan, er soll, er wird brechen, dieser Starrsinn!" — So rief er, dann kreuzte er die Arme über die Brust und stand eine Weile mit

geschlossenen Augen, alle Kraft der Seele in Einen Brennpunkt sammelnd, in tiefen Gedanken versunken; dann war sein Plan gemacht, sein Entschluß gefaßt, und er ging augenblicklich an die Ausführung desselben, indem er beflügelten Schrittes nach Hause eilte, sich in seinen schwarzen Domino hüllte und sein Antlitz, in der Mulattenlarve verborgen, sich von einer Gondel nach S. Giovanni e Paolo bringen ließ, wo er Heinrich Ilsung nach einer Stunde vergeblichen Harrens eben im Begriffe fand, dem Standbilde des Colleoni hoffnungsloser als je den Rücken zu kehren. Mit einem Freudenschrei empfangen, dem jedoch sofort eine Fluth von Vorwürfen und bitteren Klagen nachfolgte, setzte Ruggiero diesen letzteren alsbald dadurch ein Ziel, daß er, Ilsung's beide Hände erfassend, ihn mit feierlich erhobener Stimme auf diese Weise anredete: „Eure Standhaftigkeit hat gesiegt, junger Mann! Ihr habt siegreich die harte Prüfung bestanden, welche Zweifelsucht und Unentschlossenheit der Geliebten Euch auferlegte. Ausdauer und bescheidene Zurückhaltung haben Eure Liebe als echtes Gold bewährt und so darf ich Euch nun verbürgen, daß Ihr Euch in wenigen Tagen am Ziele Eurer Wünsche und in dem vollen Besitze der Geliebten sehen werdet, wenn Ihr nur die Geduld habt, Euch noch durch einige Tage den Vorsichtsmaßregeln zu fügen, welche die Sorge für ihren Ruf und das Geheimniß Eurer Verbindung

ihr zu beobachten gebieten." — Als nun auf diese Worte der Jüngling mit aller Gluth jugendlicher Leidenschaft und verzehrender Begierde alle Forderungen einzugehen sich bereit erklärte, die die Verhältnisse seiner Dame oder selbst nur ihre Laune ihm vorschreiben würden, hieß ihn Ruggiero sich ungesäumt nach Hause begeben und bei seinen Handelsfreunden eine Reise in Familienangelegenheiten vorschützen, die ihn einige Tage von ihrem Hause fernhalten würde; die nächstfolgende Mitternacht sollte er sodann wieder bei dem Standbilde Colleoni's sich einfinden, um, blindlings seiner Führung sich vertrauend, von ihm an den Ort gebracht zu werden, wo ihm früher oder später in der Erfüllung seiner glühendsten Wünsche das reichste Glück erblühen werde! — Nachdem der Jüngling, zwar staunend und befremdet, aber ohne Säumen und fast ohne alle Ueberlegung Ruggiero's Anordnungen pünktlich nachzukommen zugesagt hatte, trennten sich Beide, Ilsung, um die lange Nacht in halbwachen Träumen künftiger Seligkeit hinzuschwelgen, Ruggiero, um sie in der sorgfältigsten Erwägung aller Hindernisse, die der Ausführung seines Planes irgendwie in den Weg treten könnten, hinzubringen.

Am nächsten Morgen begab sich Ruggiero in das Haus an der Veronabrücke, das er, wie es die Stätte seiner Schmach gewesen, nun auch zu dem Orte erkoren hatte, an dem über die Zu-

kunft Anselmo's der Stab gebrochen werden sollte. Er durchschritt prüfend die Gemächer des Hauses und entschied sich endlich für eine im Erdgeschoß des Hofraumes gelegene Stube, deren eiserne Fensterladen von außen zu schließen und zu versperren waren, so daß der Bewohner des Gemaches völlig von der Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten werden konnte, und an die noch überdies ein kleines dunkles Kämmerchen stieß, das hinlänglichen Raum für den Vorrath von Lebensmitteln und andere nothwendige Erfordernisse darbot, welche er herbeigeschafft hatte, und nun daselbst aufhäufte. Nachdem dies geschehen, verschloß er auf das sorgfältigste die Fensterladen, vernagelte sogar die Fenster, und verließ endlich, nachdem er noch an der Außenseite der Stubenthüre, der Festigkeit ihres Schlosses nicht vertrauend, zwei feste Riegel angebracht hatte, das einsam öde Haus, um, den Rest des Tages hindurch über seinem Plane brütend, das Heranrücken der Mitternacht abzuwarten. Heinrich Ilsung, der ihr mit nicht geringerer Ungeduld entgegenharrte, schritt schon lange vor dem Reiterstandbilde des Colleoni auf und nieder, als die ersehnten zwölf Schläge endlich von dem Thurme von S. Giovanni e Paolo niederdröhnten. Der letzte derselben war noch nicht ganz verhallt, als schon der schwarze Domino mit der Mulattenlarve, wie aus der Erde emporgestiegen, vor ihm stand,

ihm, der Abrede gemäß, die Augen verband und ihn zu der Gondel geleitete, welche Beide nach vielfältigen Kreuz- und Querfahrten endlich an der Veronabrücke an's Land setzte. Am Ziele ihrer Fahrt und in der Stube angelangt, die Heinrich Ilsung zum Aufenthalte bestimmt war, nahm Ruggiero, nachdem er eine Lampe angezündet hatte, seinem Begleiter die Binde von den Augen und sprach: „Messer Enrico! Dies ist der Ort, an dem Ihr wohl verborgen zu verweilen habt, bis die Dame Eurer Gedanken Muße und Gelegenheit findet, Euch die langersehnte Zusammenkunft zu gewähren. Wann dieser Augenblick eintreten wird, hängt von der Gunst des Zufalles ab; sorgt Ihr dafür, ihn weislich zu benützen, wenn er eintritt. Dort in der Kammer findet ihr Mundvorrath für acht Tage, ob Ihr gleich, wie ich verbürgen zu können glaube, nicht die Hälfte dieser Zeit hier zubringen werdet. Hier in der Ecke ist Euer Lager bereitet, möge es Euch selige Träume gewähren, bis Ihr dereinst zu einer seligeren Wirklichkeit erwachet. Uebrigens bitte ich, daß Ihr Euch hier so still und geräuschlos als möglich verhalten, und daß Ihr weder zu ergründen versuchen möget, wo und unter wessen Dach Ihr Euch befindet, noch es übel nehmen wollt, wenn ich Euch unter Schloß und Riegel verwahre, denn nur wenn dies Gemach für völlig unbewohnt gilt, kann es zum Markstein

Eurer Leiden, zur Geburtsstätte Eures Glückes werden!" — Nachdem er diesen Worten noch das Versprechen hinzugefügt: er werde die Einsamkeit seines Gefangenen durch tägliche Besuche und seine Sehnsucht durch Nachrichten von der Geliebten zu stillen suchen, wandte er sich der Thüre zu, als Heinrich Ilsung ihn plötzlich am Arme faßte und zurückhielt: „Nur ein Wort noch, mein unbekannter Freund", sagte er; „daß ich Euch seit unserer ersten Begegnung bis zum heutigen Tage treue Ergebenheit, ja blinde Hingebung bewiesen, daß ich Euren Forderungen und Rathschlägen zu allen Zeiten und in jeder Beziehung willfährig Folge leistete, werdet Ihr um so weniger leugnen können, als ich eben jetzt selbst meine Freiheit und mein Leben Eurer Willkür anheimstelle. Ich vertraute Euch nicht blos wie ein Kranker dem Arzt, wie ein Freund dem Freunde, sondern wie ein unmündiger Knabe dem weltklugen Vater; ich ließ trotz des bisherigen Mißerfolges Eurer Rathschläge keinen Verdacht, keinen Argwohn gegen Eure Redlichkeit in meiner Seele aufkommen. Sollte jedoch meine Zuversicht auch in dieser neuen und schwersten Prüfung wie in allen früheren getäuscht werden, so vernehmt, daß ich in diesem Falle Vertrauen für Vertrauen, daß ich die rückhaltlose Enthüllung Eures Angesichtes, Eures Namens, Eurer Verhältnisse fordern, ja daß ich dann, wenn mir noch Athem und Kraft dazu

bleibt, eher mit dieser meiner Hand die Larve von Eurem Antlitz herabreißen, als dulden werde, daß die Ehre, das Gewissen, die Freiheit eines deutschen Mannes einem unbekannten Fremdlinge zum Spielzeug, ja vielleicht zum Werkzeug verbrecherischer Pläne diene!" — Auf diese mit Ernst und Nachdruck gesprochenen Worte erwiderte Ruggiero mit gleicher Schärfe der Betonung, daß er seiner Zeit vollkommen bereit sein würde, ihm wie jedem Andern, insoferne nicht die Angelegenheiten dritter Personen dabei berührt würden, über seine Handlungsweise Rede zu stehen, und entfernte sich hierauf, indem er die Thür des Gemaches, wie jene des Hauses sorgfältig hinter sich verschloß. Die Art und Weise seines Abschiedes von Heinrich Ilsung war indessen nicht geeignet, den geheimen Groll, der in seinem Herzen gegen diesen letzteren Wurzel gefaßt hatte, zu mindern oder abzuschwächen, und da die Unterredungen, die an den beiden nächstfolgenden Tagen zwischen ihm und seinem Gefangenen stattfanden, ihm nur zu deutlich zeigten, daß der junge Mann ihm mißtraue, und daß er es keineswegs mit einem so schwachen und unselbständigen Charakter zu thun habe, als er erwartet hatte, so gewann die Hindeutung Ambrosia's auf die Gefahren, denen ein zu blindes Vertrauen auf die Nachgiebigkeit und Willfährigkeit seines Schützlings ihn aussetzen könnte, in seinen Augen in dem-

selben Maße Gewicht und Nachdruck, als sein eifersüchtiger Groll gegen ihn zunahm, und bei dem Wirrsal der Leidenschaft, die seine Seele verdunkelte, kam er allmälig zu dem Beschlusse, sich des Werkzeuges, sobald es seinen Zwecken gedient haben würde, kurzweg und für immer zu entledigen.

Die nächstfolgenden Tage brachte er theils mit Besuchen bei seinem freiwillig Gefangenen, dessen Leidenschaft er trotz der zwischen ihnen Beiden eingetretenen Kälte durch Verheißungen aller Art bis zur Gluthhitze zu steigern verstand, theils in Versuchen hin, sich Ambrosien zu nähern, was ihm auch vollständig glückte, da diese letztere, arglos und gewissenhaft wie sie war, sich für verpflichtet hielt, den Wünschen ihres Gemahls um so willfähriger entgegenzukommen, als ihr Herz unwillkürlich mehr und mehr sich ihm entfremdete. So gelang es Ruggiero, sie zu Spaziergängen auf den Marcusplatz, zu einer Fahrt nach Murano zu bewegen, Erfolge, die, so theilnahmlos sich auch Ambrosia neben ihm herbewegte, ihn doch vollkommen befriedigten, weil sie ihn der völligen Nichtahnung seiner Entwürfe von ihrer Seite versicherten. Am Morgen des dritten Tages begab er sich vermummt, wie immer, in das Haus an der Veronabrücke und verkündete Heinrich Ilsung, daß dieser gegen Abend die so lange und heißersehnte Zusammenkunft mit der Geliebten zuversichtlich erwarten dürfe. Mit

ruhig unbewegter Miene, obwohl die Zähne übereinandergebissen und im Marke der Seele erzitternd, ließ er die Ausbrüche des Entzückens des jungen Deutschen ungehindert ihren Lauf nehmen. Als aber der erste Sturm seiner Freude sich gelegt hatte, nahm er das Wort und sprach, erst zögernd und mit unsicherer Stimme, aber allmählig immer rascher und nachdrucksvoller: „Wenn Ihr das Mißtrauen, das Ihr vor kurzem mir zeigtet, jetzt beschämt als ein unbegründetes erkennen müßt, so laßt Euch dies zur Warnung dienen, den letzten wichtigsten Rath, den ich Euch jetzt gebe, nicht zu verachten, sondern ihn im entscheidenden Augenblick mit aller Entschlossenheit und aller Thatkraft, deren Ihr fähig seid, zu befolgen und in's Werk zu setzen! Ihr kennt die Weiber nicht; Ihr wißt nicht, wie ihr ganzes Wesen aus Laune und Unentschlossenheit besteht, wie sie ewig zwischen: Ja! und Nein! zwischen Wollen und nicht Wollen, zwischen Scham und Begierde hin und her schwanken! Erwartet also nicht die Geliebte, eines unglücklichen Ehebundes müde, vom Stachel der Leidenschaft getrieben, freiwillig und gewährend Euch entgegenkommen zu sehen; sie wird vielmehr unfreiwillig, durch Zufall oder Zwang Euch zugeführt erscheinen, sie wird Euch, Pflicht und Gewissen entgegensetzend, mit allem Ernst und aller Hoheit der Frauenwürde in die Schranken ferner, stummer, abgöttischer Verehrung

zurückweisen wollen! Laßt Euch dadurch nicht irre machen! Seid überzeugt, sie möchte Euch küssen, wenn sie Euch ausschilt, Euch umschlingen, wenn sie Euch zurückstößt, Euch liebkosen, wenn sie Euch mißhandelt! Sie ist ein Weib, und Weiber wollen sich weder hingeben, noch am Wege gefunden und aufgenommen, noch selbst verdient, sie wollen bezwungen, erobert, unterjocht werden! Bezwingt, erobert, unterjocht sie also! Benützt den Augenblick, der zum zweiten Male nicht wiederkehrt, und seid gewiß, daß der Lohn des scheuen, schüchternen, zaghaften Anbeters nur Geringschätzung und Verachtung, nie aber das Glück und die Seligkeit des Vollgenusses der Liebe sein wird!" — Ilsung, in jenem Augenblicke zu erwartungsvoll, zu glücklich, zu dankbar, um auch nur im mindesten irgend eine Ansicht seines unbekannten Gönners in Zweifel zu ziehen, versprach allen diesen Rathschlägen auf das pünktlichste Folge zu leisten; allein weder seine Dankbarkeit noch seine Willfährigkeit vermochten Ruggiero von dem Entschlusse abzubringen, den er halb aus Haß und Eifersucht, halb aus Sorge für die eigene Sicherheit gefaßt, und zu dessen Ausführung er bereits eine Zusammenkunft mit Beppo und dessen beiden Söhnen verabredet hatte. Zu diesen begab er sich nun unmittelbar nach dem Gespräche mit Heinrich Ilsung und hieß das würdige Kleeblatt von Mitternacht

desselben Tages an im Rio menuo einige Klafter oberhalb der Veronabrücke eine Gondel bereit halten, in welcher sie einen jungen Mann, den er im Laufe der Nacht ihnen zuführen würde, nach Hause befördern sollten; dabei reichte er Beppo eine Zechine als Wartegeld, setzte aber mit bedeutungsvollem Lächeln hinzu, wenn der junge Mann etwa auf dieser Fahrt ertrinken sollte, so wolle er dem, der seinen Leichnam wieder auffände, gerne deren hundert geben, eine Bemerkung, die von Beppo mit nicht minder bedeutungsvollem Lächeln und der Bemerkung erwidert wurde: er könne für nichts stehen; die jungen Leute seien so unvorsichtig, und gar Mancher, der sich unbedacht auf der Gondel geschaukelt, sei schon frisch und roth in den Canal gestürzt, und bleich und todt wieder zu Tage gekommen; übrigens würden Eccellenza prompt und nach Wunsch bedient werden.

Nach der Besorgung dieser Angelegenheit begab sich Ruggiero nach Hause, um dort ungeduldig, wie ein gefangener Löwe die Futterstunde, das Hereinbrechen des Abends abzuwarten. Als dieser endlich zu dunkeln begann, begab er sich zu Ambrosia und lud sie ein, an einer Spazierfahrt in den Lagunen Theil zu nehmen, wozu sich diese auch, weder erfreut noch widerwillig, ohne Bedenken herbeiließ. Die Dämmerung war schon völlig hereingebrochen, als sie gegen S. Lazzaro hinaus ruder=

ten, Ruggiero mit seinen Plänen beschäftigt, stumm vor sich hinstarrend, Ambrosia theilnahmlos und nicht minder in Gedanken versunken an seiner Seite, als er plötzlich, da es schon Nacht geworden, eine sternlos gewitterschwüle Nacht, die Gondel zu wenden befahl und Ambrosien vorschlug, ein Haus, das er unlängst gekauft und neu eingerichtet habe, zu besehen, eine Einladung, die diese mit wenigen Worten zuvorkommend annahm, worauf Beide wieder in ihr voriges dumpfes Schweigen zurücksanken.

Im Rio menuo angelangt, ließ Ruggiero die Gondel anlegen und führte Ambrosia, die weder die Gegend in Acht nahm, noch auch nur von ferne des Hauses an der Veronabrücke gedachte, durch ein Seitengäßchen an das Thor dieses Hauses, öffnete es und wandte sich die Vorhalle entlang der Thüre des Gemaches zu, in dem er Heinrich Ilsung verschlossen hielt. Ambrosia sah ihn arglos und gleichgültig die Riegel der Thüre zurückschieben und das Schloß derselben öffnen, als er sie plötzlich beim Arme faßte und diese Worte zu ihr sprach: „Wißt, Ambrosia, daß ich Euch hierher gebracht habe, damit Ihr den Willen Eures Herrn und Gemahls, wie ich ihn letzthin Euch mitgetheilt, freiwillig oder gezwungen erfüllet. Nur dies vernehmt noch zu Eurer Beruhigung, daß dafür gesorgt ist, daß das Werkzeug meiner Rache das Geheimniß des Geschehenen im Grabe bewahre.“ —

Mit diesen Worten that er rasch die Thüre auf, schob die betroffene, den Sinn der eben vernommenen Worte kaum fassende Ambrosia in das Gemach, verschloß und verriegelte hinter ihr die Thüre und verließ sodann, das Eingangsthor nicht minder sorgsam verwahrend, das Haus an der Veronabrücke.

Ambrosia hatte kaum mit einem Schrei der Ueberraschung die Schwelle des von dem Schimmer einer Lampe nur schwach erleuchteten Gemaches überschritten, als Heinrich Ilsung, der nach stundenlangem Bangen und Harren dem Klappen der Riegel und dem Klange des sich öffnenden Thürschlosses mit stürmischem Herzklopfen gehorcht hatte, der bleichen und zitternden Frau zu Füßen stürzte und ihr in den glühendsten Worten für die Gewährung seines heißesten Wunsches, für das Glück einer zeugenlosen Zusammenkunft mit ihr, der Sonne seiner Tage, dem Traumbilde seiner Nächte, seinen Dank darbrachte. „Ihr irrt Euch", rief Ambrosia zurückweichend und die flehend nach ihr emporgestreckten Hände des Jünglings abwehrend, „Ihr irrt Euch, Messer Enrico; nicht meinem Wunsche, nicht meinem Willen, nur meiner unbegreiflichen Verblendung, nur fremder, unwiderstehlicher Gewalt verdankt Ihr ein Zusammentreffen, das ich Euch nach dem Geständnisse, durch das Ihr mich unser letztes Gespräch abzubrechen zwangt, nie freiwillig und am wenigsten allein und hinter Schloß und Riegel

verstattet haben würde!“ Diese Worte stimmten zu sehr mit der Art und Weise überein, in welcher Ruggiero's Schlauheit dem jungen Manne die erste Begrüßung Ambrosia's geschildert hatte, als daß er dadurch im mindesten erschüttert oder abgeschreckt worden wäre; er sprang vielmehr empor und faßte, den Rathschlägen seines unbekannten Führers getreulich nachkommend, die sträubende, jetzt vor Angst erbleichende, jetzt wieder vor Zorn erröthende Ambrosia in seine Arme und beschwor sie, ihren Gefühlen nicht länger Gewalt anzuthun, ihm nicht das Glück vorzuenthalten, dessen nur ihre Liebe ihn theilhaftig machen könne und in seinen Armen des Joches einer ihr aufgedrungenen und verhaßten Verbindung mit einem ihrer Schönheit und Jugend unwürdigen Greise zu vergessen. Ambrosia aber, seiner Umarmung mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte sich entwindend: „Wer sagt Euch“, rief sie, „wer sagt Euch, daß mein Gemahl, ein wohlverdienter, kampfberühmter Kriegsheld, meiner unwürdig sei? Wenn nicht Liebe mich dem Greise verband, so war es Hochachtung und warme Theilnahme, die mich am Altar ihm Treue für's Leben schwören ließ, und Euretwegen, glaubt Ihr, würde ich diese Schwüre brechen? Welchen Grund gab ich Euch, so verwegene, so sinnlose Hoffnungen zu hegen? War mein Betragen so frech, gefallsüchtig, meine Rede so schamlos, mein Blick so heraus-

fordernd? Habe ich nicht vielmehr bei dem ersten Geständniß Eurer verbrecherischen Leidenschaft Euch entrüstet den Rücken gekehrt, Euch gemieden oder mit der Kälte behandelt, die Eure Vermessenheit verdiente? Wer seid Ihr, daß Ihr eine züchtige Frau, die, weiß Gott, nicht ihr freier Wille mit Euch zusammenführte, in Eure Arme zu fassen, ihr Ohr mit den schamlosen Anträgen roher Sinnlichkeit zu entweihen wagt? Habt Ihr keine Mutter daheim, die Ihr als Muster aller weiblichen Tugenden verehrt, keine Schwester, deren jungfräuliche Reinheit Ihr unbefleckt, auch nur von dem Schatten eines Argwohns erhalten und bewahrt zu wissen wünscht, daß Ihr Euch erfrecht, nach mir, der ehrbaren Hausfrau eines ehrenhaften Mannes, wie nach Eurem Eigenthum die Hand auszustrecken, um mich in den Abgrund der Sünde, der Schmach, des Verderbens hinabzureißen?" — Diese Worte sprechend war es Ambrosia gelungen, sich in eine Ecke des Gemaches zu flüchten, in der sie glühend vor Aufregung, mit fliegender Brust und leuchtenden Augen, zürnend und erhaben wie Pallas Athene dastand, nur daß kein den Gegner versteinerndes Medusenschild ihr zu Gebote stand; denn auf Heinrich Jlsung, dessen ganzes Wesen sich durch die Bilder und Vorstellungen, die ihn während seiner einsamen Gefangenschaft ausschließend beschäftigt hatten, in höchster Spannung und Aufregung befand, und der,

auf Ruggiero's Andeutungen hin, Ambrosia's Widerstand für Heuchelei und Lüge, im besten Falle für eine Art frömmelnder Selbsttäuschung hielt, machte ihr Anblick nicht nur keinen abschreckenden Eindruck, sondern er schien die Gluth der Leidenschaft, die aus seinen blauen Augen funkelte, nur zu noch höherer Flamme anzufachen. — „Grausame", rief er, „Du willst nichts meiner Bitte, nichts dem Drange des eigenen Herzens gewähren; selbst die Gunst, die Du mir durch diese so heiß ersehnte Zusammenkunft erwiesen, verweigerst Du als solche anzuerkennen! Nach allen den Mühen, die ich für Dich erduldet, nach allen den Nächten, die ich Deinetwegen durchwacht, stoßest Du mich nun von Dir, wie einen Wahnsinnigen, der Dinge träumt, die nie gewesen! Du meinst wohl, wir Deutsche seien treuherzige, leichtgläubige Träumer, eine Art bärtiger Kinder oder blondhaariger Greise, mit einem Worte zu befriedigen oder einzuschüchtern? Nun wohlan, so erfahre, daß es deren auch gibt, die Männer sind, die wollen, und die an ihr Wollen ihr Leben setzen! Erfahre, daß Du zu weit vorwärts gegangen, um noch zurück zu können, und da Du es nicht anders willst, so gewähre der Gewalt, was Du der Liebe verweigerst!" — Mit diesen Worten auf sie zustürmend, faßte er neuerdings die Zitternde in seine Arme, die, bald ihm entschlüpfend, bald wieder ereilt, das Gemach mit vergeblichen

Hülferufen erfüllte, bis ihre Kniee wankten, Athem und Kraft ihr versagten, und sie von seinen Armen umschlossen mit letzter Anstrengung ihm zurief: „Ein Wort noch, Enrico! ein einziges Wort noch höre! Bei Gottes Barmherzigkeit, ein Wort noch!" — Einen Augenblick zögerte er, dann ließ er sie fahren und sie sank erschöpft in einen Stuhl und verbarg das Gesicht in den Händen; dann sich aber sammelnd und wie in schwerem, innerem Kampfe nach Athem ringend, erhob sie sich und sprach, ihre dunklen, sanften Augen fest auf den Jüngling geheftet: „Enrico, als Ihr vor wenig Wochen das erste Mal vor mich hintratet, jung, schön, treuherzig und unbefangen, voll Begeisterung für alles Gute und Schöne, voll warmer und tiefer Empfindung und regen Pflichtgefühls, da war mir, als hätte Gott Euch mir gesendet, um die Leere meines Herzens mit Eurem Bilde auszufüllen, um durch den Gedanken an Euch wieder Lust und Liebe am Leben zu gewinnen und in der Erinnerung an Euch zugleich Ermuthigung zur eifrigeren Erfüllung meiner Pflichten und Erleichterung ihrer mir täglich drückender werdenden Bürde zu finden. Da trübte keine Unruhe, keine Furcht, kein Vorwurf meine Seele, die Eures Anblicks in reinem Wohlwollen und stillem Glücke wie einer schönen Blume sich erfreute. Erst als Ihr Eure Leidenschaft mir zu gestehen wagtet, als Ihr mich mit Euren Huldigungen verfolgtet,

als Ihr jenes frevelhafte Schreiben mir in die Hände spieltet, dann erst, als ich mich gewaltsam zum Bewußtsein meiner Pflichten aufraffen, meine Empfindungen beherrschen lernen, Eure Nähe vermeiden, meine Gefühle Euch verbergen mußte, dann wußte ich erst, daß ich Euch liebte! Und als ich es wußte, da warf ich mich auf die Kniee und schwur meinem Heiland und mir selbst mit heiligen Eiden, nun und nimmer, um keinen Preis und unter keiner Bedingung das Geheimniß meiner Seele Euch zu verrathen. Breche ich heute dennoch diesen Schwur, so wird Gott mir verzeihen; denn ich breche ihn, um Euch bei dieser meiner heiligen und reinen Liebe zu beschwören, nicht nur mich Unglückselige, statt mich in Schmach, Elend und Verderben zu stürzen, um dieser meiner Liebe willen für geweiht und heilig zu achten und meine Ehre zu hüten wie Eure eigene, sondern auch Euer edles Selbst aus den Netzen und Schlingen der Versuchung, aus dem trüben Wirbelschwall der Leidenschaft, aus dem blinden Wahnsinn rasender Begierde zurückzuerobern, und so, statt das Paradies unserer Träume uns in eine Hölle des Entsetzens und der Reue zu verwandeln, mir die Erinnerung an Euch, Euch die Erinnerung an mich rein und unbefleckt, als leuchtenden Stern am Horizont unseres Lebens zu erhalten und zu bewahren!“ — Sie war bei diesen Worten auf die Kniee vor ihm hin-

gesunken und hob ihre dunklen, sanft leuchtenden Augen flehend zu ihm empor, indessen ihr schwarzes Haar, das sich während ihres Sträubens und Ringens gelöst hatte, wie ein Trauermantel um ihre weißen Schultern flatterte. Heinrich Ilsung's Antlitz aber, bei ihren ersten Worten von immer steigendem Entzücken wie mit Verklärung umstrahlt, hatte allmählig einen immer ernsteren Ausdruck angenommen, bis er es endlich, von der Hoheit ihrer Erscheinung wie von der einfachen Würde ihrer Rede überwältigt, und von der ihm angelernten Wüstheit und Wildheit zu der angeborenen Milde und Reinheit seiner Gesinnung zurückgeführt, erblaßt bis in die Lippen, in den Händen verbarg und von übermächtiger Rührung hingerissen in so gewaltsames, seine breite, männliche Brust wie Meereswogen auf und nieder schaukelndes Schluchzen ausbrach, daß er kaum so viel Kraft und Besinnung behielt, Ambrosia vom Estrich aufzuheben und sie ehrerbietig zu einem Stuhle zu geleiten. Als er endlich so viel Fassung und Selbstbeherrschung sich errungen hatte, um seinen überströmenden Thränen Einhalt zu gebieten und Worte zu finden, wendete er sich zu der halbohnmächtig auf den Stuhl hingesunkenen Geliebten und sprach: „Wäre die Thür dort nicht versperrt, das Fenster hier nicht verschlossen, so würde ich, dessen seid überzeugt, mich meinem wohlverdienten Schicksal zu fügen und Euch

augenblicklich von meiner fluchwürdigen Nähe, von meinem hassenswerthen Anblicke zu befreien wissen; denn wenn ich auch durch die Worte, die mir eben wie himmlische Musik von Euren Lippen ertönten, die reichste Gabe, die je einem Unverdienten zu Theil ward, das schönste Glück, das je einem Sterblichen sich niedersenkte, empfangen und erfahren habe, so bin ich doch von dem Irrwahn der Leidenschaft nicht so verblendet, in den Taumel rasender Begierden nicht so versunken, um nicht einzusehen, daß nach der Fülle beleidigenden Frevels, dessen ich mich heute gegen Euch vermessen, jene reiche Gabe, jenes schöne Glück mir für immer verloren und verscherzt sind, und daß Eure Gefühle für mich sich in ihr Widerspiel verwandelt, Eure Neigung in Ingrimm, Eure Achtung in Abscheu, Eure Liebe in Haß verkehrt haben müssen. Ja, das Geständniß der Neigung, die Ihr für mich Unwürdigen empfandet, hat mich vielmehr, wie ein Sonnenstrahl den Abgrund meiner Seele erschließend, meine Verirrung als so thöricht, meine Anmaßung als so sträflich, meinen Frevel als so unverzeihlich erkennen lassen, daß ich, meinen Unwerth und Eure Seelenhoheit, meine Nichtigkeit und Eure Größe vollkommen empfindend, begreife, wie ich die Augenblicke, die mir der Zwang der Umstände noch in Eurer Nähe zu verweilen gestattet, nur noch dazu zu benützen habe: vor Allem Euch den Frevel meiner

ruchlosen Zumuthungen abzubitten, dann aber zu meiner Entschuldigung, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, anzuführen, daß meine Seele für sich allein nie so verbrecherische Anschläge gereift haben würde, wenn nicht ein falscher Freund mit vollen Händen ihre Keime in mir ausgestreut, mit verlockenden Rathschlägen sie gepflegt und mich zuletzt als Euer Bote und Willensträger zu dem verbrecherischen Unternehmen aufgestachelt hätte, als dessen einzige Frucht ich für den Rest meines Lebens namenlose Beschämung, unsterbliche Reue und unvergängliche Trauer mit mir hinweg trage!" — Mit diesen Worten warf er sich schluchzend und stöhnend auf den Estrich vor Ambrosia nieder, die ihrerseits, kaum minder erschüttert als er selbst, sich erschrocken über ihn beugte und dem Zerknirschten mit Trosteswortten freundlich zusprechend, ihn allmählig wieder zu beruhigen und aufzurichten wußte. Und nun fand er endlich wieder Worte und vor ihr auf den Knieen liegend, aber nur ab und zu die thränenverdunkelten Augen zu ihr emporzuheben wagend, klagte er ihr, wie er gelitten, wie er ihre Zurechtweisung von vorne herein als eine gerechte empfunden und wie nur die Rathschläge des schwarzen Domino's mit der Mulattenlarve ihn verleitet hätten, sie mit seinen Huldigungen zu verfolgen und sich endlich sogar hier verschließen zu lassen, um mit ihr, wie er fest geglaubt hätte, auf ihren Wunsch

und auf ihre Anordnung zusammenzutreffen. Ambrosia, hochbeglückt, noch mehr aus der Art und Weise, als aus dem Inhalte seines Berichtes zu entnehmen, daß das Gemüth ihres Lieblings trotz aller Verirrungen, zu denen er sich hatte hinreißen lassen, nichts von der Unverdorbenheit und Reinheit verloren habe, die sie von Anfang an für ihn einnahmen, erinnerte sich bei der immer wiederkehrenden Erwähnung des schwarzen Domino's mit der Mulattenlarve, erst kürzlich eine solche gesehen zu haben; und als sie nun plötzlich wie ein Blitzstrahl der Gedanke durchzuckte, daß dies ja eben an dem unvergeßlichen Abend der Fall gewesen wäre, an dem Ruggiero ihr seine wahnsinnigen Rachepläne entdeckt hatte, so konnte sie den Zusammenhang der Umstände, den Ort, an dem sie sich befand, und die Art, wie sie dahin gerathen, erwägend, nicht bezweifeln, daß ihr Gatte Ruggiero der schwarze Domino gewesen sei, der Enrico's Vertrauen getäuscht und seine Schritte mißleitet hatte. Dabei erinnerte sie sich aber auch, wie Ruggiero, als er in dem wahnsinnigen Taumel seines Racheburstes seine eigene Gattin den Armen des jungen Deutschen zu überliefern im Begriffe war, ihr zugeflüstert hatte, es sei dafür gesorgt, daß das Werkzeug seiner Rache das Geheimniß des Geschehenen im Grabe bewahre und plötzlich mit einem Schrei in die Höhe fahrend, riß sie den vor ihr Knieenden empor, um=

klammerte ihn ängstlich mit den Armen und rief unter hervorbrechenden heißen Thränen: „Unglückseliger! Ihr seid verloren! Er wird Euch ermorden, Enrico, er wird Euch ermorden! Aber der Weg zu Deinem Herzen geht nur durch das meine, und erst muß er mich tödten, ehe er seine verruchte Hand an Dein theures Leben legt!“ Und dabei drückte sie ihn fest und fester an ihre hochwogende Brust und blickte ängstlich scheu um sich her, als drohte schon jetzt der Dolch des Mörders über seinem Haupte. Der junge Deutsche, eben so betroffen bei dem Entsetzen, das in den Zügen der Geliebten sich malte, als entzückt über die Theilnahme, die sie trotz alles Vorgegangenen ihm und seinem Geschicke noch immer bezeigte, bestürmte sie mit Fragen über die Gründe des Schreckens und der Besorgniß, die sie so plötzlich erfaßt hätten, und sie konnte, die Heftigkeit ihrer Gemüthsbewegung zu rechtfertigen, nicht umhin, ihn, unter tiefem Erröthen Manches nur andeutend, Vieles gänzlich verschweigend, darüber aufzuklären, wer der schwarze Domino mit der Mulattenlarve sei, welche Absichten seinem seltsamen Treiben zu Grunde lägen, und wie er sich des Mitwissers seines Geheimnisses zu entledigen gedenke.

Während Ilsung, durch diese Mittheilungen auf das peinlichste berührt, und in der Ueberzeugung, daß sein Leben in Gefahr schwebe, durch die furchtbare Aufregung bestärkt, in der Ambrosia die Hände rin-

gend im Gemache auf und nieder schritt, in sich gekehrt dastand und mit düsteren Blicken die reizende Gestalt der Geliebten verschlingend, die Mißgunst des Schicksals erwog, das ihnen beiden mit einander zu sterben, aber nicht für einander zu leben verhängt hatte, nahm Ambrosia in der verzweifelten Angst ihrer Seele, wie sie es von Kindheit auf in allen schwierigen Lebenstagen gehalten hatte, zum Gebete ihre Zuflucht, und warf sich auf den Estrich nieder, um von der Huld des Himmels die Abwendung der Gräuel zu erflehen, die über sie hereinzubrechen drohten. Wie sie nun ihre schönen in Thränen schwimmenden Augen in brünstiger Andacht zu der Decke des Gemaches emporhob, von der ihr unter anderem kunstvollem Schnitzwerk ein mit Rosen und Epheu zierlich umschlungenes Kreuz entgegenleuchtete, war ihr, als ob sie schon einmal in einer ähnlichen Seelenstimmung zu eben diesem Kreuze emporgeblickt hätte. Diese Erinnerung wurde in ihr immer lebendiger, und Bild an Bild reihend entsann sie sich zuletzt, daß jenes Kreuz ihr Trost niedergestrahlt habe, als sie vormals am Sterbebette der Mutter in Kummer und Gram flehend zum Himmel emporgeschaut hatte. Sie warf einen forschenden Blick um sich her, und nun erkannte sie die eigenthümliche Form der Fensterbogen, das bei der Umgestaltung des Hauses verschont gebliebene Getäfel der Wände; ja, dort in der Ecke, wo nun Enrico's

Lager bereitet war, hatte das Sterbebett der Mutter gestanden; sie konnte nicht mehr zweifeln: sie war in dem Hause an der Veronabrücke, in dem Gemache, das ihre Mutter so lange bewohnt hatte. Mit dieser Erkenntniß aber erwachte in ihr die Erinnerung an den geheimen Ausgang des anstoßenden Closets, und blitzschnell aufspringend nahm sie die Lampe vom Tisch und eilte in das Closet, wo sie, an dem Schnitzwerk der ihr wohlbekannten Wandstelle herumtastend, bald auf die Rose stieß, deren Berührung das Getäfel öffnete und die Thüre zu dem geheimen Gange erschloß. „Gott sei ewig gepriesen! Du bist gerettet!" rief sie nun dem erstaunt hinzutretenden Ilsung entgegen, worauf beide ungesäumt den geheimen Gang durchwanderten, an die von außen durch eine Steinplatte verborgene Ausgangsthüre gelangend, deren verrostete Riegel mit vereinten Kräften zurückschoben, und endlich in der Stille der Nacht in das abgelegene an den Rio degli assassini hinführende Sackgäßchen hinaustraten. Hier gab Ambrosia dem jungen Deutschen den Weg an, den er einzuschlagen habe, um so bald als möglich zu einer Miethgondel zu gelangen, dann hieß sie ihn unverzüglich nicht nur Venedig, sondern das Gebiet der Republik überhaupt verlassen und nach Mailand flüchten, wo Ruggiero keine Macht mehr habe, ihm zu schaden; dort angekommen, solle er den Pfarrer

von S. Maria Zoberigo von seinem Aufenthalte in Kenntniß setzen, da sie durch dessen Vermittlung ihm Nachricht geben wolle, ob und wann er mit Sicherheit zurückkehren könne. Ilsung, wie sonst durch ihre Schönheit und Anmuth nun durch die Geistesgegenwart und Thatkraft der Geliebten bezaubert und hingerissen, gelobte pünktlich ihren Befehlen nachzukommen. Den schüchtern vorgetragenen Vorschlag: dem Zorn ihres Gemahles sich entziehend mit ihm zu entfliehen, beantwortete Ambrosia mit einem strafenden Blicke der Entrüstung, was aber den Jüngling nicht hinderte, seine Retterin zum Abschied noch einmal in seine Arme zu schließen und einen heißen Kuß auf ihre weiße Stirne zu drücken, worauf er in die Nacht hinauseilte, während Ambrosia, die schwere Thüre hinter sich zuziehend, die Riegel, so gut sie konnte, wieder vorschob und durch den geheimen Gang in das Haus zurückkehrte. Kaum aber hatte sie die Wandthüre des Getäfels hinter sich zugedrückt, und war aus dem Closet wieder in das Hauptgemach hinausgetreten, als die Lampe ihrer zitternden Hand entglitt, und Erschöpfung sie in bleierner, todesähnlicher Ohnmacht auf den Estrich niederstreckte. — —

Indessen irrte Ruggiero, nachdem er das Haus an der Veronabrücke hinter sich verschlossen hatte, in seine gewöhnlichen halblauten Selbstgespräche vertieft, aber von den verschiedensten Empfindungen

bestürmt und daher aufgeregter als je, durch die bereits ziemlich menschenleeren Gäßchen Venedigs planlos umher. Daß das Werk seiner Rache nunmehr vollbracht und gelungen sei, galt ihm für eine ausgemachte Sache. Denn daß Gottes Gerechtigkeit ihm nach allen in dieser Angelegenheit überstandenen Anstrengungen, Mühen und Leiden durch Ambrosia nicht nur einen Sohn schenken, sondern daß dieser auch in Folge der körperlichen wie der geistigen Eigenschaften seiner Eltern ein kräftiger, wohl gebildeter und hochbegabter Knabe, und demnach vollkommen geeignet sein werde und müsse, den alten Stamm der Malgrati mit dem Glanze neuer Ehren und Auszeichnungen zu umgeben, davon hatte er sich längst durch Trugschlüsse und Spitzfindigkeiten aller Art so vollkommen überredet, daß er nicht mehr auch nur die Möglichkeit eines dieser Voraussetzung widersprechenden Erfolges seiner Bemühungen zu fassen im Stande war. Die Freude, die ihm diese seine Siegesgewißheit auf der einen Seite einflößte, wurde jedoch auf der anderen gar sehr durch die Erwägung der Opfer getrübt, mit welchen dieser Sieg erkauft werden mußte, und deren Umfang und Bedeutung ihm nun, da sie gebracht waren, zum ersten Male vollkommen einleuchteten. Er hatte, um eine Kröte zu zertreten, die köstlichste Perle seiner Habe freiwillig und bewußt in Schlamm versenkt und begraben; er hatte die reine Seele

der edelsten Frau gewaltsam, wenn gleich nicht vor der Welt, doch vor ihrem eigenen Bewußtsein mit untilgbarer Schande und ewigem Vorwurfe, und ihr Gewissen mit einer Lüge beladen, deren Bürde sie ihr ganzes Leben mit sich fortzuschleppen und selbst ihrem eigenen Kinde, ja gerade diesem am sorgfältigsten, zu verheimlichen verurtheilt war. Diese Betrachtungen steigerten nur seinen alten ingrimmigen Haß gegen Anselmo, den Vergifter seiner Lebensfreude, gegen den er, an seinem Stocke forthumpelnd, unerhörte Verwünschungen in seinen Bart murmelte, und dabei ab und zu stille stand, um bei dem irgendwo im Erdgeschoße aus einem Fenster hervorbrechenden Lichtschimmer in seinem Taschenbuche schmunzelnd die Wechsel zu besehen, die er von seinem Neffen aufgekauft hatte, damit derselbe später desto sicherer in rettungslosem Elende verkomme. Diese Wuthausbrüche gegen seinen Neffen thaten gleichwohl dem Grolle, den er gegen den jungen Deutschen empfand, keinen Abbruch; er glaubte es vielmehr Ambrosien nicht genug danken zu können, daß sie ihn vor der Unzuverlässigkeit Ilsung's gewarnt, und ihn dadurch zu dem Entschlusse gebracht hatte, seinen Schützling die seligen Stunden, die er jetzt verlebte, eben mit dem Leben bezahlen zu lassen. „Und nicht zu theuer“, brummte er vor sich hin, „nicht zu theuer bezahlt sie der Laffe, der nicht werth ist, den Staub von

ihrer Sohle wegzuküssen! Blüht eine solche Blume für einen Hund von Deutschen? Kohlstrünke wären zu gut für seines Gleichen, und wenn nicht Anselmo wäre, an die Wand gespießt hätte ich ihn wie eine Fliege, wenn er mir auch nur den Saum ihres Gewandes zu berühren gewagt hätte!" — Diese Empfindungen wiederkäuend, und zwischen Frohlocken und Erbitterung, Schadenfreude und Selbstverachtung in der Schwebe hin und her schwankend, war er gegen Mitternacht auf den Marcusplatz gelangt, wo noch mehrere Spaziergänger, die Nachtkühle zu genießen, sich auf und ab bewegten, und wo er seinerseits die Stunde abzuwarten beschlossen hatte, in welcher er Ilsung aus seinem Paradiese hinausstoßen und ihn Beppo und dessen Söhnen überliefern wollte. Von den körperlichen und geistigen Anstrengungen des Tages erschöpft, lehnte er sich an einen der Pfeiler der alten Procurazien, und starrte in Gedanken versunken vor sich hin, ohne wahrzunehmen, wie die Spaziergänger vor ihm plötzlich in größere Gruppen sich zusammenschaarten, als ob ein unerwartet eingetretenes, bedeutendes und den Antheil Aller mehr oder minder in Anspruch nehmendes Ereigniß sie beschäftige. Eben so wenig bemerkte er, daß ein Mann, von einer dieser Gruppen sich ablösend, sich ihm genähert hatte und, vor ihm stille stehend, ihn längere Zeit mit theilnehmenden, fast bedauernden Blicken betrachtete,

bis derselbe endlich die Hand auf seine Schulter legend ihn also ansprach: „Ihr wißt es also, Messer Ruggiero, und ich habe nicht, wie ich fürchtete, Euch die erste Nachricht von einem Ereignisse zu bringen, das, dem bekümmerten und verstörten Ausdruck Eurer Mienen nach, Euch schwer genug auf der Seele liegt! Daß dies der Fall ist, daß Ihr an einem Menschen, der Eure Huld und Euer Wohlwollen so oft mit Füßen von sich gestoßen, noch immer so viel Antheil nehmt, macht Eurem Herzen alle Ehre; allein wenn Gott will, so muß man still halten und seinen Rathschlüssen sich fügen!“

Ruggiero, der, aus seinen Träumen aufgeschreckt, nur flüchtig diese Ansprache vernommen und kaum ihren Sinn erwogen hatte, und der aufblickend Antonio Balletti, den Kaufmann, vor sich sah, welchem er des höhnenden Grußes wegen, den er ihm einst von Anselmo überbracht hatte, eben nicht hold war, murmelte unmuthig einige Flüche vor sich hin und schnaubte dann, sich dichter in seinen Mantel hüllend und von dem Sprechenden sich abwendend: „Was faselt Ihr da? Wovon soll ich wissen und an wem soll ich Theil nehmen von dem Diebsgesindel um mich her, das Gottes schöne Welt zur Räuberhöhle und zum Bordell macht? Laßt mich zufrieden!“ — Mit diesen Worten wendete er Balletti mürrisch den Rücken; dieser aber, ihm in den Weg tretend, entgegnete: „Wie, so wißt Ihr

nicht von der Neuigkeit, die ich eben von Rom mitgebracht habe, nämlich, daß der heilige Vater den allmächtigen Cardinal Caraffa, den Gönner Eures Neffen, plötzlich Hochverrathes wegen auf der Engelsburg gefangen setzen und ihn Nachts darauf in seinem Kerker erdrosseln ließ?" — „Und wenn er ihn hätte viertheilen lassen, den würdigen Gönner meines nichtswürdigen Neffen, was hätte mich das zu kümmern?" versetzte Ruggiero, Balletti bei Seite schiebend, der ihn aber seinerseits am Mantel festhielt und fortfuhr: „So wißt Ihr denn auch nicht, daß mit dem Cardinal zugleich sein Geheimschreiber und Vertrauter Anselmo, Euer Neffe, zur Haft gebracht und Tags darauf auf den Wällen der Engelsburg aufgeknüpft wurde?" — Ruggiero, dieses Wort vernehmend, drehte sich rasch um und stand einen Augenblick, die Augen weit hervorgequollen, starr und wie an allen Gliedern gelähmt, dann aber fuhr er mit der Behendigkeit einer Katze und der Wildheit eines Tigers auf den Kaufmann zu, und drückte ihn an den hinter ihm befindlichen Mauerpfeiler. „Du lügst!" rief er; „Hund, gestehe, daß Du lügst!" und dabei umklammerte er mit seinen Händen die Gurgel Balletti's so fest, daß dieser des Wüthenden sich kaum mehr erwehren und um Hilfe rufen konnte. Als der Arme von den auf sein Geschrei Herbeigeeilten aus Ruggiero's Klauen befreit, diesem letzteren zitternd, bleich und

nach Luft schnappend gegenüber stand, fing er von neuem an mit den heiligsten Eiden zu betheuern, daß Alles, was er ihm und vor ihm schon vielen Andern berichtet habe, auf's Wort wahr wäre, und daß er mit eigenen Augen Anselmo Malgrati an einem auf den Zinnen der Engelsburg in Eile errichteten Schnellgalgen habe baumeln sehen, Versicherungen, die Ruggiero mit hochgeröthetem Antlitz und rollenden Augen, aber lautlos, stumm anhörte, bis er, plötzlich einen gellenden Schrei ausstoßend, und sich bald mit den Händen das greise Haar raufend, bald sich Faustschläge auf die Brust und in's Gesicht versetzend, sich wie ein Kreisel wirbelnd umherdrehte, während Schaum auf seine Lippen trat und alle Muskeln und Nerven seines Antlitzes fieberisch zuckten und flogen. Erschöpft endlich an den Pfeiler zurücktaumelnd, an dem er früher gelehnt hatte, schlug er die Hände vor's Gesicht und stöhnte mit seltsam kreischender Stimme: „Todt! Todt!" welche Worte er so oft und in so schmerzlichen Tönen wiederholte, daß alle Umstehenden darüber von Rührung ergriffen wurden; doch plötzlich wieder in ein schallendes Hohngelächter ausbrechend, warf er seinen Hut in die Lüfte, riß sich den Mantel vom Leibe, und die Fäuste geballt gen Himmel streckend, rief er mit heiserer Stimme: „Pfui, Pfui! Gott hat mich um meine Rache bestohlen! Gott hat mich um meine Ehre betrogen! Pfui, Pfui! Im Himmel

sitzen Schurken und Diebe, ich will zu den ehrlichen Leuten in die Hölle fahren!" Unter diesen Worten war er über die Stufen, die zu den Arcaden der Procurazien hinanführen, auf den Marcusplatz hinabgetaumelt, wo sich alsbald ein dichter Kreis Neugieriger jedes Alters und Standes um ihn her bildete, indem er unter seltsamen Sprüngen und Körperverdrehungen sich hin und her bewegte, während er beide Hände an die Schläfe drückte und dazu mit schmerzverzerrten Zügen seufzte und stöhnte: „Wehe, wehe! Wie das wühlt, wie das tobt! Den Schädel will mir's zersprengen! Ja, sie keimen und sprossen, und wollen heraus! Hörner lassen sich nicht verbergen, und Hirsch und Hahnrei tragen Geweihe! Wehe, wehe!" — Als sich nun unter der gaffenden Menge alsbald einige fanden, die über seine Sprünge und Geberden, noch mehr aber über seine seltsamen Reden zu lachen anfingen, fuhr er auf sie los: „Was lacht Ihr, Laffen?" schrie er, mit geballter Faust ihnen drohend. „Was lacht Ihr? Weil ich ein Hahnrei bin? Als ob es hier unter Euch deren nicht dutzendweise gäbe, nur daß sie es nicht wissen und es nicht sein wollen, während ich mich selbst dazu gemacht habe! Oder meint Ihr, Ihr hättet solche Liebesdienste Euren Landsleuten zu danken, ich aber einem Deutschen! Darin habt Ihr freilich Recht! Gott verdamme die Deutschen! Schlagt sie todt, die Hunde! Schlagt sie todt!" —

Als nun auf diese Worte das rohe Gelächter um ihn her sich nur steigerte, stand er plötzlich still, kreuzte die Arme über die Brust und sprach, die unheimlich funkelnden Blicke düster zur Erde senkend: „Lacht nur, lacht, während ich weinen möchte, wenn ich nur könnte! Aber ich will den Spieß umkehren! Mein Neffe ist todt, meine Ehre ist todt, meine Rache ist todt! So will ich denn auch die Werkzeuge meiner Rache zerbrechen, Schraube und Schraubenmutter, Hammer und Amboß, Alles soll in Stücke gehen! Mit Blut will ich ihnen den Tag ihrer wilden Hochzeit gesegnen, und wenn Ihr dann vielleicht weint, so will ich lachen, daß mir die Augen thränen und der Athem ausgeht!" — Und damit ein wildes, schauerlich über den Platz hingellendes Gelächter ausstoßend, riß er den Dolch vom Gürtel, warf die Scheide weg, und stürmte mit der blanken Waffe in der Faust gerade vor sich hin. Wo der Menschenschwall sein Fortschreiten hinderte, rief er: „Platz da, Bruder Hahnrei!" und sich durch das Gedränge Bahn brechend, nahm er bald unter überlautem Gelächter, bald gräßliche Verwünschungen und Lästerungen ausstoßend, jetzt unter dem Zuruf: „Schlagt todt!" und: „Nieder mit den Deutschen!" jetzt zwei Finger über das eigene Hinterhaupt her emporhaltend und dazu aus vollem Halse: „Hahnrei, Hahnrei!" schreiend, seinen Lauf gegen die Gäßchen hin, die vom Marcus-

platz nach S. Fantino und von dort nach der Veronabrücke führen, während die neugierige Menge, nur Wenige theilnehmend und bedauernd, die Meisten des unverhofften, unentgeltlichen Schauspieles froh, in unruhiger Hast ihm nachwogte.

Bei dem Hause an der Veronabrücke angelangt, vermehrten noch die Nachbarn, durch den wilden Lärm und das Gebrause verworrener Stimmen aus ihren Betten aufgeschreckt, den um Ruggiero sich zusammendrängenden Menschenknäuel, während Ruggiero schweißtriefend, mit blau geröthetem Antlitz und blutunterlaufenen Augen, mit seinen zitternden Händen vergebens sich mühte das Hausthor zu öffnen, und endlich erschöpft und kaum mehr fähig sich aufrecht zu halten, die Schlüssel klirrend auf das Pflaster niederfallen ließ. Indessen fanden sich geschäftige Hände genug, diesen Dienst an seiner Statt nicht blos bei dem Hausthor, sondern auch in der Vorhalle bei der Thüre des Gemaches zu verrichten, welches Ruggiero wiederholt als die Werkstatt seiner Rache bezeichnete. Als nun auch diese Thüre aufflog und völlige Finsterniß den Ankommenden entgegenstarrte, drängte Ruggiero mit den flüsternd hingesprochenen Worten: „Stille, stille! Hähnchen und Hühnchen sind zu Bette gegangen! Weckt sie nicht, bis ich ihnen den Brautsegen gesprochen!“ seine Begleiter zurück, stürmte mit gezücktem Dolche nach der Ecke hin, in der er vordem Heinrich Ilsung

das Lager bereitet hatte und durchbohrte Decken und Kissen desselben in rasendem Ungestüm mit zahllosen Dolchstichen. Indeß waren Lichter herbeigebracht worden, deren Schein das Lager, an dessen Zerstörung Ruggiero noch immer unermüdet arbeitete, als vollkommen leer erwies, zugleich aber in der entgegengesetzten Ecke des Gemaches Ambrosia sichtbar machte, die bleich und starr wie eine Leiche auf dem Estrich hingestreckt lag. Einige der Anwesenden bemühten sich alsbald, die Ohnmächtige emporzurichten und wieder zum Leben zu bringen; Ruggiero aber, dem indessen bei dem Anblick des leeren Lagers, wie vom Schlage berührt, der Dolch entsunken war, trat hinzu und wies die Hülfebringenden hinweg: „Laßt sie", sagte er, „laßt meine weiße Blume nur welken; besser sie stirbt, als daß sie in Schande lebte und Schande zur Welt brächte! — Aber wo ist mein blauäugiger, blondhaariger Zuchtstier hingekommen?" fuhr er fort: „Wo bist Du, mein breitschultriger alter ego? In welches Nest hast Du Dich verkrochen, mein stattlicher deutscher Kukuk, seitdem Du in das meine Deine Eier gelegt? Oder wie, hat Himmel und Hölle mich betrogen und hielt ich dummer Teufel den wirklichen für einen plumpen Deutschen, weil er eine blonde Perrücke über seine Bockshörner gestülpt hatte und mir so treuherzig zu Diensten war? Denn wenn er nicht der Teufel ist, so muß er hier

sein und ich muß ihn finden!" — Mit diesen Worten begann er alsbald toll in alle Ecken fahrend und ab und zu den Schlachtruf: „Cierra España!" den er sonst im Felde gebraucht hatte oder wilde Flüche ausstoßend, alle Winkel des Gemaches wie des anstoßenden Closets in unruhiger Hast zu durchstöbern, wobei er die Fenster in Scherben schlug, das Hausgeräthe zertrümmerte und zuletzt in wüthender Verzweiflung über die Erfolglosigkeit seiner Anstrengung sich das Gesicht mit den Nägeln zu zerfleischen anfing, bis die Umstehenden, die sich längst überzeugt hatten, daß das Gemach außer Ambrosia keine lebende Seele enthalten habe und die nicht länger zweifeln konnten, in Ruggiero einen Tobsüchtigen vor sich zu haben, sich seiner bemächtigten und ferneren Ausbrüchen seiner Wuth ein Ziel setzten. Als dies geschehen war, bemühten sich einige Freunde Ruggiero's, die der Zufall oder das Gerücht von dem, was sich in dem Hause an der Veronabrücke begebe, dahin geführt hatte, die Menge der Neugierigen aus der Stube und allmählig auch aus dem Hause zu entfernen, worauf sie Ruggiero begreiflich zu machen suchten, daß es an der Zeit sei, ihn wie Ambrosia, die noch immer ihrer Sinne nicht mächtig geworden war, in ihre Wohnung heimzubringen und sie der Pflege der Aerzte und ihrer Diener zu übergeben. Ruggiero, der, indessen stiller geworden, in einer Ecke des Gemaches

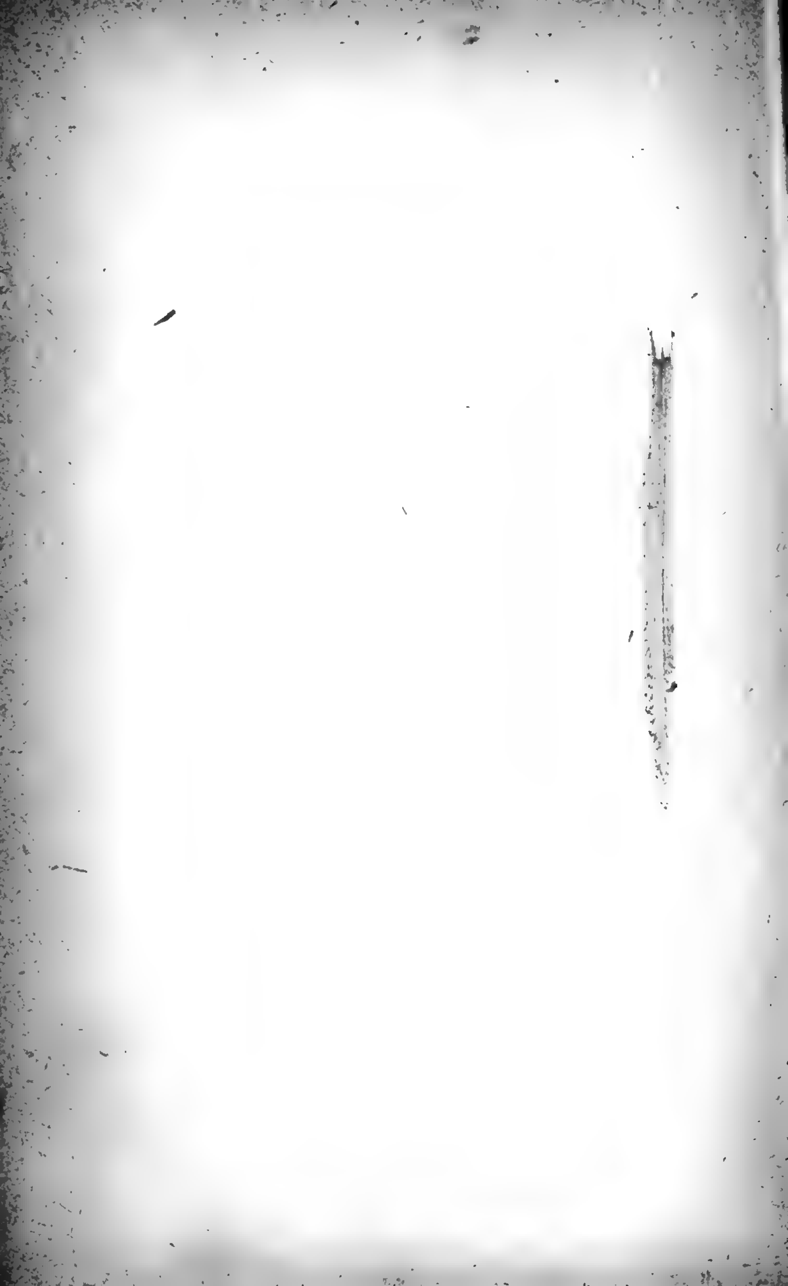
zusammengekauert auf dem Estrich saß und die Hände vor die Stirne gepreßt, nur von Zeit zu Zeit stöhnte: „Wehe! Wehe! Wie das tobt! Wie das wüthet!“ Ruggiero hörte diese Vorschläge und Ermahnungen ganz freundlich und mit allen Zeichen des Verständnisses an. „Liebe Herren!“ sprach er hierauf sich erhebend und ruhig und gelassen wie ein Gesunder in ihre Mitte tretend; „allerdings ist es schon spät geworden; die hier“, sagte er auf Ambrosia deutend, „ist schon eingeschlafen und auch ich fühle, daß es Schlafenszeit ist und daß ich wohl thun würde, eine Ruhestätte zu suchen! Nur bleibt noch früher eine Kleinigkeit abzuthun! Da Ihr selbst einsehen werdet, liebe Herren, daß ich unmöglich mit dem Geweihe eines Sechzehnenders, wie ich es auf der Stirne trage, durch den schmalen Thorweg dort in's Freie gelangen kann, so erlaubt mir vorerst, wie es die Hirsche ja auch mitunter zu thun pflegen, diesen etwas lästigen Hauptschmuck kurzweg abzustoßen!“ — Mit diesen Worten rannte er, den nach ihm langenden Händen wie ein Aal sich entwindend, plötzlich kopfvor mit so gewaltigem Anlauf an den eichenen Thürpfosten, daß er mit zerschmetterter Hirnschale zurücktaumelte, röchelnd niedersank und nach wenigen Stunden, ohne wieder zum Bewußtsein zurückzukommen, seinen unruhigen, bis zum Wahnsinn hartnäckigen Geist aushauchte. —

Nach dem Tode Messer's Ruggiero Malgrati, des letzten seines Namens und Geschlechtes, fielen die in seinem Besitze gewesenen Stammgüter an das verwandte Haus der Diedi, während das gesammte Spargut des Verblichenen und mehrere bedeutende Besitzungen, die er in den letzten Jahren angekauft hatte, seiner Witwe zufielen. Diese letztere, nach einigen Tagen schwerer Krankheit zur Besinnung und zum Leben zurückkehrend, erkannte zu ihrer großen Beruhigung, daß ihr Ruf durch die verhängnißvolle Nacht, die sie in dem Hause an der Veronabrücke zugebracht hatte, nicht im mindesten gefährdet worden; denn da das Haus an der Veronabrücke monatelang unbewohnt stand, da Ruggiero den jungen Deutschen bei tiefer Nacht, also ganz unbemerkt, dahingebracht hatte, und da im Gegentheil die Nachbarn an dem verhängnißvollen Abend wohl bemerkt hatten, daß Ruggiero selbst seine Gemahlin, und zwar allein, in dasselbe verschloß, so lag nach dem allgemeinen Dafürhalten die Unmöglichkeit vor, daß Ambrosia daselbst mit irgend einem jungen Manne hätte eine Zusammenkunft haben können, und alle darauf hindeutenden Reden Ruggiero's wurden nur als wesenlose Vorspiegelungen des Wahnsinnes angesehen. Heinrich Ilsung kehrte, durch den Pfarrer von S. Maria Zobenigo von dem Vorgefallenen unterrichtet, nach einigen Wochen nach Venedig zurück. Sein Zartgefühl vermied der Witwe

Ruggiero's sich während des Trauerjahres zu nähern; nur verfehlte er während dieser Zeit nie, bei S. Fantino in der Frühmesse, die sie zu besuchen pflegte, sich einzufinden. Nach dem Ablaufe des Trauerjahres warb er um ihre Hand, die Ambrosia ihm ohne Bedenken gewährte, indem sie Ilsung in seine Heimat nach Augsburg folgte, wo kräftige Söhne und blühende Töchter ihrer Verbindung entsproßten, die das Patriziergeschlecht der Ilsung bis in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fortpflanzten. Das Haus an der Veronabrücke hatte Ambrosia vor ihrem Abzuge aus Italien, froh eines Besitzthumes sich zu entledigen, das ihr so traurige Erinnerungen zurückrief, bei weitem unter seinem Werthe verkauft; allein die neuen Besitzer sollten des wohlfeil erworbenen Gutes sich nicht lange freuen; denn noch vor Ende des sechzehnten Jahrhunderts brannte es bei einer in jener Stadtgegend wüthenden Feuersbrunst bis auf die Grundfesten nieder, und an seine Stelle trat im Laufe der Jahre die Reihe unansehnlicher und ärmlicher Häuser, welche noch jetzt die rechte Seite des Gäßchens bildet, das von der Veronabrücke zu dem vorlängst verschütteten Canal rio degli assassini hinführt.


HANDLUNG
ITSCH Wwe





Friedrich Halm's

(Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen)

Werke.

Zwölfter Band.

Erzählungen.

Zweiter Band.

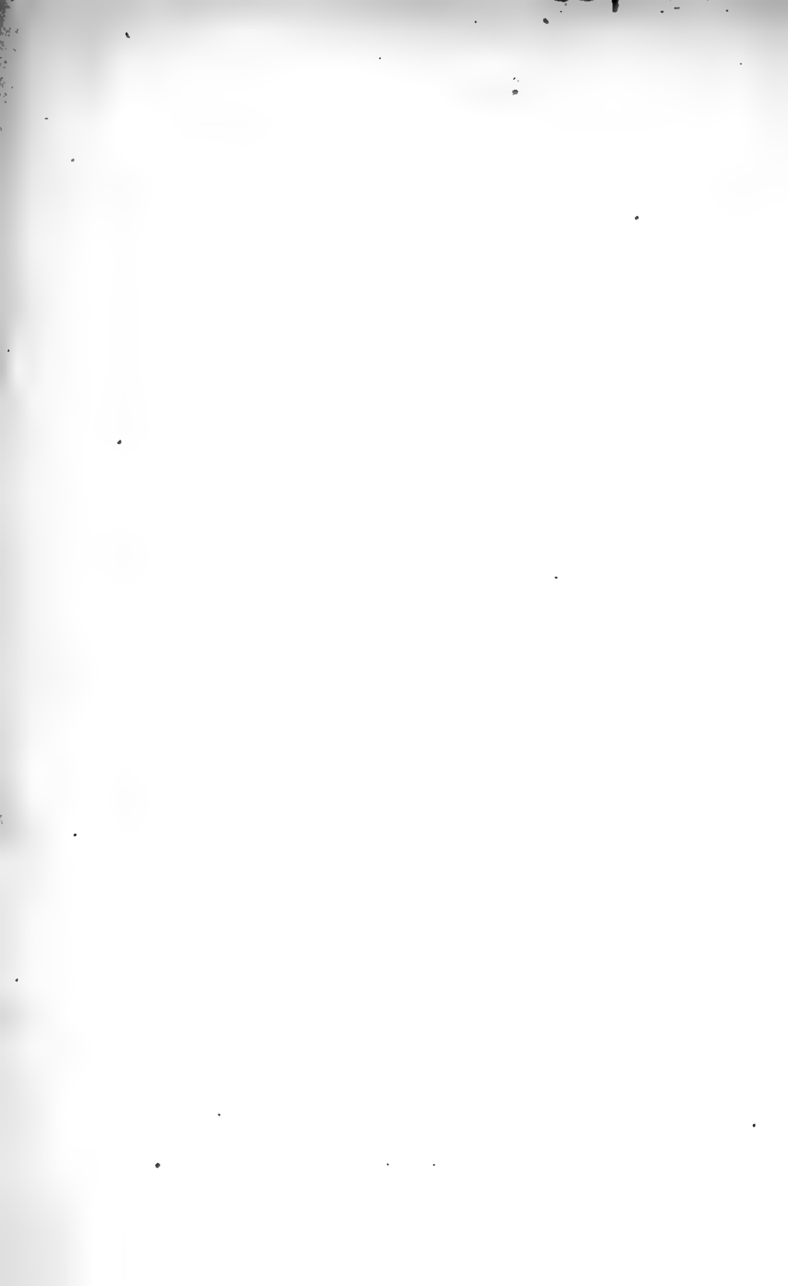
Nachlaß.

Herausgegeben von Faust Pachler und Emil Kuh.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1872.



Erzählungen

von

Friedrich Halm

(Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen).

Zweiter Band.

Nachlaß.

Herausgegeben von Faust Pachler und Emil Kuh.

Die Marquise von Auerey.
Das Auge Gottes.
Zwei Aufsätze über Brevio's Novellen.

Wien.
Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.
1872.

Vorwort der Herausgeber.

Die zwei Erzählungen, welche dieser Band des Nachlasses bringt, machen einige Vorbemerkungen nöthig.

Von der ersten, der „Marquise von Querch“, fanden wir nur das mitgetheilte Bruchstück vor, aber dazu bisher keine andere Notiz, als daß sie am 3. März 1867 begonnen und nach längerer Unterbrechung im Jänner 1871 wieder aufgenommen worden; zwischen Anfang und Fortsetzung schob sich die Zeit von des Dichters Beschäftigung als General-Intendant beider Hoftheater, an der Vollendung hinderte ihn der Tod. Leider ist Halm in den einleitenden Theilen der

genannten Erzählung nicht bis zu dem Punkte gelangt, wo ein Ausblick in die Entwickelung der Fabel und der Hauptcharaktere möglich wäre. Nicht einmal zu Vermuthungen: wie es weiter gehen sollte oder könnte, bietet das Bruchstück eine Handhabe. Der Dichter soll zu einem Freunde das Vorhandene als etwa die Hälfte des Ganzen bezeichnet und ein furchtbar blutiges Ende in Aussicht gestellt haben — aber um einen solchen Schluß vorzubereiten und glaublich zu machen, hätte er offenbar mit einer so kleinen Hälfte nicht ausgereicht. Wie dem auch sei, das Bruchstück wird gleichwohl anregend wirken, weil die Scenerie der Handlung, vollständig entworfen, den Reiz eines geschichtlichen Genrebildes ausübt.

Woher das Anecdotische des Stoffes rühre, dürfte fast unmöglich sein zu bestimmen. Halm's treffliches Gedächtniß bedurfte selten der schriftlichen Angabe einer Quelle und nur durch zufällige Umstände hat sich hie und da eine solche erhalten. Wir trafen auf keine Hinweisung; weder

auf ein Buch noch auf ein Werk der bildenden Kunst, noch wissen wir von einer mündlichen Erzählung, woraus er die Motive, eine oder die andere Situation, diesen oder jenen Charakter für die „Marquise von Quercy“ entlehnt haben könnte. Bei der reichen Belesenheit des Dichters in Memoiren und Briefwechseln und seinem zähen Festhalten eines selbst vor langen Jahren entdeckten interessanten Motivs läßt sich nicht leicht erforschen und mit Sicherheit begründen, durch was oder durch wen seine Phantasie zur Wahl und Gestaltung dieses Stoffes gereizt wurde. Vielleicht sind die Schriften der Brüder Edmond und Jules de Goncourt nicht ohne Einfluß darauf gewesen.

Das zweite Bruchstück haben wir einem Jugendwerke Halm's entnommen, das nicht nur die novellistisch beste, sondern die charakteristischeste und selbstständigste all seiner vor der „Griseldis“ entstandenen Arbeiten ist. Einerseits um diesen Band nicht übermäßig anzuschwellen, haupt-

sächlich aber um den poetischen Eindruck der eigentlichen Erzählung nicht durch eine langsame, in ablenkenden Einzelheiten sich gefallende Exposition zu schwächen, demnach zum Vortheile, wie wir glauben, des Lesers wie des Dichters, lösten wir die Schlußhälfte von der Anfangshälfte los; die zum Verständniß wesentlichen Züge jedoch schicken wir in kurzer Fassung dem Texte voraus. Es scheint sogar schon die im Vorworte zum 9. Bande der Werke von uns erwähnte äußere Trennung beider Hälften den Wink zu einem solchen Verfahren zu geben; die erste nämlich befindet sich in fremder Reinschrift dem 6. Bande der „poetischen Versuche" einverleibt und ist ausdrücklich als „Bruchstück einer Erzählung" bezeichnet; die zweite bildet ein besonderes Heft und ist von des Autors eigener Hand ins Reine geschrieben. Es mag auch sein, daß diese zweite Abtheilung um ein oder zwei Jahre später als die erste, also nach 1828, gedichtet wurde. Manche Gründe sprechen für die Annahme, daß der Dichter

sein Jugendwerk überarbeiten wollte, das jedoch gerade in dieser Gestalt wichtig für die Geschichte der inneren Entwicklung seines Innern ist.

Welche Sage oder Legende sich Halm zur Grundlage dieser Erzählung nahm, haben wir noch nicht entdeckt. Die Orts- und Personennamen sind offenbar meistens ersonnen; jene finden sich nicht auf der Karte; diese sind in der Handschrift beständig so geschrieben, wie wir sie geben: Mehrenberg und nicht Mahren- oder Mährenberg; Emmen- und nicht Emmerberg.

Wenn irgend der Spruch: „Der Knabe ist Vater zu dem Manne", wahr und auch auf den Schriftsteller angewendet werden darf, so ist es hier der Fall. Schon im „Auge Gottes" zeigt sich die Lust und die Fähigkeit, ein einfaches aber starkes Motiv zu den mannigfaltigsten und erschütterndsten Wirkungen zu bringen; schon hier zeigen sich die Anfänge der Kunst, durch stramme Concentration den Stoff und das Publicum zu beherrschen; schon hier die Kraft, mit wenigen

Strichen die nöthige Localfärbung zu geben und den Ton der Zeit zu treffen; schon hier die Reife, womit wenige Jahre später der Dichter in der „Griseldis" das Publicum und die Kritik überraschte. Man kann sich des tiefsten Bedauerns nicht erwehren, daß Halm zwischen dem „Auge Gottes" und der „Marcipan-Lise", also durch fast über fünfundzwanzig Jahre, nur eine einzige kleine Erzählung, die von Enk verworfene „Sylvesternacht" geschrieben hat; daß er nicht endlich um das Jahr 1860 den Roman in Angriff nahm, wozu ihm Pachler's im Jahre 1855 in Seidl's Taschenbuche „Aurora" erschienene, historische Novelle: „Ein spanischer Grande" Anregung gegeben hatte, oder irgend eine der vielen Novellen, deren Stoffe er sich mit Schlagwörtern oder Titeln aufgezeichnet, darunter manche aus längst aufgegebenen Dramenanfängen zu neuem Leben bestimmt. Allein theils die Vorliebe für das Drama, theils der bereits auf diesem Felde gewonnene Ruhm, und am meisten, wie er selber gestand,

seine Ungeduld, seine Abneigung gegen kleinlich ausführende Arbeit ließen ihn nicht dazu kommen.

Die kleine Abhandlung über „Brevio's Novellen von der Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens", welche diesen Band und zugleich den Nachlaß des Dichters abschließt, wird neben dem Interesse, das sie selbst in Anspruch nimmt, die Weltanschauung Friedrich Halm's beleuchten und so das Urtheil über ihn ergänzen helfen. Die erste Nummer der Abhandlung war schon im Jahrb. für roman. und engl. Lit. VI. gedruckt, die zweite, welche im Februar 1870 entstand, wird hier zum ersten Male veröffentlicht.

Wien im October 1872.

Faust Pachler. Emil Kuh.



Inhalt
der beiden Bände „Erzählungen“.

I.

II.



Die Marquise von Quercy.

Bruchstück.

1867—1869.



Unter den Damen, die am Hofe Ludwig XV. durch Schönheit und Geburt, wie nicht minder durch die rücksichtslose Ungebundenheit ihrer Lebensweise sich bemerkbar machten, ragte die Marquise von Quercy als eine der glänzendsten Erscheinungen hervor. Früh verwaist und Erbin der ausgebreiteten Besitzungen eines uralten Adelsgeschlechtes, das mit ihrem Vater erloschen war, hatte schon in ihrem fünfzehnten Jahre die selbstsüchtige Habgier ihres Oheims und Vormundes sie seinem zweitgebornen Sohne, dem Marquis von Quercy vermählt. Dieser letztere, durch ein wüstes Leben im Mark der Seele verdorben und durch Ausschweifungen aller Art gegen jede edlere Empfindung abgestumpft, betrachtete die Verbindung mit seiner liebenswürdigen Cousine nur als ein sehr zweckmäßiges und erwünschtes Mittel, seinen zerrütteten Vermögensumständen wieder aufzuhelfen. Er spöttelte über die kindliche Unbefangenheit und Schüchternheit seiner Gemahlin, die nach der Sitte der Zeit in einem Kloster ihre Erziehung empfangen hatte und beeilte sich, sie in die Welt,

das heißt, in den Kreis galanter Damen und gewissenloser Wüstlinge einzuführen, in dem er selbst sich bewegte. Damit glaubte er allen seinen Pflichten als Ehemann im Uebermaße genügt zu haben, und damit überließ er die junge Frau ihrem Schicksale, um sich für den Zwang, den er während der Dauer der Flitterwochen sich angethan, mit verdoppeltem Eifer am Spieltische und in den Coulissen der großen Oper schadlos zu halten. Die Marquise, der in ihrer Unerfahrenheit die rücksichtsvoll verbindliche Haltung, die ihr Gemahl anfangs gegen sie annahm, und die Aufmerksamkeiten, die er ihr erwies, für Beweise seiner Neigung gegolten hatten, und die auf dem besten Wege gewesen war, sich ihm mit ganzer Seele hinzugeben, fühlte sich durch die unverdiente Vernachlässigung, die sie nur zu bald erfahren mußte, um so schmerzlicher enttäuscht, als sie rath- und hilflos in Lebenskreisen sich zu bewegen hatte, deren Anschauungen ihr, dem Klosterzöglinge, fremd, ja geradezu unverständlich waren. Die Gesellschaft, die sie umgab, betrachtete zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen ihr Schicksal als ein ganz gewöhnliches, ja fast als ein unvermeidliches; ihre gerechten Klagen erwiderte man mit dem cynischen Rathe, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ja man ging so weit, ihre fruchtlosen Versuche, das Herz ihres Gatten wieder zu gewinnen, als Zudringlichkeit zu verdammen, und es ganz begreiflich zu finden, daß ein Lebe-

mann, wie der Marquis von Quercy, von einer so unweltläufigen und beschränkten Frau sich sobald als möglich zurückziehe. Diese Behandlung verwandelte allmählig die stille Trauer der Marquise in verzweifelnde, weltverachtende Bitterkeit; je inniger sie sich ihres guten Rechtes und ihrer völligen Schuldlosigkeit an dem herzlosen Betragen ihres Gemahles bewußt war, um so mehr empörte sich ihr Stolz dagegen, als ein ungeberdiges Kind verlacht, als eine verlassene Ariadne verspottet zu werden, und so beschloß sie, sich aufzuraffen und der Welt zu zeigen, was ihr Gatte in ihr aufgegeben habe. Ihr lebhafter Geist und ihr natürlicher Verstand, unterstützt von seltener Willenskraft, lehrte sie bald, die ihr angeborne Schüchternheit wie den Widerwillen überwinden, welchen ihr die inhaltlose Seichtigkeit des Verkehres in dem Gesellschaftskreise einflößte, dem sie angehörte. Die Sicherheit und die Würde ihres Auftretens erwarb ihr die Achtung der Verständigen; ihre täglich in üppigerer Blüthe sich entfaltende Schönheit erregte allmählig die Mißgunst der Damenwelt und diese die Aufmerksamkeit der Cavaliere, die, von dem Reize ihrer jugendlichen Erscheinung angezogen, sich bald von der Beweglichkeit ihres Geistes, von der Eigenthümlichkeit ihrer Auffassung der Personen und der Dinge, von der Fülle des Witzes, der ihr Gespräch belebte, unwiderstehlich gefesselt fühlten. Die erst Verlachte, später Uebersehene, all=

mählig Geduldete, sah ihr Ansehen, ihren Einfluß, die Schaar ihrer Anhänger, ihre Bewunderer mit jedem Tage zunehmen, und im Laufe weniger Jahre glänzte sie als Stern erster Größe, herrschte sie als Königin des Tages, und die Jugend Frankreichs lag ihr huldigend zu Füßen. Die Bewunderung, ja die Anbetung, die sie umgaben, befriedigten allerdings das Selbstgefühl der Marquise, allein sie vermochten nicht die Erbitterung ihrer Seele in Ergebung zu verwandeln, und noch weniger waren sie fähig, ihrem Gemüthe das Glück zu gewähren, nach dem es so sehnlich verlangte. Ihr Herz war ein liebebedürftiges, und sie war zu scharfsichtig, um nicht zu erkennen, daß nicht Liebe, sondern nur rohe Sinnlichkeit oder eitle Prahlsucht ihre Anbeter um sie versammle, daß jeder nur um das schöne Weib, keiner um ihr Selbst sich bewerbe. Allein der Weihrauchqualm, der sie immer dichter umwirbelte, verdunkelte allmählig ihren klaren Blick; die Schriften Voltaire's und Rousseau's, die Bestrebungen der Encyklopädisten blieben nicht ohne Einfluß auf ihren lebhaften, leichterregbaren Geist, und da die Philosophie jener Zeit sie so vieles, was ihr bisher heilig gegolten, als Wahn und Vorurtheil erkennen ließ, so wußte sie zuletzt, wie von einem Zauberkreise umfangen, zwischen Wahn und Wahrheit nicht mehr zu unterscheiden. Der frühzeitige Tod ihres Gemahls, der in einem Duell um eine Tänzerin seinem Geg=

ner erlag, das berauschende Gefühl wieder gewonnener Freiheit, der unwiderstehliche Drang der jugendlichen Seele nach Leben und Lebensgenuß, das Locken der Versuchung, das Beispiel ihrer Umgebung, Alles vereinigte sich, sie vorwärts dem Sturze zuzutreiben, und so bemächtigte sich denn auch ihrer der Taumel ihrer Zeit. Sie lebte und genoß, aber sie fühlte sich nicht glücklich; wie rasch die Strömung sie fortriß, es war etwas in ihr, das sie nicht sinken ließ; sie besann sich wieder, sie erkannte ihre Lage, ihre Fehler, allein nur um wie bisher die Welt, nun auch sich selbst zu verachten, und an sich selbst verzweifelnd sich von neuem kopfüber in den Strudel schwelgerischen Genusses zu stürzen. Gleichwohl bewahrte sie die besten Gaben ihres Wesens, Geist und Geschmack, auch in ihren Verirrungen, und so kam es, daß sie, so wenig sie ihres guten Rufes achtete, doch unbestritten bei Hofe wie in den Salons den Ruf behauptete: so reizend eine Intrigue anzuknüpfen, und so geschmackvoll zu lösen, aus der schwierigsten Lage so geistreich sich zurückzuziehen, so bezaubernd flatterhaft, so hinreißend frivol, so entzückend ruchlos sich zu benehmen, jedes neue Abenteuer so überraschend neu durchzuführen, vermöge keine Frau auf Erden, als die Marquise von Quercy.

So war der Spätherbst des Jahres 1769 herangekommen, als sich plötzlich über Nacht das Gerücht in Versailles verbreitete, Frau von Quercy

habe den Hof verlassen und sich in die Einsamkeit ihres Schlosses Miremont zurückgezogen. Das Aufsehen, das dieses Ereigniß hervorrief, war ein allgemeines; erst bezweifelte man die Richtigkeit der Nachricht, und der erwiesenen Thatsache gegenüber fragte alle Welt nach den Gründen eines bei der hereinbrechenden rauhen Jahreszeit doppelt unerwarteten Schrittes, und da Niemand sie anzugeben wußte, erging man sich alsbald in den widersprechendsten Voraussetzungen und Vermuthungen. Einige Damen, welche Quesnay, den Leibarzt des Königs, ab und zu in dem Hôtel der Marquise aus- und eingehen gesehen, benützten diesen Umstand als willkommenen Anlaß, das Gerücht zu verbreiten, die Marquise sei in Folge des übermäßigen Gebrauches weißer Schminke am Aussatze erkrankt, der ihr reizendes Gesichtchen in eine scheußliche Larve verwandelt und sie genöthigt habe, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Andere behaupteten, Frau von Quercy habe es nicht verschmerzen können, daß der Herzog von Richelieu sein Verhältniß mit ihr so frühe gelöst habe, und da alle ihre Versuche, den Flatterhaften wieder in ihre Netze zu verstricken, fruchtlos geblieben, flüchte sie nun mit ihrem Liebeskummer in die Stille des Landlebens; wieder Andere wollten wissen, sie hätte es darauf angelegt, die Stelle der Frau von Pompadour einzunehmen, und darum sei sie, seit die Gräfin du Barry bei Hofe eingeführt worden, in Ungnade ge-

fallen, und habe nun insgeheim Befehl erhalten, sich auf ihre Güter zurückzuziehen. Wenn hier die Officiere der Gardes du corps Wetten darauf eingingen, die Marquise habe irgend einen zierlichen Abbé entführt, der ihr nun auf Schloß Miremont die Bibel auslege, sprachen dort einige ältere Damen die fromme Hoffnung aus, sie bekehre sich, erwecke Reue und Leid, und bereite sich in der Einsamkeit zum Eintritte in ein Kloster vor. So kreuzten sich die Meinungen, nur in dem Einen übereinstimmend, das Verschwinden der Marquise sei räthselhaft, geheimnißvoll, unerklärlich. Allein allmählig legten sich die hochgehenden Wellen der Bewegung; die vertrautesten Freunde der Marquise beruhigten sich mit dem Vorsatze, den Flüchtling beim Eintritte der besseren Jahreszeit auf Miremont zu besuchen, die Uebrigen trösteten sich mit der Hoffnung, die Zeit werde ihnen unfehlbar zu diesem, wie zu anderen Geheimnissen den Schlüssel ausliefern, und in acht Tagen war die Marquise von Quercy bis auf den Klang ihres Namens vergessen.

Frau von Quercy würde, auch wenn sie tagelang darüber nachgedacht hätte, wohl schwerlich errathen haben, wer sich ihrer, freilich mehr um seiner selbst als ihretwillen, zuerst wieder erinnern würde. Es war dies Charles Didier, ein Maler, der, aus der Schule Watteau's und Lancret's hervorgegangen, sich wie seine Meister von früher Jugend an bis in

bereits ziemlich vorgerücktem Alter nicht sowohl künstlerische Vervollkommnung, als sicheren Gelderwerb zum Ziele gesteckt hatte, und dessen Kunstleistungen daher sich mehr dem Handwerke als der Kunst zuneigten. Seinem Berufe nach Porträtmaler, hatte er sich gegen gute Bezahlung auch herbeigelassen, Thüren, Wand- und Fenstergetäfel, Wind-, Ofen- und Lichtschirme, dem Modegeschmacke seiner Zeit huldigend, mit Schäferstücken oder mythologischen Gruppen mehr oder minder erotischer Natur zu verzieren. Er war auf beiden Wegen mit den Herren und Damen des Hofes vielfach in Berührung gekommen, nach und nach ihres Vertrauens gewürdigt und dadurch häufig in die Lage versetzt worden, sich seinen Kunden auch noch auf andere Weise als mit seinem Pinsel gefällig zu erweisen, indem er ihre Billetsdoux bestellte, Rendezvous in seinem Atelier vermittelte, oder sich auf irgend eine andere Art als Gelegenheitsmacher benützen ließ. Auf diese Weise in den Besitz vieler mitunter nicht unwichtiger Geheimnisse gelangt, hatte er sich den Anspruch erworben, für seine Verschwiegenheit auf die guten Dienste derer zählen zu dürfen, die früher der seinen bedurft hatten, und er hatte auch diesen Anspruch häufig und immer mit dem besten Erfolge geltend gemacht. Er gedachte nun auf ähnliche Gründe hin auch gegen Frau von Quercy in ähnlicher Weise zu verfahren, und fühlte sich durch die Gerüchte, die

über diese seine hohe Gönnerin im Umlauf waren, in seinem Vorhaben durchaus nicht beirrt, da vielfältige Erfahrung ihn hinlänglich belehrt hatte, wie viel auf dergleichen Gerede zu halten sei. Zudem waren die Vortheile, die ihm die Gewährung seines Anliegens verhieß, zu überwiegend, um die Kosten, welche ihm das Mißlingen seines Unternehmens verursachen konnte, dagegen auch nur in Anschlag zu bringen, und so vertraute er eines Tages in der letzten Hälfte des März seinen Leichnam der wöchentlich zwischen Paris und Grenoble verkehrenden Postkutsche, die ihn nach zwei Tagen müde gerüttelt und lendenlahm vor der stattlichen Avenue absetzte, die nach dem Schlosse Miremont führte.

Meister Didier wandelte, sein Reisepäckchen unter dem Arme, die herrliche vierreihige aber jetzt noch ganz entlaubte Kastanienallee entlang auf das Schloß zu, und überlegte, wie er sein Anliegen der Frau Marquise wohl am besten vortrage. Es war ein regnerischer, unfreundlicher Tag; der Wind blies scharf und schneidend von den Gebirgen der Dauphinee herüber, und als er dem Schlosse, das still und ernst ihm entgegensah, immer näher kam, war ihm, als wäre kein Glück bei dem Unternehmen, das er vorhabe, als sollte er umkehren und es fahren lassen. Gleichwohl faßte er sich ein Herz und trat in's Schloß, wo ihn auch der freundliche Empfang von Seite der Diener, mit denen er wohlbekannt

und dickbefreundet war, wie des Haushofmeisters, dem er ungesäumt sich vorstellte, bald wieder beruhigte und ermuthigte. Als er jedoch sowohl auf seine ausholenden Aeußerungen, als späterhin auf seine bestimmten Fragen nach den Gründen der Entfernung der Frau Marquise vom Hofe und ihres Aufenthalts auf Miremont nur ausweichende oder geradezu ablehnende Antworten erhielt, und daraus entnehmen mußte, daß die Dienerschaft darüber so wenig wisse, wie er selbst, oder daß ihr in dieser Beziehung strenges Stillschweigen eingeschärft worden sei, sank ihm wieder das Herz und er wagte kaum den Wunsch laut werden zu lassen, der Frau Marquise seine Aufwartung machen zu dürfen. Zu seiner Ueberraschung erfuhr er jedoch, daß seine Ankunft der Frau Marquise bereits gemeldet worden sei, und zu seinem noch größeren Erstaunen sah er sich wenige Minuten darauf die Prachttreppe hinan, durch mehrere glänzende Säle an die Schwelle des Cabinetes geleitet, in dem die Frau Marquise ihn erwartete.

Er fand sie in einem weißen, bequemen, die zarte Fülle der Glieder in anmuthigem Faltenwurf umwallenden Morgenkleide auf einem Sopha halbliegend hingestreckt. Ihr reiches, goldblondes Haar umfloß, der entstellenden Hülle des Puders und alles künstlichen Zwanges ledig, in natürlichen Locken die edlen Züge des Antlitzes, das unverändert, nur etwas blässer als sonst, in leuchtender

Schönheit und unwiderstehlichem Liebreize ihm entgegenstrahlte. Der Eindruck war selbst für Didier, der sie so genau kannte, jetzt, da er ihres Anblickes durch Monate entwöhnt war, ein überwältigender. — „Schöner als je!“ rief er unwillkürlich aus, und knüpfte an diese Worte alsbald in französischer Lebendigkeit die zierlichsten Redensarten über die Grausamkeit, mit der Frau von Quercy den Hof durch ihre Entfernung in eine Wüstenei verwandelt habe, wie über die Qualen der Sehnsucht, mit welcher ihre Anbeter der Stunde entgegenharrten, die ihnen den Sonnenschein ihres Anblickes wieder vergönnen würde. Die Marquise ließ eine Weile den Redestrom seiner Begeisterung ruhig über sich ergehen, nur daß ihre kleinen Füße in den niedlichen Sammtpantoffeln ab und zu wie ungeduldig zusammenzuckten. Plötzlich aber sich emporrichtend, warf sie ihm einen scharfen, halb spöttischen halb unwilligen Blick zu und, mit einer abwehrenden Bewegung ihn unterbrechend, sagte sie: „Genug, alter Schmeichler! Alles, was Du da sprichst, habe ich bei weitem besser von den jungen Herren gehört, die sich auf ihren rothen Absätzen in den Salons von Versailles herumdrehen, und wenn ich es länger hätte hören wollen, so wäre ich dort geblieben! Was sagst Du mir Dinge vor, die eben so wahr sind als die Feenmärchen, die mir ehedem meine Bonne erzählte, nur etwas langweiliger! In der That, ich hätte Lust, das vertrauliche

Du! zurückzunehmen, mit dem ich Dich anrede, seit ich Dich als einen dienstwilligen, verläßlichen und verständigen Mann erkannt habe. Willst Du es bewahren, so setze Dich hier auf das Tabouret und laß uns sprechen wie vernünftige Menschen!"

Als nun Didier, überrascht von dieser harten Zurechtweisung, ohne weiter ein Wort zu wagen, auf den ihm angewiesenen Sitze sich niedergelassen hatte, lehnte die Marquise sich wieder in das Sopha zurück, und fuhr dann, indem ein schelmisches Lächeln ihre Lippen umspielte, begütigt und mit sanfterer Stimme fort: „Gut! Da Du nun wieder bei Verstande zu sein scheinst, so sage jetzt, warum Du den weiten Weg hierhergekommen? Denn Du wirst mich doch nicht glauben machen wollen, Du hättest die beschwerliche Reise blos meiner schönen Augen wegen angetreten?"

„Die schönsten Augen der Welt!" konnte Didier einzuschalten sich nicht versagen. „Keinen Rückfall, Didier!" versetzte die Marquise; „ich weiß genau, wie schön meine Augen sind, und auch wie kurzsichtig sie waren! Lasse meine Augen! und da Du nicht gestehen willst, warum Du kamst, so will ich Dir's sagen! Du bist entweder hierher gesandt, um zu ergründen, warum ich den Hof verlassen, oder Du hast sonst in irgend einer Angelegenheit meine guten Dienste in Anspruch zu nehmen?"

Als nun Didier, von der ersteren Voraussetzung nicht wenig entrüstet, in höchst pathetischen Ausdrücken betheuerte, er habe Ehre im Leibe, er habe sich niemals als Mouchard gebrauchen lassen, und werde sich auch, so lange er Athem habe, zu solchen Diensten nicht erniedrigen, erwiderte die Marquise mit seltsamem Lächeln, indem sie spielend eine ihrer goldenen Locken um die rosigen Finger der kleinen Hände wickelte: „Gut für Dich, denn Du würdest Deine Mühe verloren und doch nichts herausgebracht haben. Ich habe den Hof verlassen, weil ich eben so wollte, und nebenbei, weil mir die Aerzte Landluft verordnet haben. Das ist Alles! und nun zu Deinem Anliegen, denn das ist es doch, was Dich zu mir führt! Du hast mir ehedem gute Dienste geleistet, und hättest Dich längst dafür bezahlt machen sollen! Was willst Du also, laß mich's wissen?"

Didier, seinem Ziele plötzlich so nahe gerückt, bemerkte nicht ohne Verlegenheit, er fürchte die Frau Marquise zu ermüden, er müsse weit ausholen —

„Erzähle nur", sagte die Marquise, indem sie sich bequem zurechtsetzte, und das blonde Lockenhaupt in die Kissen des Sopha's drückte; „Du wirst mich kaum mehr langweilen als Marmontel mit seinen moralischen Erzählungen."

„Ich weiß nicht, ob der Frau Marquise bekannt ist", hub Didier nach einer Pause der Ueberlegung an, „daß ich vor einigen und zwanzig Jahren

von dem Herzog von Ossana nach Madrid berufen wurde, um daselbst die Räume seines Palastes mit Gemälden im Style Watteau's, meines Meisters, auszuschmücken. Meine Arbeiten nahten ihrer Vollendung, als ich mich mit der Tochter meines Hauswirthes, die eben in Folge eines Gelübdes ihrer Aeltern in ein Kloster treten sollte, in einen Liebeshandel einließ, und meiner Thorheit damit die Krone aufsetzte, daß ich das Mädchen, welches mir in blinder Leidenschaft anhing, nicht nur entführte, sondern sie auch späterhin in meiner Heimath zu Toulouse vor dem Altare mir antrauen ließ!"

„Daß Du das Letztere früher oder später bereut haben wirst, nimmt mich nicht Wunder", unterbrach ihn die Marquise; „Treue schwören und sie halten sind eben verschiedene Dinge!" — Didier aber fuhr fort: „Ich habe mir in dieser Beziehung Nichts vorzuwerfen, Frau Marquise; ich habe meine Ehe mit den besten Vorsätzen begonnen, und würde auch dabei geblieben sein, wenn es nur irgend möglich gewesen wäre. Dolores aber die, in starrer Frömmigkeit erzogen, sich den Bruch des Gelübdes ihrer Aeltern und die gegen deren Willen mit mir eingegangene Verbindung nicht vergeben konnte, quälte nicht nur sich selbst, sondern auch mich so unablässig mit ihren Gewissensbissen, Klagen und Vorwürfen, daß ich weder in meinen vier Pfählen auszuhalten, noch mir die nöthige Freiheit des

Geistes für meine künstlerischen Bestrebungen zu bewahren vermochte, von deren Erfolg doch einzig und allein mein Broderwerb und mit ihm die Möglichkeit der Erhaltung meiner Familie abhing. Zudem fand ich in Toulouse nur sehr unzureichende Beschäftigung, wogegen ich zu Paris nach dem Tode Watteau's und Lancret's, als einer ihrer vorzüglichsten Schüler, nicht nur hinreichenden Erwerb, sondern auch reichlichen Gewinn zu finden hoffen durfte. Und so blieb mir am Ende nichts übrig, als mich nach Paris zu begeben, und meine Frau, die sich lieber in's Grab gelegt, als mit mir in diesem Höllenpfuhl des Verderbens, wie sie es nannte, ihren Aufenthalt genommen hätte, mit dem Knaben, den sie mir mittlerweile geboren, in Toulouse zurückzulassen."

„Warum so viele Umschweife?" unterbrach ihn die Marquise, indem ein bitteres, verachtendes Lächeln um ihre Lippen spielte. „Sage es nur gerade heraus, Du ließest Deine Frau kurzweg sitzen, führtest in Paris ein wildes, wüstes Leben und kümmerst Dich nicht weiter um Dein Kind und seine Mutter!"

„Wofür halten mich die Frau Marquise?" versetzte Didier mit so viel Entrüstung, als sich nur irgend mit seinem höflich dienstergebenen Wesen vertrug. „Welches Kainszeichen trage ich auf der Stirne, daß Sie mir so unnatürliche, gewissenlose Härte gegen mein Fleisch und Blut zutrauen? Ich

kann zwar nicht läugnen", setzte er mit selbstgefälligem Lächeln hinzu, „ich kann zwar nicht läugnen, daß ich in meinen jüngeren Jahren reizenden Versuchungen nicht immer so eilfertig und gewissenhaft aus dem Wege ging, wie der egyptische Joseph. daß ich mich in Abenteuer und Verhältnisse verstricken ließ, denen ein Familienvater eigentlich ferne bleiben sollte. Allein für die Meinen habe ich immer redlich, ja reichlich gesorgt, und wenn ich sie im Laufe von zwanzig Jahren nur beiläufig dreimal in Toulouse besucht habe, so geschah dies theils aus gerechtem Unmuth gegen meine Frau, die unerbittlich bei ihrer Weigerung mir nach Paris zu folgen beharrte, theils weil ich mich mit Recht durch das Vertrauen, das mir so viele hohe Damen und Herren bewiesen, zu sehr geschmeichelt fühlte, um nicht selbst auf Kosten meiner Privatinteressen jeden Augenblick meiner Zeit ihren Aufträgen und anderen guten Diensten, die sie von mir fordern mochten, zu widmen."

„Sprich nicht von Deinen guten Diensten!" sagte die Marquise, indem ihr Blick vornehm und ernst über das zu einem Faunslächeln sich verzerrende Antlitz Didier's hinglitt. „Wer weiß, ob sie Dir nicht gerade als das Gegentheil anzurechnen wären? Und überdies klingt die Mahnung an geleistete Dienste in dem Munde eines Bittenden beinahe wie eine Drohung, die mich, wie Du weißt,

nicht einzuschüchtern, sondern nur zum Widerstande zu reizen pflegt! — Genug davon!" setzte sie hinzu, als sie Didier Miene machen sah, sich in Verwahrungen gegen diese Auffassung seiner Aeußerung zu ergehen. „Laß mich lieber hören, was mit Deiner Familie geworden ist, und was ich für sie thun kann, denn auf etwas dergleichen scheinst Du es ja doch abgesehen zu haben!"

„Die Frau Marquise fragen, was mit meiner Familie geworden?" versetzte Didier, durch die Zurechtweisung der Marquise offenbar etwas in Verlegenheit gesetzt. „Je nun, was eben aus Menschen im Laufe der Jahre wird: aus meiner Frau ein kränkliches, hinfälliges Mütterchen, und aus meinem Knaben ein schlanker, wohlaussehender junger Mann, der sich in jeder Hinsicht als das echte Kind seiner Aeltern bewährt; denn wie er von der Mutter beinahe geläufiger spanisch als französisch sprechen lernte, so hat er auch von ihr den Hang zu jener finsteren, starkgläubigen Frömmigkeit überkommen, mit der sie mir und sich selbst unsere besten Lebensjahre verdarb; von mir aber erbte der Junge künstlerische Anlagen und zwar in höherem Grade, als ich selbst je sie besessen. Als ich vor drei Jahren nach Toulouse kam, erstaunte ich zu sehen, was der Bursche fast ohne alle Anleitung in Zeichnung, Composition, ja selbst in Führung des Pinsels zu leisten vermochte, und erkannte es als meine heiligste

Pflicht, weder Mühe noch Kosten zur Ausbildung eines so bedeutenden Talentes zu sparen. Ich beschloß, den Jungen mit mir nach Paris zu nehmen, und so schwer es mir ward, ihn den Armen seiner Mutter zu entreißen, so gelang es mir endlich doch; sie selbst freilich mußte in Toulouse zurückbleiben. Ihrem Manne dahin zu folgen, hatte sie ihre Frömmigkeit verhindert, und nun erlaubte ihr Kränklichkeit nicht mehr, das milde Klima des Südens mit dem rauheren des Nordens zu vertauschen, und ihren Sohn, wie sie gewünscht hätte, zu begleiten."

„Sollen und nicht Wollen, Wollen und nicht Können!" sagte die Marquise halblaut vor sich hin; „wirft uns das Leben nicht immer an eine dieser beiden Klippen?"

Didier hielt einen Augenblick inne, fuhr aber, begreifend, daß die Marquise nur eben laut gedacht habe, in seiner Erzählung bald wieder fort: „In Paris angekommen, bat ich meinen Freund Bien, meinem Sohne in der Historienmalerei und im Frescomalen Anleitung zu geben; denn wußte ich gleich recht wohl, in unserer Zeit sei mit großen Galleriestücken und Wandgemälden eben nicht viel aufzustecken, so mußte ich doch meinem Jungen, der nur für Madonnen, Christusköpfe und Heiligenbilder schwärmte, einstweilen seinen Willen thun, wenn ich ihn nicht ganz verschüchtern wollte. Nach zwei Jahren aber, während welcher Zeit der Bursche mit so

unermüdetem Eifer und ausgezeichnetem Geschicke arbeitete, daß Vien mich versicherte, er und ein gewisser David seien seine besten Schüler, und Dominik müsse früher oder später sich in der Welt einen großen Namen machen, nach zwei Jahren, sage ich, gelang es mir doch, den Jungen zu bereden, sich auch im Fache der Genremalerei zu versuchen, und so brachte ich ihn zu Boucher, wo er nun mit Fragonard arbeitet, und im Geschmacke der Zeit Bilder und Bildchen malen lernt, die für geringe Mühe schweres Geld einbringen, und gefällig modern ganz anders bezahlt werden, als langweilige historische Gemälde."

„Geld, Geld und wieder Geld!" sagte die Marquise, indem ein verachtendes Lächeln ihre Lippen umzuckte. „Du sprichst immer von Geld und vergißt darüber, die Anlagen, die Neigung Deines Sohnes in Anschlag zu bringen! Bist Du so alt geworden, und weißt noch nicht, daß Glück eine Waare ist, die nicht immer mit Geld erkauft wird?"

„Aber ohne Geld ist es eben auch nicht zu haben!" erwiderte Didier mit sarkastischem Lächeln, setzte aber sogleich, sich verbessernd, hinzu: „obgleich die Frau Marquise in so ferne ganz Recht haben, daß Geld und Gut mitunter geradezu zum Unglück werden können, was ich leider aus eigener Erfahrung zu bezeugen im Stande bin!"

„Wie, Didier! Dir wäre Geld und Gut zum Unglück geworden?“ sagte die Marquise, ungläubig aufhorchend.

„Allerdings“, versicherte Didier, eine possierlich kummervolle Miene annehmend. „Einer meiner Vettern, ein wohlhabender Gewürzkrämer zu Genf, den ich mein Leben lang nicht zu Gesichte bekommen, hat das Zeitliche gesegnet und mich zu seinem Erben eingesetzt. Nun aber hat sein Testament, in mehreren Punkten streitig, einen wahren Rattenkönig von Processen in's Leben gerufen, deren Entscheidung zu beschleunigen ich mich genöthigt sehe, mich nach Genf zu begeben, und voraussichtlich den ganzen Sommer hindurch bis tief in den Herbst hinein daselbst zu verweilen. Abgesehen von dieser nothgedrungenen Reise sehe ich mich noch dadurch in die tödtlichste Verlegenheit versetzt, daß ich nicht weiß, was indessen mit meinem Sohne werden soll. Ihn mit mir nehmen, hieße seine Studien unterbrechen! Ihn zu seiner Mutter nach Toulouse zu senden und ihn wieder in die Atmosphäre kopfhängerischer Frömmigkeit zurückzuversetzen, der ich ihn kaum mit Mühe und Noth entrissen, daran ist nicht zu denken. Noch weniger aber geht es an, ihn in Paris ohne Aufsicht in der Gesellschaft Boucher's und Fragonard's zurückzulassen, die weder Maß noch Ziel kennen und ihr Leben wie eine Kerze an beiden Enden zugleich anzünden; sie würden

meinen armen Jungen unfehlbar durch Spott, übles Beispiel und andere Teufeleien zu Ausschweifungen aller Art hinreißen, denen weder seine Mittel, noch weniger aber seine schwächliche Gesundheit gewachsen ist."

„Ei, was Du sagst!" unterbrach ihn die Marquise mit einem spöttischen Blicke; „solche Gefahren fürchtest Du für Deinen Sohn bei seiner Frömmigkeit, seiner Geistesverwandtschaft mit seiner Mutter?"

„Jugend hat nicht Tugend!" versetzte Didier; „der Geist ist stark, das Fleisch aber schwach; Gelegenheit macht Diebe und gerade Frömmler, wenn sie einmal von der Süßigkeit des Lasters gekostet haben, pflegen sich leichter und tiefer in seine Schlingen zu verstricken, als wir andern Weltmenschen. Was mein Sohn bedarf, ist Arbeit, die seinen Neigungen zusagt, ein ruhiges, mäßiges Leben und bildender Umgang, der ihn allmählig für den Verkehr mit der höheren Gesellschaft einschult und erzieht. Und das ist, gerade herausgesagt, das Anliegen, das mich nach Miremont geführt, das ist es, was ich von der huldvollen Großmuth der Frau Marquise für ihn zu erflehen hoffe."

„Wie?" rief die Marquise, überrascht aus dem Kissen des Sophas sich emporrichtend. „Wie, mir willst Du Deinen Sohn anvertrauen? Ich, meinst Du, sollte seine Erziehung vollenden? Ich, Didier?"

und in lautes sich immer wieder erneuerndes Gelächter ausbrechend, setzte sie hinzu: „In der That, der Einfall ist in seiner Albernheit einzig, unvergleichlich, oder —“ fuhr, sie nach einer Pause, plötzlich ernst werdend, und Didier scharf in's Auge fassend, fort — „oder, wenn Du etwas Anderes damit meinen solltest, namenlos unverschämt!“ —

„Was ich damit meine“, erwiderte Didier, indem er sich von seinem Sitze erhob, und sich vor seiner ihn mit strengen Blicken messenden Gönnerin tief verneigte, „was ich damit meine, ist nicht mehr und nicht weniger, als daß die Huld der Frau Marquise während meiner Abwesenheit, auch für den Fall, daß sie früher oder später Versailles wieder mit ihrer Gegenwart beglücken sollte, meinem Sohne gnädigst den Aufenthalt zu Miremont oder auf irgend einem anderen ihrer Schlösser gestatten möchte, insofern eines der letzteren ihm noch mehr oder doch eben so viel Gelegenheit zur Uebung seiner Kunst böte, als Miremont.“

„Gelegenheit zur Uebung seiner Kunst — Miremont — Wie verstehst Du das?“ sagte die Marquise, den Arm wieder sinken lassend, den sie früher, als wollte sie nach der Klingelschnur greifen, halb erhoben hatte.

„Ich wage die Frau Marquise demüthigst zu erinnern“, versetzte Didier, sich wieder verneigend, „daß der Flügel, den hochdero Herr Vater zur Er-

weiterung der Räume für geselligen Verkehr dem Schlosse Miremont angebaut, zwar in allen Einzelnheiten vollendet dasteht, aber seit dem Hintritt des hochseligen Herrn noch immer vergebens der Thätigkeit des Tapezierers und des Vergolders, wie der Kunst des Malers harrt, deren er bedarf, um seiner Bestimmung und den Absichten seines Erbauers zu entsprechen. Ich wage ferner ehrfurchtsvoll zu versichern, daß mein Sohn Dominik nicht nur in passender und geschmackvoller Verzierung von Fenster und Wandgetäfel, sondern auch in der Anfertigung von Deckengemälden Proben ausgezeichneten Talentes abgelegt hat, daß sein Pinsel in ersterer Beziehung mit dem Boucher's, in letzterer mit jenem Vanloo's wetteifert, und daß er der Frau Marquise zu allen beliebigen Zwecken Entwürfe und Zeichnungen vorzulegen im Stande ist, die nicht nur den Anforderungen ihres feinen Geschmackes entsprechen, sondern ihre Erwartungen weit übertreffen würden."

„Das läßt sich hören!" sagte die Marquise, sich vom Sopha erhebend und an's Fenster tretend. „Dein Einfall ist nicht so übel. In der That, ich hätte längst daran denken sollen, das Werk meines Vaters zu vollenden. Der neuerbaute Flügel da drüben erfreut sich einer viel geschützteren Lage, und bietet eine bei weitem schönere Aussicht, als die düsteren, unfreundlichen Gemächer, die ich bewohne,

und in denen ich mich allgemach zu langweilen beginne!" — Sie hielt eine Weile wie überlegend inne, und fuhr dann fort: „Auch wird es mir in der Einsamkeit des Landlebens — denn ich gedenke Versailles nicht sobald mit meiner Gegenwart zu beglücken, und ich kenne Alle, die sich meine Freunde nennen, zu genau, um viel auf ihre Besuche zu rechnen — es wird mir, denke ich, eine angenehme Zerstreuung sein, auf die Ausschmückung jener Räume persönlich Einfluß zu nehmen, und sie Tag für Tag mit eigenen Augen fortschreiten zu sehen! Zudem", fuhr sie fort, auf Didier zuschreitend, der in vorgebeugter Haltung erwartungsvoll an der Thüre stand, „zudem erfreut es mich, Dich einer Verlegenheit entreißen und Dir etwas Angenehmes erweisen zu können! Kein Wort mehr, unser Handel ist abgemacht. Schicke Deinen Sohn nach Miremont, wann es Dir gelegen; er kann mit seiner Arbeit ungesäumt beginnen! — Du sagst, er sei geschickt und fleißig, und Du weißt, ich bin freigebig, wir werden also ohne Zweifel gegenseitig mit einander zufrieden sein!"

Didier, überrascht und kaum der Rede mächtig, begann einige Dankesworte herzustammeln. Die Marquise aber, die, gegen Ende der Unterredung plötzlich blaß und blässer werdend, sich wieder dem Sopha genähert hatte, und sichtlich erschöpft in dessen Kissen zurückgesunken war, unterbrach ihn und

sagte mit halberlöschender Stimme: „Genug für heute, mein Freund! Lasse Dir in meinem Hause Nichts abgehen, was zu Deiner Bequemlichkeit dienen kann, und vergiß nicht morgen früh, wenn Du abreisest, nach den Briefen zu fragen, die Du mir an Madame Geoffrin und den Chevalier Torigny bestellen sollst."

Damit nickte sie ihm freundlich zu, und Didier, in den Sitten der Zeit zu wohlgeschult, um diesem Zeichen der Entlassung nicht augenblicklich zu gehorchen, verließ schweigend, aber seelenfroh seine Wünsche so vollständig erfüllt zu sehen, unter tiefen Bücklingen das Gemach.

Der Frühling hatte früher als gewöhnlich sein Regiment angetreten, und Saatfelder und Wiesen, Bäume und Hecken grünten und blühten, so weit das Auge reichte, als an einem sonnigen Nachmittage gegen Ende April ein junger, wohlgebauter Mann von dunklen Augen und noch dunklerem Haar, das die edle Blässe seines ausdrucksvollen Antlitzes noch mehr hervortreten ließ, auf einem Fußsteige, abseits der staubigen Heerstraße, die von Paris nach Grenoble führt, rüstig dahinwanderte. Es war Dominik Didier, der, es der schwerfälligen Postkutsche überlassend sein Gepäck an den Ort seiner Bestimmung abzuliefern, sich aus ihrer dumpfen Schwüle

in's Freie gerettet hatte, und nun zu Fuß, mancherlei erwägend, auf Schloß Miremont zuschritt, das er noch vor Abend zu erreichen hoffen durfte. Er erfreute sich der freien Bewegung in der frischen, erquickenden Frühlingsluft, aber des Zieles seiner Reise gedachte er nur mit Widerwillen. Sein Verstand hatte sich dem Befehle seines Vaters gefügt, allein sein Herz zog ihn nach Toulouse, zu seiner Mutter. Auch hatten die in tonnenförmigen Reifröcken auf hohen Pantoffelabsätzen umherklappernden, hochroth geschminkten und mit Schönpflästerchen beklebten Damen, wie er sie im Atelier Boucher's häufig genug aus und ein gehen sah, mit ihrem thurmähnlichen Kopfputz und ihrem wohlriechenden Puder, mit ihrem Fächerrauschen und ihrem Schnupftabaksdöschen, mit ihrer Hoffart und ihrem coquetten Wesen einen zu ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht, als daß er ohne Schauder daran hätte denken können, sich den ganzen Sommer hindurch den launenhaften Einfällen einer Zierpuppe dieser Art fügen zu müssen; denn daß er in der Marquise von Quercy ein Prachtstück dieser Gattung kennen zu lernen habe, davon war er fest überzeugt, und die begeisterten Lobpsalmen, in denen sein Vater sich über die herablassende Liebenswürdigkeit und den hohen Kunstsinn dieser Dame erging, bestärkten ihn nur noch mehr in dieser Voraussetzung, da er zu oft erfahren hatte, sein Vater pflege Personen

und Dinge anzusehen, wie er sie eben sehen wollte, nicht wie sie waren. Gleichwohl hatte er dem Willen seines Vaters keinen Widerstand entgegengesetzt und, eingedenk der Lehre seiner Mutter, beschlossen, sich auch dieser Wendung seines Schicksals als einer vom Himmel ihm verhängten Prüfung ohne Murren zu unterwerfen, und so schritt er bald in ernsten Gedanken versunken, bald wieder unwillkürlich sein junges Herz den Reizen der lachenden, in vollem Frühlingsschmucke prangenden Natur hingebend, seinen Weg am Rande eines mit Weiden besetzten Baches hin, bis er an eine einsame Mühle gelangte.

Er war scharf gegangen und die Frühlingssonne hatte ihn auf seinem schattenlosen Wege hart mitgenommen. Er fühlte sich ermüdet und sehnte sich nach einem Trunke Milch, der ihm denn auch von der Müllerin auf seine Bitte in einem irdenen Topfe bereitwillig dargereicht wurde. Dem Ruheplatze gegenüber, den er sich zum Genusse dieser Erquickung im Schatten eines Fliederbusches gewählt hatte, sah er an dem Geländer einer offenen Treppe, die zur Mahlstube zu führen schien, einen stattlichen Esel mit Tragkörben auf dem Rücken angebunden, der mit wählerischer Behaglichkeit in dem Bündel Heu herumschnupperte, das man ihm vorgeworfen hatte. Bald darauf sah er zwei Männer die Treppe herabkommen, deren einer, seiner mehlbestäubten blauen Jacke nach, offenbar der Müller,

ein Mehlsäckchen auf der Schulter, der andere aber, ein feister Franziskanermönch, einige riesige Brodlaibe unter dem Arme trug. Sie waren in eifrigem Gespräche begriffen, das sie fortsetzten, während der Mönch Mehlsäcklein und Brodlaibe in die Tragkörbe des Esels versenkte, aus denen noch überdies die Hälse einiger Weinflaschen und die gelben Füße einer hingemordeten Gans emporragten. Dann löste der Mönch die Halfter des Thieres vom Treppengeländer, und zerrte den geduldigen Korbträger, nachdem er ihn früher mit einem gewaltigen Riß aus seinen Heustudien aufgeschreckt hatte, vom Müller begleitet hinter sich her, dem Gitterthore des Hofraumes zu. Je näher sie diesem letzteren kamen, desto deutlicher wurden dem wegemüden Wanderer unter dem Fliederbusche die Worte vernehmbar, die der Mönch mit dem Müller wechselte.

„Aber, Vater Polycarp“, sagte der letztere, „die Salbe, die sie unserm Mathieu für seine Quetschung schickte, hat dem Jungen doch geholfen!“ — „Hexensalbe!“ eiferte der Mönch; „laßt Euch nur ködern von den Kindern des Satans mit ihren Gaben, und Ihr seid ihm verfallen mit Haut und Haar, mit Haus und Hof, mit Kind und Kindeskindern!“ — „Sie ist eben unsere Gutsherrin, wie ihr Vater der Graf es war“, erwiderte der Müller, sich bedächtig den kurzgeschorenen Kopf krauend, „unsere von Gott uns gesetzte Obrigkeit, unsere Wohl-

thäterin." — „Eure Verderberin ist sie", schrie der Mönch, „ein Belialskind, abgesandt, Euch in die Schlingen der Hölle zu verstricken, ein Vampyr, begierig das Blut aus den Adern Eurer Söhne zu saugen!" — „Hm, habe noch nichts vom Blutsaugen bemerkt", entgegnete der Müller; „im Gegentheil, Frau von Quercy hilft, wo sie kann, gibt reichlich den Armen." — „Den Armen gibt sie?" polterte der Mönch, die Arme in die Seite stemmend, „und sind wir nicht auch arm, wir Kinder des heiligen Franciscus, und hat sie uns den Louisd'or gegeben, den der selige Graf, wie seine Väter vor ihm, uns jeden Monat verabreichen ließ? Hat sie uns nicht wie räudige Hunde von der Schwelle ihres Schlosses wegjagen und uns sagen lassen, wir sollten arbeiten? Arbeiten, als ob wir nicht arbeiteten, Tag und Nacht arbeiteten im Weinberge des Herrn!" — Er hielt eine Weile inne, da aber der Müller von dem Gewichte einer solchen Thatsache wie erdrückt stillschwieg, fuhr er nur um so eifriger fort: „Was sagt die Schrift? Wer nicht für mich ist, der ist wider mich! Und hat Frau von Quercy in den vier Monaten, die sie nun auf Schloß Miremont hauset, auch nur einmal die heiligen Sacramente genommen? Brach sie nicht vielmehr das einzige Mal, daß sie unser armes Kirchlein besuchte, über die Predigt unseres frommen Vaters Anselm in solches Gelächter aus, daß sie beinahe

daran erstickt wäre? Eine Gotteslästerin ist sie, eine hochmüthige Jesabel, ein verbuhltes, üppiges Weib, wie die Frau des Potiphar, eine eigensinnige, launenhafte Creatur, wie jene Vasthi, die König Ahasverus aus seiner Nähe verwies!" — Hier verhallten seine Worte, denn der Weg, den der Mönch und seine Begleiter verfolgten, drehte sich scharf um die Ecke des Hauses hin, der Heerstraße zu, aber sie waren dem jungen Manne, der sie unfreiwillig vernommen, schwer auf's Herz gefallen. Wenn er auch Alles abrechnete, was in ihnen offenbar als gehässige Uebertreibung sich kund gab, so blieb doch genug übrig, was seine religiösen Anschauungen, was sein sittliches Gefühl verletzte, seine Abneigung mit einer von der öffentlichen Meinung in diesem Grade gebrandmarkten Frau zu verkehren steigerte, und ihn mit verdoppeltem Widerwillen seine Wanderung nach Schloß Miremont fortsetzen ließ, das er, gedankenvoll dahinschlendernd, erst mit Einbruch der Nacht erreichte.

Das von der Postkutsche abgelieferte Gepäck hatte daselbst die Ankunft des vorlängst erwarteten Gastes bereits angekündigt. Eines der niedlichsten Mansardengemächer des Schlosses stand zu seiner Aufnahme bereit, und Dominik, ermüdet und verstimmt wie er war, wußte nichts Besseres zu thun, als sich frühmöglichst auf sein Lager zur Ruhe hinzustrecken. Er fand auch bald, was er suchte, denn,

binnen weniger Minuten schloß bleierner Schlaf seine Augenlider, aus dem ihn jedoch gegen Mitternacht die schrillen, in kurzen Zwischenräumen sich wiederholenden Töne einer, wie es schien, in der Hauptetage des Schlosses scharf angezogenen Klingel plötzlich erweckten. Bald darauf wurde Gerenne und Gelaufe in den Gängen und auf den Treppen hörbar, Thüren wurden rasch geöffnet und wieder zugeworfen, ja es war ihm, als ob aus den Gemächern der Hauptetage gerade unter seiner Stube dumpfes Schmerzgestöhne zu ihm emporschallte. Dominik, auf diese Weise aus dem Schlafe emporgeschreckt, wußte sich erst gar nicht zurecht zu legen, wo er sei, was vorgehe, wie er dahergekommen; als er aber endlich sich besann, wo er wäre, überkam ihn bei dem Gedanken, daß er sich ohne irgend eine bekannte freundliche Seele allein in dem fremden, weitläufigen Schlosse Miremont befände, ein solches Gefühl der Verlassenheit, eine so unheimliche Angst, daß er am liebsten sich in die Kleider geworfen und wieder auf den Weg nach Paris gemacht hätte. Allmählig aber legten sich die Wallungen seines Blutes, der Verstand gewann wieder Herrschaft über die instinctartige Regung der Empfindung, und da mittlerweile im Schlosse wieder Alles still geworden, so überwältigte nach einer Stunde der Unruhe seinen müden Körper wieder der gesunde Schlaf der Jugend, aus dem ihn erst der helle Sonnenschein des Morgens erweckte.

Sich vom Lager erhebend und an's Fenster tretend, sah er ein von geschorenen Baumwänden begränztes Gartenparterre vor sich liegen, zu welchem von der Hauptetage des Schlosses breite Treppen hinab führten. Die Luft war mild, der Himmel blau, und das junge Grün des Rasens, die Blüthenpracht der Bäume und Gesträuche, der goldene Sonnenschein, der über Garten und Schloß ausgebreitet lag, Alles gewährte einen so heiteren Anblick, daß Dominik nicht ohne Beschämung der ängstlichen Stimmung gedenken konnte, welche bei Nacht sich seiner bemächtigt hatte. Rasch seinen Anzug vollendend, eilte er in den Garten hinab, den er nach allen Seiten durchstreifte, und dessen auf englische Art angelegten Waldpartien seinen künstlerischen Sinn um so mehr anregten, als er bisher nur in steifer Regelmäßigkeit nach dem Muster Le Nôtre's zugeschnittene Gärten kennen gelernt hatte. Nach dem erfrischenden Spaziergange in sein Stübchen zurückgekehrt, begann er seine Habseligkeiten zu ordnen und aus seinem Portefeuille die Entwürfe und Zeichnungen zusammenzusuchen, die er der Marquise zur Auswahl vorzulegen gedachte. Nach Vollendung dieser Arbeit war er eben beschäftigt, während er frühstückte, in einigen keckеn Zügen eine Skizze Pater Polycarp's und seines Esels, wie beide ihm von gestern her im Gedächtniß geblieben, auf's Papier zu werfen, als an seine Thür gepocht wurde, und ein niedliches, mit den sprechendsten schwarzen

Augen versehenes Frauenzimmer in zierlichem Morgenanzuge hereinhüpfte und sich ihm als die Kammerfrau der Marquise, Mademoiselle Nicole, vorstellte. Sie käme, sagte sie, im Auftrage ihrer Gebieterin, die vielleicht mehrere Tage ihn zu sprechen verhindert sein könnte, Herrn Didier einzuladen, einstweilen die Räume des neuerbauten Schloßflügels in Augenschein zu nehmen und seine Pläne zur passenden Ausschmückung derselben zu entwerfen. Sie benütze diese Gelegenheit, fügte sie hinzu, indem sie wie eine alte Bekannte Dominik gegenüber auf einen Stuhl sich niederließ, ihm ihre Freude über seine Ankunft auf Schloß Miremont auszudrücken und die Hoffnung auszusprechen, daß die Gesellschaft eines so angenehmen jungen Mannes nicht wenig dazu beitragen werde, ihr und ihren Leidensgefährtinnen die Langeweile ländlicher Einsamkeit erträglicher zu machen. Dabei wußte sie, obwohl über die erste Jugend hinaus und mehr der vollen Rose als der aufblühenden Knospe zu vergleichen, so anmuthig zu lächeln, ihre Worte mit so reizenden Bewegungen ihrer weißen Arme zu begleiten und diese Bewegungen ab und zu durch so versengende Blitze ihrer schwarzen Augen zu unterstützen, daß Dominik, schüchtern und solcher Begegnungen ungewohnt, immer verlegener ward und ihre höflichen Redensarten nur mit dürftigen Worten zu erwidern im Stande war. Mademoiselle Nicole aber, die seine Verwirrung

dem siegenden Eindrucke ihre Reize zuschrieb, bemühte sich nur um so eifriger, diesen Eindruck auf alle Weise zu verstärken. Sie tänzelte im Zimmer umher, lehnte sich zum Fenster hinaus, um ihre niedlichen Füßchen bemerkbar zu machen. und ermahnte dabei Dominik zehnmal in einem Athem, sie nur fortzuschicken, wenn sie ihm lästig falle. Als sie aber zuletzt die halb fertige Skizze gewahrte und auf den ersten Blick Pater Polycarp und seinen Esel erkannte, gerieth sie in wahre Ekstase, und betheuerte unter einer Fluth von Lobsprüchen, er müsse sich früher oder später entschließen, auch ihre Züge durch seinen Pinsel zu verewigen. Die Wortkargheit und Kälte jedoch, mit der Dominik diese Aeußerungen des Entzückens aufnahm, war so auffallend, daß Mademoiselle Nicole allmählig die Ausbrüche ihrer leidenschaftlichen Bewunderung zu mäßigen für gut fand, und zuletzt nicht ohne einige Gereiztheit an den jungen Mann die Frage richtete, wie er die Nacht zugebracht habe, denn er scheine sich nicht ganz wohl zu befinden. Dominik, hocherfreut, das Gespräch von seiner Person ablenken zu können, gestand ehrlich, daß er allerdings durch die Unruhe des Hauses im Schlafe gestört worden; als er aber nach der Ursache dieser Unruhe fragte, nahm Mademoiselle eine ernste Miene an und erwiderte, mit ihrem Schürzenbande spielend: die Frau Marquise pflege spät zu Bette zu gehen, und liebe bei ihrer Ungeduld, ihre Befehle

rasch vollzogen zu sehen, was aber nicht immer ohne Geräusch und Unruhe abgehe; er müsse auf die Wiederkehr solcher Störungen sich gefaßt machen, und werde sich später weniger dadurch beunruhigt fühlen, wenn er nur vorerst die Personen und die Verhältnisse des Hauses näher kennen gelernt haben würde. Zu dieser Kenntniß würde er jedoch am schnellsten gelangen, wenn er nicht, wie die Frau Marquise ihm frei stelle, allein auf seinem Zimmer speisen, sondern im Gegentheil, wie sie mit einem anmuthigen Knickse hinzusetzte, an dem Mittagstische der Hausofficiere theilzunehmen sich entschließen würde. Als nun aber Dominik dagegen hervorhob, daß er, ganz abhängig von seinen Arbeiten, seine Thätigkeit zu keiner bestimmten Stunde unterbrechen könne, und daher nothwendig vorziehen müsse, von der Erlaubniß der Frau Marquise auf seinem Zimmer zu speisen Gebrauch zu machen, erachtete Mademoiselle Nicole es für angemessen, weitere Feindseligkeiten einstweilen auf sich beruhen zu lassen, und hüpfte, nicht ohne einige spitze Anspielungen auf Künstlerlaunen, die sich aller Berechnung entzögen, etwas minder siegesgewiß, aber eben so anmuthig leichtfertig aus dem Zimmer, als sie es betreten hatte.

Dominik versäumte keinen Augenblick, dem Geheiße der Frau Marquise Folge zu leisten, und die Räume des neuerbauten Schloßflügels, die von ihm

ihren künstlerischen Schmuck erwarteten, in Augenschein zu nehmen. Bei dem ersten Anblick der stattlichen Reihe von Sälen und Gemächern, die hoch, weit und hell vor ihm sich eröffneten, hatte seine Künstlernatur den Widerwillen, mit dem er Schloß Miremont betreten hatte, vollständig überwunden. Er fühlte, welches Feld seiner Thätigkeit hier geboten sei, welche Fülle von Ausbildung hier zu gewinnen, welche Ernte von Ehre hier einzuheimsen wäre. Drang und Lust zu schaffen durchzitterten alle Fibern seiner Seele, seine Phantasie arbeitete, seine Pulse flogen, und kaum gewann er so viel Fassung, um das große Werk, das vor ihm lag, am rechten Ende anzufassen und den Vorbedingungen zu dessen Ausführung zu genügen. Er begann endlich, den Zollstab in der Hand, das Ausmaß der Wand- und Deckenflächen, die er mit Gemälden zu schmücken hatte, festzustellen, und nachdem dies geschehen war, eilte er auf sein Stübchen zurück, um aus seinen Skizzen und Zeichnungen für jedes Gemach, im Hinblick auf dessen eigenthümliche Bestimmung, passende Stücke auszuwählen und dieselben in geschmackvoller Reihenfolge zu einem schönen Ganzen zu verbinden. Er folgte hiebei für's Erste ausschließend seinem Kunstgefühle und seinem nur für wahrhaft Hohes und Schönes glühenden Gemüthe; er wählte daher nur ernste, würdige Gegenstände, in großem, historischem Style aufgefaßte Stücke, und

freute sich wie ein Kind, als er nach tagelangem Erwägen seine Entwürfe wenigstens für den Speisesaal und die Empfangszimmer festgestellt hatte. Als er aber, kühler geworden, bedachte, daß die Ausführung des Vorbereiteten der Zustimmung der Frau Marquise bedürfe, und sich erinnerte, wie oft ihm sein Vater zu Gemüthe geführt, dergleichen ernste und schwerfällige Compositionen taugten nur für Kirchen und Gallerien, die moderne Welt verlange heiteres, modern Gefälliges, so sank ihm wieder das Herz, und nicht ohne harten Kampf entschloß er sich das Ausgewählte bei Seite zu legen und seine Arbeit in anderem Sinne von Neuem zu beginnen, indem er Schäferscenen, Hirtengruppen, Jagdstücke und andere Genrebilder zusammenstellte, die zur Nothdurft an die Stelle der früheren großartigen und kühneren Entwürfe treten konnten. So hatte er mehrere Tage angestrengt gearbeitet, ohne sich eine andere Erholung zu gestatten, als Morgens früh in der Dorfkirche zu Miremont, wie er von Kindesbeinen an gewohnt war, die Messe zu hören, und Abends ab und zu im Schloßgarten mit dem alten grämlichen Hausarzte der Marquise spazieren zu gehen, der ihn von den Krankheiten unterhielt, die er eben zu behandeln hatte. Eine minder erwünschte Zerstreuung bereiteten ihm nebstbei die Besuche der Mademoiselle Nicole, die ihn von einem Tage auf den andern mit der Hoffnung hinhielt, die Mar=

quise werde ihn morgen sprechen, ohne daß diese Hoffnung sich jemals erfüllte. Dominik ertrug diese Verzögerung geduldig, so lange er mit dem Ordnen seiner Entwürfe beschäftigt war; als aber diese Arbeit vollendet hinter ihm lag, und die Marquise noch immer säumte die Auswahl zu treffen, von der die Ausführung seiner Pläne abhing, versetzte ihn allmählig seine unfreiwillige Unthätigkeit in eine so abgespannte, unruhige, verdrießliche Stimmung, daß Mademoiselle Nicole in ihrer Bewunderung des hoffnungsvollen jungen Künstlers sich binnen wenigen Tagen sehr bedenklich herabgestimmt fühlte.

An einem heiteren im vollsten Schmucke des Frühlings prangenden Sonntagsmorgen war Dominik in den Schloßgarten hinabgestiegen. Rasch das Parterre durchschreitend, suchte er die schattigen Gänge des Parkes auf und gelangte bald an seinen Lieblingsplatz, eine Lichtung des Gehölzes, die den Ausblick auf eine mit Blumengärtchen umgebene ländliche, mit Baumrinde gedeckte Hütte gewährte, welche am Rande eines munter dahinrauschenden Baches malerisch dalag. Dort warf er sich auf eine Ruhebank, um sich in eines der Dramen Calderon's zu vertiefen; allein weder die Glaubensinnigkeit, noch die Tiefe der Lebensanschauung, die er sonst an diesem Dichter so hochschätzte, vermochten diesmal den Unmuth zu überwältigen, der wie Blei auf seiner Seele lastete. Die fortgesetzte Weigerung

der Marquise ihn zu sprechen, die sie niemals durch Angabe irgend eines Grundes zu rechtfertigen sich herabgelassen hatte, die also vielleicht, ja sogar höchst wahrscheinlich, nur auf einer Laune, auf kindischem Eigensinne beruhte, empörte ihn im Innersten seines Gemüthes. Er fühlte, daß er die Frau, deren Willkür er sich selbst, seine beste Kraft und seine kostbare Zeit zum Spielzeug hingegeben sah, hassen könne, und er bemühte sich, diese Empfindung vor sich selbst durch die Erinnerung an die Berichte zu rechtfertigen, die er bisher von ihrem Lebenswandel vernommen hatte. Er verachtete sich selbst, daß er früher so blindlings dem Drängen seines Vaters sich hingeben konnte, daß er jetzt so willenlos den Launen einer Zierpuppe fröhnte, und rasch und heftig das Buch schließend, in das er bisher gedankenlos gestarrt hatte, gedachte er nach dem Schlosse zurückzukehren, noch einen Versuch zu machen die Marquise zu sprechen, und wenn auch dieser fehlschlüge, ungesäumt Miremont zu verlassen. In dieser Stimmung hastig von seinem Sitze sich erhebend, gewahrte er in dem jene Baumrindenhütte umgebenden Blumengärtchen eine weibliche Gestalt, die, zu einem Blumenbeete hinabgebückt, Gießkanne und Rechen zur Seite, mit Gartenarbeit beschäftigt schien. Der Größe wie dem Schnitte der Kleidung nach war das Frauenzimmer kein anderes als Mademoiselle Nicole, die ihn erst unlängst nur zu aus-

führlich von ihrer schwärmerischen Vorliebe für Blumen und Blumenpflege unterhalten hatte, und ihre Erscheinung an diesem Orte und zu dieser Stunde als einen Fingerzeig des Himmels betrachtend, den kaum gefaßten Entschluß auch unverzüglich auszuführen, eilte er raschen Schrittes über die Wiesenfläche auf das Blumengärtchen zu. An dem zierlichen Gitter desselben angelangt, rief er, in seiner Hast vergebens nach dem Eingange suchend, ohne vieles Bedenken hinüber: „Auf ein Wort, Mademoiselle Nicole, wenn ich bitten darf!“ — Das Frauenzimmer richtete sich auf diesen Anruf von dem Blumenbeete empor, an dem sie beschäftigt war, wandte sich um und that einige Schritte gegen das Gitter hin; Dominik aber stand sprachlos vor Erstaunen, als ihm statt der muthwilligen, schelmischen Augen Mademoiselle Nicole's, denen er zu begegnen erwartet hatte, aus einem blassen, von einer Glorie von blonden Locken umflossenen Antlitze zwei sanfte blaue Augen entgegenleuchteten. Der überraschende Eindruck der edlen Züge, der schlanken, reizenden Gestalt war für seine Künstlerseele ein so überwältigender, daß er auch nicht ein Wort der gewöhnlichsten Entschuldigung über die Lippen zu bringen vermochte. Die Fremde, seine Verwirrung wohl bemerkend, war indeß bis an den Rand des Gitters vorgeschritten, und sagte nun lächelnd: „Mademoiselle Nicole ist im Schloß, Herr Dominik;

ich heiße Adèle!" — „Sie kennen mich?" stieß Dominik, noch immer in ihren Anblick verloren, gedankenlos heraus, und sie erwiderte: „Wie sollte ich nicht? Beherbergt doch Miremont dermalen keinen andern Gast in seinem Schlosse, als Herrn Dominik Didier, den Maler!" — Sie begleitete diese Worte mit einem schelmischen Knickse. Dominik hatte sich mittlerweile so weit gesammelt, daß er, den Hut ziehend, sagen konnte: „Vergeben Sie! Ich hielt Sie für Mademoiselle Nicole, und wollte" —

„Wenn es nicht anders ein Geheimniß ist, das Sie Mademoiselle Nicole anvertrauen wollten", sagte die Angeredete, da Dominik wieder erröthend innehielt, „so sprechen Sie nur immerhin; ich kann vielleicht Ihre Wünsche so gut erfüllen, wie sie!"

Mit der Erinnerung an sein Vorhaben war dem jungen Manne auch seine Fassung zum Theile zurückgekehrt, und er erwiderte rasch und entschieden: „Ich wollte von Mademoiselle Nicole nur erfahren, ob und wann die Frau Marquise sich endlich herbeilassen wird, mich zu sprechen?"

„Wenn nicht alle Anzeichen trügen", entgegnete jene nach kurzem Ueberlegen, „so dürfte dies bald, vielleicht noch heute geschehen! — Sie wünschen es wohl sehr lebhaft", setzte sie nach einer Pause lächelnd hinzu, „und wundern sich" —

„Mich wundern? — Nein, Mademoiselle Adèle", erwiderte Dominik, noch immer von ihrem

Anblicke zu sehr eingenommen, um das Gewicht seiner Worte vorsichtig abzuwägen; „ich wüßte nicht, was mich von Seite der Frau Marquise, wie ich sie kenne, noch Wunder nähme!“

„Sie kennen die Frau Marquise?“ versetzte Adèle, indem ein seltsames Lächeln ihre Lippen umspielte. „Und wo haben Sie sie kennen gelernt? Zu Paris oder am Hofe?“

„Wo ich die Frau Marquise kennen gelernt?“ sagte Dominik, nicht ohne einen Anflug von Beschämung; „ich hatte nie die Ehre sie auch nur zu sehen, noch weniger zu sprechen. Ich kenne nur das Urtheil, das die öffentliche Meinung über sie ausspricht!“

„Das Urtheil der öffentlichen Meinung? Und dem glauben Sie?“ fragte Adèle mit träumerischem Blicke der sanften blauen Augen. „Nun freilich, Sie sind noch so jung!“ setzte sie nach einer Pause hinzu, und fuhr dann mit einer Art Gereiztheit fort: „Und wie lautet es denn, dies Urtheil der öffentlichen Meinung? Lassen Sie doch hören!“

„Sie setzen mich in Verlegenheit, Mademoiselle Adèle!“ antwortete Dominik, endlich gewahr werdend, auf welchen gefährlichen Boden er gerathen war; „ich fühle, daß ich in meiner natürlichen Offenheit zu weit gegangen bin, gerade Ihnen gegenüber zu weit gegangen bin, und ich besorge“ —

„Besorgen Sie nichts!“ unterbrach ihn Adèle! „Ich bin sehr vertraut mit der Frau Marquise, das heißt“, verbesserte sie sich lächelnd, „sie beehrt mich mit ihrem Vertrauen, aber ich bin keine Zwischenträgerin! Wenn ich das Urtheil der Welt über die Frau Marquise kennen zu lernen wünsche, so geschieht es blos, weil ich es wo möglich zu entkräften, weil ich Ihre Ansichten über sie zu berichtigen hoffe! Dürfen Sie mir die Mittheilung verweigern, die ich in dieser Absicht von Ihnen fordere? Dürfen Sie bewußt im Irrthum verharren, verdammen wollen, ehe Sie die Vertheidigung gehört haben?“

„Sie haben Recht!“ sagte Dominik nach kurzem Bedenken, Adèlen, deren blasses Antlitz jetzt von innerer Bewegung wie eine Rose glühte, mit aller Unbefangenheit seines ehrlichen, geraden Wesens in's Auge blickend! „Wenn es die Wahrheit gilt, muß jede andere Rücksicht schweigen, und wenn Sie die Marquise vertheidigen zu können glauben, so darf ich Ihnen die Gelegenheit dazu nicht versagen.“ Er hielt inne und begann dann zögernd: „Die Welt nennt die Marquise hochmüthig“ —

„Das ist sie nur gegen ihres Gleichen und gegen jene, die ihren Rechten zu nahe treten!“ rief Adèle; „dem Verdienste gegenüber war sie immer demüthig und bescheiden.“

„Man nennt sie gefallsüchtig, eitel“ —

„Wenn sie es gewesen, so mögen Jene dafür die Verantwortung tragen, die sie durch Lob und Schmeichelei verwöhnten. Jetzt weiß und fühlt sie zu sehr, daß alles Irdische eitel ist, um noch der Eitelkeit zu fröhnen —“

„Daß sie ihren Stimmungen rücksichtslos sich hingibt, und ihre Laune mit tyrannischer Willkür über ihre Umgebung walten läßt“, fuhr Dominik fort, „das glaube ich beinahe selbst erfahren zu haben!“

„Sind Sie dessen so gewiß?“ erwiderte Adèle mit einem ernsten, vorwurfsvollen Blicke. „Gibt es nicht Stimmungen, die uns unerbittlich aufgedrungen werden, und dürfen Sie der Frau Marquise, auf Vermuthungen hin, bittere Nothwendigkeit für Laune, Unglück für Unrecht anrechnen?“

„Ich mag hier im Irrthume sein“, entgegnete Dominik, etwas betroffen, „aber irrt die öffentliche Meinung auch darin“, setzte er um so entschiedener hinzu, „daß sie sie allgemein als abtrünnig vom Glauben ihrer Väter, ja als eine Gotteslängnerin bezeichnet?“

Adèle schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Und wenn sie wäre, was man sie nennt, verdiente sie nicht vielmehr Lob und Anerkennung, daß sie lieber der Mißbilligung und dem Tadel sich bloßstellt, als daß sie, wie so viele Andere, heuchelt, was sie nicht empfindet, und zum Scheine äußerlich festhält, wo-

gegen ihr Herz sich auflehnt? Steht es in unserem Belieben zu zweifeln, oder für wahr zu halten, und wissen Sie, ob sie im Innersten ihrer Seele nicht schmerzlich beklagt, nicht mehr glauben zu können, wo sie nicht mehr begreift?"

„Hat sie denn auch gekämpft und gerungen, ihren Glauben festzuhalten, wie sie gesollt?" rief Dominik, hier an der empfindlichsten Stelle seines Wesens berührt. — „Ist sie die Wege gegangen, die zu Gott führen? Hat sie nicht vielmehr" — Er hielt inne und setzte dann tief erröthend hinzu: „Lassen Sie uns hier abbrechen! Ich darf nicht voraussetzen, Mademoiselle Adèle, daß Sie den Lebenswandel der Frau Marquise kennen, und noch weniger vermuthen, daß Sie ihn vertheidigen wollen!"

Adèle hatte, während er diese Worte sprach, sich zu einem Gartenbeete hinabgebückt, um eine Blume abzupflücken. Als sie sich wieder emporrichtete, war die letzte Spur von Lebensröthe aus ihren Wangen gewichen, und sie würde einem Steinbilde geglichen haben, wenn nicht ein krampfhaftes Zittern die weißen Hände durchzuckt hätte, die, gedankenlos spielend, die kaum gebrochene Blume zerpflückten. Nach einer Weile sagte sie mit leiser, fast tonloser Stimme: „Die Welt mißt nur die Tiefe des Sturzes, aber von der verzweiflungsvollen Lage des Stürzenden, ehe er stürzte, von der Macht der Versuchung, den Lockungen der Gelegenheit, dem Tau-

mel des Augenblickes will sie nichts wissen. Sie haßt den Sünder mehr als die Sünde; sie verurtheilt zur Verachtung, wo sie nur zu oft auf Mitleid und Bedauern erkennen sollte; sie streckt keine rettende Hand in die Tiefe hinab, sondern wälzt Felsblöcke dem Emporklimmenden entgegen, und übt sie je Nachsicht, so erfährt nur heuchlerische Demuth diese Nachsicht, nicht thatkräftige Reue. Die Welt ist grausam, aber die Grausamsten in dieser grausamen Welt sind — die Jugend und die Frommen; die Eine, weil sie Leidenschaft nur vom Hörensagen kennt, und die Andern, weil sie wohl wissen, daß sie durch Schrecken leichter regieren als durch Liebe!"

Die Worte versagten ihr; in diesem Augenblicke tönte die Tischglocke vom Schlosse herüber; sie horchte auf, als besänne sie sich, wo sie wäre, und was das bedeute, bis allmählig ihre Züge ihren früheren still heiteren Ausdruck wieder annahmen. — „Man läutet zum Frühstück der Frau Marquise!" sagte sie lächelnd; „ich muß in's Schloß zurück" — damit raffte sie den Strohhut, der ihren Händen entglitten war, vom Boden auf und wollte, noch Dominik freundlich zurückgrüßend, sich entfernen, als dieser die Arme mit einer flehenden Bewegung über das Gitter nach ihr ausstreckte.

„Vergeben Sie, Mademoiselle Adele", sagte er, „wenn meine Aeußerungen Sie in Ihrer Empfindung für die Frau Marquise verletzt und Sie tiefer

bewegt haben, als ich es vermuthen konnte. Vergessen Sie nicht, daß Sie selbst sie mir abgedrungen haben, und lassen Sie mich nicht entgelten —"

„Sorgen Sie nicht!" rief sie nochmals freundlich grüßend ihm zu. „Ich werde Ihre Offenherzigkeit nicht mißbrauchen und wenn Sie die Frau Marquise sprechen, werden Sie sich überzeugen, daß sie nichts von dem weiß, was Sie Mademoiselle Adèlen anvertraut haben!" — Damit bog sie leichten Schrittes um die Hütte und dem zierlichen Stege sich zuwendend, der nächst dieser letzteren über den Bach führte, verschwand sie in einem der jenseits desselben nach dem Schlosse führenden Parkwege.

Dominik blickte ihr regungslos nach, so lange ihr weißes Gewand noch flatternd durch das junge Grün der Zweige schimmerte. Dann schritt auch er, Calderon unter dem Arme, in buntwechselnde Gedanken verloren dem Schlosse zu. Erst schalt er sich aus, daß er überhaupt von der Marquise zu sprechen sich herabgelassen, und daß er es mit herberer Schärfe gethan, als er im Grunde vor seinem Gewissen verantworten konnte. Dann gedachte er der Aeußerung Adèlens, daß die Frau Marquise ihn bald sprechen würde, und schmeichelte sich, in ihr eine Vertreterin seiner Wünsche gefunden zu haben. Dagegen fühlte er die leidenschaftliche Begierde, mit der er früher jene Unterredung herbeigewünscht hatte, gänzlich in sich erloschen, und belächelte den Ungestüm,

mit dem er auf dieselbe zu dringen sich vorgenommen. Allmählig aber verlor er sich in die reifliche Erwägung der Frage, ob er nicht die Einladung Mademoiselle Nicole's, an der Hausoffizierstafel und also höchst wahrscheinlich in Gesellschaft Mademoiselle Adèlens zu speisen, nachträglich annehmen sollte und, einmal auf diesen Weg gerathen, vertiefte er sich unbewußt so ganz in die Wiedervergegenwärtigung des überwältigenden Eindruckes, den Adèlen's seltene Schönheit, ihre vornehme Haltung, ihr Geist und die unwiderstehliche Anmuth ihres ganzen Wesens auf ihn gemacht hatten, daß er sich plötzlich auf seinem Stübchen angelangt sah, ohne recht zu wissen, wie er dahin gekommen war. Er setzte sich, griff mechanisch nach seinem Portefeuille und öffnete es; aber er starrte, ohne Kreide und Bleifeder zu berühren, gedankenlos auf die halbvollendete Skizze hin, an der er noch Morgens mit solchem Eifer gearbeitet hatte, als plötzlich auf ein rasches Pochen an seiner Thüre ein Lakai der Marquise in die Stube trat, um ihn zu seiner Gebieterin zu berufen. Dominik fuhr wie aus tiefem Traume empor, ließ sich zweimal die Botschaft wiederholen, ehe er sie begriff, raffte dann eiligst die längst vorbereiteten Mappen und Skizzenbücher zusammen und folgte dem Lakai, der ihn eine seiner Stube ganz nahe liegende Wendeltreppe hinab durch eine Tapetenthüre in einen Saal brachte, in dem Mademoiselle Nicole ihn erwartete,

um ihn zum Boudoir der Frau Marquise zu geleiten.

Eintretend gewahrte Dominik eine stattliche Dame, die in eine Robe von schwerem Seidenstoff gekleidet, ihm den Rücken zuwendend, an einem Tische saß, und sich in aufmerksamer Betrachtung über die vor ihr ausgebreiteten Pläne des neuen Schloßflügels hinbückte. Als er aber begrüßend näher trat, und die Marquise, den Lehnstuhl zur Seite rückend, zu ihm emporblickte, blieb er, kaum seinen Sinnen trauend, vor Erstaunen sprachlos und keiner Bewegung fähig, wie zur Bildsäule erstarrt, vor ihr stehen. Das waren Mademoiselle Adèlen's goldblonde Locken, die diese blassen Züge umrahmten, es waren Mademoiselle Adèlen's blaue Augen, die ihn anblickten, es war Mademoiselle Adèle selbst, die ihn als Marquise von Quercy begrüßte. Seine Verwirrung konnte ihr nicht entgehen, aber sie verschmähte es, sie durch irgend eine Bemerkung zu vermehren. „Vor Allem, mein Herr“, begann sie, „muß ich Ihnen mein Bedauern darüber aussprechen, daß Ereignisse, die stärker waren als ich, mich bis heute verhinderten Sie zu sehen. Gegen Unvermeidliches läßt sich nicht ankämpfen, und Unmöglichkeit hebt jede Zurechnung auf!“ — Sie hielt eine Weile inne, da aber Dominik, noch immer von Schamröthe übergossen, gesenkten Blickes vor ihr dastand, fuhr sie augenblicklich fort: „Lassen Sie uns daher um so eifriger die

günstige Stunde für unser Geschäft benützen. Ich billige vollkommen, daß Sie mit der Ausschmückung des Speisesaales und der Empfangzimmer beginnen wollen. Lassen Sie sehen, welche Stücke Sie dafür bestimmt haben; denn ohne Zweifel enthalten die Mappen, die Sie mitbringen, Ihre Entwürfe." — Als nun Dominik mechanisch und noch immer der Rede unfähig eine seiner Mappen vor ihr geöffnet hatte, begann sie aufmerksam Blatt für Blatt zu betrachten und wieder bei Seite zu legen, ohne dabei, sei es aus Interesse an der Sache, oder um Dominik Zeit zu gönnen seiner Verwirrung Herr zu werden, ein Wort oder auch nur einen Blick an ihn zu wenden. Als sie das letzte Blatt bei Seite gelegt hatte, blickte sie lächelnd zu Dominik auf, dessen peinliche Befangenheit mittlerweile so ziemlich der Spannung gewichen war, mit der er dem für den Künstler so wichtigen Ausspruch der Marquise entgegensah, und sagte nach einer Weile kopfschüttelnd: „Ich begreife es nicht! Halten Sie wirklich diese Hirten in Atlasmodesten und rothen Schuhabsätzen, diese gepuderten Schäferinnen in Halbreifröcken, diese weißgewaschenen parfümirten Lämmer und diese pausbackigen, auf kurzen Taubenflügeln in den Lüften schwebenden Amoretten für schön? Auf mich machen alle diese unbegreiflichen, sinnlosen Gruppen nur den Eindruck höchster Unnatur und unbeschreiblicher Albernheit!" — Dominik, im Herzen

über diese Anschauung hocherfreut, wagte gleichwohl nicht ohne Vorbereitung mit seinen ursprünglichen Entwürfen hervorzutreten, und begnügte sich anzudeuten, daß die Skizzen, die der Frau Marquise vorlägen, ganz im Style Boucher's und Fragonard's ausgearbeitet seien, und durchaus dem Geschmacke der Zeit und ihren Anforderungen entsprächen! — „Ganz recht!" sagte die Marquise, die Mappe langsam schließend und bei Seite schiebend, „ganz recht; sie mögen modern sein und der Gegenwart als schön erscheinen! Aber haben Sie mir nichts vorzulegen, was über alle Thorheiten der Mode hinaus für alle Zeiten schön wäre und schön bliebe? Ich sehe, Sie haben da noch mehrere Portefeuilles, was enthalten sie?" — Dominik, immer freudiger bewegt und mit einem Male aller Verlegenheit ledig, versicherte, daß er der Frau Marquise noch Entwürfe anderen Styles vorzulegen vermöge, und beeilte sich eine neue Mappe vor ihr zu öffnen. Kaum aber hatte die Marquise einen Blick auf die darin enthaltenen Skizzen geworfen, als sie ausrief: „Das ist Leben, das ist Kraft und Farbe! Welchen passenderen Stoff können wir für die Ausschmückung des Speisesaales finden, als diesen Bacchuszug; hier der jugendliche Gott auf seinem von Panthern gezogenen Triumphwagen, dort Silen auf seinem Esel, Mänaden, die dem Zuge voranschreiten, trunkene Thyrsusschwinger, die ihn beschließen und Sa-

tyre und Faunen, die im Gebüsche lauschen! Vortrefflich! Ueberall Aufschwung und Taumel, vom ersten Flügelschlag der Begeisterung bis herab zur thierischen Betäubung und cannibalischen Wuth! Aber das Deckengemälde, welchen Gegenstand würden Sie dazu für tauglich erachten?“ — „Hier diese Gruppe“, sagte Dominik, ein Blatt hervorziehend: „Semele, die vernichtet dahin sinkt, da ihr Jupiter auf ihren Wunsch in seiner Herrlichkeit als Donnergott erscheint!“ — „Ganz recht“, sagte die Marquise nach einer Pause stummer Betrachtung; „das ist es; das Leben als einen Bacchuszug betrachten, zu verwegen die letzten Fibern unseres Nervenlebens anspannen und aufregen, zu tief in das Geheimniß der Natur eindringen, die Wahrheit ohne Hülle schauen wollen, das hat uns Sterbliche immer vernichtet, muß uns vernichten!“ — Sie drückte die Hand auf's Herz, seufzte tief auf und saß eine Weile starr vor sich hinblickend; dann aber sich sammelnd sagte sie: „Und die Empfangszimmer? — Was haben Sie für die Empfangszimmer vorbereitet?“ — „Wenn die Frau Marquise vielleicht die Geschichte Amor's und Psyche's hiezu geeignet fänden“, sagte Dominik, eiligst eines seiner Portefeuilles hervorsuchend, so wären hier einige Zeichnungen“ — „Amor und Psyche!“ erwiderte die Marquise, die ihr dargebotene Mappe mit einer leichten Handbewegung zurückweisend; „ein Kindermärchen, eine

schlecht ersonnene Fabel! Leute von Erfahrung wollen wissen, daß Amor mit der Psyche gar nichts, oder blutwenig zu schaffen habe! — Was haben Sie in dieser Mappe hier?" und damit streckte sie die Hand nach einem kleinen unscheinbaren Hefte aus, das Dominik eben bei Seite legte. — „In dieser Mappe", sagte er, „werden die Frau Marquise nichts finden, was für die Empfangszimmer paßte; sie enthält Gruppen aus dem Tartarus!" — Die Marquise hatte aber das Heft bereits geöffnet und sich in die Betrachtung der darin enthaltenen Zeichnungen vertieft; nach einer Weile jedoch, mit wehmüthigem Lächeln zu Dominik emporblickend, sagte sie: „Sie meinen, diese Gruppen aus dem Tartarus paßten nicht zum Schmucke der Empfangszimmer? — Wie, gibt es denn ein getreueres Bild der Gespräche in unsern Salons, als dies Schöpfen der Danaiden in ein durchlöchertes, ewig rinnendes Faß? Drehen wir uns nicht ewig wie Ixion auf dem feurigen Rade der Begierde, und schmachten wir nicht wie Tantalus in der Fülle schwelgerischen Genusses vergebens nach Befriedigung? Wie Sisyphus den tückischen Marmor, so wälzen wir täglich ächzend die erdrückende Last unserer Langweile bergan, um sie in der nächsten Stunde wieder wuchtend über uns herabrollen zu fühlen, und wie Vielen zehrt nicht der Geier des Prometheus nie gesättigt an dem müden Herzen? Welche traurige Satyre ließe

sich nicht mit Ihren Gruppen aus dem Tartarus an die Wände unserer Salons hinmalen? — Doch vielleicht finden wir noch etwas Besseres!" setzte sie, von ihrem Lehnstuhle sich erhebend, hinzu; „beginnen Sie indessen im Speisesaale mit Ihrem Bacchuszuge!" — Während Dominik seine Mappen zusammenraffte, ging sie einige Schritte in dem Gemache auf und nieder; dann aber, vor ihm stehen bleibend, betrachtete sie ihn eine Weile mit ihren hellen, leuchtenden Augen, und sagte: „Ihr Vater hat mich nicht getäuscht! Ich halte Sie für ein bedeutendes Talent, dem eine große Zukunft bevorsteht. Es freut mich, daß Miremont Ihnen Gelegenheit bietet es auszubilden. Gönnen Sie sich also Zeit und arbeiten Sie auch für sich, indem Sie für mich arbeiten. Auf Wiedersehen!" — Damit wendete sie sich einer Tapetenthüre im Hintergrunde des Gemaches zu, hielt aber, die Hand auf der Klinke, wieder inne und wendete sich nach Dominik zurück: „Noch Eins!" sagte sie mit einem sonnigen Lächeln, das dem jungen Manne das Gemach wie mit Strahlen zu verklären schien. „Noch Eins! Fühlen Sie sich in Ihrer Arbeit gestört, wenn sich neugierige Zuschauer dabei einstellen?" — Als nun Dominik diese Frage mit dem Bemerken verneinte, er pflege sich in seine Arbeit so ganz zu versenken, daß er kaum irgend eines äußern Ereignisses gewahr werde, sagte sie mit einem schelmischen Kopfnicken:

„Nun, dann rechnen Sie auf häufige Besuche von Mademoiselle Nicole und vielleicht auch von Mademoiselle Adèlen!“ und verschwand in der Tapetenthüre.

Dominik schwankte mit seinen Mappen unterm Arme betäubt und verwirrt durch die lange Reihe von Gemächern hin, durch die er zu dem Boudoir der Marquise gelangt war; er bemerkte nicht das gutmüthig schadenfrohe Lächeln Mlle. Nicole's, die im Vorzimmer an ihm vorüber trippelte, er taumelte in dem Wirbel der Gedanken, die in ihm wie Sturzwellen über einander hinrollten, wie ein Trunkener vor sich hin, und würde in den weitläufigen Sälen und Gängen des Schlosses ohne Zweifel sich verirrt haben, wenn nicht die mildthätige Hand eines Lakais, eine Tapetenthüre öffnend, ihm die Wendeltreppe gezeigt hätte, die er vor Kurzem herabgestiegen. In seinem Gemache angelangt, sank er auf einen Stuhl und, seine Mappen achtlos auf den Boden niedergleiten lassend, barg er das Gesicht in den Händen und saß stumm und starr, ebenso unfähig, eine der Empfindungen festzuhalten, die ihn wechselweise bestürmten, als ihres gemeinsamen, überwältigenden Andranges Herr zu werden. Der gewinnende Liebreiz der Marquise, ihre Anmuth, ihre blendende Schönheit, seine Thorheit, gegen Mlle. Adèlen seine Meinung über ihre Herrin kundzugeben, die Groß-

muth, mit der die Schwerbeleidigte verschmäht hatte ihn auch nur mit einem Worte fühlen zu lassen, wie schwer er sich gegen sie vergangen habe, dann wieder der feine, so ganz mit seiner eigenen Neigung übereinstimmende Geschmack, mit dem sie seine Entwürfe geprüft und unter ihnen gewählt, die Lobeserhebungen, die sie seinem Talente gezollt hatte, der Strahl ihres Blickes, der süße Klang ihrer Stimme, alle diese Vorstellungen durchkreuzten wechselnd seine Seele, verdrängten sich gegenseitig, um bald in neuen Gedankenverbindungen nur um so quälender wiederzukehren, und vernichteten seine Fassung so gänzlich, daß er den Rest des Tages nur in stummem Hinbrüten verbrachte. Erst nach langen, peinlichen Stunden kehrte Besonnenheit in so weit ihm zurück, daß er, was nun zu thun wäre, mit einiger Ruhe überlegen konnte. Seiner Neigung nach hätte er Schloß Miremont augenblicklich verlassen mögen, um nie wieder dahin zurückzukehren; allein damit würde er die Marquise nothwendig in der Meinung noch bestärkt haben, daß sie es nur mit einem vorlauten, täppischen Knaben zu thun gehabt; er wollte sich ihr als Mann zeigen; er erkannte es als einen Ehrenpunkt, die ihm übertragenen Arbeiten zu vollenden und der hochgebornen Dame, der er erst so anmaßend und dann wieder so schüchtern und schülerhaft gegenübergestanden, Achtung und Bewunderung abzunöthigen. Zudem hoffte er, wie bisher in allen

seinen Lebensnöthen, auch jetzt in dieser peinlichen Lage durch gänzliche Hingebung an seine Arbeiten, durch völliges Versenken in seine Kunst Ermuthigung, Trost, Vergessenheit zu finden. Zu diesem Entschlusse gekommen und von diesem Gedanken bewegt, verließ er gegen Abend sein Gemach und stieg, frische Luft zu schöpfen, in den Schloßgarten hinab. Zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um die Dinge der Außenwelt wahrzunehmen, wandte er sich unbewußt den gewohnten täglich betretenen Wegen zu und sah sich plötzlich in jener Waldlichtung der mit Baumrinde gedeckten Hütte gegenüber, an deren Schwelle er Morgens mit Mlle. Adèlen gesprochen hatte, und auch jetzt leuchtete aus dem Garten, der sie umgab, wie damals ein weißes Gewand herüber. Er stand einen Augenblick wie versteinert still; dann aber vor dem Anblicke, der ihm so peinliche Erinnerungen erweckte, zurückprallend, brach er wie von Hunden gehetzt in das Dickicht des Waldes, um sich erst in weiter Ferne von der verhaßten Gegend wieder gebahnten Wegen zuzuwenden. Es waren bittere Gedanken, die ihn auf dem Heimwege nach dem Schlosse begleiteten. Das kaum mühsam beschwichtigte Gefühl der Beschämung ließ ihn wieder alle seine Stacheln fühlen; allein wenn früher das Bewußtsein sich lächerlich gemacht zu haben wie ein Alp auf seiner Seele gelastet hatte, so schnellte jetzt seine Selbstliebe wieder empor und suchte sein Benehmen vor

sich selbst zu rechtfertigen. „War es denn mein Wille“, sprach er zu sich selbst, „war es nicht der Wunsch meines Vaters, der mich herführte, mich in mir so fremde und ungewohnte Verhältnisse gerathen ließ? Arglos und gerade, wie ich bin, war es nicht natürlich, daß ich auf die an mich gerichtete Frage offen heraussagte, wie der Hof, Paris, die Welt über die Lebensweise der Frau Marquise urtheilen? War es nicht vielmehr die Heimtücke, die arglistige Verstellung der Frau Marquise selbst, die mich zu Mittheilungen verleitete, welche, wie verletzend sie auch von ihnen berührt werden mochte, ihr doch das Vergnügen in Aussicht stellten, mich später beschämen, durch ihre heuchlerische Großmuth mich niederschmettern zu können? — Ja, das war es!“

„Die hochgeborne Dame, die mich wochenlang des Augenblickes harren ließ, in dem es ihr genehm war, meine Entwürfe einzusehen, hatte diesmal die Laune, mit mir Incognito zu spielen, um sich dann an meiner Verlegenheit zu weiden, und mir durch vornehmen Gleichmuth zeigen zu können, wie wenig ihr an der Meinung von Leuten meines Gleichen gelegen sei! Wie ich sie hasse, diese hochmüthige, herzlose Puppe! Aber sie soll mich achten lernen! Ich schwöre es!“

So heftig die Aufregung war, in der Dominik von seinem Abendspaziergange heimkehrte, so übte doch der Schlaf, in den Jugend und Ermüdung,

allen Gemüthsbewegungen zum Trotz, über Nacht ihn einwiegte, einen so beruhigenden Einfluß auf seine Stimmung, daß er am nächsten Morgen mit Fassung an die Ausführung seiner guten Vorsätze gehen und die bereits vorläufig getroffenen Vorbereitungen zum Beginne seiner Arbeiten vollenden konnte. Nach wenigen Tagen war er mit den Cartons seines Bacchuszuges so weit vorgerückt, daß er daran denken konnte sie auf die Wände zu übertragen, und schon nach einer Woche konnte er zum Pinsel greifen, um die mit Kohle hingeworfenen Umrisse in Farbe auszuführen. Er war in der Durchführung dieser Arbeiten auf keine Weise gestört worden, denn mit dem Eintritte des Frühlings war in den Freunden der Marquise zu Versailles die Sehnsucht nach dem reizenden Flüchtling erwacht, und Damen und Herren des Hofes wie der Nachbarschaft beeilten sich sie in ihrer Einsiedelei aufzusuchen. Schloß Miremont wimmelte von Gästen und die Marquise wie ihr Haushalt sahen sich so sehr von der Gastfreundschaft in Anspruch genommen, daß selbst Mlle. Nicole keine Muße fand, das Thun und Lassen ihres hoffnungsvollen jungen Künstlers zu überwachen, der in dem abgelegenen Zubau des Schlosses so einsam und fern ab vom Geräusche der Welt und dem Lärmen des Tages hantierte, als lebte er schiffbrüchig auf einer Insel der Südsee verschlagen. Gleichwohl wirkte diese tiefe Stille nicht so vor-

theilhaft auf den jungen Maler und das Fortschreiten seiner Arbeiten, als er wohl selbst erwartet haben mochte. Der leidenschaftliche Wunsch, sich so ganz in seine künstlerischen Bestrebungen zu versenken, daß er darüber die Außenwelt und seine Berührungen mit derselben völlig vergäße, und die nicht minder lebhafte Sorge für das vollständige und glänzende Gelingen seines Unternehmens versetzten sein Gemüth in eine fieberhafte Erregung, die ihn mehr erschöpfte, als seine Arbeiten förderte. Statt wie sonst mit ernster Ruhe und besonnener Ausdauer seine ganze Kraft gesammelt auf einen Punkt hinzulenken und nicht weiter zu gehen, bis an dem einmal begonnenen Gemälde der letzte Pinselstrich gethan war, trieb es ihn jetzt sprungweise die Schirme, deren er theils des Lichtes, theils des Luftzuges wegen bedurfte, bald da, bald dort aufzustellen; an dieser Wandfläche hatte er eine Mänade zu malen begonnen, die den Thyrsus schwingend ihre Gefährtinnen aufforderte, den rasenden Reigen zu beschleunigen, in dem ihre Schaar, von lüsternen Faunen verfolgt, dahintobte; dort wo der Wagen des Gottes heranrollte, war schon das reizende Antlitz Ariadne's und die goldene Lockenfülle, die auf ihren schneeigen Busen herniederquoll, nahezu vollendet zu sehen, während abseits in der Ecke, wenn auch minder ausgeführt, Silen mit fettglänzendem Angesichte und purpurner Nase auf seinem Esel herantrabte. Alles dies

waren nur Anfänge, Farbeninseln, die aus dem Grau der Wände fast gespenstisch hervortraten, und die, wenn sie auch für die Fähigkeit des jungen Malers Zeugniß ablegten, doch den künstlerischen Trieb und die Fähigkeit, auf Gesammteindruck hinzuarbeiten, in Frage stellten. Er fühlte dies auch selbst, und so kam es, daß er den Saal, der der Schauplatz seiner Thätigkeit geworden, nur selten guter Hoffnung und mit dem Gefühle innerer Befriedigung verließ. Auch waren die einsamen Spaziergänge die er Abends, der Erholung bedürftig, anzutreten pflegte, nur wenig geeignet, ihn der Verstimmung, der geheimnißvollen Unruhe zu entreißen, die sich seines ganzen Wesens bemächtigt hatten. Sein Unmuth steigerte sich aber zur Bitterkeit, wenn er, trübsinnig die Kastaniehallee der Avenue hinwandelnd, die Frau Marquise mit ihren Gästen, von einem ihrer Ausflüge heimkehrend, zu Pferde oder zu Wagen an sich vorüberjagen sah, oder wenn er spät Abends an der Gartenrampe des Schlosses vorüberkam und aus den hellerleuchteten Fenstern der Gallerie Musik und fröhliches Gelächter zu ihm herunter schallten. „Ob die Frau Marquise“, zuckte es dann durch seine Seele, „ihren hochgebornen Gästen wohl schon von meiner Begegnung mit Mlle. Adèle erzählt, und die vornehme Gesellschaft das köstliche Abenteuer nach Gebühr belacht haben wird? — Oder“, setzte er fast zähneknirschend hinzu, „weiß sie

vielleicht gar nicht mehr von mir, und hat sie, nachdem sie darüber gelacht, der Posse wie des Pickelhärings vergessen!" — Der Einzige, mit dem er auf seinen abendlichen Wanderungen ab und zu zusammentraf, Duvivier, der Hausarzt der Marquise, schien diesen seinen Unmuth wenigstens in Beziehung auf die Gäste des Hauses zu theilen. „Das lebt", sagte er, die Faust gegen die flammenden Fenster schüttelnd, „das lebt, als ob sie ewig leben sollten und sind doch nicht des nächsten Tages sicher! Geld und Gut mögen sie immerhin verschwenden, aber ihre Zeit, ihre Nachtruhe, ihre Gesundheit sollten sie zu Rathe halten, die Thoren!" — Dagegen verhielt er sich, wenn Dominik auf solche Aeußerungen hin das Gespräch auf die Marquise und ihre Vergangenheit hinlenkte, ganz ablehnend; er betheuerte, die Marquise, die er von Kindesbeinen an gekannt habe, wäre, als sie aus dem Kloster nach Miremont zurückgekehrt sei, die reinste, edelste Seele, ein Engel an Güte und Anmuth gewesen. Was dort am Hofe mit ihr geworden wäre, das möchten jene verantworten, welche sie dahin gebracht hätten, und seiner Ueberzeugung nach thäten diejenigen, die Steine nach ihr würfen, besser, vorerst jene wegzuräumen, die vor ihrer eigenen Thüre lägen. Und damit das Gespräch abbrechend, pflegte er murrend und grollend fortzulaufen und Dominik sich selbst und seinen wirr auf und nieder fluthenden Gedanken zu überlassen.

So vergingen die Tage, ohne daß einer in der Lebensweise wie in der Stimmung des jungen Malers irgend eine Veränderung herbeigeführt hätte. Jeden Morgen ging er erst in die Messe und dann an die Arbeit, die er nur am Sonntag unterbrach, um den Tag frommen Betrachtungen und der Beantwortung der Briefe zu widmen, die er die Woche über empfangen hatte. Die Mehrzahl dieser letzteren rührte von seinen Aeltern her; allein weder jene des Vaters noch die der Mutter waren geeignet wohlthätig auf ihn einzuwirken, denn wenn die halb frivolen, halb ernstgemeinten Rathschläge des Vaters: er möge durch Fleiß und unbedingte Erfüllung aller Wünsche der Frau Marquise sich ihre Gunst und das Wohlwollen der hohen Gesellschaft erwerben, die in ihrem Hause verkehre, seinen leidenschaftlichen Unmuth nur steigerten, so beraubten die Klagen der Mutter über den Zustand ihrer Gesundheit, ihre Ermahnungen: Demuth und Geduld, Gottergebenheit und Glaubensinnigkeit in allen Verhältnissen des Lebens festzuhalten, ihn vollends alles Muthes und Selbstvertrauens. Er fühlte, daß seine jetzige Gemüthsverfassung den Wünschen und Erwartungen seiner Mutter keineswegs entspreche, daß er innerlich zerfallen und mit sich uneins, daß er schlechter geworden, seit er Schloß Miremont betreten, und täglich schlechter werde. Er fühlte dies Alles, aber er fühlte zugleich seine Ohnmacht, dieser leiden=

schaftlichen Stimmung Herr zu werden, oder gar sich von der begonnenen Arbeit loszureißen, deren Vollendung seiner Künstlerseele täglich reizender und verlockender erschien, je mehr Schwierigkeiten ihm dabei in den Weg traten, je mehr Anstrengungen er daran zu wenden hatte. Ein unerwartetes Ereigniß sollte jedoch seinem belasteten Gemüthe, wenigstens in einer Beziehung, Erleichterung und Trost gewähren. Einmal Nachts im ersten Schlafe wurde er plötzlich wieder durch dasselbe Geräusch aufgestört, das in der ersten Nacht seines Aufenthaltes zu Miremont ihn geweckt hatte. Scharfe Klingelzüge, Gerenne und Gelaufe in den Gängen, auf den Treppen, rasches Oeffnen und Zuwerfen der Thüren, dumpfes Schmerzgestöhne, das aus der Hauptetage des Schlosses zu ihm heraufschallte, Alles wiederholte sich wie damals, nur daß Geräusch und Unruhe, Schmerzgestöhne und Gewimmer länger andauerten, und ihm erst gegen Tagesanbruch hin wieder einzuschlafen vergönnten. — Als er aber am Morgen in den Schloßhof hinabstieg, fand er ihn voll Leben und Bewegung; die Wagen der fremden Gäste waren angespannt, Gepäcke wurde herbeigetragen, und die Dienerschaft stand des Aufbruches gewärtig an den Kutschenschlägen. Auf Dominik's Frage: Was es gäbe? was Alles dies zu bedeuten habe? ward ihm von da und dorther die Antwort, die Frau Marquise habe Nachts ein hef=

tiges Unwohlsein befallen, und ihre Gäste brächen auf, weil sie ungestörter Ruhe bedürfe und sich aller Aufregung zu enthalten habe. Duvivier, der in diesem Augenblicke mit allen Spuren einer durchwachten Nacht in seinen Zügen, seinen Arzneikasten unter dem Arme, die Rampe herabkam, rief, an Dominik vorübereilend, ihm hastig zu: „Habe ich's nicht vorausgesagt! Dieses Schwärmen, dieses Nachtwachen, diese Nervenaufregung mußte diese Folgen haben; wie man's treibt, so geht's!“ — Dominik wünschte nähere Auskünfte zu erhalten, Duvivier aber war schon in der Thüre seines Laboratoriums verschwunden, und da die Umstehenden ihn versicherten, die erste Wuth des Anfalls sei gebrochen und die Marquise befände sich besser, so ging er an seine Geschäfte, nicht ohne ein Gefühl tiefen, unruhigen Bedauerns, und doch mit einer gewissen Befriedigung, von deren Grunde er sich keine Rechenschaft zu geben wußte, und es auch nicht versuchte.

Bei der Stille, die fortan im Schlosse herrschte, nahmen seine Arbeiten besseren Fortgang, denn wenn er auch noch immer gegen seine bisherige Weise an verschiedenen Stellen nebeneinander malte, so unterließ er doch von nun an die Zahl der Anfänge zu vermehren, und es gelang ihm, sich mit immer größerer Ruhe und Innigkeit in die Details der Ausführung zu vertiefen. Die Frau Marquise freilich ließ auch jetzt nicht von sich hören, und

Dominik mochte noch immer wie früher in Zweifel sein, ob sie überhaupt noch wisse, daß er in der Welt sei; allein sie war krank, und wenngleich Duvivier, der sich Anfangs sehr beunruhigt, ja bestürzt gezeigt hatte, dies jetzt nicht mehr zugeben wollte und, mürrisch und grämlich wie immer, allen näheren Erörterungen ausweichend, nur von Krämpfen und Nervenzufällen sprach, die sich in Kurzem geben und nicht sobald wiederkehren würden, wenn die Frau Marquise sich nur Ruhe gönnen und alle Aufregung meiden wollte: sie war doch krank, und als Kranke für Dominik nur noch ein Gegenstand innigen, zärtlichen Bedauerns. Dazu kam, daß nach Verlauf weniger Tage Mlle. Nicole sehr häufig in dem Zubau des Schlosses sich zu schaffen machte, was früher wochenlang nicht geschehen war. Mehr als einmal sah Dominik sie durch die halb offene Thür ihr zierlich gepudertes Lockenköpfchen neugierig hereinstrecken, und gar oft wenn er, Pinsel und Malerstock in der Hand einige Schritte zurückgetreten, in das Anschauen seiner Schöpfungen und in die Prüfung ihrer Wirksamkeit versunken dastand, hörte er hinter den Schirmen, mit denen er die Wandstelle, an der er arbeitete, zu umgeben pflegte, Frauengewänder rauschen und niedliche Pantöffelchen eilig hinwegtrippeln, sobald er irgend Miene machte, der zudringlichen Späherin nachzuspüren. Nun hatte freilich Mlle. Nicole bei jeder Gelegenheit ihre glü-

hende Begeisterung für Kunst und jugendliche Künstler unverholen an den Tag gelegt, allein die Möglichkeit war doch nicht ausgeschlossen, anzunehmen, daß Mlle. Nicole nicht bloß aus Neugier und Kunstliebe, sondern mitunter auch im Auftrage ihrer Gebieterin diese ihre Späherzüge unternähme, um dieser letzteren über das Fortschreiten der Arbeiten Dominik's zu berichten. Daß dieselben wirklich immer gedeihlicher fortschritten, konnte der junge Maler bald selbst nicht mehr verkennen, und diese Einsicht wirkte wieder so vortheilhaft auf seine Stimmung zurück, daß er mit der Schnellkraft frischer Jugend bald ganz die dem schaffenden Künstler so unentbehrliche ruhige Sammlung und Heiterkeit des Geistes zurückgewann, welche nur von Zeit zu Zeit durch die Briefe seiner Mutter und deren stets zunehmende Klagen über den Zustand ihrer Gesundheit getrübt wurden.

Nach einer mit eisernem Fleiße in angestrengter Arbeit hingebrachten Woche beschloß Dominik, den Sonntag, wie er schon lange sich vorgenommen, einem Ausfluge nach Niort zu widmen und dort das Kloster und die Franziskanermönche zu besuchen. Es war ein schöner Junimorgen, als er seinen Weg antrat, der durch üppige Fluren und segenreiche Saatfelder sich hinschlängelnd ihn binnen einer Stunde an den Fuß des Hügels führte, von dessen Gipfel ihm die stattlichen Klostergebäude und die im Strahle der Morgensonne weithin flimmernden Thürme der

Kirche entgegenblickten. Dominik, in heiterster Stimmung des schönen Morgens genießend, hatte sich Zeit und Muße gegönnt, hier ein Blümchen am Wege zu pflücken, dort eines Ausblickes auf ferne Gebirge sich zu erfreuen, und fand auch nun, das Ziel seiner Wanderung vor Augen, kaum einen Grund, seine Schritte zu beschleunigen. Er stieg langsam und gemächlich die Anhöhe hinan, und gelangte bald auf einen breiten mit schattigen Ulmen besetzten Weg, der gerade zur Kirche emporführte. Hier aber überholten ihn allmählig die Landleute, die rings aus den Gehöften des Thales, mitunter aus weitentlegenen Dörfern, herbeiströmten, und Jung und Alt, Männer und Weiber, Kinder und Greise truppenweise, hastigen Schrittes an ihm vorbeieilten.

„Hört ihr“, rief ein altes Mütterchen, an ihrem Stabe dahinhumpelnd, ihren Enkelkindern zu, die abseits vom Pfade auf der Wiese sich herumtrieben, „hört ihr, sie läuten schon zur Kirche! Vorwärts, Kinder, wenn wir noch Platz finden sollen! Heute predigt Pater Anselm und die Kirche wird übervoll sein!“ — Dominik stutzte. — Pater Anselm! — War das nicht der Name des Mönches, über dessen Predigt nach Pater Polycarp's Aussage die Frau Marquise dereinst in lautes Gelächter ausgebrochen war? Und dieser predigte heute und bot somit dem unbefangenen Zuhörer Gelegenheit, das Maß ihrer Beschuldigung, ihrer Nichtachtung der Religion, deren

Vorschriften und Gebräuche zu beurtheilen. Dieser Gedanke beflügelte Dominik's zögernden Schritt, und führte ihn bald in die Mitte der um die Kirche her sich immer dichter zusammenballenden Menge, deren Schwall ihn ergriff, fortriß, und fast ohne sein Zuthun über die Stufen des Einganges hinwegtrug. Eingetreten sah er sich in seinen Erwartungen, so gering sie auch gewesen, vollkommen getäuscht. Das Schiff der Kirche, von plumpen Mauerpfeilern getragen, weißgetüncht, von kleinen Fenstern nur spärlich erleuchtet, und mit Altären, Heiligenbildern, Votivtafeln, Fahnen und Reliquien überladen, gewährte einen wenig erhebenden Anblick. Rings um ihn her wogte die Menge, jeden Fußbreit Raumes erfüllend, dumpfbrausend auf und nieder; jetzt aber ertönte schrillen Klanges ein Glöckchen, und plötzlich trat tiefe Stille ein. Alle Augen wandten sich der Kanzel zu, auf der nun ein hinfälliger Greis, die Stola über dem Chorhemd, erschien, dessen weiße Haare und vorgebückte Haltung in seltsamem Widerspruche mit seinen feurigen Augen und seiner hochgerötheten Adlernase standen; er begann mit etwas näselnder Stimme das Evangelium abzulesen, dessen Inhalt ihm Anlaß bot, über die Gefahren zu sprechen, mit welchen Reichthum das Seelenheil derjenigen bedrohe, die sich verlocken ließen, dessen Erwerbung und Vermehrung als die Aufgabe und den Zweck ihres Erdenlebens zu betrachten. Er sprach anfangs

zwar im Patois der Gegend, aber langsam und bedächtig, und setzte die Gegenstände, die er in seiner Rede in Betrachtung ziehen wollte, klar, folgerichtig und mit solchem Ernste der Ueberzeugung auseinander, daß Dominik mit gespannter Aufmerksamkeit seinem Vortrage sich hingab. Allmählig wärmer werdend aber, erging er sich in solchen Uebertreibungen, in so scurrilen Späßen, begleitet von so possenhaften Geberden und so laut wiederhallenden Faustschlägen auf die Brustlehne der Kanzel, daß Dominik bald, seiner früheren Theilnahme gleichsam sich schämend, seine Blicke unwillkührlich von dem auf der Kanzel wie toll herumrasenden Greise, seinen immer unheimlicher blitzenden Augen und den wirr um sein fieberglühendes Antlitz flatternden weißen Haaren abzuwenden sich gedrungen fühlte, und die nächste Bewegung der ihn umgebenden Menge benützte, um sich aus dem Qualm der überfüllten Kirche in's Freie zu retten. Begierig die frische Sommerluft wieder einathmend, schritt er langsam und gedankenvoll die Anhöhe hinab; er war von Toulouse her an leidenschaftliche Kanzelredner, an lebhaftes Geberdenspiel und größeren Aufwand von Stimmmitteln, wie sie dem Südländer eigen, gewöhnt; allein hier war ihm ein Uebermaß entgegengetreten, das in seiner Geschmacklosigkeit an Rohheit und Unverstand grenzte und für Gebildete alle Erbauung ausschloß, wenn es auch die Menge zu fesseln und

anzuregen vermochte. Er begriff vollkommen, daß eine Dame, wie die Marquise von Quercy, je weniger religiöse Anlagen sie besaß, um so entschiedener dieser Art und Weise, Gottes Wort auszulegen, sich abwenden mußte; aber ganz entschuldigen konnte er sie doch nicht! — „Lachen", flüsterte er, den Kopf schüttelnd, vor sich hin, „lachen hätte sie doch nicht sollen!" — Am Fuße der Anhöhe angelangt, verließ er den Weg, der ihn nach Niort geführt hatte, um einen andern einzuschlagen, der am Saume eines Birkenwäldchens gegen Miremont hinlief und ihm mehr Schutz gegen den zunehmenden Brand der Junisonne zu verheißen schien. Allein er sah sich in seinen Erwartungen getäuscht; der spärliche Schatten entschädigte ihn nur wenig für die gesteigerte Beschwerlichkeit des Weges, und er sah nicht ohne Befriedigung aus dem Garten einer Dorfschenke, an dem er vorüberkam, das dichte Laubdach einer alten Linde ihm entgegenwinken, das ihn unwiderstehlich zu ruhen und sich zu erquicken einlud. Er trat ein, und war im Begriffe auf die gastliche Linde zuzuschreiten, als er gewahr wurde, daß bereits eine zahlreiche Gesellschaft den Tisch umlagerte, der unter dem Schatten ihrer Aeste in den Boden eingerammt war. Es waren Landedelleute, die in den nahen Wäldern einem Paar räuberischen Füchsen das Diebshandwerk gelegt hatten, und nun nach beendeter Jagd ihre Jagd-

beute, Flinten und Waidsäcke abgeworfen hatten, um rastend sich an gutem Wein und einem ländlichen Frühstücke zu laben, bis ihre Dienerschaft mit Wagen und Pferden eingetroffen sein würde. Dominik glaubte unter den lustigen Gesellen einige der Gäste zu erkennen, die unlängst auf Schloß Miremont zum Besuche gewesen, und wenige Minuten genügten, um ihm zu bestätigen, daß er vollkommen recht gesehen. Denn kaum hatte er, in eine schattige Ecke des Gartens zurückgezogen, seinen brennenden Durst zu löschen, einige Gläser Wein hinuntergestürzt, als die Jagdgesellschaft unter der Linde immer wärmer und ihr Gespräch endlich so laut wurde, daß ihm keine Sylbe davon entgehen konnte. „Nein, Flavigny, Sie haben Unrecht", rief ein junger Mann von gesetztem, ernsthaftem Wesen; „ich war über drei Wochen zu Miremont, und habe nichts von dem jungen Abbé bemerkt, mit dem sie, wie das Gerede ging, in ihrer Einsamkeit erbauliche Betrachtungen und geistliche Uebungen pflegen soll!" — „Nichts bemerkt!" erwiderte der Angeredete, ein hagerer Mann, mit dem Ausdrucke verbissenen Hohnes in den abgelebten Zügen: „Nun freilich, Ihnen, Baugoyn, wird sie ihren Gewissensrath nicht vorgestellt haben; eine Dame, wie die Marquise von Quercy, die den kleinen Balcour den Nachforschungen seines Obersten, seiner Eltern, wie der Polizei dadurch zu entziehen wußte, daß sie ihn,

natürlich um seine Erziehung zu vollenden, durch acht Tage in Frauenkleidern bei sich verbarg, eine Dame von solcher Lebenserfahrung versteht, ihre Freude unter der Hand sich zurecht zu legen, und sie im Stillen zu genießen!" — „Wie dem auch sei", hub ein Dritter an, ein kräftiger junger Mann, mit blitzenden schwarzen Augen, den seine Gefährten Grandcourt nannten, „wie dem auch sei, das wenigstens ist gewiß, daß ich während meines letzten Besuches auf Schloß Miremont an der Frau Marquise nicht die mindeste Spur von der Neigung zum Klosterleben entdecken konnte, die meine Betschwestern von Tanten aus Anlaß des Winters, den sie einsam auf dem Lande hinbrachte, ihr andichten zu müssen glaubten!" — „Freilich", erwiderte Flavigny höhnisch lächelnd, wie mochte sie Ihren schwarzen Augen gegenüber an's Klosterleben denken!" — Baugoyn dagegen unterbrach das Gelächter, das dieser Rede folgte, mit der Bemerkung, daß er gleichwohl während seines letzten Aufenthaltes zu Miremont die Marquise bei Weitem nicht so lebhaft und heiter als sonst, sondern im Gegentheil auffallend ernst und still gefunden, und mitunter einen Zug rührender Schwermuth um ihre Lippen hätte spielen sehen! — „Natürlich", erwiderte ein junger flaumbärtiger Mann mit selbstbewußtem Lächeln, „sie kann noch immer nicht verschmerzen, daß Richelieu sie sobald, so rücksichtslos verlassen!" — „Nichts da, Cousin Mau-

pas", begann hier ein ältlicher Herr an seiner Seite, dessen Haltung wie seine überaus zierliche Tracht verriethen, daß er sein Lebelang mehr in der parfümirten Atmosphäre von Versailles, als in der scharfen Gebirgsluft der Auvergne geathmet hatte; „nichts da, so wahr ich Beaumesnil heiße, Sie sind im Irrthum! Nicht Richelieu hat sie, — sie hat ihn verlassen, nach einer Verbindung von kaum drei Tagen, um einen Offizier der Gardes du corps verlassen! Ich habe es von Richelieu selbst, der von dem Affront so frappirt war, daß er kaum Fassung genug gewann, den Schein zu retten, und vor der Welt ihr die Rolle zuzuschieben, die sie ihn selbst hatte spielen lassen!" — „Alle Wetter", versetzte Maupas, „wenn dem so ist, sollte es mich nicht wundern, wenn sie früher oder später ihre Absicht erreichte und die Dubarry verdrängte; denn schön ist sie, schön" — — „Ja, das ist sie", unterbrach ihn Flavigny mit cynischem Lachen; „erschien sie doch letzthin auf dem Maskenballe als Diana in einem Anzuge, der so wenig zu errathen übrig ließ, daß nur ein Blinder ihre Schönheit bezweifeln könnte!" — „Morbleu", rief Grandcourt, an seinem Schnurrbarte drehend, mit flammenden Blicken, „wenn der Preis so schön, und die Mühe, wie es scheint, so gering ist, warum lassen wir Herren in der Provinz uns die Gelegenheit entgehen, die man in Versailles so trefflich zu nützen verstand?" — „Ei nun, versuchen

Sie Ihr Glück!" erwiderte Beaumesnil mit der Tabatière von Porzellan spielend. „Pochen Sie, es wird aufgethan werden! Sie dürfen es wagen; Sie sind ein stämmiger, breitschulteriger Bursche, Sie haben etwas zuzusetzen; meinem schmächtigen Cousin Maupas dagegen würde der Spaß übel bekommen; Witwen so vieler Männer, wie Richelieu sagt, sind schwer zu befriedigen!" — Ein schallendes Gelächter folgte dieser Rede; Dominik aber, einige Silberstücke auf den Tisch hinwerfend, stürzte unsicheren Schrittes aus dem Garten, um in fiebernder Hast und dumpfer Betäubung seinen Weg nach Miremont fortzusetzen. Er stürmte fort, als könnte er dem wilden Schmerze entfliehen, der sein Herz zusammenkrampfte und die fliegenden Pulse seiner Schläfe zu zersprengen drohte!

Noch immer gellte das Gelächter jener Edelleute wie das Geheul der Verdammten, wie der Racheschrei der Furien ihm in's Ohr, und jagte ihn halb taumelnd über Stock und Stein weiter, bis er endlich eine Anhöhe erreichte, wo der frische Hauch der Lüfte und der Schatten des Hochwaldes seine heiße Stirn erquickend kühlte, und Erschöpfung den athemlos Keuchenden endlich zwang seine Schritte zu mäßigen. Allein je mehr das Toben seiner Pulse sich legte, je freier seine Brust wieder Athem holte, um so quälender deutlich kehrte ihm die Erinnerung des Erlebten zurück, um so wilder lodernd flammte der Kampf

widerstreitender Gefühle in seiner Seele empor. — „Ich Feigling“, sprach er zu sich selbst, „warum griff ich nicht nach einer der Büchsen, die zwei Schritte von mir am Baume lehnten, und jagte dem nichtswürdigen Verleumder eine Kugel durch den Kopf! — Verleumder? — Waren es denn auch Verleumdungen, alle die gräßlichen Dinge, die ich vernehmen mußte? Spricht nicht alle Welt von ihr wie diese hier? — Und doch — ist es denn möglich, daß ein Wesen voll Anmuth und Würde, voll Geist und Bildung, wie das ihre, solche Verworfenheit in sich verbergen, daß sie, von einem solchen Meer von Schönheit und Liebreiz umflossen, so tief sinken, in solchem Schlamm sich wälzen, so völlig aller Scham und Sitte sich entfremden könnte? Und wir sind in Frankreich, und Franzosen wagen es ungescheut und öffentlich den Ruf einer Dame ihres Gleichen mit solchen schmachvollen Beschuldigungen zu beflecken, und da war nicht einer unter ihnen, der aufgetreten wäre und sie als Lügner gebrandmarkt hätte, und ich selbst, ich Elender, saß dabei, und hörte und knirschte und bebte, aber ich sprang nicht auf und schleuderte mein Glas dem hämischen Schurken in die Fratze! — Und warum that ich's nicht? Weil ich, der Bürgerliche, der arme Maler, von diesen Edelleuten mißhandelt zu werden scheute? — Bah, bürgerliche Fäuste schlagen auch Beulen! — Oder fürchtete ich unbewußt, sie würden meiner kindischen

Unerfahrenheit spotten, mir Zeugen entgegenstellen, mich durch Beweise ihrer Schlechtigkeit meiner Thorheit überführen? — Ja, das war es! Diese Hochgebornen glauben Alles zu dürfen, weil sie Alles vermögen; Sitte und Anstand sind ihnen nur Schaugepränge, den Pöbel zu täuschen; das Gelüste, die Laune des Augenblicks ist ihnen Gesetz! Was liegt ihnen an dem Urtheil einer Welt, deren eine Hälfte sie verachten, und deren andere so schlecht ist, als sie selbst! — Und sie, sie ist auch eine Hochgeborne!" —

Während er so zu sich sprach, überkam ihn so bittere Traurigkeit, so tiefes Herzeleid, daß er plötzlich in's Moos niedersank und in heiße Thränen und krampfhaftes Schluchzen ausbrach. Allein dieser Sturm wallender Empfindung machte bald ruhigerer, kälterer, ja friedseliger Ueberlegung Platz! — „Pah", rief er, sich vom Boden aufraffend und unmuthig seine von Thränen überströmten Backen trocknend, „welch ein Thor bin ich! — Was ist mir, dem armen Maler, die Marquise von Quercy? Was habe ich von ihr zu erwarten, als nach vollendeter Arbeit so und so viel Louisd'ors und einen höflichen Abschied? Was kümmert mich ihr Lebenswandel, ihr Glaube, ihr Ruf? Was habe ich, Dominik Didier, mit Frau von Quercy zu schaffen, als ihre Aufträge auszuführen und dann meiner Wege zu gehen, möge sie ihrerseits leben oder sterben, gen Himmel oder zur Hölle fahren!" — In dieser

gereizten Stimmung frisch und kräftig ausschreitend, gelangte er bald nach Miremont, und aus Gewohnheit, Zerstreuung oder Zufall lenkte er seine Schritte nicht seiner Wohnung, sondern dem Schloßflügel zu, dessen Säle sein Pinsel zu schmücken hatte. Mechanisch die Klinke der Thüre aufdrückend, die in den Saal führte, an dessen Wänden sein Bacchuszug prangen sollte, sah er sich Mlle. Nicole gegenüber, die sich unter vielen zierlichen Knicksen und einem höchst anmuthigen Anschein von Verlegenheit entschuldigte, während seiner Abwesenheit die Schwelle dieses Heiligthums der Kunst eigenmächtig überschritten zu haben. Briefe, die für Herrn Didier angelangt wären, hätten ihr einen willkommenen Anlaß geboten, wieder einmal nach langer Zeit mit dem hoffnungsvollen Künstler in Verkehr zu treten, und sie müsse gestehen, setzte sie hinzu, indem sie dem jungen Manne einige Briefe hinreichte, sie habe die Abwesenheit des Priesters benützt, um den Tempel nach allen Seiten hin in Augenschein zu nehmen. Sie sei, fuhr sie unter lebhaftem Mienenspiele fort, entzückt, zur Bewunderung hingerissen, und wisse kaum, ob sie die künstlerische Vollendung seiner Arbeiten, oder deren rasches Fortschreiten mehr anzustaunen habe. Nur müsse sie bedauern, setzte sie schelmisch lächelnd hinzu, daß ein so ausgezeichneter Künstler wie Herr Didier in seinen Schöpfungen nicht ganz mit der Rücksicht und Discretion zu Werke

gegangen sei, die von seiner hohen Bildung und seinem sonst den Anstand nach allen Seiten hin so sorgfältig beachtenden Benehmen zu erwarten gewesen wären. — „Wie meinen Sie das?“ fragte Dominik nach einer kurzen Pause, in der er, seinem bisherigen Gedankengange plötzlich entrissen, sich zu sammeln suchte. „Sie erschrecken mich! Worin hätte ich in meinen Arbeiten Indiscretion und Rücksichtslosigkeit bewiesen? Meine Wandgemälde entsprechen genau den von der Frau Marquise geprüften und gebilligten Skizzen!“ — „Allerdings den Gegenständen und den Umrissen, aber nicht so ganz der Ausführung nach!“ versetzte Mlle. Nicole, sich an der Verlegenheit des jungen Mannes weidend — „Ich weiß“, fuhr sie fort, „der Phantasie des Künstlers sind keine beengenden Schranken zu ziehen, und ich will in der Voraussetzung, daß ein so frommer und gut katholischer Christ wie Herr Didier durchaus keine Herabsetzung der Diener seiner geheiligten Religion beabsichtigt haben könne, gerne zugeben, daß Ihr Pinsel dem dort auf dem Esel zwischen zwei Weinschläuchen hin und her schwankenden Trunkenbolde nur ganz zufällig und Ihnen selbst unbewußt eine so auffallende Aehnlichkeit mit Pater Polycarp, einem höchst ehrwürdigen Priester und Conventualen des Franziskanerklosters zu Niort, verliehen habe, aber Sie werden mich nie glauben machen, daß bei jener doch gewiß etwas zu sehr der Kleidung ermangelnden,

augenscheinlich eine höchst gewagte Bourree tanzenden Dame, deren Züge den meinen so ähnlich sind, als ob sie aus dem Spiegel gestohlen wären, nicht irgend eine Schelmerei im Spiele ist." Sie wisse, setzte Mlle. Nicole mit einem tiefen Knickse züchtig und verschämt lächelnd hinzu, sie wisse, daß sie sich glücklich zu schätzen habe, daß ihr ganz gewöhnliches, und Interesse zu erwecken so wenig geeignetes Gesichtchen der Auszeichnung gewürdigt worden sei, von dem Pinsel eines so trefflichen Künstlers der Nachwelt überliefert zu werden, allein sie müsse gleichwohl in Rücksicht auf ihren Ruf bedauern, fuhr sie, ein höchst anmuthiges Erröthen erzwingend, fort, daß diese Aehnlichkeit der Gesichtszüge unkundige Bewunderer des Gemäldes vermuthen lassen könnte, daß auch andere Partien desselben, zum Beispiel Theile des Oberkörpers, die Beine und so weiter aus der Erinnerung gemalt sein könnten, wozu sie doch ihres Wissens Herrn Didier keine Gelegenheit gegeben hätte!

Mlle. Nicole mochte auf diese Bemerkung eine andere, galantere Antwort erwartet haben, als die Entschuldigungen, die Dominik tief erröthend hervorstammelte, und dessen Versprechen: da er doch die ganze Figur der Bacchantin nicht umzugestalten vermöge, sofort die Aehnlichkeit der Gesichtszüge zu beseitigen, denn sie lehnte diesen Antrag ziemlich trocken mit der überaus bescheidenen Wendung ab, sie sei, da er die Absicht zu beleidigen

leugne, um so mehr vollkommen zufrieden gestellt, als die Correctheit der bedenklichen Körpertheile jeden Beschauer von selbst überzeugen würde, daß die Originale solcher Copien nur einer Göttin, nicht einer unbedeutenden Kammerzofe zugetraut werden könnten! — Als jedoch auch diese Andeutung nicht die Erwiderung fand, auf die, als so ganz nahe liegend, Mlle. Nicole in jeder Beziehung Anspruch zu machen sich berechtigt glauben mochte, konnte die Schwergekränkte sich nicht versagen, ihrer Gereiztheit auf irgend eine andere Weise Luft zu machen. „Freilich“, sagte sie, „war es immer das Vorrecht der Künstler, mit den Göttern des Himmels wie der Erde wie mit ihres Gleichen zu verkehren; allein“, setzte sie mit süßsaurem Lächeln hinzu, „es bleibt doch immer mit Gefahren verbunden, und wenn auch, wie die Sage geht, Adler in die Sonne zu sehen vermögen, sterbliche Menschen pflegen darüber blind zu werden.“ Als Dominik aber, von dieser Aeußerung befremdet, fragte, was sie damit meine, zeigte sie auf das Bild der Ariadne hin, das frisch und lebendig, eine Farbenoase, aus dem Grau der Mittelwand des Saales hervorleuchtete, und sagte: „Nun, ich meine, Herr Didier, daß Sie da auch etwas zu lange in die Sonne geguckt, darüber ganz begreiflich uns andere irdische Geschöpfe aus dem Auge verloren haben und für unsere etwaigen Vorzüge blind geworden sind!“ Damit machte sie einen tiefen

Knicks und wollte aus dem Saale schlüpfen, Dominik aber ergriff ihren Arm und zwang sie still zu stehen! „Mlle. Nicole“, sagte er, „ich verstehe Sie nicht. Was sprechen Sie da von Göttern und Sonnen und von der Gefahr blind zu werden?“ — „Nun, Herr Didier“, versetzte die Soubrette mit einem boshaften Aufblitzen der schelmischen Augen, „Sie werden doch gestehen, daß bei jenem Bilde dort nicht die Hand, sondern das Herz den Pinsel geführt habe, und werden nicht leugnen, daß es Zug für Zug bis auf das Leberfleckchen am linken Mundwinkel der Frau Marquise von Quercy gleicht! In der That, ein schönes Bild, ein Meisterstück, Herr Didier! Allein sehen Sie sich vor; es gibt Trauben, die sauer sind, weil sie zu hoch hängen, und lassen Sie sich gewarnt sein, um später nicht klagen zu müssen!“ Und damit ihr Handgelenk seinen umklammernden Fingern entwindend, huschte sie kichernd zum Saale hinaus.

Dominik stand einen Augenblick wie versteinert, dann ging er raschen Schrittes auf das Bild der Ariadne zu und überflog dessen Einzelheiten mit prüfendem Blicke! — Ja, es war so, wie sie gesagt hatte! Es war das Bild der Marquise! — Unbewußt hatte er es auf die Wand hingeworfen, mit Liebe es ausgeführt, mit Begeisterung es vollendet! Ja, sie war es! Und nun war ihm auch das Geheimniß seiner Seele enthüllt, nun wußte er,

warum sie seit Wochen Groll und Sehnsucht, Zorn und Mitleiden, Abscheu und Bewunderung in raschem Wechsel durchzuckte! Nun wußte er, daß er sie liebe mit aller Gluth der ersten Neigung eines unentweihten Herzens, mit aller Verzweiflung der Leidenschaft, mit aller Inbrunst, welche Unerreichbarkeit in edlen Gemüthern entzündet! — Aber nun fühlte er auch die Thränen, die er erst vor Kurzem im Walde auf dem Moose hingestreckt vergossen, wieder auf seinen Wangen brennen, das Gelächter der Edelleute dort in der Schänke gellte wieder in seine Ohren und seine Seele empörte sich gegen das Joch, das ein Blick ihr auferlegt hatte, seine Wangen brannten vor Scham, daß er vergöttere, was Gott und die Welt, was sein eigener Verstand verwerfe, und mit rascher Hand eine Kohle ergreifend, die nebenbei auf dem Schemel lag, hatte seine Hand in wenigen Minuten das Werk vieler begeisterter, glücklicher Stunden in eben so leidenschaftlicher Aufregung vernichtet, wie sie es geschaffen. Er war noch mit dem Verlöschen der edlen Züge in ungestümer Hast beschäftigt, als er seine Schulter von einem Fächer leicht berührt fühlte. Er blickte auf und sah die Marquise vor sich stehen. In einem weißen Morgenanzuge, ganz jenem ähnlich, in dem sie zuerst als Mlle. Adèle ihm entgegengetreten, in derselben anmuthigen und doch würdevollen Haltung stand sie vor ihm; wie damals umwogte

goldene Lockenfülle die feinen Züge ihres Antlitzes, dessen noch durchsichtigere Blässe den Strahlenblick ihrer blauen Augen nur um so leuchtender erscheinen ließ. „Ganz recht, Herr Didier“, sagte sie mit einem scharfen durchdringenden Blicke der sonnigen Augen; „Sie kommen nur meinen Wünschen zuvor, indem Sie dies Bild verlöschen. Es ist nicht angenehm, sich der Welt als eine verlassene, von einem umherstreifenden Gotte von ungefähr zu Gnaden aufgenommene Ariadne dargestellt zu sehen, und hätten Sie nicht aus eigenem Antriebe Ihre Uebereilung gut gemacht, so würde ich Sie dazu haben auffordern müssen. Ich meinestheils“, setzte sie mit hochmüthigem Lächeln hinzu, „ich pflege, wie Sie leicht erfahren können, zu verlassen, und nicht verlassen zu werden!“ — Und damit nickte sie herablassend und schritt langsam der Thüre des Saales zu. — Dominik blickte ihr schweigend nach. — „Pah“, sagte er, als sie in der Thüre verschwunden war, „ihre Stimme hat nicht gezittert, der Ausdruck ihrer steinernen Züge sich nicht verändert; die hochgeborne Dame hat sich nicht verletzt gefühlt, aber ein Etwas in ihrem starren, drohenden Blicke hat mir gesagt, daß jeder verwischende Strich meiner Kohle das Weib in's Herz getroffen! — Ich habe ihr vergolten, habe ihr so viele Stunden der Qual, so viele durchwachte Nächte an einem Tage mit Zinsen heimgezahlt! Ich bin befriedigt; morgen verlasse

ich Miremont, der Bande entledigt, die mich gefesselt, freien Geistes, geläuterter Seele, als Sieger! — Und nun", setzte er im Hochgefühle des Triumphes befriedigter Selbstliebe, vor sich selbst Gleichmuth und Ruhe heuchelnd, hinzu, „nun will ich meine Briefe lesen!" — Und damit griff er, ein Liedchen summend, aber mit einer von den Gemüthsbewegungen der letzten Stunden sichtlich hin und her schwankenden Hand, nach den Briefen, die Mlle. Nicole auf den nahestehenden Schemel hingelegt hatte. Die Aufschrift des ersten, der ihm in's Auge fiel, war von fremder, ihm unbekannter Hand, sein Siegel schwarz; er riß es auf, und bei dem Anblicke der ersten Zeilen, die sein Blick überflog, taumelte er zurück! — „Todt, meine Mutter todt!" rief er und faßte, sich zu halten, nach dem Wandschirme, mit dem er das Bild der Ariadne umgeben hatte. Allein die zitternde Hand vermochte nicht an der schwanken Stütze sich zu halten. „Meine Mutter!" stöhnte er krampfhaft und brach erschöpft und bewußtlos zusammen. — — —

Es waren schwere Tage, die diesem für Dominik so verhängnißvollen Sonntage folgten. Nach fünf Tagen, die er in glühendem Fieber, bewußtlos unter Irrereden und krampfhaften Zuckungen zugebracht, erwachte er eines Abends zur Besinnung, und fand sich in seinem Gemache matt, mit erschöpften Gliedern, gedankenlos hingestreckt. Durch

das halboffene Fenster stahlen sich die Strahlen der scheidenden Sonne herein und spielten auf der Decke seines Lagers, das rings von Schirmen umstellt war. Auf dem Tische, sonst mit seinen Mappen und Zeichnungen bedeckt, gewahrte er Arzneigläser aller Art, und mitten unter ihnen ein zerrissenes Briefcouvert mit schwarzem Siegel. Dieser Anblick rief ihm, wie ein jäher Blitz die Nacht durchzuckt, das Gedächtniß des Verlustes zurück, den er erlitten! „Meine Mutter! meine Mutter!“ durchfuhr es sein Herz; aber er war zu erschöpft und hinfällig, auch nur einen Laut von sich zu geben, nur ein paar heiße Thränen drängten sich zwischen den müde zufallenden Augen hervor. Da war es ihm, als vernähme er hinter den, sein Lager gegen das Fenster hin umgebenden, Wandschirmen Geräusch, und eine bekannte Stimme schlug an sein Ohr: „Ich sage Ihnen, der Paroxismus hat nachgelassen, die Wuth des Fiebers ist gebrochen! Er ist gerettet! Was bestehen Sie darauf, in der schwülen Atmosphäre eines Krankenzimmers zu athmen, wo Sie Ihrer Gesundheit willen frische, freie Luft so dringend bedürfen!“ — „Pah“, erwiderte eine süße melodische Stimme, die Domnik's Herz in allen seinen Tiefen durchzitterte, „die Luft draußen ist diesen Abend nicht minder schwül und drückend als hier, und ich will überzeugt sein, Duvivier, daß der junge Mensch, den sein Vater meiner Obhut vertraut, aller der Pflege und War=

tung genießt, der er bedarf!“ — „Er wird gepflegt, gewartet und überwacht, als wären Sie es selbst, Frau Marquise, und das übermäßige Interesse, das Sie an dem jungen Manne nehmen, gehört zu den Uebertreibungen, vor denen ich Sie aus Rücksicht für Ihre Gesundheit, für Ihr Leben so oft gewarnt habe!“ — „Ei“, sagte die Marquise nach einer Pause, „übermäßiges Interesse! Ist es nicht des höchsten Interesses würdig, einen Menschen zu sehen und zu beobachten, der in einer so kalten und nüchternen Zeit wie die unsere, so zu lieben vermag, wie Dominik seine Mutter liebte!“ — „Er liebt auch noch andere Personen, wie seine Delirien verrathen haben“, bemerkte Duvivier mit gedämpfter Stimme, „und beurtheilt sie zugleich so strenge, so verletzend rücksichtlos, daß nur Ihre Langmuth den Undankbaren noch solcher theilnehmenden Sorgfalt würdigen kann.“ — „Undank“, sagte die Marquise, „wo denken Sie hin, Duvivier! Welchen Dank war er mir schuldig? Und wenn es wäre, was hätte er verbrochen, als daß er von mir denkt, wie die Andern, nur daß er dabei noch liebt, wie die Andern es nicht können! Aber, regt er sich nicht?“ — Ein Rauschen seidener Gewänder ward hörbar und Duvivier trat an das Lager des Kranken, der, überwältigt von der Fülle der auf ihn einstürmenden Gedanken, geschlossenen Auges dalag, und unter der seinen Puls fühlenden Hand des Arztes bald in den betäubenden Schlum-

mer zurücksank, aus dem er kaum erwacht war. Als er aus dieser Betäubung, die bald in einen gesunden, erquickenden Schlaf übergegangen war, erwachte, war es Nacht geworden. Der matte Schimmer einer Nachtlampe erhellte das Gemach; die Krankenwärterin, die in einem Lehnstuhl an seinem Bette saß, war in tiefen Schlaf versunken: ringsum lag tiefe Stille, und die Kräftigung, die erfrischender Schlaf wieder einmal nach langen Tagen seinem müden Körper gewährt hatte, gestattete ihm zusammenhängend zu denken, und das Chaos der Gefühle, die in ihm hin und her wogten, zu sichten und zu ordnen. Seine Mutter war todt, und sie bedauerte ihn; sein Irrereden hatte ihr das Gefühl seines Herzens verrathen, und sie zürnte ihm nicht; sie wußte, wie seine Gedanken in blindem Unmuth gegen sie gefrevelt hatten, und sie grollte ihm nicht. Sie hatte den Schwererkrankten nicht verlassen, sie hatte ihn gewartet und gepflegt, sie wollte nicht aus der dumpfen Krankenstube weichen, sie wußte von ihm, er war ihr etwas! — Diese beseligenden Gedanken ergossen sich wie kühlender Balsam über sein wundes Gemüth, und die tiefinnerste Freude, die alle Fibern seines Herzens durchzuckte, wurde nur durch den einen Gedanken getrübt, was nun werden solle? Schloß Miremont verlassen? er wollte es nicht mehr, wenn er es auch gekonnt hätte. Aber wenn er blieb, wie sollte er ihr begegnen, mit ihr verkehren? wie

das allmächtige Gefühl beherrschen und zügeln, das sich seiner ganzen Seele bemächtigt hatte? Aber sie wußte Alles, was hatte er ihr noch zu gestehen? Er hatte sie beleidigt, schwer beleidigt, aber sie hatte ihm vergeben! Waren Worte überhaupt nicht zu grob, zu irdisch für die Empfindungen, die ihn bewegten; konnten, mußten sie nicht ihre Seele verletzen? Und sie war gut, so theilnehmend, so hingebend! — Diese und ähnliche Gedanken durchrasten seine Seele, bis heiße Thränen unter den müde geschlossenen Augenlidern hervorquollen und süßer Schlaf den Erschöpften wieder einwiegte.

Als er erwachte, war es heller Morgen um ihn her; Duvivier stand an seinem Lager und fühlte an seinem abgemagerten Arme den Puls; die Marquise aber saß in dem Stuhle, den die Nacht über die Krankenwärterin eingenommen hatte, und heftete ihre besorgten Blicke abwechselnd bald auf die Mienen des Doctors, bald auf das blasse Antlitz des Kranken, in welchem bei ihrem Anblick die Purpurflamme fieberhaften Erröthens aufleuchtete! „Er ist entschieden besser, und wird bei sorgsamer Pflege in wenigen Tagen das Bett verlassen können“, sagte Duvivier. Dominik wollte das Wort nehmen, aber die Marquise, von Duvivier unterstützt, untersagte ihm, durch vieles Sprechen seine kaum wiederkehrenden Kräfte zu erschöpfen; sie beglückwünschte ihn, seine Krankheit überwunden zu haben, die ihr viele Sorge gemacht,

und gab ihm zugleich Nachricht von seinem Vater, dem sie sein Unwohlsein gemeldet, und der ihr die Machtvollkommenheit für seine Wiederherstellung übertragen habe. Er müsse nun gehorchen, sagte sie, wenn er ihr Gewissen nicht beschweren und sie vor seinem Vater als leichtsinnig oder einflußlos brandmarken wolle. Alles dies brachte sie mit solcher Wärme und ungeheuchelter Theilnahme vor, daß Dominik um so mehr nur abgebrochene Worte dazwischen zu werfen vermochte, als sie ihn dabei nicht mehr förmlich wie bisher mit Herr Didier, sondern kurzweg Dominik anredete, so daß es ihm, wenn er, wie dies häufig seiner Erschöpfung wegen der Fall war, halbgeschlossenen Auges dalag, vorkam, als spräche die süße traute Stimme seiner Mutter, nicht die eines fremden, wenn auch nicht minder heißgeliebten Wesens zu ihm. So ging der erste Augenblick der Bewegung mit der Marquise leichter und minder aufregend, als Dominik erwartete, vorüber, und da diese letztere noch bei ihren späteren Besuchen denselben Ton unbefangener Vertraulichkeit unverändert fest zu halten wußte, so half ihm Gewohnheit bald Schüchternheit und Scham und alle Bedenklichkeiten überwinden, die seine Lage ihm sonst wohl eingeflößt haben möchte. Aller Groll, alle Zweifel, alle Unruhe waren aus seiner Seele wie weggetilgt, und wie ein Kind gab er sich dem Genusse des Augenblickes hin, ohne der Zukunft zu gedenken.

Diese Stimmung hielt auch vor, als es dem Kranken nach Wochen langsamer Erholung gestattet wurde sein Lager zu verlassen und einige Stunden des Tages auf einem Ruhebette zuzubringen; denn die Marquise schien sich dadurch nur bestimmt zu finden, die Sorgfalt, die sie ihrem Kranken bewies, zu verdoppeln; sie las ihm vor, am liebsten aus den Werken Racine's, ihres Lieblingsdichters, sie erzählte ihm bald von ihrer einsamen Kindheit und von den Jahren, die sie im Kloster zugebracht, bald von der Pracht der Hoffeste, denen sie beigewohnt, und den berühmten Persönlichkeiten, die sie kennen gelernt, und alles dies in so einfacher, anspruchsloser Weise, als ob nicht von ihr selbst, sondern von einer fremden Person die Rede wäre. Dabei wußte sie so anmuthig in ihre Erzählungen so viel Abwechslungen zu bringen, so anmuthig vom Ernst zum Scherz überzugehen, so geschickt die Saiten anzuschlagen, die einen Wiederhall in Dominik's Seele erwecken mußten, daß dieser mit steigendem Entzücken die Töne der süßen Stimme belauschte, die ihn schon durch ihren Klang allein aus der öden Stille seines Krankenzimmers in ein Paradies voll himmlischer Wonne entrückte . . . .

. . . .



Das Auge Gottes.

1826.



Einleitende Worte

zum

„Auge Gottes“.

Die Hauptlinie eines steirischen Adelsgeschlechtes stirbt aus und die Besitzungen gehen auf eine Nebenlinie über, die verarmt im Auslande lebt. Leider ist Alles im schlechtesten Zustande und von dem großen Reichthume und dem weit verbreiteten Ansehen der Familie nichts mehr übrig als ein Paar verfallene Burgen, einige widerspenstige Lehensleute und viele Gläubiger. Die Würden sogar sind auf ein anderes Geschlecht übergegangen. Herr Ruprecht ist in der Fremde unbekannt geblieben mit diesen Veränderungen, und daher enttäuscht und wie außer sich, als er mit Gattin, Sohn, Tochter und Pflegetochter nur

Armuth, ja beinahe Schmach zu Hause findet, wo er Reichthum und Macht zu finden erwartet hatte. Bis dahin bescheiden, genügsam, zufrieden, wird er nun von einem dämonischen Drange erfaßt, alles Verlorene der Familie zurückzugewinnen. Jemehr er darnach strebt, desto mehr mißlingt ihm Alles, destomehr hadert er mit Gott und Menschen, selbst mit der frommen Frau, mit welcher er bis jetzt in schönster Eintracht gelebt hat. Die alten Documente, die er durchliest, zeigen ihm das einst Besessene, das Verlorene nur noch anlockender, begehrenswerther. Jeder seiner Schritte mißglückt; endlich unternimmt er einen letzten und geht zu Herzog Leopold nach Neustadt. Alles läßt sich vortrefflich an; aber eine einzige Aeußerung verdirbt Alles wieder, er büßt die Gnade des Herrschers ein, da er sie eben erlangt hatte. In Verzweiflung entfernt er sich, um seine Pferde in den Händen der Roßtäuscher zu sehen, denen er sie noch schuldig ist. Doch so, unverrichteter Dinge und zu Fuße will er nicht heim. Er schickt seinen

Knappen mit einem Auftrage nach Hause und mischt sich unter allerlei Abenteurer, die nach Welschland in den Krieg für den Papst ziehen und gute Beute wie guten Sold hoffen. So streift er einige Jahre lang umher. Allein Barbarossa kommt zurück und erobert seine Erblande wieder. Er jagt die Schlüsselsoldaten auseinander und unser Ruprecht kommt ohne die geträumten Lehen und Schätze heim. Er findet die Burg noch verfallener, sein Weib todt; die beiden Mädchen sind in ein Kloster geflüchtet und der Sohn ist „unwissend wo befindlich". Eine grenzenlose Verzweiflung bemächtigt sich des armen alten Mannes, am meisten in der Nähe des Grabes seiner Frau, welche in der Burgcapelle ruht und zwar nicht weit von dem einzigen Schmucke derselben, einem byzantinischen Wallfahrtsbilde, „das Auge Gottes" darstellend. Gerade dieses Bild, der Gegenstand der Verehrung und des Zutrauens seiner hingeschiedenen Gattin, der Zeuge so vieler Trostsprüche und Zureden, gerade dieses Bild erinnert ihn auf das Mar-

terndste an seine erste Ankunft auf der Burg und an alle seither e r l e b t e n bittern Erfahrungen. Je andächtiger der Knappe oder Burgvogt ihm in's Herz reden will, desto gotteslästerlicher äußert sich Ruprecht, welcher endlich seinem Zweifel an dem Dasein Gottes dadurch Ausdruck gibt, daß er — — — — — — — — — — doch — hier mag der Dichter selbst zu sprechen anfangen.

. . . .

Erst nach langem Schweigen gewann es Ruprecht über sich, dem Alten zu erzählen, was ihm eben begegnete, und ihn außer Stand setzte, den fälligen Pfandzins zu entrichten. „Es ist freilich traurig“, entgegnete der Alte, „aber wer kann für das Glück. Nehmt Euch nicht so sehr zu Herzen, was im Grunde doch nur eine Kleinigkeit ist. Es wird wieder besser werden als es jetzt ist; d'rum gebt Euch nicht grundlosem Kummer hin, und wenn er Euch plötzlich übermächtig überfällt, so kniet nieder und betet und er wird entfliehen.“

Mit diesen Worten war der Funke in Ruprechts Seele geworfen, der sein Gemüth in heller Zornesgluth aufflammen ließ. Schnell wechselten Roth und Blaß auf seiner Wange, seine Augen rollten und er brauchte lange Zeit, um endlich in diese Worte auszubrechen: „Thor! beten, sagst Du? Zu wem beten? Soll ich zu Bildern von Stein und Erz beten, zu hingemalten Gestalten, oder zu wem sonst? Lebt denn ein Gott im Himmel, ein gerechter, gütiger, alle Menschen gleich liebender

Gott? Ja, wenn er lebte, ich wollte ihn anbeten, glühend, gläubig wie Einer; aber der Himmel ist leer, leer wie die Köpfe, die ihn mit Engeln bevölkerten." — „Herr, Ihr frevelt!" unterbrach ihn erblassend der alte Kuno. — „Ich frevle nicht!" schrie Ruprecht mit heiser aufkreischender Stimme, „aber ich will Dir sagen, wer frevelt: die dunkle Gewalt, die die Welt tyrannisch in ihren Fesseln hält, das blinde Ungeheuer Zufall, das frevelt, und das nennen wir Gott. Soll ich Dir sagen, wie es mir mitgespielt, wie es mich geneckt, getäuscht, hin und her getrieben, an jeder Stelle meines Herzens verwundet hat? Ich hatte in ruhiger Stille vergnügt unter meinen Kindern mit meiner Bertha hingelebt; hat es mich nicht gewaltsam herausgerissen, hat es mir nicht Bilder unendlichen Glückes vorgegaukelt, und wie sah ich mich nicht getäuscht als ich hierher kam? Vielleicht hätte ich das Gefühl überwunden, das in mir aufgeglommen war, aber es blies es mit vollen Backen an. Hat es mich nicht zu dem Archive geführt, meinen Stolz mit vergilbten Pergamenten genährt, und mir die Ueberzeugung aufgedrungen, Rossum müsse wieder werden, was es war? Hat es mich nicht hinausgeschickt zu meinen Schuldnern, und ließ mich heimkehren mit leerem Säckel? Hat es mich nicht mit Hoffnungen hingehalten, Marie werde des Mehrenbergers Gattin werden? Hat es nicht mein Gemüth so weit erniedrigt, daß ich hinging

zu dem alten Bösewicht, und seine Worte drehte, und täuschte es mich nicht wieder? Hat es nicht den armen Ernst mit der Hoffnung auf seine Helene hingehalten und getäuscht, und als ich Alles aufgeben wollte, selbst meinen Namen, als ich zum Herzog ritt, hat es mir die Ruhe gelassen? Hat es nicht den Herzog gegen mich erbittert, mich den Fäusten der Roßtäuscher preisgegeben, hat es mich nicht nach Italien geschickt unter Diebe und Mörder, und hat es mich nicht wieder betrogen? Und als ich heim kam und Friede suchte und Vergessenheit und einen Arm, in dem ich ruhen könnte, hat es nicht den Gruftstein zwischen mich und die treue Bertha geworfen? Und das ist Euer Gott, das ist seine Gerechtigkeit! Siehst Du es da drinnen in der Capelle, das ist sein allsehendes Auge, das Bertha fruchtlos weinen, mich ungebeugt leiden sah, und lächelt wie vor. — Und eben jetzt erst, o! das Schicksal wußte es gar wohl, daß ich noch eine, eine armselige, nichtige Freude, eine einzige besaß, da hat es mir den Bolzen fortgetragen. — Das ist seine Tücke, ich schieße zweimal weiter einen Thaler zwischen den Fingern weg — da sieh, siehst Du das Gaukelbild, das Auge Gottes, es ist winzig klein, und es ist dunkel und ist fern, aber sieh, ob ich es treffe." — „Herr, um Gotteswillen, was wollt Ihr thun!" schrie der Alte, bemüht Ruprecht abzuwehren; aber dieser riß sich los, legte an, drückte los und der Bolzen

flog seinem Ziele zu. In demselben Augenblicke zuckte ein blauer blendender Blitz minutenlang durch's Gemach, der Donner rollte, daß alle Vesten des Gebäudes sich erschütterten, der Boden wankte, ein heulender Sturmwind sauste durch die zerschmetterten Scheiben und ein Wolkenbruch ergoß sich aus dem geborstenen Himmel verheerend nieder. Der alte Kuno war in die Kniee gesunken und verbarg sein bleiches Antlitz in den Händen; Ruprecht stand ungebeugt, obwohl auch er, geblendet von dem Lichte des Blitzes, betäubt von dem plötzlichen Schalle des Donners, lange unbeweglich dem enteilten Bolzen mit weit offenen Augen nachsah. Jetzt aber, da der letzte Donnerschlag verhallt war, eilte er mit raschen Schritten in das Dunkel der Capelle, und auf das Ziel seines Schusses zu. Der erste Blick, den er auf das Gemälde warf, zeigte ihm, daß er diesmal getroffen habe. Mitten in dem Sterne des freundlichen blauen Auges saß der Bolzen, und die rothen Federn, mit denen er geschmückt war, hingen, von der Gewalt des Schusses geknickt, wie eben so viele Blutstropfen vom Gemälde nieder. Ruprecht konnte von diesem Schauspiele seinen Blick nicht abwenden; der Sturm seiner Gefühle hatte ausgetobt, und er betrachtete jetzt das durchlöcherte Gemälde mit einer Art von Freude, denn sein Schuß hatte ihm die vollkommenste Ueberzeugung verschafft, daß der Verlust seiner Wette nur eine

neue Tücke des Schicksals gewesen sei, und es lag für ihn ein noch größeres Vergnügen in dem Gedanken, auch früher keinen Augenblick daran gezweifelt zu haben. Der alte Kuno hatte sich indeß von seinem Schrecken erholt, sich zusammengerafft, und war seinem Herrn in die Capelle nachgeschlichen. Hier stand er nun auf der Seite seines Herrn, und betrachtete mit Entsetzen die Wirkungen des unheilvollen Schusses. „Ach Herr!“ begann er mit kläglicher Stimme, „was habt Ihr gethan! Mitten im Auge steckt die Spitze des Bolzen, und auch der blaue Himmel und der Regenbogen unten in der Ecke sind abgesprungen. Was habt Ihr gethan, ein so heiliges wunderthätiges Bild, das Auge Gottes zu verletzen. Ach, wie werdet Ihr diesen Frevel jemals sühnen können!“ — „Was faselst Du, Thor!“ entgegnete Ruprecht, aus seinem stillen Triumphe erwachend; „was ist da zu sühnen, denn was ist verletzt worden? Ist dies nur ein Bild und eine Ausgeburt dichterischer Phantasie, wer kann mich tadeln, wenn ich mein Eigenthum beschädige; ist es aber ein heiliges Symbol allgegenwärtiger Vorsicht, so habe ich, wenn Du willst, auch nicht mehr gethan, als sinnbildlich ihr die Augen für meine Lage und mein Unglück zu öffnen versucht; denn wahrlich, entweder ist keine, oder sie war für mich staarblind.“ — „Ach, theurer Herr!“ rief der alte Kuno mit flehender Geberde, „laßt ab davon, Frevel auf Frevel zu häufen, versündigt Euch nicht,

lästert nicht länger.“ — „Schweig“, rief Ruprecht zürnend, „schweig mit Deinen thörichten Warnungen. Ja, ich wollte, es gäbe ein allmächtiges Wesen, und ich hätte es jetzt gelästert und mich an ihm versündigt, wie Du sagst. Jetzt würde es doch für den Verwegenen Augen haben, und seine Gerechtigkeit müßte ihm zugleich zürnen und helfen. O! wie wollte ich seinen Zorn ertragen, wenn ich nur seine Hilfe hätte, und wenn es sich an mir rächte, wie ich es beleidigt habe; wenn Rossum wieder wird, was es war, will ich gern blind werden mit meinen Nachkommen bis in's dreizehnte Glied!“ Ruprecht hatte diese Worte kaum noch ausgesprochen, als ein noch fürchterlicherer Blitz mit Schwefellichte sie umflammte, noch heftigerer Donner minutenlang anhaltend über ihren Häuptern hinrollte, und weithin brausender Sturmwind durch die öden Räume pfeifend hinzog. Kuno vom Schrecken beflügelt stürzte mit dem Schrei: „Gott sei uns gnädig!“ aus der Capelle fort, und Ruprecht stand nun allein. Die schweren Tropfen des Regens schlugen eintönig an die hohen Fenster der Capelle; es war Abend geworden, und die weißen Pfeiler des Gewölbes traten aus dem Halbdunkel gespenstisch und riesengroß hervor. Ruprecht stand noch immer mit übereinander gefalteten Armen in düstere Gedanken versunken vor dem Auge Gottes; die Eindrücke seiner Erziehung waren in seinem Gemüthe, obwohl es jetzt verderb-

licher Unglaube ergriffen hatte, dennoch mehr oder weniger zurückgeblieben, die Art, auf welche der Himmel blitzend und donnernd diesen Abend an seinen Handlungen theilzunehmen schien, hatte ihn erschüttert, die tiefe Stille, die ihn jetzt umgab, die düstre Beleuchtung des Capellenraumes, Alles trug dazu bei, in seiner Brust eine lange aus ihr entschwundene Scheu und Ehrfurcht vor etwas Unbegreiflichem, Ueberirdischem wieder zu erwecken; sein Haupt beugte sich unwillkürlich vor einer höheren unbeschränkten Macht, ja es war ihm, als hätte er nicht recht gethan, das Auge Gottes zu verletzen; aber nur wenige Augenblicke währte diese Empfindung; Ruprecht riß sich empor, es schien ihm Feigheit, jetzt, da er im Verluste war, nachzugeben, und vielleicht neuerdings dem Ungefähr zum Spielzeuge zu dienen. Er war ein Rossum, er wollte ausdauern bis an's Ende. „Nein!" rief er jetzt, daß die einsamen Gewölbe weithin davon wiederhallten, indem seine Augen Blitze versandten, leuchtend wie die des Gewitters, „mich schrecken diese Donner nicht, sie machen meine Kniee nicht wanken und zum Gebete niedersinken. O! ich kenne dich, grausames, höhnendes Schicksal, diese neue Gestalt, in der du dich zeigst, diese neue Tücke, die du mir bereitest, soll mich nicht täuschen. Du beugst mich nie; nie werde ich aufhören, nach dem einzigen Ziele meiner Wünsche, nach Rossums Größe zu streben, bin ich auch fühllos

und verlassen, und ich werde deinen Starrsinn brechen, dich bezwingen; du kannst mich und die Meinen mit Blindheit schlagen, mich mit Wahnsinn heimsuchen, mir das Leben nehmen; aber Rossum muß werden, was es war!“ Er sprach diese Worte mit einer Art von Begeisterung, und wandte seine Blicke wieder auf das Auge Gottes, mit dessen Verletzung er dem Schicksal den offenen Krieg angekündigt hatte; da war ihm, als fingen die Wimpern des Auges an bejahend sich niederzusenken, es bewegte sich, ein seltsames Knistern und Rauschen begann sich um ihn zu erheben, bis dicht vor seinen Füßen ein prasselnder Schlag, als spalte sich der Boden, auftönte, und dichter Nebel dampfend emporwallte. Ruprecht fuhr mit Entsetzen zurück, seine Haare sträubten sich empor, kalter Schauer durchrieselte ihn; aber er kannte keine Furcht, und fliehen auch vor der drohendsten Gefahr hatte er nie gekannt. Er blieb auch jetzt, und blickte starr auf den Nebel hin, der vor seinen Füßen emporqualmte. Er war gefaßt, ein Ungeheuer der Hölle ringfertig aus demselben emporsteigen zu sehen, aber als die dichtesten Wolken hinweggezogen und die erste Bestürzung vorüber war, sah er das Auge Gottes zu seinen Füßen, von dem Staub umdampft, der es Jahre hindurch bedeckt haben mochte. Ruprecht zwang sich, über den Gedanken zu lächeln, daß der Fall eines Bildes ihn fast außer Fassung gebracht hatte. Er schritt einigemale durch die dunklen

Räume der Capelle auf und nieder, erwartend, seine gereizte Einbildungskraft werde ihm noch einen zu bekämpfenden Feind zeigen. Aber Alles um ihn her blieb still und regungslos wie vorher, und endlich verließ er ruhigen und langsamen Schrittes die Capelle; aber er mußte sich mehrmals daran erinnern, nicht eilend, wie ein Besiegter, sondern mit dem Stolze eines Siegers ihre Thüre hinter sich zuzuwerfen, und konnte, indem er sich entfernte, eben so wenig eines heimlichen Grauens, als da ihm Kunó an dem Eingange zum Archivgewölbe bleich und verstört mit Licht entgegentrat, einer heimlichen Freude sich erwehren.

Auf eine stürmische und regnerische Nacht folgte ein heiterer und freundlicher Morgen, kein Wölkchen war an dem blauen Gewölbe des Himmels zu sehen, keine Spur war von den Schrecken der Nacht übrig geblieben, und hätte nicht das allmählig gelber werdende Laub und die bedeutende Kühle an den Herbst gemahnt, man hätte sich in die Mitte des Sommers versetzt glauben können, so sehr hatte das Gewitter des verflossenen Abends Alles erfrischt und neu belebt; nur die Bewohner Stollbergs theilten nicht diese allgemeine Verjüngung. Ruprecht erwachte nach einem unruhigen oft unterbrochenen Schlafe mißmuthiger und düsterer als je; noch waren die Eindrücke, die die Ereignisse des verflossenen Abends auf sein Gemüth gemacht hatten, nicht ver=

schwunden, er gedachte noch immer des Augenblicks, in dem er aus dem Innersten seines Herzens seine Augen und sein Leben dem feindlichen Schicksale als einen nicht zu hohen Preis für Rossums Größe angeboten hatte, und wie das Auge Gottes seine Wimpern gesenkt, und wie es dann laut dröhnend zu seinen Füßen niedergefallen war.

Sonst pflegen die gespenstischen Gestalten, welche gereizte Einbildungskraft, Einsamkeit und Abendgrauen in's Leben rufen, vor den ersten Strahlen des Lichtes zu erblassen und mit dem aufdämmernden Morgen zu entfliehen; in Ruprechts Busen aber hafteten sie fester, und wollten ihn durchaus nicht verlassen, wie oft er sich auch zuredete, das bejahende Nicken des Auge Gottes sei nur durch das Schwanken des zum Falle sich neigenden Bildes, der Fall selbst nur durch Erschütterung des Schusses herbeigeführt worden. Er schalt sich selbst einen Thoren, daß er so schwach sei, sich so thörichtem Aberglauben hinzugeben, daß es ihm vor der Rückerinnerung an den verflossenen Abend graue, denn er fühlte es ja tief in seinem Herzen, der Entschluß, Alles, sein Leben selbst an Rossums Größe zu setzen, stehe unerschüttert fest, und doch bebte er vor dem Gedanken an dessen Erfüllung zurück. Er riß sich endlich aus diesem ermattenden Hinbrüten über Dinge, die ihm unwillkürliche Scheu und Ehrfurcht einflößten, empor und trat in die heitere

Frische des neuerwachten Tages hinaus; aber so freundlich ihn die Strahlen der Sonne begrüßten, so heitere Lieder das Heer der fortwandernden Zugvögel anstimmte, er konnte des hinreißenden Anblicks der vor ihm in friedlicher Stille weit ausgebreiteten Landschaft nicht froh werden; schon längst war der herbstliche Morgennebel zur Erde, die ihn erzeugt, niedergesunken, aber vor seinen Augen lag es wie Schleier, und das heitere Grün der Wiesen, der Wälder konnte sie weder stärken noch aufhellen. Er wandte sich unmuthig nach der kaum verlassenen Burg zurück, aber die hoch emporragenden Mauern sahen ihn unheimlich und düster, wie er selbst war, an, und die Stille, die in ihnen herrschte, war ihm heute eben so verhaßt, als sie ihm noch gestern lieb gewesen war. Sonst so eifrig bedacht, die Nähe der Menschen zu fliehen, fühlte er heute das dringendste Bedürfniß sie aufzusuchen, um über sie sich selbst vergessen zu können. Nach langem Bedenken und Wählen beschloß er endlich, nach Göß hinüber zu reiten, um Marien und Gertruden wieder zu sehen, und da der kürzeste Weg dahin über Leoben hinführte, so beschloß er auch gleich, dem Juden den Pfandzins zu entrichten, als ihm beifiel, daß er seit gestern nicht mehr Herr über die ärmlichen Reste seiner Beute sei. Er hatte über die gewaltigen Eindrücke des verflossenen Tages vergessen, was ihre Veranlassung war, und als er sich jetzt ihrer

zum ersten Male wieder entsann, kam es ihm fast unbegreiflich vor, wie sie ihn so sehr erschüttern konnten. Selbst die Gewißheit, daß die Kleinodien des Rossum'schen Hauses in kurzer Zeit auf ewig verfallen sein würden, ließ ihn so kalt, daß er sogar, um dem alten Kuno einen beschwerlichen Gang zu ersparen, die dreißig Zechinen dem Fremden selbst nach Leoben zu bringen beschloß. Er ließ sein Roß satteln, obwohl das edle Thier noch immer von den übermäßigen Anstrengungen der Reise erschöpft und ermüdet schien, und trabte durch die Thorhalle mißmuthig und verstört in's Freie hinaus. Er war seit der letzten Nacht ein ganz anderer Mensch geworden, und die Gefühle, die ihn sonst marterten und quälten, schienen allen Einfluß auf sein Gemüth verloren zu haben. Er blickte fortreitend auf die Trümmer des Marstalls zurück, und ihr Anblick, der ihn noch gestern zu den heftigsten Ausbrüchen des Zornes entflammte, war ihm heute so gleichgiltig, als wären es die Reste eines Schafpferches gewesen, und als ihn jetzt sein Roß an der Stelle vorübertrug, wo er gestern seine Wette verloren hatte, war ein Griff an seinen Gürtel, an welchem der Beutel mit den Zechinen befestiget war, um sich zu überzeugen, daß er noch vorhanden sei, die einzige Wirkung, die sie in ihm hervorbrachte. Eben nahte er sich der Eiche, deren Astloch er gestern verfehlt hatte, als er dicht vor den Hufen seines

Rosses aus dem dunkeln Grase etwas funkeln und flimmern sah.

Ruprecht anfangs versucht, es für ein Kind des gestrigen Gewitters, für einen Regentropfen zu halten, in dem die Sonne sich spiegle, war im Begriff vorüber zu reiten, als der anhaltende, und je näher er kam, immer zunehmende Glanz ihn zu einer genaueren Untersuchung dieser Erscheinung vermochte; er sprang vom Pferde, band es an den nächsten Baumstamm, und schritt auf die Stelle zu, von welcher der seltsame Schimmer hergekommen war. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, so sah er, daß die Ursache jenes Glanzes der Dolch war, den der Fremde gestern als Preis der Wette auf den Rasen hingeworfen hatte, bei der Eile, mit welcher er seine Reise fortsetzte, wahrscheinlich vergessen und seinen Verlust um so weniger bemerkt hatte, weil man schon zu jenen Zeiten in österreichischen Landen keiner Waffen bedurfte, um sicher und gefahrlos zu reisen.

Ruprecht nahm den Dolch vom Boden auf, und war im Begriff, ihn zu sich steckend seine Reise fortzusetzen, als die glänzende und zierliche Waffe seine Gleichgiltigkeit und Theilnahmlosigkeit für einen Augenblick überwand und er nicht ohne Vergnügen ihre gefällige und geschmackvolle Form betrachtete; er drehte sie mehreremale im Sonnenschein hin und her, so daß ihre Klinge, das Gold des

Griffes und die edlen Steine, mit denen er geschmückt war, tausendfarbige Strahlen von sich warfen. So mochte er sich einige Zeit an ihrem Schimmer ergötzt haben, als er am Griffe, wo die blanke scharfe Klinge eingesetzt war, ein Wappen, wahrscheinlich das ihres Besitzers, entdeckte. Es war ein mächtiger mit ausgebreiteten Flügeln sich emporschwingender Aar. Ruprecht heftete seine Blicke immer fester auf den königlichen Vogel; es war ihm, als müßte er ihn schon irgendwo gesehen haben, gerade mit solchen Flügeln, mit solcher Haltung des Halses, der scharfen Klauen, gerade so sich emporschwingend. So fand er sich plötzlich aus dumpfem, gedankenlosem Hinbrüten zur regsten Thätigkeit erweckt; immer aufmerksamer betrachtete er den Aar, sein Bild trat immer lebendiger in seinem Gedächtniß hervor, aber noch immer lag für ihn ein dichter Nebel auf der Zeit, in der er ihn zum ersten Male gesehen hatte; es war ihm, als sei es ein bedeutender Augenblick seines Lebens gewesen, als hänge sein Lebensglück davon ab, sich seiner zu erinnern; immer ängstlicher ging er Jahr für Jahr seines Lebens durch, und jetzt entsann er sich, woher er ihn kenne. Es war dasselbe Wappen, das in den Tüchern und Windeln eingenäht war, in welchen Frau Bertha vor 17 Jahren die kleine Gertrud gefunden hatte. Zugleich mit dieser Erinnerung durchzuckte Ruprechts Seele auch der Gedanke, wenn der Besitzer dieser Waffe

Gertrudens Verwandter, vielleicht ihr Vater wäre! Er vergegenwärtigte sich jetzt, so gut er konnte, die Gesichtszüge des Fremden, und er glaubte schon gestern eine auffallende Aehnlichkeit zwischen seinen und Gertrudens Gesichtszügen entdeckt zu haben. Aber, hatte er auch recht gesehen? War das Wappen auch wirklich dasselbe, das die Tücher und Windeln bezeichnete, in denen Gertrude gefunden wurde, war die Aehnlichkeit des Fremden mit Gertruden nicht blos ein neues Gaukelbild seiner gereizten Einbildungskraft, war es nicht vielleicht eine neue Täuschung, die ihm die grausame Laune des Schicksals bereitete? — Alle diese Gedanken durchzuckten mit Blitzesschnelle Ruprechts Gemüth, er stand zweifelnd und wußte nicht, was er glauben sollte; endlich besann er sich, daß ein Versuch auf keinen Fall schaden könne, wenn er auch fehlschlüge; vor Allem aber mußte er, bevor an eine Möglichkeit des Gelingens gedacht werden konnte, das Kinderzeug Gertrudens wieder auftreiben; er wußte, daß es Frau Bertha immer sorgfältig als Gertrudens Stammbaum und Adelsbrief aufbewahrt hatte; vielleicht war es zu Stollberg, vielleicht hatte es Gertrude nach Bertha's Tode nach Göß mitgenommen.

Hierüber mußte er vor Allem Aufschluß haben; er steckte den Dolch zu sich, den er noch immer, in tiefe Gedanken versunken, unverwandten Blickes betrachtet hatte, schwang sich auf's Roß, und jagte in

ungestümer Eile nach Stollberg zurück. Der alte Kuno erstaunte über die frühe Zurückkunft seines Herrn, sein Erstaunen aber nahm zu, als er die Frage des halb Athemlosen um Gertrudens Kinderzeug vernahm; er hatte wohl gehört, daß Gertrude ein Findling, und daß ihr Kinderzeug aufbewahrt worden sei, aber wo es sich jetzt befinde, wußte er nicht anzugeben. Ruprecht hielt sich nicht lange mit Fragen auf und eilte die Treppe hinan in Frau Bertha's Gemach; alle Schränke wurden weit aufgerissen, alle Laden untersucht, und endlich befand sich in einem unscheinbaren, dicht bestaubten Kästchen der Schatz, nach dem Ruprecht so eifrig suchte. Mit zitternden Händen entfaltete Ruprecht die sorgsam zusammengelegten Tücher, die Feinheit des Linnens, die kunstreichen Verzierungen desselben stimmten ganz mit der glänzenden Erscheinung des Fremden überein; jetzt hatte Ruprecht die Ecke des Tuches gefunden, in welche das Wappen eingenäht war; er betrachtete es, und es war genau dasselbe, welches auf dem Dolche eingegraben war. Er nahm die Tücher mit einem aus Freude und Erwartung gemischten Gefühle zusammen, eilte so schnell als er sie erstiegen hatte, die Treppe wieder hinunter, und war davon sprengend bald den Blicken des staunenden Kuno entschwunden.

Ruprecht jagte lange Zeit mit einem Chaos von Gedanken erfüllt in den Schatten des Forstes

hin; das dürre Laub, mit dem der einsame Wald-
weg bedeckt war, rauschte unter den Hufen seines
sich so rasch als möglich fortbewegenden Rosses, die
herbstlich kühlen Lüfte spielten sausend mit den grauen
Haaren Ruprechts, ja einige zu sehr hervorragende
Aeste drohten, ihm Absalons Schicksal zu bereiten;
aber alles das konnte ihn nicht aus der Betäubung
emporreißen, in die ihn sein glücklicher Fund ver-
setzt hatte. Erst das immer häufigere und gefähr-
licher werdende Stolpern seines Pferdes, das, über
seine Kräfte angestrengt, immer müder wurde, zwang
ihn endlich, dessen nur durch fortwährendes Spornen
erzwungenen Lauf zu mäßigen, und mit dem lang-
samen Schritte seines Pferdes fing endlich auch in
seiner Gedankenreihe Ordnung und Ruhe einzutreten
an. Er hatte Gertruden immer wie sein leibliches
Kind geliebt, und darum freute es ihn doppelt, ihr
vielleicht Verwandte und einen Vater wiedergeben
zu können, schon darum, weil er überhaupt keine
Kinder zu haben gewünscht hatte, damit der Stamm,
den das Glück auf ewig verlassen zu haben schien,
mit ihm ausdorre, und nicht mühsam vegetirend
auch künftigen Geschlechtern noch zum Beispiele, wie
tief man aus den Höhen des Glückes niederstürzen
könne, dienen möge; dann, weil er fühlte, daß alle
seine Kinder glücklicher geworden wären, wenn er
nicht ihr Vater gewesen wäre. Aus diesen Gründen
beunruhigte ihn dagegen um so mehr der Gedanke,

daß Alles wieder nur Wahn und eitle Hoffnung sein werde, und vielleicht blos deswegen, weil, wie er sich selbst nicht verhehlen konnte, das glänzende Aeußere des Fremden in ihm auch Hoffnungen für Beihilfe zur Wiedererhebung des Namens Rossum erweckt hatten, die allerdings durch die siebzehn Jahre, die Gertrud als ein Kind des Hauses unter der Obhut Bertha's verlebte, nur zu genügend gerechtfertiget wurde, wenn der Fremde anders wirklich Gertrudens Verwandter war. Allein der Gedanke, daß er es nicht sein könnte, trat nicht so lebendig und in so grellen Farben in seinem Gemüthe hervor, als es wenige Tage vorher der Fall gewesen sein würde; hatte der Ausbruch seines lange genährten Grolles am verflossenen Abend dazu beigetragen, daß er heute eine bessere Meinung von der weltregierenden Macht als sonst besaß, oder war es die zufällige Stimmung seines Gemüthes; genug, obwohl auch dann und wann der Gedanke an eine neue Täuschung seine Seele durchzuckte, er dachte doch bei weitem mehr an die Erfüllung seiner Hoffnung, Gertruden wieder in den Besitz ihrer Geburtsrechte zu setzen, und von ihren Verwandten vielleicht auf eine Art, daß seine Ehre es sie anzunehmen erlaubte, für's erste die dreißig Zechinen zur Berichtigung des Pfandzinses zu erhalten. So macht Ehrsucht auch die edelsten Gemüther

selbstsüchtig, so lehrt oft wiederkehrende Täuschung nur bescheidene Wünsche hegen.

Ruprecht hatte seinen Weg mehr in freudige als ängstliche Erwartung versunken zurückgelegt, und unbemerkt war der Augenblick der Entscheidung herangenaht. Schon lag die Murbrücke vor ihm, und schon wiederhallten die Hufschläge seines Rosses unter der Thorhalle Leobens; er ritt unruhig die engen Reihen der Häuser hindurch, die, mit hohen Giebeln geschmückt und auf geschmacklosen Laubengängen ruhend, ernst und düster herniedersahen und war schon auf dem Marktplatz angelangt, als es ihm jetzt erst beifiel, daß es ihm vielleicht schwer fallen dürfte, in einer so ziemlich bedeutenden Stadt den Herrn Otto, den er suchte, herauszufinden.

Er hob seinen Blick, den er bisher träumend zur Erde gesenkt hatte, empor, um sich an Jemand, von dem er genügende Auskunft erwarten könnte, mit Fragen zu wenden. Als er jetzt einigemale um sich her geblickt, schien es ihm, was er bei frühern Besuchen zu Leoben, selbst zur Marktzeit, nicht bemerkt hatte, als erfülle eine zahlreichere Volksmenge und regeres Leben als gewöhnlich die Stadt. Alles rannte und schoß eilfertig durcheinander hin; da war Niemand, der ihm hätte Rede stehen mögen, Alles drängte ungestüm auf die Herberge zum Löwen hin, vor der sich bereits eine dichte Volksmenge unstät hin und her wogend und mit jedem

Augenblicke sich vermehrend versammelt hatte. Auch Ruprecht ritt hinzu, nicht sowohl um seine Neugierde zu befriedigen, als vielmehr in der Hoffnung, vielleicht auf den Gesuchten zu stoßen, und er täuschte sich in seinen Erwartungen nicht. Gerade als er gegenüber der Herberge angelangt war, trabte aus ihren offenen Thoren ein ansehnlicher Reiterzug hervor, an ihrer Spitze ein junger schlanker Rittersmann, mit blauen und dennoch blitzenden Augen, von blonden Locken umwallt, die schön geringelt in dichter Menge auf den sammtenen Purpurmantel und den kostbaren Spitzenkragen niederfielen, die sammt der von weitem funkelnden Agraffe an seinem Barette die hervorstechendsten Stücke seiner eben so einfachen als kostbaren Kleidung waren. Kaum hatte der Jüngling, von einem schäumenden Tigerroß getragen, sich den Blicken der gaffenden Menge gezeigt, als ringsum alle Mützen in die Höhe flogen, und während der Jüngling freundlich im Kreise umher grüßte, erscholl aus jedem Munde tumultuarisch und verworren der laute Ruf: „Heil unserm Herzog! Heil Friedrich von Oesterreich! Heil dem Streitbaren! Heil dem Sieger!“

Ruprecht allein rückte nicht an seinem Barett, und sein Mund öffnete sich nicht, um seinen Herzog und Lehnsherrn jubelnd zu begrüßen, ja, er wandte seine Blicke unmuthig von dem Antlitze seines Herrn ab, indem er eine nur zu sehr hervortre=

tende Aehnlichkeit mit dem seines Vaters Leopold sah, dem er noch immer nicht vergessen konnte, daß sein Dazwischentreten den Krieg in Neapel geendigt und vielleicht dem Kaiser Friedrich seine Erblande gerettet, Ruprecht aber ein reiches Lehen entrissen hatte. Er fuhr fort, unter der noch immer jubelnden Menge nach Herrn Otto zu suchen, aber er konnte ihn nirgends erspähen. Jetzt aber, als sein Blick zufällig wieder einmal auf Herzog Friedrich und sein Gefolge sich wendete, da sah er ihn: das grüne Jagdkleid, das weiße Rößchen, das er ritt, der Eichenbruch auf dem grünen Barette, alles war, wie er es gestern gesehen hatte; ja, es war Herr Otto, und noch mehr, es war Gertrudens Vater, Oheim oder Bruder, denn je genauer Ruprecht sein Antlitz betrachtete, desto deutlicher sah er in ihm den immer lächelnden Mund Gertrudens und ihre freundlichen Züge hervortreten. Ruprechts Herz wallte vor Freude hoch auf; so war eine seiner Hoffnungen wenigstens in Erfüllung gegangen, endlich einmal hatte er nicht leeren Traumgebilden nachgestrebt.

Ruprecht wollte jetzt durch die immer dichter gewordene Menge sich zu ihm durchzuwinden versuchen; allein es war unmöglich, eher hätte er Mauern mit seinem Rosse durchsprengen können, als das unstäte Gedränge der Neugierigen. So mußte er sich begnügen, den Gegenstand seiner Forschungen blos

mit den Augen zu verfolgen; aber je länger er hinsah, desto größer wurde sein Erstaunen; nicht im Gefolge des Herzogs, an dessen rechter Seite und im vertraulichsten Gespräche mit ihm begriffen, ritt Herr Otto über den Marktplatz dahin; die Stufe und der Rang, den er in Leoben einnahm, mußte ausgezeichnet und bedeutend sein; und diesem Manne gehörte Gertrud, in welcher Beziehung es nun sein mochte, an. Ruprecht knirschte mit den Zähnen, daß es ihm unmöglich war, sich zu ihm durchzudrängen; aber trotz seiner Bemühungen vorwärts zu kommen, wurde er von dem Pöbel in eine Ecke des Marktplatzes, von der die Straße zum Bruckerthore führte, zurückgedrängt.

Hier mußte er nun glühend vor Zorn, eingeklemmt, triefend vor Anstrengung, er mochte wollen oder nicht, sein Roß anhalten, und die Flüche, in die seine Ungeduld laut scheltend endlich ausbrach, reizten die Umstehenden nur noch mehr, ihm zu widerstehen. Allein das Ungefähr schien es besser mit ihm zu meinen, als er anfangs erwartet hatte. Der glänzende Zug, an dessen Spitze der Herzog und Herr Otto sich befand, lenkte mühsam genug durch das Gedränge nach der Straße hin, die zum Bruckerthore führte. Sie mußten an der Ecke des Platzes vorüber, in welcher Ruprecht sich befand, und so konnte er leicht Gelegenheit finden, sich zu Herrn Otto durchzudrängen. Allein je näher die

funkelnde und geschmückte Schaar herankam, desto unmöglicher schien es ihm, vor seinem neuen Landesherrn zum ersten Male in einem, nur auf das Zusammentreffen mit Herrn Otto berechneten, Anzuge zu erscheinen, der ihm nur einen sehr geringen Begriff von dem Hause, dessen Abkömmling Ruprecht war, beibringen konnte. Indessen mußte schnell ein Entschluß gefaßt werden, denn da die Herannahenden ihren Weg nach dem Bruckerthore nahmen, so war es dringend nothwendig, Herrn Otto noch jetzt, da das Volksgedränge sie nur langsam von der Stelle gelangen ließ, anzusprechen; denn waren sie einmal im Freien, so war es Ruprechts gänzlich erschöpftem Rosse unmöglich, die in Windesschnelle Dahineilenden einzuholen; und wo sollte Ruprecht dann Herrn Otto wieder auftreiben? So sehr Ruprecht über sein einfaches und außerdem noch dicht bestaubtes Koller, über die Müdigkeit seines Rosses und über die Volksmenge ergrimmt war, in deren Mitte er mit Herrn Otto über so wichtige Dinge sprechen sollte, er beschloß doch, alle diese Unannehmlichkeiten um Gertrudens willen hinzunehmen.

Jetzt waren die Reiter ganz nahe herangekommen, und der Gedanke, bei seinem so gänzlich glanzlosen Aeußeren dennoch diesmal aus dem Dunkel hervortreten, vom Herzoge wie von dessen Gefolge bemerkt zu werden, und vielleicht die oft gehörte Frage neuerdings beantworten zu müssen: „Seid Ihr

von den Rossum, die Marschälle waren?" machte Rupre chten betäubter und verwirrter, als er noch jemals gewesen war. Allein Oeffentlichkeit konnte durchaus einmal nicht vermieden werden, und als jetzt Herr Otto gerade zu der Ecke hinkam, in die Rupre cht gedrängt worden war, gab dieser seinem Rosse so nachdrücklich die Sporen, daß es sich bäumte und die den Weg versperrende Menge vor seinen ausgreifenden Hufen scheu auseinander stob. So sah sich Ruprecht, während seine ehemaligen Nachbarn über die unsanfte Weise, mit der sie Platz zu machen gezwungen wurden, murrten, und es an Schmäh-worten nicht fehlen ließen, bald dicht an Herrn Otto's Seite und konnte ihn, wie er sich vorge-nommen, also ansprechen: „Herr Otto", sagte er, „ich komme unserer Wette gemäß, Euch den bedingten Wettpreis einzuhändigen. Hier sind die dreißig Ze-chinen, die ich verloren habe", und mit diesen Worten hielt Ruprecht den Säckel mit dem Gelde dem Frem-den hin. Dieser hatte auf Ruprechts Anrede sein weißes Rößchen angehalten, und statt daß, wie Ru-precht erwartet hatte, Herzog Friedrich mit seinem Gefolge seines Weges fürbaß gezogen, der Fremde aber mit Ruprecht zurückgeblieben wäre, hielten Herzog Friedrich und die ihm folgten, ebenfalls still, ja der erste schien sogar in einiger Entfernung ihrem Gespräche zuzuhören. Dies und noch mehr der lächelnde und forschende Blick, den Herr Otto

jetzt auf Ruprechts Antlitz heftete, der aber, als er auf sein Koller und sein mit gesenktem Haupte dastehendes Roß stieß, ernsthafter zu werden anfing, setzten Ruprecht in nicht geringe Verlegenheit.

Endlich nach langem Zögern entgegnete Herr Otto, den hingehaltenen Beutel zurückweisend: „Was wollt Ihr mit Euren Zechinen, Freund? Ich kenne Euch nicht!“ — „Besinnt Euch nur“, entgegnete Ruprecht, durch das Staunen über diese Antwort seine Verlegenheit vergessend, „besinnt Euch nur, es war ja erst gestern Nachmittags im Stollberger Revier, unweit vom Waldbach; Ihr müßt es ja wissen, denkt nur an die alte Eiche mit dem Astloch! Besinnt Euch nur, und nehmt den Säckel!“ Und nochmals hielt er ihm den Rest seiner Kriegsbeute hin. Herzog Friedrichs Antlitz durchzuckte ein Lächeln, auch die meisten seines Gefolges, die sich neugierig herangedrängt hatten, theilten seine Stimmung, nur Herr Otto bewahrte seinen Ernst und sagte: „Freund! behaltet Euer Geld, ich kenne Euch nicht, und habe nichts damit zu schaffen.“ Er gab zugleich seinem Pferde die Sporen und wollte seinen Weg fortsetzen, aber Ruprecht faßte die Zügel, und hielt ihn zurück. „Nein“, rief er, „Herr! Ihr müßt die Zechinen annehmen, sie sind Euer, und Ihr müßt mich kennen.“ — „Nun wahrlich,“ sagte der Fremde, sich lächelnd zu Herzog Friedrich hinüberwendend, „nun wahrlich, Euer Liebden, das hätte ich nicht

gedacht, daß Eure Unterthanen so freigebig sind, durchreisenden Fremden wider ihren Willen einen Zehrpfennig aufzudringen." — „Mir ist es selbst neu", entgegnete laut lachend der Herzog, „obwohl ich es gewohnt bin", setzte er, indem er seine Stimme erhob, freundlich um sich blickend hinzu, „daß meine wackern Steirer ihre Gaben und Steuern jährlich ohne Murren und mit treuem Herzen entrichten bis auf die Bruchtheile." — Ein lautes Beifalljauchzen folgte dem Lobe Friedrichs und pflanzte sich so schnell als die Worte des Herzogs bis zu den hintersten Reihen des Volkshaufens fort, bis endlich die nahen über die Giebel Leobens hereinschauenden Berge von einem dreifachen Lebehoch wiederhallten. Ruprecht hatte indessen, mit einer Hand noch die Zügel des Rosses haltend, das der Fremde ritt, mit der andern den heute gefundenen Dolch hervorgesucht, und reichte sowohl diesen als den Säckel dem Fremden neuerdings hin. „Betrachtet diesen Dolch, Herr Otto, und sagt, ob er nicht der Eure ist, den Ihr gestern im Walde vergessen habt, als Ihr davon rittet; darum nehmt, was Euer ist, Dolch und Säckel."

„In der That", sagte der Fremde, mit Staunen sowohl den Dolch als Ruprecht betrachtend, „der Dolch ist mein, und ich danke Euch, daß Ihr mir ihn zugestellt habt; was aber die dreißig Zechinen betrifft, so thätet Ihr besser, Ihr behieltet sie, Ihr habt graue Haare, und braucht sie besser als ich." —

„Nein, Herr“, rief Ruprecht mit einem überraschenden Ausdruck von Stolz und Würde; „behaltet was Euer ist, kein Herr von Rossum hat noch Almosen angenommen, und ich will nicht der erste sein, der es thut.“ — „Nun wohl“, erwiderte der Fremde in begütigendem Tone, indem er Dolch und Säckel aus Ruprechts Händen nahm und einem seiner Begleiter hinreichte, „nun wohl, ich nehme was mein ist, aber Ihr werdet mir doch nicht verwehren, Euch ein Andenken an unsere Zusammenkunft und unsere Wette zurückzulassen“; und mit diesen Worten nahm er eine schwere goldene Kette vom Halse, und sie Ruprecht über die Hand hinwerfend, die noch immer die Zügel seines Pferdes hielt, sagte er, huldreich ihm auf die Schulter klopfend: „Nehmt das, und tragt es zum Andenken Herzog Otto's von Meran und Grafen von Tirol!“ — Ruprecht stand betäubt und sprachlos vor dem Herzog, seine zitternde Hand konnte kaum das Gewicht der goldenen Kette ertragen, die auf ihr ruhte, und um das zierlich gearbeitete Geschmeide nicht zur Erde fallen zu lassen, mußte er sowohl den Zügel des Pferdes, das der Herzog ritt und den er noch immer gedankenlos festgehalten hatte, loslassen, als auch seine Linke zu Hilfe nehmen. Diesen Augenblick nahm Herzog Otto wahr, er trieb sein Pferd an, um den halb Bewußtlosen zu verlassen.

Der Hufschlag des dahin trabenden Rößleins aber weckte Ruprecht aus seiner Betäubung: sein

wichtigeres, Gertrudens Heil betreffendes Geschäft kam ihm noch zu rechter Zeit in den Sinn, er spornte seinen Gaul, drängte sich durch das Gefolge der nach dem Bruckerthore hinziehenden Herzoge, mit überlauter Stimme: „Herr Ott! Herr Ott!" den Eilenden nachrufend. Herzog Otto hielt neuerdings sein Rößlein an, und wandte sich mit fragendem Blicke nach Ruprecht um. Dieser, athemlos herankeuchend, begann nach einigen Minuten ebensosehr bemüht Luft zu schöpfen als sich zu fassen: „Erlauchter Herr! erlaubt mir noch die einzige Frage, ob das Wappen, welches Euren Dolch wie diese Kette ziert, Euer und Eures Hauses Abzeichen ist." — „Ja wohl", entgegnete der Herzog, „es ist der Adler von Tirol; aber Freund, was bezweckt Eure Frage?" — „Erlauchter Herr", entgegnete Ruprecht, dessen Herz vor Erwartung immer ungestümer zu pochen begann, „erlauchter Herr, meine Frage beruht auf einem Umstande, der Euch vielleicht näher als Ihr glauben dürftet, angeht. Es mögen jetzt siebzehn Jahre sein, daß mein Ehegemahl, Gott hab' sie selig, unfern von Judenburg nächst Burg Thöring unter einer alten Eiche in Tüchern, mit demselben Wappen bezeichnet wie jenes, das Euren Dolch schmückt, ein kaum sechs Monde altes Mägdlein fand" — „Was sagst Du?" unterbrach ihn der Herzog, indem auf seinen Wangen Röthe und Blässe fieberhaft wechselte, „ein Mädchen? Wo ist sie, wo sind die Tücher, — dasselbe

Wappen sagst Du?“ Ruprecht hatte indessen schweigend die mitgenommenen Tücher und Windeln entfaltet, und hielt sie dem Herzoge hin. „Ja“, rief der Herzog, nachdem er sie einen Augenblick betrachtet hatte, mit freudefunkelnden Augen, „ja, sie sind es, es ist der Adler Tirols, es ist meine Agnes, ich habe sie wiedergefunden!“ Jetzt aber seinen Blick auf Ruprechts Antlitz heftend, fuhr er ängstlich fragend fort: „Aber wo hast Du sie, wo hast Du mein Kind, daß ich die langentbehrte Wiedergefundene segne; ist sie todt? O, wenn sie todt ist, warum hast Du mir gesagt, daß sie lebte?“ Die nassen Augen, die der Herzog früher zum Himmel emporgehoben hatte, hefteten sich jetzt in scheuer Erwartung auf Ruprechts Lippen, von deren nächster Bewegung er unendliche Freude oder unsäglichen Gram zu erwarten hatte. „Beruhigt Euch, erlauchter Herr“, entgegnete Ruprecht, fast eben so tief bewegt, als Agnesens Vater; „sie lebt, und lebt in Fülle der Gesundheit.“ — „Mein Kind lebt!“ schrie der Herzog mit zum Himmel emporgehobenen Händen, „mein Kind lebt, ich werde es wiedersehen; mein Kind lebt!“ rief er, indem er jetzt Ruprecht, jetzt Herzog Friedrich, der mit froher Theilnahme dem glücklichen Vater sich genähert hatte, umarmend, küssend, mit reichlich niederströmenden Thränen ihre Wangen benetzte; „mein Kind lebt!“ rief er unaufhörlich, als hätte die deutsche Sprache nicht mehr als die drei Worte für ihn; aber jetzt plötzlich sich

aus Ruprechts Armen losreißend, schwang er sich vom Pferde, und warf sich inmitten der Straße auf die Kniee und, sein freudegeröthetes Antlitz dem blauen Himmel zukehrend, die Hände inbrünstig gefaltet emporhebend, stammelte er mit von Thränen erstickter Stimme: „Mein Kind lebt!“ Alle Umstehenden entblößten ihre Häupter, und feierten mit würdiger Stille den Augenblick, in dem ein beglückter Vater sein heißes Dankgebet zum Himmel emporsandte. Endlich erhob sich der Herzog, aber seine Kniee wankten, und die übergroße Freude, sein Kind wieder gefunden zu haben, schien seine Lebenskräfte gänzlich erschöpft zu haben.

Herzog Friedrich und Ruprecht schwangen sich von den Pferden, um den Schwankenden zu unterstützen, und er bedurfte der Unterstützung. „Macht mich sitzen“, sagte er mit gebrochener Stimme, „es ist über meine Kräfte.“ Der Herzog wurde zu einer vor dem nächsten Hausthore angebrachten Steinbank geführt; man bemühte sich, das dichte Gedränge des Volkes in seiner nächsten Umgebung zu vermindern, und ein eilig herbeigeschaffter Becher alten, köstlichen Weines ließ ihn allmählig sich wieder erholen. Ruprecht hatte sich aus dem Gedränge der um ihren Herrn bemühten Diener und Vasallen zurückgezogen; theils, weil er nicht im Wege stehen wollte, vor Allem aber, weil er selbst Erholung nach einer so gewaltigen Erschütterung bedurfte. Als aber

nun der Herzog die Augen wieder aufschlug und seiner Sinne wieder mächtig wurde, drängte er die ihm zunächst Stehenden hinweg, indem er mit bewegter Stimme rief: „Wo ist er, den der Herr gesendet hat, mir mein verlornes Kind wieder zuzuführen? Wo ist er, laßt mich nicht glauben, es sei nur ein eitler Traum, der mich beglückt und erfreut hat.“ Herzog Friedrich führte nun mit eigener Hand Ruprecht zu dem freudetrunkenen Vater. „Ja“, rief dieser, „Du bist es, Du hast mir mein Kind wiedergegeben; tritt näher; sag' mir, wo hast Du mein Kind, wie ist's ihr ergangen, erzähle mir, was ihr begegnet, wo Du sie fandest.“ — „Wir fanden sie“, entgegnete Ruprecht, „wie ich schon gesagt habe, erlauchter Herr! in der Gegend von Judenburg nächst Burg Thöring unter einer Eiche, unfern von ihr noch den halbwarmen Leichnam eines Weibes, das seiner Kleidung und Hautfarbe nach eine Zigeunerin, und an deren Tod einzig Hunger und übergroße Anstrengung Ursache zu sein schien, denn wir konnten sonst ungeachtet alles Forschens keine Verletzung an ihr wahrnehmen.“ — „So hatte doch meine arme Elisabeth Recht“, sagte der Herzog, wehmüthig sein Haupt senkend, „die immer behauptete, Zigeuner hätten die Kleine aus den Armen ihrer unachtsamen Wärterin gestohlen. Ach, ihr ganzes Leben hat sich in fruchtlosem Suchen verzehrt, und sie hat das Wiederfinden ihres Kindes nicht mehr erlebt.“ Hier

trocknete sich der Herzog die nassen Augen; aber nach einer Weile sich ermannend rief er aus: „Aber was klage ich, daß mir der Himmel nicht Alles nach Wunsch gemacht hat? hat er mir doch ein vielgeliebtes Kind wieder gegeben. Sagt mir, wo habt Ihr sie, ist sie hier? laßt mich sie sehen.“ — „Erlauchter Herr“, erwiderte Ruprecht, „sie ist nicht hier, sie ist im Kloster Göß.“ — „Im Kloster“, rief der Herzog, „im Kloster Göß, wie — habt Ihr mir das arme Kind zur Nonne gemacht?“ — „Nicht so“, unterbrach ihn Ruprecht, „sie ist nicht Nonne, sie hält sich blos dort mit meiner Tochter unter dem Schutze der Aebtissin auf, denn mein Ehegemahl, ihre Pflegemutter, starb, als ich in Wälschland war.“ — „Du armes Kind“, sprach der Herzog halblaut vor sich hin, „Du armes Kind, was wirst Du nicht Alles haben erfahren und erdulden müssen!“ — „Nein, Herr Herzog“, entgegnete Ruprecht, nicht ohne sich von der Aeußerung des Herzogs beleidigt zu fühlen, „wir haben sie gehalten, wie unser leibliches Kind, und wenn sie keine Erziehung bekam, wie ihrem Stande, den wir nicht kannten, geziemt, so ist sie doch erzogen wie ein Edelfräulein in Zucht und Sittsamkeit.“ — „Vergebt“, erwiderte nach einer Pause der Herzog, „einem Vater die allzugroße Sorge für sein Kind. Wir Menschen verlangen ja, so gnädig der Himmel auch ist, immer noch mehr als er uns gegeben hat. Aber ich will nicht länger

zögern", setzte er, sich aufzurichten bemüht, hinzu; „ich will sie sehen, ich will nach Göß." — „Nein, Herr Otto", sagte Herzog Friedrich, der zu zartfühlend, um die Ergießungen der Vaterfreude zu stören, bisher nur einen theilnehmenden Zuhörer abgegeben hatte; „nein, Ihr dürft noch nicht fort, Ihr seid noch zu ergriffen, Eure Hände zittern noch, Ihr müßt noch bleiben und Euch zu beruhigen suchen." — „Erlauchter Herr", nahm Ruprecht jetzt das Wort, „wenn Ihr's vergönnt, so reite ich nach Göß voraus, Eure Tochter vorzubereiten, daß auch sie bis zu Eurer Ankunft ihr Glück fassen und ertragen lerne." — „Thut das", sagte Herzog Friedrich, Euer Roß aber scheint mir ermüdet, nehmt mein eigenes, sputet Euch." Auf des Herzogs Wink war bereits sein Renner herbeigeführt worden, Friedrich drängte, und obwohl Ruprecht sich weigerte, so sah er sich doch genöthigt, endlich das fürstlich geschmückte Thier zu besteigen, das wenige Minuten hierauf ihn schon mit Blitzesschnelle an den Ufern der Mur den Weg nach Göß hinuntertrug.

Ruprecht hatte während des ungestümen Rittes nicht Zeit, über das nachzudenken, was vorgegangen war, sein Herz war bis in seine innersten Tiefen bewegt und erschüttert; aber er konnte nicht unterscheiden, welches Gefühl drein hauste. Die kurze Strecke Weges war zurückgelegt, schon ritt er an den Mauern des weitläufigen stadtähnlichen Klostergebäudes hin, jetzt hatte er den Ring der Glocke

ergriffen, der die Pförtnerin herbeirief. Noch immer konnte das Schicksal seine Hoffnungen täuschen, das Entsetzlichste konnte sich ereignet haben, um Ruprechts aufkeimende Hoffnungen neuerdings zu vernichten; er fragte mit ängstlichem Gefühle um Marien, um Gertrud. Aber seine Besorgnisse waren ungegründet gewesen: Marie und Gertrud, hieß es, seien im Garten, und ihrem Vater sei der Eintritt in denselben unverwehrt. Ruprecht schwang sich vom Pferde, eilte klirrenden Schrittes durch den wiederhallenden Kreuzgang, durch die Gartenpforte, und als er jetzt auf dem mit fahlen, rauschenden Blättern bedeckten Rasen einige Zeit hingegangen war, schlug plötzlich ein Schrei an seine Ohren, und wenige Augenblicke darauf lagen die beiden schlanken Gestalten, seine Töchter, an seinem Busen. Ruprechts rauher gewordenes Gemüth blieb doch nicht ganz der Rührung unzugänglich, als jetzt nach jahrelanger Trennung wieder zum ersten Male die Herzen seiner Kinder an dem seinen schlugen, und wenn er ihr Entzücken und ihre Thränen nicht theilte, so war dies mehr die Folge des Geschäftes, in dem er kam, als die Verwilderung seines Gemüthes. Die sanfte Marie, der Rührung und Thränen mehr gewohnt als die lebhafte Gertrud, die eben deshalb um so heftiger ergriffen wurde, wenn es einmal geschah, fand zuerst nach langen Umarmungen und vielen Küssen wieder Worte, und fragte, noch bebend vor

Freude wie vor Furcht, ihren Vater vielleicht auf das Ereigniß vorbereiten zu müssen, das ihr weiches, treues Herz noch tiefer verletzt hatte, als selbst die Schwäche Hartmanns, ob Ruprecht schon zu Stollberg gewesen sei? Ruprecht nickte bejahend, er hatte die Frage Mariens nur zu wohl verstanden, und die Thränen, die neuerdings ihre schönen Augen verdunkelnd benetzten, verkürzten ihm den Sinn ihrer Frage.

Nach einer Weile hub Marie mit schüchterner Stimme von neuem an, ob der alte Kuno ihm von den letzten Wünschen der geliebten Mutter gesprochen habe. — „Ja", sagte Ruprecht, „ihr letzter Wunsch war, daß ich Euch arme Waisen schützen und schirmen soll auf Euern Wegen. Ach, ich bin selbst verwaiset und vom Glücke verlassen." — „Lieber Vater, was grämt Ihr Euch", unterbrach ihn liebkosend die freundliche Gertrud, „wir sind keine Waisen mehr, wir haben Euch ja wieder; laßt das Vergangene ruhen, denkt nicht an unabänderliche Dinge, sagt lieber", setzte sie mit kindischer Begehrlichkeit und wie erfreut, daß sie endlich die häßlichen Thränen und den traurigen Ernst wieder losgeworden, hinzu, „sagt lieber, was habt Ihr uns aus dem fernen Wälschland mitgebracht?" — „Was ich Euch mitgebracht habe?" sagte Ruprecht, tiefsinnig die Wangen seiner bleichen Tochter streichelnd, „Dir, meine arme Marie, habe ich nichts mitgebracht, als mich selbst, das heißt ein zerrissenes Herz, einen grauen Schädel und bittere Erfah=

rungen. Du armes Kind, Du heißt ja auch Rossum, Du konntest nichts anderes erwarten; — Dir aber", fuhr er, sich zu Gertrud wendend, und endlich des Zweckes seines Hierseins gedenkend, fort, „Dir aber habe ich einen Vater mitgebracht." — „Einen Vater?" sagte Gertrud lächelnd, „nun, wenn Ihr nur recht freundlich und gut mit uns sein wollt, so will ich zufrieden sein, daß Ihr uns nichts als nur Euch selber mitgebracht habt." — „Es ist Ernst, was ich Dir gesagt habe", versetzte Ruprecht, Du bist kein Findling mehr, Du hast einen Vater, und einen, der besser für Dich sorgen kann, als ich." — „Ist's möglich!" rief Marie mit freudigem Erstaunen, und auch Gertrud heftete erröthend ihre großen blauen Augen auf Ruprechts Antlitz. — „Einen Vater?" wiederholte sie mit zweifelnder Stimme. — „Ja, einen Vater", erwiderte Herr Ruprecht, „denn Du bist Agnes, die Tochter Herzog Otto's von Meran." Mit einem Freudenschrei stürzte Marie freudetrunken auf Agnes zu, die regungslos dastehend und erbleichend die schönen Augen zur Erde senkte.

Man sagt, daß alle großen Erschütterungen unsere Seele für Augenblicke ihrer Thätigkeit und Kraft berauben, und sie in den Zustand einer traumähnlichen Abstumpfung versetzen. Aber gerade in dem Zustande des Traumes und der Betäubung schwingt sie sich über die Grenzen irdischer Beschränktheit hinaus und wandelt in dem Reiche der

Ahnungen mit Geistern Hand in Hand umher. Sie taucht in die Tiefen der Zukunft und schwebt über den Wellen der Zeit, die erst nach Jahren an ihrer irdischen Hülle hinrauschen. Reißt sie aber der wiedererwachte Organismus in das Alltagsleben zurück, so hüllen sich jene geheimnißvollen Gebilde wieder in die düsteren Schleier, die sie ehemals verborgen, die Anschauung wird zur Ahnung und klares Wissen zu dunklem Vermuthen. — So stand auch Agnes, als sie aus dem Zustande von Vermuthung und Abstumpfung, in dem sie sich befunden hatte, zum vollen Bewußtsein zurückkehrte, lange betroffen und sprachlos da; endlich Worte findend, sprach sie: „Nein", es ist nicht wahr, Ihr scherzt nur, lieber Vater, ich bin nicht die Tochter Herzog Otto's von Meran, o sprecht Wahrheit, ich bin es nicht!" — „Bei meiner Ritterehre, Gertrud — Agnes will ich sagen", versetzte Ruprecht, „Du bist die Tochter Herzog Otto's von Meran." — „Ach mein Gott", versetzte Agnes, indem helle Thränen in ihre Augen traten, „ach mein Gott, ist es möglich? Aber er wird mich doch bei Euch lassen, wird mich nicht wegführen, weit weg von meiner Marie, von Kloster Göß, von Burg Stollberg, von der lieben Mur?" — „Närrchen", erwiderte Ruprecht, indem er nicht ungerührt von ihrer kindlichen Anhänglichkeit, die rosigen Wangen des bebenden Mädchens streichelte; „Närrchen, er wird Dich doch nicht hier lassen,

nachdem er Dich so lange entbehrte. Er wird Dich heimführen, viele Meilen von hier in's schöne Tirol zu Deinen Brüdern und Schwestern, aber Du wirst uns darum nicht fern sein; denn nah sind sich im Geiste, die einander in Liebe gedenken, und nicht wahr, Du wirst den alten Ruprecht, die arme Marie, die Trümmer von Stollberg nicht vergessen, du wirst in Liebe unser gedenken?" — „O gütiger Gott", schluchzte Agnes, unfähig länger ihren Schmerz zu verhehlen, „ich soll fort von Euch, und so weit, und ich kenne ihn gar nicht. In die Fremde wird er mich führen, o viele, viele Meilen von hier, und so werde ich leben müssen, einsam und verlassen wie der ägyptische Joseph in der Sclaverei!" — Ruprechts Antlitz verdüsterte sich, es war ihm unerklärlich, wie man einen Herzogshut mit Thränen und Klagen empfangen könne, und ein solches Benehmen schien ihm an Blödsinn zu grenzen. „Thörichtes Kind", sagte er, „warum weinst Du? Ein Zufall hebt Dich aus den Tiefen des Lebens zu seinen höchsten Höhen empor, wirft Dir Ehre, Ansehen, Gewalt und Reichthum in unermeßlicher, unerschöpflicher Menge zu, und Du klagst? Dir wird kein Wunsch jemals versagt werden, für Dich hat das Leben keine Stacheln und die Erde kein Grab, denn die Namen der Fürsten reichen über die Zeit hinaus und sind in das goldene Buch der Ewigkeit geschrieben. Sie sind die fühlbaren

Götter der Erde, sie können das Unrecht bestrafen, Wohlthaten vergelten, unverdiente Leiden mildern, bei ihnen ist das Recht und die Macht, und darum klagst Du? O, wie ungerecht vertheilt das Glück seine Gaben. Wo ich das Licht meiner Augen, mein Leben, mein Alles hingäbe für ein Jahr in Ehre, Macht und Ansehen verlebt, da wirst es diesem Kinde, das sie nicht begehrt, das sie nicht zu schätzen weiß, Jahrzehende im Schlafe zu." Mit diesen Worten riß er sich bitter lächelnd von Agnes los, die ihn mit ihren weißen Armen fest umschlungen hielt, und verschwand in dem nächsten Gebüsche.

Die sanfte Marie aber trat jetzt zu der Weinenden und sprach, indem sie traulich Gertrudens Leib umfing: „Was weinst Du, Gertrud? Sieh, es ist ja Alles besser als Du meinst. Dein herzoglicher Vater wird nicht so ernst und traurig sein als Vater Ruprecht und Du hast Fröhliche ja immer lieber gehabt als Traurige; und dann denk' nur, Du hast ja immer so viel Freude an Kleidern und Putzsachen gehabt und hast Dich manchmal nach einem neuen Pelzkäppchen gesehnt. Das wird nun Alles anders werden; Du wirst nun nicht mehr Jahre hindurch auf ein neues Sonntagskleid sparen müssen, bei Dir wird jetzt immer Sonntag sein, und neue Kleider wirst Du vollauf haben, Pelzkäppchen und Goldstickerei, Ringe und Edelsteine, die goldene Schaukette, die Du Dir erst neulich so sehnlich wünschtest, mehr als

eine wirst Du haben, und wirst nicht mehr in den alten Klostermauern eingesperrt sein, bei Turnieren und Ringspielen wirst Du den Preis vertheilen, wirst vortanzen im Fackelreihen und einen schönen milchweißen Zelter wirst Du haben mit purpurnem Ueberthan und goldenem Zügel, und Alles wird von der schönen Prinzessin Agnes reden, und die Leute werden flüstern und sagen: „Seht ihr sie, dort ist sie, da kömmt sie, wie schön sie ist, und wie gut die goldenen Locken zu ihren blauen Augen stehen!“ — Siehst Du, Mädchen, d'rum weine nicht, und wenn wir auch ferne von Dir sind, Du kannst uns ja allemal bei Dir haben, wenn Du uns willst!“

Agnes' Augen waren während Mariens begütigender Rede so ziemlich trocken geworden, ihre Brust wallte nicht mehr von krampfhaftem Schluchzen erschüttert stürmisch empor; sie strich sich langsam die blonden Locken aus dem Gesichte, ein heimliches Lächeln spielte um ihre Lippen und bildete in den noch thränennassen Wangen liebliche Grübchen. Da erhoben sich vor der Mauer des Klostergartens, der dicht an die Straße stieß, dichte Staubwolken, Hufschlag wurde laut, ein Reitertrupp brauste in immer steigender Schnelligkeit heran; jetzt bog er um die Ecke der Mauer, und sprengte gegen die Klosterpforte hin. Die Mädchen fuhren unwillkürlich zusammen, Agnes war ganz bleich geworden und sah sich ängstlich nach Ruprecht um, der jetzt aus

dem Gebüsche hastig hervortretend und sich zu Agnes hinwendend, nicht ohne einige Feierlichkeit in Stellung und Worten also sprach: „Es ist der Herzog, Euer Vater, seid nur bereit, ihn zu empfangen, wie ein so lang entbehrter Vater, ein so huldreicher Fürst verdient." Während dessen war Herzog Friedrich mit seinem erlauchten Gaste, den Sehnsucht und Ungeduld nicht länger zu Leoben hatten verweilen lassen, an der Pforte des Klosters Göß angekommen.

Vor dem geheiligten Namen des Landesherrn öffneten sich allsobald ihre eingerosteten Flügel, und die öden Mauern des weitläufigen Klostergebäudes, nur gewöhnt, geistliche Hymnen und die eintönigen Klänge des Chorgesanges wiederzuhallen, ertönten von dem kriegerischen Gewieher der Rosse und dem weltlichen Geklirre ritterlicher Sporen. Jetzt trat auch die Aebtissin im vollen Schmuck ihrer Würde den erlauchten Gästen bewillkommend entgegen; sie empfahl sich und das Kloster der Gunst und Gnade Herzog Friedrichs, ihres obersten Vogtherrn, und als dieser jetzt um Marie Rossum und Gertrud den Findling fragte, erbot sie sich, die Fürsten selbst die hallenden Kreuzgänge entlang zum Klostergarten hinzuweisen, ohne auch nur eine Miene zu machen, selbst den jugendlichen Begleitern der Herzoge den Zutritt in das Heiligthum und das Dahinschreiten an den Zellen der Nonnen zu verwehren, wie sie vielleicht wohl gewünscht hätte. Herzog Otto war

den Uebrigen hastigen Schrittes vorausgeeilt. Jetzt betrat er den Klostergarten, herbstliches Laub rauschte unter seinen Füßen, und manches Hälmchen des vergilbten Grases war mit weißlichem Morgenreif bedeckt. In ihm aber war Frühling; er eilte mit immer rascherem Schritte vorwärts, als er plötzlich von ferne Ruprecht und an seiner Seite zwei jugendliche Mädchengestalten ihm entgegenkommen sah. Da drückte die Ueberfülle seines Glückes sein Herz zusammen, er konnte kaum mehr athmen, die Füße weigerten ihm den Dienst: die von heiligen Thränen getrübten Augen wußten zwischen den beiden lieblichen Gestalten keine Wahl zu treffen; er mußte stille stehen, und konnte nur die Arme sehnsüchtig ausstrecken, die lang verwaiste Tochter zu umfangen. Aber auch Agnes' Schritte wurden immer kleiner, ihre Wangen immer röther; es war ihr, als brenne der Boden unter ihren Füßen, eine ungeheure Angst befiel sie, ihre Kniee zitterten, und endlich sah auch sie sich genöthigt, trotz des leisen Zuredens Ruprechts, stille zu stehen.

Während dessen waren die Begleiter Herzog Otto's herangekommen. Herr Otto aber stand noch immer mit weit geöffneten Armen, und wußte seine Tochter unter den beiden Mädchen nicht herauszufinden, und Agnes, der Ruprecht immer dringender zusprach, zitterte immer heftiger; da trat Herr Hartneid von Wolkenstein, einer von den tirolischen Edel-

leuten und Herrn Otto's Waffenbruder, hervor und, sein greises Haupt vor dem Herzoge neigend, begann er also: „Erlauchter Herr! was zauderst Du Deine Tochter zu umarmen? denn so wahr ich einst Herzog Wolfs von Baiern eheleibliche Tochter Elisabeth in Blüthe der Jugend und Schönheit als Dein eheliches Gemahl von Augsburg Dir zuführte, so wahr das Bild der Frühverblichenen noch frisch und jugendlich meinen alten Augen vorschwebt, so wahr ist diese — ihr Ebenbild — Agnes von Tirol, ihr und Dein verlornes, wiedergefundenes Kind!"

Mit diesen Worten Agnes' Hand ergreifend, die ihm willenlos und kaum ihrer Sinne mehr mächtig folgte, führte er sie in die Arme des Herzogs, der sie unter heißen Freudenthränen unzähligemale auf das zärtlichste umarmte. Auch Ruprecht, den Hartneids Dazwischenkunft äußerst unangenehm überrascht zu haben schien, trat nun hinzu und sprach: „So wahr ich Rossum heiße und des Herzogs von Oesterreich Lehensmann bin, dies ist das Kind, das vor siebzehn Jahren nächst Burg Thöring in den Windeln, die ich Euch heute übergab, gefunden wurde, und wenn Ihr Herzog Otto von Meran, Graf zu Tirol seid, so ist dies Agnes von Meran und zu Tirol, Eure eheleibliche Tochter." Der Herzog aber hatte, seitdem er Agnes in seinen Armen hielt, für Alles, was zu ihm gesprochen wurde, selbst für den geräuschvollen Zuruf,

mit dem die anwesenden Tiroler Landesherren auf Hartneids Wink der Tochter ihres Herzogs huldigten, kein Ohr mehr. Gegen Alles, was nicht Agnes war, blind und fühllos geworden, konnte er sich an der weißen Stirne, den rosigen Lippen nicht satt küssen, und wurde nicht müde, mit ihren blonden Haaren zu spielen; zugleich weinend und freudig vor sich hinlächelnd, nannte er sie mit allen Schmeichelnamen, die er nur kannte, und überhäufte sie mit Liebkosungen aller Art. — Ruprecht, der noch immer eine freundliche Antwort vom Herzog Otto erwartete und sich so gänzlich unbeachtet sah, zog tief gekränkt und beleidigt sich aus der Nähe der durch ihn Beglückten zurück, und suchte, indem er mit seiner Tochter ein Gespräch über ihre letzte Vergangenheit anknüpfte, der schadenfrohen Menge zu verbergen, wie sehr ihn das Benehmen des Herzogs verletzt habe.

Agnes hatte indessen die erste Bestürzung überwunden und, wieder zur Besinnung gekommen, versuchte sie, ihrem Vater auf die ihr von Ruprecht beigebrachte Weise zu begegnen. Sie bemühte sich demnach, da sie bisher halb bewußtlos in Herrn Otto's Armen geruht hatte, den Platz an seinem Busen mit dem zu seinen Füßen zu vertauschen; Herr Otto aber, ihr Vorhaben merkend, widersetzte sich demselben, indem er sie nur um so fester an sich drückte. „Was willst Du, Mädchen?" sagte er; „Du sollst

Deinen Vater küssen, nicht vor ihm knieen, Du bist ja mein Kind, nicht mein Knecht. O! Du bist ganz wie Deine Mutter war, Du hast ihr Lächeln und ihre Grübchen in den Wangen und die goldenen Locken und die feingeformten Lippen! Ei, Närrchen, schämst Du Dich? Senke Deine Vergißmeinnicht-Augen nicht zur Erde! doch ja, schlage sie nur nieder, ein Mädchen soll züchtig und sittsam sein; meine Elisabeth war's auch;" und jetzt zu dem nahestehenden Wolkenstein sich wendend, fuhr er fort: „Schau sie an, Hartneid, wie sie dasteht hocherröthend mit halbgeschloss'nen Augen! Mein Seel', ich muß blind gewesen sein, daß ich nicht gleich das Kind meiner Elisabeth erkannte." — „In Wahrheit, Herr!" entgegnete der von Wolkenstein, „das muß gewesen sein, denn gerade so stand Frau Elisabeth da, Gott hab' sie selig! als ich sie Euch zuführte von Augsburg! Wißt Ihr noch, als Ihr sie fragtet, ob sie, im Flachland geboren und erzogen, sich denn nicht fürchte vor den bösen Steigen in Tirol?" — „Wohl weiß ich's", entgegnete Herr Otto, „damals stand sie auch so da, wie die, und schämte sich, daß Gott der Herr sie so reich bedacht habe vor andern Erdentöchtern, und dann antwortete sie auf meine Frage, sie wolle in dem gebirgigen Tirol und auf den schlimmsten Steigen nicht verzagen, wenn ihr nur ein mächtiger Mann hilfreich die Hand böte, und dabei sah sie mich verstohlen an." — „Ich liebe

die Berge", flüsterte Agnes, indem sie ihren Vater anmuthig lächelnd anblickte. „Liebst Du sie?" rief dieser, sie neuerdings an sein Herz drückend; „ei, Du Goldkind, Du mußt sie ja lieben, Du bist ja ein Landeskind, wie die Gemsen in unseren Bergen, Du bist ja eine Tirolerin!" — „Und ist Tirol ein schönes Land?" frug Agnes freundlich zu ihrem Vater hinaufblickend. „Ein schönes Land", entgegnete dieser, „ich sage Dir, es ist ein Edelstein in deutschen Landen. Ueber ein Land, das hohe Berge und treue Herzen hat, über Tirol geht nichts. — Und Du hast es so lange nicht gesehen", fuhr er nach einer Pause fort, „hast Deine Brüder und Schwestern nicht gesehen und hast Dein Vaterland so lange entbehrt! Aber Du sollst es wiedersehen, und bald, noch heute machen wir uns auf den Weg, ja, gleich jetzt." Nun sich zu seinen Begleitern wendend fuhr er fort: „He! Ihr Herren, besorge mir doch einer einen Paßgänger, und legt ihm einen Saumsattel auf, und sputet Euch, wir brechen heute noch auf nach Tirol."

Man eilte dem Befehl des Herzogs nachzukommen; Agnes aber fühlte die Angst und Beklemmung, deren sie kaum ledig geworden war, wieder in voller Stärke zurückkehren. Sie sollte nun so schnell von Allem, was sie liebte, was ihr vertraut und werth war, sich trennen und mit Fremden in ein fremdes, fernes Land hinziehen. Da drangen ihr, so sehr sie sich auch bemühte, sie zu unterdrücken, helle Thränen

in's Auge, und ihre feuchten Blicke weilten auf Ruprecht, der mit ihrer theuren Marie in der Ferne, wie es schien gleichgiltig und theilnahmlos, auf und nieder ging. Nur die Aebtissin, die mit mütterlichem Scharfblick Agnes bisher betrachtet hatte, schien die peinliche Lage, in der das arme Mädchen sich befand, zu ahnen, und war auf ihre Weise bemüht, ihrer Unerfahrenheit zu Hilfe zu kommen. Sie trat zu ihr hin, sprach ihr Muth und Trost zu, und indem sie mit inniger Rührung Abschied von dem blühenden Mädchen nahm, das erst vor Kurzem unter ihren Augen von der Knospe zur Blume sich entfaltet hatte, konnte sie sich nicht versagen, Agnes tausend Ermahnungen und Lehren auf den von ihr bisher noch unbetretenen Pfad des Weltlebens mitzugeben.

Während dessen war Herzog Friedrich, bisher ein zwar wortloser, aber wenn anders Züge sprechen und Blicke reden, nicht stummer Zuschauer der eben erzählten Ereignisse, zu Herrn Otto hingetreten, der, ungeduldig der Zeit des Aufbruches harrend, wie ein feuriges Roß sich unstät auf einer Stelle umher bewegte und unaufhörlich die Saumseligkeit der Diener schmähte. „Wahrlich, Euer Liebden“, sprach er ihn an, „kaum von meinem ärgsten Feinde hätte ich soviel Kränkung und Herzleid erfahren zu müssen geglaubt, als Ihr, mein freundlicher Nachbar, mir heute zufügt.“ — „Was habt Ihr“, frug Herr Otto,

indem er seine Blicke erstaunt auf Friedrichs blühendes Antlitz heftete, „was hab' ich Euch gethan?"

„Fragt Ihr noch?" entgegnete Friedrich, und ein freundliches Lächeln überflog seine Züge; „nahmt Ihr mir nicht heute den besten Theil meiner Steiermark, die Perle meines herzoglichen Schatzes, weg, und ich muß wehrlos zuschauen und kann es nicht hindern?" — „Ei! wenn's nur das ist, das mag hingehen", entgegnete Herr Otto, und nach einigem Besinnen setzte er, sich abwendend, als wollte er Herzog Friedrichs Blicke vermeiden, hinzu: „und wenn Euch an dem Kleinod so viel gelegen ist, so kennt Ihr ja das alte Sprichwort: „Um Geld und gute Worte ist Alles feil." — Agnes aber, so unschuldig und sittsam sie vor der Aebtissin dastand und mit zur Erde gesenkten Blicken nur ihren Lehren zu horchen schien, fühlte, als Herzog Frietrich von seinem Herzeleid sprach, ihre Wangen unwillkürlich erglühen; diese Gluth vermehrte sich, da sie Herrn Otto's Antwort vernahm; als sie aber jetzt aufschauend den fragenden Blicken Friedrichs begegnete, wurden die Rosen ihres Antlitzes zur purpurnen Röthe des aufdämmernden Morgens, eine süße Antwort auf eine freundliche Frage. Die Aebtissin indessen, Agnes' steigende Rührung wahrnehmend, wollte sie durch die Fortsetzung ihrer salbungsvollen Rede für den herannahenden Augenblick des Scheidens nicht noch mehr erschüttern, sie brach daher ab

und kaum hatte sie dem schüchternen Mädchen ihren mütterlichen Segen ertheilt, als Herr Otto mit der Nachricht, Alles sei zur Abreise bereit, hinzutrat, in freudiger Hast zum schnellen Aufbruch mahnte und die bebende Agnes den Garten und Kreuzgang entlang zur Klosterpforte geleitete. Das Gefolge eilte den vorangehenden Fürsten nach, und auch Ruprecht, dem Agnes' sehnsüchtige Blicke nicht entgangen waren, hielt es für rathsam, mit Marie, die der Gedanke an die bevorstehende lange Trennung nicht minder ergriff als Agnes, den Fortziehenden bis an die Pforte zu folgen. Sie hatten den dahin führenden Kreuzgang noch nicht zur Hälfte zurückgelegt, als ihnen ein Edelknecht mit der Bitte entgegeneilte, ihre Schritte zu beschleunigen, Herr Otto und Prinzessin Agnes verlangten nach ihnen. Als sie nun zur Pforte gelangt waren, sank Agnes unter heißen Thränen an Ruprechts Brust, dann umschlang sie unter heftigem Schluchzen Marien, die ihrerseits ebenfalls in Thränen zerfloß. Agnes konnte nicht reden, und was sie hatte sagen wollen, das sagten ihre Thränen besser als tausend Worte. Endlich trat Herzog Friedrich hinzu, und Agnes' Hand mit zarter Scheu ergreifend, führte er sie zu dem ihr bestimmten Zelter, und nachdem er sie schweigend in den Sattel gehoben, schwang er sich selbst mit ritterlichem Anstande auf sein Tigerroß, das Zeichen zum Aufbruche von Herrn Otto

erwartend. Dieser aber war in tiefer Rührung und mit nassen Augen zu Ruprecht getreten. „Herr", sprach er, „was Ihr an mir und meinem Kinde gethan, das kann nur der Himmel lohnen, ich kann nichts als Euch die Hand schütteln, Euch küssen und sagen: Habt Dank!" Mit diesen Worten warf er sich, nachdem er Ruprecht auf das herzlichste umarmt, auf sein weißes Rößlein; Agnes warf ihren Geliebten noch einige Kußhändchen zu, und der Zug setzte sich in Bewegung. Die Zurückbleibenden blickten ihnen ein jedes mit eigenen Gefühlen lange nach.

Die letzten Reiter des fürstlichen Gefolges verschwanden in den Krümmungen des Thalweges, und jetzt erst wurde Ruprecht durch Mariens lautes Schluchzen aus seinen Träumen erweckt. Die Aebtissin trat nun hinzu, sie bewillkommte ihn als einen lang entbehrten Gast, und schien den eigentlichen Hergang der glänzenden Entwicklung von Agnes' Schicksalen von Ruprecht des Breiteren erfahren zu wollen; dieser aber begnügte sich, auf so artige Weise, als ihm in dem Augenblicke möglich war, für Alles, was sie seiner verlassenen Marie Gutes und Liebes erwiesen habe, zu danken; indem er sie zugleich um die Vergünstigung bat, die letztere noch einige Zeit, zur Vollendung ihrer Erziehung, wie er sagte, im Kloster Göß zurücklassen zu dürfen. Das wurde ihm zugesagt; er begleitete die Aebtissin

und Marien bis zu dem Eingange des eigentlichen Klostergebäudes, das Marien jetzt zum ersten Male einsam und öde vorkam. Dort sie verlassend wollte nun Ruprecht zu Pferde steigen und den Heimweg nach Stollberg antreten. Aber jetzt besann er sich, daß Herzog Friedrich auf demselben Tigerrosse, das Ruprecht nach Göß getragen hatte, Herrn Otto und Agnes begleitete; sein eigener Klepper war wahrscheinlich zu Leoben zurückgelassen worden, und so blieb ihm denn keine Wahl, als sich dahin zu Fuß auf den Weg zu machen. Die Straße, die von Göß nach Leoben führt, schlängelt sich an den felsigen Ufern hin, die hier die Mur in ihrem Bette zusammendrängen. Von ihrer Höhe blickt man ungehindert weit in den grünen Bergkessel hinaus, in dessen Mitte das freundliche Leoben liegt. So sah auch Ruprecht, als er jetzt fest in seinen Mantel gehüllt die einsame Straße hinging, Burg Weidenberg zu seiner Rechten, vor ihm im Thale Leoben, zur Linken aber, jenseits der Mur, auf den waldigen Höhen des Roßkogels die Zinnen von Stollberg.

Er stand unwillkürlich still, seine Blicke schweiften gedankenlos auf den wohlbekannten Gegenden umher, ein Heer von streitenden Gefühlen bewegte seine Brust. Der entscheidende Augenblick war vorüber, Gertrud war zur Agnes, der Findling zur Fürstentochter geworden, aber die nächsten Folgen dieses Ereignisses waren für ihn nicht so heilbringend

gewesen, als er vielleicht erwartet haben mochte. Er war vernachlässigt worden, und der Umstand, daß er nun dieselbe Straße, die er kurz zuvor auf dem Leibrosse des Herzogs hingesprengt war, mühselig zu Fuße zurücklegen mußte, berührte sein stolzes Gemüth nicht auf die angenehmste Weise. Dessenungeachtet dachte er diesmal nicht, wie er sonst wohl gethan hatte, an die Trüglichkeit und Nichtigkeit der Bilder, die ihn umgaukelten. Diesmal ahnte er keine List, keine Tücke des Schicksals. „Nein", sprach er leise vor sich hin, „Gertrud ist nicht undankbar, sie hatte für ihren Freund und Schützer nicht blos ein kühles „Habt Dank!" sie gab auch, was ihre Armuth besaß, in Fülle: reichliche Thränen. Aber nun, da sie reich geworden, wird sie auch mehr geben; sie wird nicht vergessen, daß wir sie sechzehn Jahre hielten wie unser leibliches Kind; sie wird den weißen Grabstein nicht vergessen, unter dem Mutter Bertha ruht; sie wird Burg Stollberg, die Wiege ihrer Jugend, nicht in Trümmer fallen, sie wird mich nicht im ohnmächtigen Streben vergehen lassen; sie wird es nicht; Herr Otto wird ihren Bitten nicht widerstehen können, Rossum wird werden, was es war." Ruprecht hielt hier inne, fast wie es schien von seiner zweifellosen Zuversicht befremdet; in diesem Augenblicke erinnerte er sich des gestrigen Abends in der Capelle, und wider seinen Willen schauderte er zusammen. Aber diese Empfin=

dung ging bald vorüber. Er schien — nein er wußte es ganz gewiß, er stand dem Ziele seiner Wünsche ganz nahe; nur die vollkommene Befriedigung derselben beschäftigte seine Seele, und wenn er jetzt, seinen Weg hastig fortsetzend, düster und mißmuthig, wie gewöhnlich, dahin schritt, so hatte an dieser Stimmung weniger die zufällige Vernachlässigung, die er von Herrn Otto erfahren — dessen Abschied hatte sie ja zum Theile gut gemacht — und Zweifel an der Gerechtigkeit des Schicksals wie der Menschen Theil, als der Gedanke: langweilig die glücklichen Ereignisse abwarten zu müssen, die, das wußte er, früher oder später doch eintreffen mußten. So war er zu Leoben angekommen.

In der Herberge zum Löwen fand er, wie er vermuthet hatte, sein Roß, das von den Dienern des Herzogs Friedrich dem Wirthe in besondere Obhut übergeben worden war. Als nun Ruprecht sein Roß zu satteln und aufzuzäumen befohlen, trat der Wirth, der sonst vor Ruprecht nie auch nur sein Käppchen gerückt hatte, mit sichelförmig gekrümmtem Rücken heran, indem er mit demüthig leiser Stimme fragte, ob es dem edlen Herrn nicht beliebe, einen Humpen alten Nierensteiner zu leeren; als nun Ruprecht dies verneinte, stammelte jener, in seiner Ehrfurcht fast unverständlich, einen Schwall von Fragen hervor, als: wo die erlauchten Herzoge sich so plötzlich hinbegaben, ob sie noch zu Göß ver-

weilten, wie die Prinzessin Agnes sich befände und dergleichen mehr, die Ruprecht aber sämmtlich gar nicht, oder doch sehr kurz beantwortete. Endlich aber, als Ruprecht schon zu Pferde saß und im Begriffe war von dannen zu reiten, wagte der Wirth in kriechender Unterwürfigkeit um die Vergünstigung zu bitten, die goldene Kette, die Ruprecht heute, wie man wohl wisse, von Herzog Otto erhalten habe, betrachten zu dürfen.

Die Ereignisse des Tages waren so mannigfaltig und so wichtig für Ruprecht gewesen, daß er dieser ersten Gabe Herzogs Otto kaum mehr gedacht hatte. Sie war, wie der erste Anblick zeigte, von lauterem Golde, aus vielen und starken Ringen zusammengesetzt, zudem mit einer schweren Schaumünze, die mit dem Adler Tirols versehen war, behangen, und ihr bloßes Gewicht bürgte für ihren Werth. Ruprecht reichte sie nun dem Wirth hinunter, der sie Glied für Glied unter den seltsamsten Ausrufen der Verwunderung und des Staunens besah. Der Eindruck, den das kostbare Geschmeide auf ihn hervorbrachte, war so stark und seine Lobeserhebungen so laut, daß mehrere Gäste die Herberge verließen und hinzutretend bald sein Entzücken theilten. Auch mehrere Bürger Leobens wurden von dem Reize des leuchtenden Geschmeides herangelockt, ja einige holten in aller Eile sogar ihre Kinder herbei, um sie an einem für ihre Augen so er=

quickenden Schaugerichte Theil nehmen zu lassen; so daß nach einer Weile eine ziemliche Menschenmenge versammelt war, die abwechselnd ihn und seine Kette anstaunten. Ruprecht aber betrachtete seinerseits die habsüchtigen oder in blöder Ehrfurcht gaffenden Gesichter der um sein Roß sich herandrängenden Menge. Verächtlicher Troß, dachte er bei sich selbst, noch heute drängte er und stieß mich zurück, noch heute dünkte ich ihm seines Gleichen, aber seitdem ein Strahl von Fürstengunst auf mich gefallen, sieht er um meinen Scheitel einen Heiligenschein, und meine Nähe erfüllt ihn mit Ehrfurcht, wie die eines Gottes. Und doch, es ist gut, daß es so ist. Die erste Stufe zur Größe wäre erstiegen, nun sind noch zwei zu erklimmen, daß Rossum werde, was es war: Reichthum und Gewalt. Nachdem er nun aber den Gaffern eine geraume Weile die Bewunderung des herzoglichen Geschenkes vergönnt hatte, glaubte Ruprecht der Schaulust der Menge genug gethan zu haben und auf die Heimkehr nach Stollberg denken zu müssen. Er forderte nunmehr seine Kette zurück, die ihm auch der Wirth alsbald unter unzähligen Danksagungen und Bücklingen einhändigte. Als nun Ruprecht seinem Pferde die Sporen gab, es gegen das Murthor hinlenkte, da wich die Menge ehrfurchtsvoll auseinander und bildete eine Gasse, durch welche Ruprecht nur gemach hinritt, und dies geschah auf demselben Markt-

platze, wo ihm vor wenigen Stunden auch nicht der gemeinste Taglöhner Platz gemacht hatte.

In allen Straßen und auf der Murbrücke blieben die Leute stehen, als Ruprecht vorüber kam, und zeigten mit Fingern auf ihn, und zischelten: „Das ist er!“ und ganz denselben Weg war er noch am Morgen jenes Tages gänzlich unbemerkt und unbeachtet hingeritten. Endlich ritt Ruprecht, in's Freie gelangt, tief in Gedanken versunken langsam die Straße nach Stollberg hin. Die Zuversicht auf eine nahe Umgestaltung seines Schicksals hatte durch den kurzen Aufenthalt in Leoben in seinem Gemüthe immer festere Wurzeln geschlagen, seine Brust hegte keinen Zweifel mehr, seine Hoffnungen waren zur sicheren Erwartung geworden. Er dachte nicht mehr an das, was da kommen könnte, denn es mußte ja kommen, sondern nur daran, was dann gethan und vorgekehrt werden müßte. So mit tausend Entwürfen und Plänen beschäftigt, kam er zu Stollberg an. Schweigend folgte er dem voran leuchtenden Kuno in das Archivgewölbe, schweigend, nur dann und wann abgebrochene Laute vor sich hinmurmelnd, brachte er den Rest des Tages auf seinem Lotterbettlein hingestreckt zu. Fruchtlos machte der alte Kuno, aus dem düstern Schweigen seines Herrn auf ein neues Unheil schließend, sich mehr als gewöhnlich um ihn zu schaffen. Ruprecht brach sein Schweigen nicht. Endlich Abends, nachdem ihm Kuno den

Nachttrunk gebracht hatte, löste der gesellige Wein seine Zunge. Er verkündete dem staunenden Kuno, daß der Findling Gertrud zur Tochter Herzog Otto's geworden sei, und wie sich Alles so gefügt habe. Kuno jauchzte hoch auf vor Freude. „O, wenn das Frau Bertha erlebt hätte!" rief er aus, und dann ergoß er sich in einen Strom von Lobsprüchen Gertruds und daß sie ihr Glück in jeder Beziehung so sehr verdiene, und wie doch der Himmel niemals wahre Tugend verlasse. „Alter Thor", entgegnete Ruprecht, den die einfache, uneigennützige Freude des Greises zu verletzen schien, „was preisest Du Gertrud glücklich; sie ist jung und ihr jugendlich heiterer Sinn hätte ihr noch lange über die Klippen des Lebens freundlich tröstend weggeholfen, sie bedurfte des Glückes nicht; wir aber, die alternd dem Grabe entgegenschreiten, wir dürfen uns freuen, daß uns eine fröhliche Zukunft entgegenlacht, daß wir hoffen können, sorglos und mit befriedigtem Herzen dahinscheiden zu können. Nun zeigte er Kuno die von Herrn Otto empfangene Kette, berührte endlich mit kurzen Worten, wie er noch weit mehr zu erhalten hoffe, und entließ endlich den freudetrunkenen Alten, um von den Begebenheiten des Tages ermüdet sein Lager zu suchen, wo er nach langer Zeit zum ersten Male wieder freundlichen Träumen entgegensehen konnte.

Am nächsten Morgen aber hatte Ruprecht, den Freude und Erwartung nicht ruhen ließen, mit Tagesgrauen sich aufgemacht, und trat in das Stübchen des alten Kuno, gerade als dieser mit seinem Morgensegen fertig geworden war. Er trug dem Erstaunten mit kurzen Worten auf: so schnell als seine alten Knochen erlaubten, nach Leoben zu eilen, und mit den drei Gliedern der von Herzog Otto gestern erhaltenen Kette, die Ruprecht früh Morgens bereits ausgehäkelt hatte und jetzt Kuno übergab, den Pfandzins bei Aaron Schmul zu berichtigen. „Spute Dich", setzte Ruprecht hinzu, als Kuno sich eben auf den Weg machen wollte, „und kehre mir bald wieder zurück, ich benöthige Dich heute noch zu allerlei Diensten." Kuno konnte sich nicht enthalten, Ruprecht eine Weile mit forschendem Blicke zu betrachten, da er nicht begriff, zu welchen Diensten ihn der Herr benöthige, daß er ein so gewaltiges Gewicht auf seine baldige Rückkehr legte. Aber wie sehr fand er sein Aussehen verändert; er sah frisch und blühend aus, fast wie damals, als er Burg Stollberg in Besitz genommen hatte; nur schien die Röthe seiner Wangen mehr Fieberhitze als Fülle der Gesundheit zu sein; die Augen, matt und trübe, lagen tief in ihren Höhlen, und die ergrauenden Haare auf seinem Scheitel schienen in dieser Nacht um eine Abschattung lichter geworden zu sein. Kuno konnte den Blick von Ruprecht nicht abwenden, und frug

endlich, als dieser ihn neuerdings zu schnellem Aufbruche mahnte, ob er sich nicht unwohl fühle und ob er nicht von dem heilkundigen Aaron Schmul einige Latwergen begehren solle. „Geh, mach' fort, alter Thor", entgegnete Herr Ruprecht," jetzt ist nicht Zeit krank zu sein. „Geh, mach' fort."

Kuno hatte indessen seine Zurüstungen vollendet, und ging dem Burgthore zu, als Herr Rupprecht ihm noch einmal mit schallender Stimme nachrief: „He, Kuno, und frage mir unten nach den Herzogen, ob man nichts weiß von ihnen, und dann geh mir zu einigen Steinmetzmeistern, und zu Klaus dem Schieferdecker, und frage wie hoch jetzt der Arbeitslohn steht, und von welcher Größe sie jetzt gewöhnlich die Quadern hauen, wie hoch sie im Preise sind, und was der Schiefer kostet! Höre, vergiß mir nichts und bringe mir genauen Bescheid!"

So verließ er den Alten, der, über die seltsamen Aufträge seines Gebieters sattsam verwundert, den waldigen Roßkogel hinunter stieg. Rupprecht aber war in das Archivgewölbe zurückgekehrt; die Einsamkeit, die Todtenstille der weiten Burggebäude, die tausend Erinnerungen, die sonst bei ihrem Anblick auf ihn einstürmten, alles dies machte jetzt gar keinen Eindruck auf ihn; kein Schreckbild einer neuen Täuschung, kein Gedanke an so viele vereitelte Hoffnungen, so viele fehlgeschlagene Unternehmungen trat jetzt entmuthigend vor seine Seele. Seine Thätigkeit war

wieder in ihrer ganzen Stärke erwacht, und alle Zweifel waren vorüber.

Nach langer Zeit trat er wieder zum ersten Male an die Pergamententruhen, aber in anderer Absicht, als in der, in welcher er sie zum letzten Male durchwühlt hatte; er suchte von neuem alle Schuldforderungen enthaltenden Documente hervor, deren Giltigkeit noch nicht erloschen war, und die auf irgend eine Weise durchsetzbar schienen, auch alle Urkunden, die dem Namen Rossum Privilegien, Standesvorzüge und sonstige Auszeichnungen zuführten, häufte er sorgsam auf; auch die Verhandlungen über jene Lehensstücke, die seine Vasallen während seiner Abwesenheit oder noch vor derselben gewaltsamer Weise an sich gerissen hatten, ließ er nicht außer Acht, denn es schien ihm, daß nun die langersehnte Gelegenheit, seine Feinde zu beschämen und die ungehorsamen Vasallen zu demüthigen, endlich herangekommen sei, und Ruprecht war nicht der Mann, sie unbenützt vorüber ziehen zu lassen.

Während er auf diese Weise in dem staubbedeckten Inhalte der modrigen Archivtruhen herumwühlte, war der Mittag herangekommen und Kuno von seiner Sendung zurückgekehrt. Er hinterbrachte Ruprecht hinsichtlich seines Auftrages an die Steinmetze die befriedigendsten Auskünfte, in Betreff der Herzoge aber hatte er vernommen, daß Herzog Friedrich sich einer Einladung Herzog Otto's, einige Wochen

in Tirol zuzubringen, gefügt habe, und daß vor wenigen Stunden ein Eilbote Friedrichs, welcher Herrn Hartneid von Kuenring das Regiment in des Herzogs Abwesenheit übergeben sollte, durch Leoben gekommen sei. Herrn Ruprecht schien diese Nachricht keineswegs gleichgiltig zu sein, er überhörte ihretwegen sogar die Folge von Kuno's Bericht, der jetzt frohlockend die Kummermiene schilderte, mit welcher Aaron Schmul, der wohl schon auf den Verfall des Pfandes gerechnet haben mochte, den fälligen Pfandzins unwillig hinnahm. „Wenn das wäre“, sprach Ruprecht vor sich hin, indem er bedächtig in dem engen Raume des Gemaches auf und nieder schritt, „wenn das wäre — der Herzog ist ein junger lebenslustiger Mann, — wenn es wäre!“ Die forschenden Blicke Kuno's weckten ihn aber bald aus seinen Träumereien; er kehrte mit verdoppeltem Eifer zu der begonnenen Arbeit zurück, und erst als er sein mühevolles Unternehmen beendet hatte, nahm er hastig sein einfaches Mittagsmahl zu sich. Kaum war dies geschehen, als er sich rasch erhob; aber weit entfernt, die Armbrust von der Wand zu langen und trübsinnig die Wälle Stollbergs umschleichend, Jagd auf Eulen und Dohlen zu machen, wie er noch vor wenigen Tagen gethan hatte, versah er sich vielmehr mit dem Bauplan Stollbergs, den er vorlängst unter den Pergamenten des Archivs gefunden, rief sodann den alten Kuno, der sich noch nicht von dem Erstaunen über die un-

gewohnte Lebendigkeit seines Herrn erholen konnte, zu sich, und nachdem er ihm eine Meßschnur mitzunehmen befohlen hatte, durchschritt er in seiner Begleitung langsam das Burggebäude. Gerade bei den Stellen, deren Anblick ihm sonst am unerträglichsten gewesen war, nämlich den baufälligen, und jenen, wo das Gemäuer schon längst eingestürzt und in Schutt und Trümmer versunken war, gerade da verweilte er nun am längsten. Die Größe des Schadens und seine Wichtigkeit, wie demselben abgeholfen werden müsse, und um welchen Preis dies geschehen könne, Alles wurde auf's genaueste erhoben, und Kuno hatte mit der Hantierung der Schnur und des Zollstabes so viel zu thun, daß er bald einsah, Ruprecht habe ihm nicht umsonst baldige Rückkehr von Leoben empfohlen. Endlich nachdem sie mehrere Tage hindurch Keller und Dachboden, Prunkgemächer und Marstall, Zinnen und Warten durchklettert hatten, war die mühsame Arbeit vollendet, und sie sahen sich wieder an der Thüre des Archivgewölbes, von dem sie ausgegangen waren.

Für Ruprecht aber begann nun eine neue Arbeit, nämlich die, das Ergebniß der Untersuchung der Burggebäude, die er sich sorgsam aufgemerkt hatte, in leicht übersehbarer Ordnung zusammenzustellen, und auf diese Weise einen genügenden Vorschlag zur Herstellung derselben zu entwerfen. Ruprecht, ungewohnt mit Pinsel und Pergamenten umzugehen,

brauchte lange, um diese Arbeit zu vollenden, aber mit Liebe begonnen und mit Fleiß fortgesetzt, war sie dennoch um viele Tage früher fertig geworden, als er es für möglich gehalten hatte. Nun war Alles vorbereitet, um das Glück, wenn es kommen sollte, ohne weiteren Aufenthalt und auf das Thätigste zu benutzen, jeder Stein, der von seiner Stelle gerückt werden, jede Wand, die übertüncht werden sollte, war angemerkt; nur ein kleiner Theil der Gebäude Stollbergs war von Ruprecht übergangen worden, und dieser war die Capelle. Ein geheimer Schauder trieb ihn von ihrer Schwelle hinweg, die er seit jenem Gewitterabend nicht mehr überschritten hatte; er schämte sich seiner Furcht, aber immer sah er die Wimpern des sternberaubten Auges sich bejahend niedersenken, und wenn er dann seine Augen, um dieses Schattenbild von sich zu entfernen, zuschloß, ja mit beiden Händen fest zudrückte, so trat es in der purpurnen Finsterniß nur um so gräulicher vor seine Seele. Allein wie überhaupt seit kurzem eine freudige Zuversicht an die Stelle jener nagenden Hoffnungslosigkeit, die Ruprecht so lange gefoltert hatte, getreten war, so bemühte er sich, auch diese Erinnerung mit aller Kraft von sich wegzuscheuchen, und nur in den Träumen von einer nahen und freudigen Zukunft zu leben. So war eine geraume Zeit hingegangen, die Herzoge und Agnes mußten längst zu Meran angelangt sein, ja ein Bote, wenn er so-

gleich von dort abgeschickt worden wäre, hätte bereits in Stollberg eintreffen können. Aber Ruprecht konnte nichts mehr beunruhigen, seine Hoffnung stand fest wie Felsen. Für das Eintreffen des Glücks war nichts mehr vorzubereiten, und so blieb denn nichts übrig, als es in Ruhe und Geduld abzuwarten.

Ruprecht brachte nun die Tage während ihrer ganzen Dauer auf der höchsten Warte Stollbergs zu, die eine Aussicht über Göß hinaus und auf der andern Seite bis gegen Kapfenberg hin gewährte. Er bestieg sie mit dem ersten Strahle des aufdämmernden Morgens, nahm dort Frühimbiß und Mittagsmahl zu sich, ja er hätte gerne, wenn es die herbstliche Kälte der Nächte erlaubt hätte, auch dort geschlafen, um gewiß nicht auch nur um eine Minute Tageslicht und Aussicht zu verlieren. Der alte Kuno, den Ruprechts Zuversicht auch zum Starkgläubigen gemacht hatte, leistete ihm indessen redlich Gesellschaft, und wenn nicht die Sorge für die Mahlzeit ihn auf's Waidwerk hinaustrieb, so war er gewiß bei seinem Herrn auf der Warte, und während er sonst seine Gebete in der Capelle verrichtet hatte, that er es nun unter freiem Himmel.

So saßen die beiden Greise viele Tage, die Blicke unverwandt nach Osten hingerichtet, der Herbstwind spielte mit den dünnen Haaren ihrer Scheitel, und trieb auf den Straßen dichte Staubwolken empor, als spottete er ihrer Bemühung, sie zu durch-

schauen, Eulen und Dohlen umkrächzten sie, als klagten sie um ihre alten Wohnungen in der Warte, aus denen sie nun so bald vertrieben werden sollten; die beiden aber saßen und starrten hinaus, wie Steinbilder auf alten Grabmälern stumm und bewegungslos. Indessen wurden viele Morgen zu Abenden, die Tage zu Wochen, die nächsten Gemsgebirge waren schon mit Schnee bedeckt, die Ufer der Mur wurden immer fahler, nur weniges sparsames Laub schmückte röthlich schimmernd die Kronen der hochaufragenden Buchen, welche Burg Stollberg umgaben, und oft, wenn Ruprecht und Kuno früh Morgens die Warte betraten, schimmerten ihnen die Dächer Leobens mit winterlichem Reife bedeckt entgegen, aber der ersehnte Freudenbote kam noch immer nicht an; Ruprecht schien es nicht zu bemerken, seine Hoffnung stand noch aufrecht, obwohl seine Stimmung wieder düster geworden war. „Ja, wer einer der Beglückten wäre“, murmelte er leise vor sich hin, „einer der Fürsten der Erde! Die dürfen auf nichts warten, um nichts sorgen, gleich bei der Geburt leert das Glück ihr ganzes Füllhorn in ihren Schooß, ihnen mangelt nie etwas, darum wissen sie auch nicht, wie weh Mangel thut. Er hat sein Kind, ehe er's ahnte, im Schlafe wieder gefunden, ich habe meinen Ernst noch nicht wieder an mein Herz gedrückt; aber es wird, es muß noch geschehen, in alle vier Winde hin will ich senden, ihn aufzusuchen, wenn der Tag

der Vergeltung kommt, und der wird, der muß ja kommen!"

Die Zuversicht des alten Kuno hingegen schien von Tag zu Tag abzunehmen, er war schon mehreremale auf eigenen Antrieb nach Göß hinabgegangen, um bei Fräulein Marie nachzufragen, ob noch keine Nachrichten von Tirol gekommen wären; allein vergebens, man wußte in Göß nicht mehr, als man zu Stollberg wußte. Kuno konnte sich nicht erwehren, die Verzögerung, oder wie es den Anschein hatte, das gänzliche Ausbleiben der von Herrn Ruprecht in jeder Beziehung so wohl verdienten Belohnung als eine gerechte Strafe des Himmels für die Entweihung anzusehen, welche Ruprecht damals an dem Auge Gottes verübt hatte. Er enthielt sich zwar, seinem Herrn, weil er ihn zu kränken fürchtete, seine Ansicht mitzutheilen, da er ihn aber immer so standhaft und unerschütterten Glaubens auf eine baldige freudige Veränderung seines Schicksals hoffen sah, so hielt er es für Pflicht, ihn auf die Möglichkeit einer neuen Täuschung aufmerksam zu machen; er sprach daher häufig von der Trüglichkeit menschlicher Hoffnungen, von dem Undank der Welt, wie die Menschen wohl immer für empfangene Beleidigungen, nie für empfangene Wohlthaten Gedächtniß behielten, und daß es so thöricht sei, auf Dankbarkeit, als nach Regen auf Trockenheit zu rechnen. Ruprecht aber hieß ihn auf solche Reden gewöhnlich

schweigen. „Das Alter hat Dich kurzsichtig und Dein Gehirn verdunsten gemacht", sagte er; „so gewiß als hier Stollberg ist und dort Leoben liegt, so gewiß muß das Glück hier einziehen in Stollberg und das bald." — „Wißt Ihr denn das so gewiß?" entgegnete der Alte, „und wenn es wäre, Herr Ruprecht, und wenn das Glück wirklich käme, wie Ihr behauptet, wer weiß, ob es so viel bringt, als Ihr erwartet." — „Du wirst es sehen, Stumpfsinniger", entgegnete Ruprecht, „Du wirst es sehen, es wird kommen, plötzlich wie eine Gewitterwolke, und wird sich ausgießen in einen goldenen Regen, denn Herr Otto ist ein deutscher Fürst, und Gertrud ist die Tochter, die er wiederfand." Kuno aber schüttelte auf solche Reden ungläubig das Haupt, und schlich mißmuthig die Wendeltreppe hinab, denn er konnte es nicht ertragen, seinen Herrn so blindlings einem Ereignisse vertrauen zu sehen, dessen Eintreffen ihm jetzt in jeder Hinsicht so zweifelhaft schien. Ruprecht aber ließ seine Hoffnungen nicht fahren; jeden Morgen bestieg er unermüdet die Warte und wenn der Abend dämmerte und niemand gekommen war, der Freude nach Stollberg gebracht hätte, stand er ruhig auf, sich zur Ruhe zu begeben, und dachte bei sich selbst: „Also morgen!"

Endlich kam denn dieses Morgen. Kuno stand gerade mit trübseliger Miene auf der Warte mit seinem Herrn, der spähend in das Thal, von dem

der Frühnebel eben zu weichen begann, hinaussah. Jetzt plötzlich sich zu Kuno wendend, sprach er: „Ich weiß nicht, ist es das Alter oder sonst etwas, das meine Augen trübt, ich sehe nicht mehr so scharf als sonst. Sieh einmal da hinunter, siehst Du dort bei dem steinernen Kreuz, wo der Stollberger Weg in die Admonter Straße einmündet, da flimmert und funkelt es so seltsam herauf? Was mag nur das sein? Nun, was siehst Du?" — „Herr", entgegnete der alte Kuno, der indessen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hinunter geblickt, „Herr, was da unten glänzt, das ist die Mur!" — „Die Mur, sagst Du?" erwiderte Herr Ruprecht; aber nach einer Pause, in welcher er starr seine Augen nach jener Gegend hingerichtet hatte, setzte er hinzu: „Du irrst Dich, das kann nicht die Mur sein, die Mur fließt dort rechts hinüber, siehst Du, dorten! Und siehst Du das da unten, jetzt ist es nicht mehr beim steinernen Kreuze, jetzt glänzt es schon weiter beim Brachacker! Siehst Du nicht?" Kuno blickte auf diese Zurechtweisung von neuem in's Thal hinab. „Nun, wenn es die Mur nicht ist", sagte er nach einer Weile, „so ist es eine Lache, noch vom letzten Regen her, in der sich die Morgensonne spiegelt." Ruprecht schwieg und heftete seine Blicke unablässig auf jenen schimmernden Punkt; jetzt aber, plötzlich von dem Mauerkranze, auf dem er bisher gesessen hatte, aufspringend, rief er Kuno, der sich indessen angeschickt

hatte die Warte zu verlassen, zu: „Komm her, sieh, es ist keine Lache, es sind Helme, die in der Morgensonne flimmern; siehst Du, wie es sich vorwärts bewegt, sieh, jetzt sind sie beim Walde, jetzt biegen sie in den Hohlweg, jetzt sind sie verschwunden.“

Kuno schüttelte noch immer ungläubig den Kopf, obwohl er nicht läugnen konnte, daß der gleißende Punkt, den er früher beim steinernen Kreuze erblickt hatte, von dort verschwunden sei. Ruprecht aber, der sich indessen mit vieler Ruhe wieder auf den Mauerkranz niedergelassen hatte, sagte jetzt, seine flimmernden Augen zum Schutze vor den blendenden Sonnenstrahlen in den Händen verbergend: „Nun, wir werden ja sehen, was daran ist. Wenn sie auf der Hälfte des Berges sind, wo der Forst ausgereutet ist, auf der Roßwiese meine ich, da können wir sie mit Fingern abzählen. Wie lange braucht man bis zur Roßwiese, Kuno?“ — „Eine kleine Viertelstunde, Herr“, entgegnete dieser, der nun auch seinen Entschluß geändert zu haben schien, sich über die Zinnen hinausbog und seine Blicke starr auf die Roßwiese heftete. Ruprecht saß indessen noch immer und sah theilnahmlos vor sich hin; erst nach einer geraumen Weile erhob er sich und trat an Kuno's Seite. Dieser aber fuhr jetzt plötzlich auf: „Jetzt flimmert es auf der Roßwiese, Herr! Seht nur, dort, wo der Fußsteig hinabgeht in's Langholz!“ — „Richtig“, sagte Ruprecht kaum hörbar, da ist

es wieder.“ — „Und seht nur“, rief der alte Kuno, vor Freude kaum mehr der Sprache mächtig, „und immer heller flimmert’s und immer stärker; ja, ja, es sind Helme; es sind Reiter, zwei — drei — zehn — zwölf, Herr, und Handpferde haben sie mit sich, ein ganzer Zug!“ — Ruprecht jedoch stand da, bleich aber mit leuchtenden Augen, eine Hand fest auf sein Herz pressend, als wollte er sagen: nur jetzt zerspringe mir nicht. Doch gewann er bald seine vorige Ruhe wieder, und als jetzt Kuno jauchzend ausrief: „Herr! sie schlagen den Weg nach Stoll-berg ein, ehe eine Viertelstunde vergeht, müssen sie da sein“, saß er bereits wieder, wo er vorhin gesessen hatte, und sprach nun, sich zu Kuno wendend: „So steige hinunter, thu’ die Thorflügel auf, bringe was an Wein da ist in den Prunksaal, thu’ Feuer in den Kamin, und sorge, daß es im Stalle nicht an Platz fehle.“ Kuno taumelte, vor Freuden halb trunken, Bruchstücke von Dankgebeten in den Bart murmelnd, eiligst die Treppe hinab, um den Auf-trägen seines Herrn genau nachzukommen, der eben-falls nach einer Weile, aber bedächtig und in tiefen Gedanken in den Prunksaal hinabstieg, wo er bei den wohlthuenden Flammen des Kamins die lang ersehnten Gäste erwartete.

Jetzt wurde es im Burghofe plötzlich laut, Pferdegetrapp und das verworrene Getöse vieler Stimmen drang zu Ruprechts Ohren um so erfreu-

licher, je ungewohnter Stollbergs Mauern seit einiger Zeit gewesen waren, dergleichen Geräusch zu wiederhallen. Ruprecht konnte sich nicht enthalten an's Fenster zu treten und mit einem Blicke die Fülle seines wiederkehrenden Glückes zu überschauen. Er sah zwölf Reisige beschäftigt, sechs ansehnlich bepackte Maulthiere von ihren Lasten, und eben so viele herrliche Renner, theils Andalusier, theils Araber, von den verbergenden Hüllen zu befreien, die sie bisher vor Frost und Kälte und ihr eben so prächtiges als geschmackvolles Reitzeug vor feuchtem Morgennebel geschützt hatten; der dreizehnte Reiter aber, welcher der Anführer der übrigen zu sein schien und sich in seinem Reisekoller von Büffelleder und dem mit hohen weißen Schwungfedern gezierten Sammtbarett, unter dem große helle Augen feurig hervorblitzten, recht stattlich ausnahm, wurde eben von Kuno, nachdem er noch seinen Untergebenen einige Befehle ertheilt hatte, die große Marmortreppe hinangewiesen.

Ruprecht trat jetzt vom Fenster zurück und strebte, hastig auf und nieder schreitend, die in ihm stürmisch wie Meeresfluth aufwallende Freude zu unterdrücken, um den Fremden mit Fassung und Ruhe zu bewillkommnen. Indessen hatte der voraneilende Kuno die Thüre des Prunksaales hastig geöffnet und den Fremden eingelassen, der nun Ruprecht mit edlem Anstande, aber zugleich mit einer Art von ehrfurchtsvoller Scheu, wie ein Niedriger einen Höhern, begrüßte. „Verzeiht,

Herr", begann er nun, „und laßt mein Erscheinen vor Euch in Reisekleidern durch die Eile meiner Sendung entschuldigt sein." Ruprecht war ihm indessen mit einem gefüllten Becher entgegengetreten, den er ihm hinreichte, und sagte: „Zum freundlichen Willkomm!" Nachdem aber jener den Becher geleert hatte, fuhr er fort und sprach: „Ich habe den Adler von Tirol an den Pferdedecken Eurer Reisigen wohl erkannt, nun was bringt Ihr mir Gutes von Gräfin Agnes und ihrem erlauchten Vater? Denkt sie noch ihres alten Pflegevaters? Aber nein", setzte er, diese Frage sich selbst beantwortend, hinzu, indem er rasch an's Fenster trat, „sie hat mich nicht vergessen, sie wußte wohl, daß ich an schönen Pferden vor Allem eine Freude habe." Und jetzt begann er mit sichtlichem Behagen die schönen Thiere zu mustern, die von den Knechten sorglich im Burghofe auf und nieder geführt wurden. „Seht nur", rief er, „dort den Brandfuchs, wahrlich ein gewaltiger Gaul, und hier den Goldbraun, wie fein und zierlich gebaut, der Rappe aber dort, das ist doch der schönste von allen, wie er stampft und scharrt und sich bäumt. Das soll mein Leibroß werden." Er würde noch lange in diesem Tone fortgefahren haben, wenn der Fremde, den dieser sonderbare Empfang befremdete und verwirrte, ihn nicht endlich unterbrochen hätte: „Herr", sagte er zögernd, „meine Sendung beschränkt sich nicht blos darauf, Euch diese Pferde von Seite meines

erlauchten Herzogs zuzuführen" — „Ganz Recht", erwiderte Herr Ruprecht, indem er sich, eine ernstere Miene annehmend, rasch zu ihm wandte, „beginnt denn; doch nicht eher", setzte er mit einem freundlichen Lächeln hinzu, „bis ich vernommen habe, aus wessen Munde ich sie erfahren soll." Der Fremde verneigte sich und versetzte sodann: „Ich bin Ullrich Tannauer auf Rottek, und Vasall meines erlauchten Herrn Otto Herzogs von Andechs und Meran, Grafen zu Tirol, der Euch durch mich freundlich grüßen und verkünden läßt: Was Ihr an ihm und seinem Kinde gethan habt, das könne Euch nur Gott vergelten; der Herzog von Meran aber sei verpflichtet, Euch in vollem Maße zu erstatten, was Ihr für Gräfin Agnes, da sie ein hilfloses Kind war, ausgelegt und bestritten habt. Er sendet Euch daher durch mich für jedes der siebzehn Jahre, welche Gräfin Agnes unter Eurer Obhut zugebracht, den Betrag von fünfhundert Goldgulden, der nach Landesgebrauch den Fräulein des herzoglichen Hauses von Meran zum Unterhalte angewiesen ist, macht also für siebzehn Jahre achttausend fünfhundert Goldgulden; dann hat der Herzog, als ihm damals sein Töchterlein abhanden kam, dem, der es ihm wieder zurückbrächte, tausend Goldgulden auszuzahlen versprochen, und da nun Ihr, Herr! sie ihm zurückbrachtet, so gebühren sie Euch; macht also neuntausend fünfhundert Goldgulden, und daß es eine runde Zahl von zehntausend

sei, hat er noch fünfhundert hinzugelegt." — „Herr Tannauer", unterbrach ihn Ruprecht, der sich solche Freigebigkeit nicht erwartet hatte, „Herr Tannauer, die Gnade Eures erlauchten Herzogs überhäuft mich dermaßen und mit so reichen Gaben, daß es mir unmöglich wird, ihm genugsam dafür zu danken. Wahrlich, er thut zu viel an mir!" Herr Tannauer aber, in den Burghof hinabblickend, fuhr fort: „Mich dünkt, dort übergeben die Knechte eben die zehn Beutel, welche die benannte Summe enthalten, der Obhut Eures Burgvogts. Es steht bei Euch, zu sehen ob sie vollzählig sind."

Ruprecht antwortete auf diesen Antrag mit einer verbindlich ablehnenden Verneinung, und war im Begriff, die Danksagungen, die eine so reiche Gabe in jeder Hinsicht verdiente, zu erneuern, als plötzlich seine ganze Aufmerksamkeit von den Knechten, die im Burghofe ihre Maulthiere entluden, in Anspruch genommen wurde. „Ei seht doch", rief er plötzlich ganz begeistert, „ei seht doch die Prachtrüstung, die Eure Knechte dort abpacken, ganz mit Gold eingelegt, ein Herzog könnte sie tragen, und dort die schönen Damascener und hier die zierliche Armbrust mit silbernen Bügeln und dem Schaft von Elfenbein." — „Sie möge Euch", unterbrach ihn Tannauer, „immer an den glücklichen Tag erinnern, meint der Herzog, der Euch mit ihm zusammenführte." Diese Rede schreckte Ruprecht für

einen Augenblick aus dem Taumel seiner Freude auf, er fuhr zusammen, und warf einen scheuen Blick auf die Gegend des Burghofes hin, welche die Capelle einnahm, als wollte er sagen: Es gibt noch andere Angedenken jenes Tages.

Er gewann indessen bald seine Fassung wieder, und als ihn Herr Tannauer jetzt auf einige köstliche Pokale und anderes Silbergeschirr aufmerksam machte, die eben abgeladen wurden, und die Gräfin Agnes ihrem Pflegevater als Ersatz für das viele Glasgeschirr zuschickte, das sie ihm einst als Kind in Scherben zerbrochen, riß ihn der gewaltige Strom der Freude wieder in seinen Wirbeln mit. Herr Tannauer aber fuhr fort und sprach: „Meine Sendung ist noch nicht zu Ende, Herr! Mein erlauchter Herzog meint, es sei billig, daß der, welcher sein hilfloses Kind vom Hungertode errettet und es seiner Heimat und seinem Vater erhalten habe, auf ewig und mit allen seinen Nachkommen an dem Lande Theil habe, dem er eine Fürstentochter zurückgab. Er belehnt daher Euch und die von Euch herstammen auf ewige Zeiten mit dem landesherrlichen Lehen Campan und Liebeneich, schenkt Euch zudem die noch nicht verrechneten Einkünfte des verlaufenden Jahres und stellt es Euch frei, die feierliche Belehnung hierüber zu empfangen, wenn Euch Eure Geschäfte erlauben, meinen erlauchten Herrn und Gräfin Agnes zu Meran zu besuchen.“

Ruprecht stand tief erschüttert; dies hatte seine kühnsten Erwartungen übertroffen, er konnte nun in einem Jahre an dem Ziele stehen, das er erst in zehn Jahren zu erreichen gehofft hatte; kaum fähig die Last der Freude zu ertragen, welche diese eine Stunde auf sein Herz gewälzt hatte, stand er lange unbeweglich und sprachlos da; endlich zu Herrn Tannauer sich wendend, sprach er: „Sagt Eurem erlauchten Herrn, wie lange Ihr mich nach Worten habt suchen sehen, um ihm für seine fürstliche Freigebigkeit zu danken, und wie ich trotz aller Mühe keine gefunden habe. Die Sprache ist zu arm für solche Milde." Jetzt aber, übermannt von den vielfachen Erschütterungen, die er an diesem einen Tage erfahren hatte, sah er sich genöthigt, sich auf einen Lehnstuhl niederzulassen, worauf er nach einer minutenlangen Pause, seinem Gaste ebenfalls einen Stuhl anbietend, sagte: „Macht Euch's bequem, Herr Tannauer! Eure mühevolle Sendung ist nun beendet, drum pflegt jetzt der Ruhe; was meine einsame Burg Euch nur immer bieten kann, steht zu Euren Diensten bereit." — Jener aber entgegnete: „Nicht so, Herr! ich darf noch nicht ruhen, denn mir ist noch mehr auferlegt, als ich vollbrachte. Gräfin Agnes wünscht ihre Jugendfreundin, Eure Tochter meine ich, bei sich zu sehen; ich habe daher auf der Gräfin Geheiß Frau Erdmuthe, Hartneid von Wolkensteins Ehegemal, bis nach Göß geleitet, wo sie

von der Gräfin mit Küssen und Grüßen für Fräulein Marie beladen einstweilen abstieg, und nun dort Eurer Entschließung wartet, ob Ihr gestatten wollt, Eure Tochter in ihrem Geleite und von mir und meinen Reisigen beschirmt, die Reise nach Tirol antreten zu lassen.“ Ruprecht stand auf diese Worte rasch auf, und nach einem Augenblicke der Ueberlegung sprach er: „Habt Ihr meine Tochter gesprochen? Was sagt sie dazu? — Wünscht sie die Reise anzutreten?“ — Herr Tannauer schwieg eine Weile; er schlug mit einem Anstriche von Verlegenheit die Augen nieder, es war, als wollte er die Begegnung mit Ruprechts Blicken vermeiden; endlich sprach er zögernd und mit leiserer Stimme, als er sonst zu sprechen pflegte: „Ja, Herr, sie wünscht zu reisen!“ — „Nun wohl“, entgegnete Ruprecht, dem Tannauers Verlegenheit nicht entgangen war, „nun wohl, sie reise denn! Empfiehlt sie, da Geschäfte mich hier zurückhalten, in meinem Namen der Obhut Frau Erdmuths, und laßt ihr den Schutz eines starken Armes angedeihen. Wann gedenkt Ihr Euch auf den Weg zu machen?“ „Noch heute, Herr! wenn Ihr erlaubt“, entgegnete jener, indem er zugleich Anstalten machte, aufzubrechen; „die Sehnsucht der Gräfin, Fräulein Marie wieder zu sehen, ist so groß, daß sie mir untersagte, auch nur einen Tag Rast zu machen.“ — „Nun wohl“, versetzte Ruprecht, indem er dem Aufbrechenden das Geleit gab, „so reiset denn in Gottes Namen,

und nehmt von mir nach Tirol die freundlichsten Grüße an Gräfin Agnes und so aufrichtige und ehrfurchtsvolle Danksagungen für Euren erlauchten Herrn mit, als seine übergroße Milde verdient."

So waren sie an der Marmortreppe angelangt, als Herr Ruprecht, von einem seltsamen Gedanken ergriffen, plötzlich stille stand und sagte: „Nur eins noch, weilet noch so lange zu Göß, bis ich meiner Tochter eine Botschaft zugesendet habe, die mir in mehr als einer Beziehung am Herzen liegt." Als ihm nun Herr Tannauer dies zugesagt, und beide von einander Abschied genommen hatten, eilte jener die Treppe hinab, dieser aber kehrte in den Saal zurück, wo er von mancherlei Gedanken bewegt so lange verweilte, bis das Getrapp der Rosse ihm den Abzug Herrn Tannauers ankündigte. Er stieg nun eilig in den Burghof hinab, und begab sich vor Allem in den Stall, um die edlen Thiere, die er zum Geschenk erhalten hatte, näher zu betrachten. Nachdem er sie nun zur Genüge bewundert und geliebkoset hatte, dachte er daran, allsogleich und mit allem Ernste, was er schon so lange vorbereitet hatte, in's Werk zu setzen. Er rief mehreremale nach dem alten Kuno, aber kein Laut verrieth seinen Aufenthalt.

So war er endlich zum Archivgewölbe gekommen; er fand die Thüre desselben nur angelehnt, und als er sie öffnete, stand er vor den in einen

Haufen unordentlich über einander geworfenen Geschenken Herzog Otto's. Hinter denselben aber nun fuhr der alte Kuno wie ein wachsamer Kettenhund hervor und gegen Herrn Ruprecht los; als er jedoch seinen Herrn erkannt hatte, zog er sich, der Obhut nunmehr überhoben, scheu und wortkarg in eine Ecke des Gemaches zurück. Ruprecht schritt nun unter den aufgehäuften Kostbarkeiten umher, und verglich das Vorhandene mit einem hierüber verfaßten Verzeichnisse, das er von Herrn Tannauer erhalten hatte. Er fand zu seinem Vergnügen, daß kein Stück fehlte, und konnte sich nun nicht versagen, Kuno mit einigen freundlichen Worten merken zu lassen, wie sehr alle seine Zweifel ungegründet gewesen seien. Dieser aber, sei es, daß die Pracht und der Schimmer, die Herr Ruprecht nun wieder um sich verbreiten konnte, ihn schon im Voraus einschüchterten, oder daß er, angesteckt von dem Aberglauben jener Zeiten, in dem plötzlichen Glücke Ruprechts die Frucht eines Bündnisses mit dem Bösen sah: genug, er beantwortete Ruprechts Fragen nur mit einem dumpfen kaum verständlichen Gemurmel.

Herr Ruprecht hatte indessen einen der gewichtigen Geldsäcke geöffnet, und sechshundert blanke Goldgulden auf den Tisch vor sich hingezählt; er that nun noch zwanzig andere dazu, und nachdem er die ganze Goldfülle in einen Säckel gefüllt und denselben fest zusammengeschnürt hatte, wandte er

sich zu dem alten Kuno und sprach: „Merke wohl auf, was ich Dir sagen werde. Sattle Dir meinen Klepper, den ich von Neapel mitgebracht habe, nimm diesen Säckel, und trabe nach Leoben hinunter, dort gehe zu Aaron Schmul, und löse mit den sechshundert Goldgulden die verpfändeten Kleinodien aus. Sieh aber zu, daß er kein Stück zurückbehalte. Wenn Du nun Alles erhalten, so reite gleich nach Kloster Göß zu Fräulein Marien, und sage ihr, ich ließe ihr Glück zu ihrer Reise wünschen, und sende ihr die Kleinodien, damit sie an Herzog Otto's Hof in einem des Namens Rossum würdigen Schmuck erscheinen könne. Wenn Du das gethan, dann reite nach Leoben zurück, und spreche ein in der Herberge zum Löwen, dort sind immer einige Kriegsleute und dienstlose Reisige zu finden. Dinge deren, so viel Du nur finden kannst und bringe sie gleich nach Stollberg her; nimm auch einige Roßbuben mit. Dann kaufe ein Stückfaß Wein und miethe einen Karren, es herauf zu bringen; und dann noch eins, gehe herum zu allen Maurern und Steinmetzen und Schieferdeckern, so viel deren sind in Leoben und bescheide sie mit allen ihren Gesellen und Handlangern auf Morgen nach Stollberg herauf, und wenn sie sich weigern, so sage ihnen nur, es werde morgen trotz des herannahenden Winters ein großer Bau auf Stollberg anheben, der mit dem Frühjahre fertig sein müsse und wenn es Berge schneite,

und gib ihnen von den zwanzig Goldgulden, die Dir übrig bleiben werden, denn es sind sechshundert zwanzig in diesem Beutel, ein tüchtiges Drangeld. Und vergiß nicht den Wein und die Knechte, und jetzt geh, und spute Dich. Ich werde indessen die Burg und meinen Reichthum hüten.“ Kuno erwiderte die Rede Ruprechts mit keiner Silbe, sondern entfernte sich schweigend mit dem Säckel und bald hörte Herr Ruprecht den Thorweg Stollbergs von dem Hufschlage seines Rosses wiederhallen.

Nach einer Weile aber war wieder Alles still geworden, und Ruprecht saß nun in dem engen Archivgewölbe mit seinem Glück und seinen Schätzen allein. Er durchblätterte eine Urkunde, durch welche er mit Campan und Liebeneich belehnt wurde; endlich verwahrte er sie unter den übrigen Pergamenten in einer der Truhen, verbarg die Geldsäcke in einem geheimen Wandschrank, und schritt darauf wieder unstät im Gemache auf und nieder, bald dieses bald jenes Stück der Kostbarkeiten, mit denen ihn Herzog Otto überhäuft hatte, näher zu betrachten. Aber auch diese Beschäftigung schien ihn nach und nach zu ermüden. Er warf sich auf sein Lotterbettlein hin, und versank, dumpf vor sich hinstarrend, in tiefes Sinnen, dem Kinde ähnlich, das sich Jahre lang nach einem Spielzeuge mit ganzer Seele sehnt, und wenn es dasselbe endlich erhalten hat, es eine Weile betrachtet und dann theilnahmlos hinwirft. Aber

eben diese Gleichgiltigkeit, die der Besitz immer im menschlichen Gemüthe erregt, ist ein sicherer Bürge für unsere höhere geistige Anlage. Gerade in der höchsten Begeisterung der Freude, wenn unser Gemüth gleichsam auf Engelsflügeln sich erhebt, gerade dann flüstert, wenn auch nicht immer wahre Erkenntniß, oft nur dunkle Ahnung, uns mit leiser Stimme zu: „Es gibt noch etwas Höheres; was Du auch immer errangest, es gibt noch schönere Preise!" und diese Einsicht ist es, die Begeisterung so nahe an Ermattung grenzen, und Freude so oft in Thränen ausbrechen läßt. Ruprechts trotziges Gemüth aber schüttelte bald diese weicheren Gefühle wie eine lästige Bürde von sich: seine ungebändigte Kraft, durch eine gewaltige Erschütterung für einige Augenblicke gelähmt, durch Sehnsucht gemildert, durch Erwartung hingehalten, zerriß mit einem Male diese leichten Fesseln, ihm konnte ein weiches in sich selbst Versinken nicht genügen, und das ätherische Gewebe der Thränen zerriß unter seiner gepanzerten Sohle; nur der festere Boden der Erde konnte ihn ertragen, und auch diese sollte erbeben unter seinem gewaltigen Schritte. Wirre Träume zogen im Halbschlummer an ihn hin, anfangs freundlich lächelnde Elfengestalten aus den Kelchen wunderbarer Blumen hervornickend, Frau Bertha's verklärte Züge und die Cherubsmiene seines Ernst. aber bald wurden die Gestalten ernster und düsterer, häßliche Gnomen huschten an ihm vorüber, und jetzt

tauchte das zornverzerrte Antlitz Mehrenbergs und die höhnischen Mienen der Roßtäuscher in ihm auf, und dann ein verworrenes Gedränge, blutige Schlachten, Feuerlärm und Hörnerklang. — Er sprang auf, es war fast Abend geworden; das Abendroth drang leuchtend in das Gemach, und spiegelte sich mit einem grausenhaft blutigen Schimmer in der Prachtrüstung, die Herzog Otto gesandt hatte, und in mehreren Damascenerklingen, die neben derselben in der Ecke lehnten. Ruprecht konnte seine Blicke von dem blanken Stahle nicht abwenden, Nachtgedanken stiegen schwarz und schwärzer in seiner Seele empor, es flimmerte vor seinen Augen, und jetzt auf einmal riß er hastig eine der Klingen hervor und, mit wildem Entzücken sie emporschwingend, daß sie im Scheidelichte der Sonne wie ein Feuerstrahl flammte, rief er mit dumpfer Stimme zum Himmel empor: „Rache!“ und die Wölbung des Gemaches sprach es ihm dumpf und feierlich nach.

Es war wieder Herbst geworden, und die Natur, die jedes Jahr zum Kinde und wieder zum Greise wird, schickte sich eben an, ihr letztes Blüthenlächeln in grämliche Falten und Runzeln zu verzerren, als Herr Ruprecht von Rossum in dem Schatten der Abenddämmerung an der Spitze eines ansehnlichen, wohlbewaffneten Reiterhaufens an der Admonter

Bergstraße dahintrabte. Vor ihm her ritten einige Knechte, die mit gewaltigen Horsthörnern versehen waren, und mehrere Reisige, die Fähnlein von verschiedenen Farben und Abzeichen in den Lüften flattern ließen. Dann kam Herr Ruprecht selbst in prachtvoller aber mit Staub und, wie es schien, auch mit Blut bedeckter Rüstung; ihn trug ein mit reichen Decken geschmücktes Tigerroß, das trotz der Last des Reiters und der Rüstung unter seiner Bürde mehr tanzte als ging; zu seiner Seite aber ritt ein Bewaffneter, der ein großes weithin rauschendes Banner trug, und trotz des zunehmenden Abenddunkels konnte man in der schweren Seide desselben den Knieenden zwischen zwei Rossen, Berthold Rossums Wappenzeichen, recht wohl unterscheiden. Nun folgte der ganze ansehnliche Zug der Reisigen, der sich wohl auf drei- bis vierhundert Berittene belaufen mochte. Hie und da ragte aus der Menge ein befiederter Helm und eine ansehnlichere Rüstung hervor, die ihren Träger als Abkömmling eines edlen Geschlechtes bezeichnete. Allem Ansehen nach mußte die ganze Schaar von einem Fehdezug heimkehren, denn in der Gegend, aus der sie herkam, war der Himmel wie von einem heftigen Brande geröthet, die Helme und Schilder der Reisigen trugen Spuren heftigen Kampfes an sich, und einige mit Fesseln beladene Männer sammt mehreren Rüstwägen theils mit Verwundeten, theils wie es schien, mit Beute angefüllt, die den Beschluß des

Zuges machten, ließen hierüber keinen Zweifel mehr übrig. Nun war man auf der Admonter Straße bei dem steinernen Kreuze angelangt, wo sich der steile Weg nach Burg Stollberg hinaufwindet. Herr Ruprecht hielt jetzt sein Roß an, mehrere Anführer und Ritter sprengten zu ihm grüßend heran, worauf sie, nachdem sie einige Worte mit ihm gewechselt hatten, sich unter Begleitung einzelner Reiterhaufen da- und dorthin auf den Weg zur Heimkehr begaben. Erst nachdem alle Vasallen an Ruprecht, der hier gleichsam Herrschau gehalten hatte, vorübergezogen waren, brach auch dieser mit seiner eigenen Schaar auf, die noch immer zahlreich genug war, um den vereinten Kräften der von ihr sich Trennenden die Spitze bieten zu können.

Man zog nun durch die Schatten des waldigen Roßkogels bergan, die schweren Rüstwagen folgten unter dem Aechzen der Verwundeten, mit denen sie zum Theil beladen waren, und die Gefangenen, denen die Müdigkeit und die Last ihrer Fesseln das Erklimmen des steilen Berges sauer genug machte, wurden von den Reisigen, deren Obhut sie übergeben waren, weniger mit Worten als mit Stößen und Schlägen zur Eile angetrieben. So hatte man die Roßwiese und endlich die letzte Höhe des Roßkogels zurückgelegt, und der Zug hielt jetzt vor den Thoren Stollbergs. Noch immer prangte Rossums Wappenschild über ihrem Bogen, aber sie standen nicht mehr weit

offen. Sie waren wohlverwahrt und die Zugbrücken aufgezogen. Auch zeigten die Burgwälle keine Lücken mehr oder neigten sich Einsturz drohend in den Graben, der Stollberg rings mit einem Wasserkranze einschloß. Die weitläufigen Burggebäude ragten nicht mehr öde und trümmerähnlich in die Lüfte, viele freundlich erhellte Fenster sahen gastlich grüßend in die stumme Nacht hinaus. Jetzt winkte Herr Ruprecht und die Knechte stießen in ihre Hörner, daß die Zinnen Stollbergs und die lautlose Stille des Forstes den gewaltigen Ruf wiederhallten. Alsbald wurde es rege in der Burg, man sah Lichter sich hin und her bewegen, Knechte riefen einander zu, die Rüden heulten, und jetzt ertönte von der Höhe des Wartthurms die Stimme des Thorwarts und fragte, wer Einlaß begehrte. Als nun aber Ruprecht hinaufrief: er sei es, der Herr, da stieß jener dreimal schmetternd in's Horn, und alsbald rasselten die Zugbrücken nieder, die Thorflügel thaten sich auf, Herr Ruprecht sprengte in den fackelhellen Burghof hinein und die Schaar der Reisigen, nach dem Kruge und der Streue sich sehnend, drängte ihm nach.

Aber als Ruprecht sich jetzt aus dem Sattel schwang, da fühlte er sich plötzlich von zwei kräftigen Armen umschlungen und an eine vor Freude des Wiedersehens bebende Brust gedrückt. „Wer ist das?" rief Ruprecht, hastig den Helmsturz emporwerfend, und jetzt traf sein Blick auf ein männlich schönes

Antlitz; — seine Züge waren ihm wohl bekannt, und jetzt rief eine lange nicht gehörte Stimme: „Vater! mein theurer Vater!“ Ruprecht stand eine Weile, als traute er weder seinen Augen noch seinen Ohren, endlich aber den Wiedergefundenen mit stürmischer Freude an's Herz drückend, rief er: „Ei, Blitz und Donnerwetter! bist Du's, bist Du's wirklich, Ernst? Bei meinem Barte, ich hätte mir's nicht träumen lassen, Dich heute, heute wiederzusehen! Alle Hagel, Du bist ein schmucker Bursche geworden, ein recht stattlicher Degen, und was Blitz, auch Narben im Antlitz! Das gefällt mir, und sehr lieb ist mir, daß Du wieder da bist!“ Er stand eine Weile, den forschenden Blick auf die hohe schlanke Gestalt des Sohnes geheftet, dessen Augen noch voll heiliger Thränen des Wiedersehens standen. „Ja“, hub Herr Ruprecht nach einer Weile wieder an, „so war ich einst, und so sollen meine Enkel werden. Du hast Dich doch nicht verplempert, ich meine, Du hast doch nicht gefreit, dieweil Du in der Fremde warst?“ — „Nein, Vater“, entgegnete Ernst mit seinem gewohnten ehrlichen Blick. „Gut, gut“, sagte Herr Ruprecht, „und sage mir doch“, fuhr er, indem er auf die ringsum in verjüngter Pracht sich erhebenden Burggebäude hinwies, „hast Du denn Stollberg wieder erkannt?“ — „Wahrlich nein“, versetzte Ernst, „ich habe es in Trümmern und als Einöde verlassen, und wie neu erstanden

in fürstlicher Pracht seh ich's wieder!" — „Ja, ja", sagte Ruprecht, in stolzer Freude umher schauend, „die Zeit ist eine mächtige Herrscherin und ein gewaltiger Wille vermag viel. Aber alles das läßt sich besser bei einem Becher Niersteiner besprechen. Weil Du nur wieder da bist!" Mit diesen Worten schritt er mit Ernst gegen die Marmortreppe hin; aber gerade als sie die erste Stufe betreten wollten, wurden im Thorwege die Gefangenen hereingebracht, und hinter ihnen rasselten die schwer beladenen Rüstwägen einher, daß die Gewölbe bebten und zitterten. Ruprecht wandte sich um und, auf die Gefangenen deutend, rief er einigen Knechten zu: „Werft die Hunde in's Burgverließ, und Kuno soll die Beute übernehmen!" worauf er, sich wieder zu Ernst wendend, in dem begonnenen Gespräche fortfuhr: „Und meine Boten haben Dich nicht gefunden? Zehn und zwanzig habe ich ausgesandt, Dich zu suchen, jeden Pilger habe ich reich beschenkt und beauftragt, nach Dir zu forschen, aber sie waren alle wie Noah's Raben und kehrten heim ohne Botschaft oder blieben gänzlich aus. Schon meinte ich, es wäre Dir ein Leid angethan worden in der Fremde, aber da kamst Du endlich selber an, wie die Taube mit dem Oelzweige. Nun, weil Du nur wieder da bist! Und wo warst Du, wo hast Du Dich herumgetrieben, im Nord oder Süd, zu Land oder zu Meer, und das Kreuz auf Deiner Brust, was soll es bedeuten?" — „Vater!"

entgegnete Ernst, „als Mutter Bertha einmal begraben war, und die Vasallen immer übermüthiger wurden, und ich nicht konnte, wie ich wollte, da litt es mich nicht mehr daheim; die Schwestern wußte ich versorgt zu Göß, so zog ich denn fort, wohin Ihr gezogen wart, nach Italien, Euch zu suchen. Aber als ich dort ankam, war der Krieg zu Ende; niemand wußte von Euch, und da viele, die mit König Johann gestritten hatten, nach Palästina gezogen waren, so hoffte ich, Euch vielleicht dort aufzufinden. So schiffte ich denn hinüber, und hieb mich einige Jahre mit den Sarazenen herum.“ — „Warst Du in Palästina?“ unterbrach ihn Herr Ruprecht, „ei, Du bist ein wackerer Junge, und Du sollst jetzt der Ruhe pflegen; Palästina ist ein schlimmes Land für uns Deutsche, aber Du bist wieder da, und so ist Alles gut.“

Sie waren jetzt die Treppe hinangestiegen und in den Vorsaal gekommen, in welchem eine Menge reichgekleideter Diener ihrer harrten, um geschäftig vor den Herannahenden die Flügelthüren aufzureißen; so traten sie in den prachtvollen, hellerleuchteten Prunksaal, und Ernst, der sich bisher in dem einsamen Stübchen des alten Kuno aufgehalten, schien von diesem ungewohnten Glanze nicht sowohl überrascht als geblendet zu werden. Er konnte einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken, und Ruprecht, der indeß die Wucht des Helmes ab=

genommen und sich des Panzers entledigt hatte, wandte sich mit einem freudig stolzen Blicke nach ihm um. Auf diese Weise sah Ernst nach so vielen Jahren zum ersten Male das Antlitz seines Vaters wieder, und wie er vorher seine Bewunderung nicht hatte verbergen können, so konnte er jetzt auch nicht sein Erstaunen über die Veränderung, die es indessen erlitten hatte, verhehlen. Dünne weiße Haare bedeckten den Scheitel, das Feuer der Augen war verloschen, nur dann und wann zuckte noch ein Blitz aus den tiefen Augenhöhlen hervor, an die Stelle der freundlichen Grübchen in den Wangen war ein höhnischer Zug getreten, die Wangen waren bleich und eingefallen, die Stirn mit tiefen Runzeln bedeckt, und nur noch an dem Ausdrucke der stolzen Züge, die zu sagen schienen: „Ich bin ein Mann“, konnte Ernst seinen Vater erkennen. Ruprecht aber, dem das Erstaunen seines Sohnes nicht entgangen war, hub an und sprach: „Nicht wahr, Du findest hier viele Veränderungen, der Saal ist schöner geworden, und ich älter, er funkelt von Licht und Helle, und das Licht meiner Augen will mir nicht mehr leuchten. Ja, Sorgen und Kummer machen die Haare weiß, wie Schnee die Felder, und der Mensch ist ein gebrechliches Wesen.“ Er schien noch mehr sagen zu wollen, aber sich selbst unterbrechend sprach er zu den Dienern: „Bringt Imbiß her und Wein, aber vom besten, denn mein Sohn ist

wiedergekehrt! Sputet Euch, und laßt uns dann allein!“ — Ruprechts Befehle wurden mit Windesschnelle vollstreckt und bald saß Ruprecht allein mit seinem Sohne in dem weiten Saale, vor ihnen die gefüllten Becher und im Kamin ein gastlich flackerndes Feuer.

„Nun denn, ein fröhliches Willkommen“, hub Herr Ruprecht an, indem er Ernst den gefüllten Becher hinreichte; „sei mir herzlich gegrüßt in der Heimath! Erfahre nun, wie das Alles kam, was Dich zu befremden scheint, erfahre auf welche Weise Rossum aus dem Schlamme wieder hervorstieg, in dem es zu versinken drohte.“ — „Vater“, unterbrach ihn Ernst, „Vieles hierüber habe ich schon von dem alten Kuno erfahren, aber es klingt so seltsam märchenhaft, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, seiner Erzählung vollen Glauben zu schenken. Eure Wette mit dem Herzog von Meran, Gertrudens Erhebung, die vielen Geschenke des beglückten Vaters, die reichen Lehen“ — „Alles das ist wahr“, entgegnete Herr Ruprecht, „so seltsam es klingen mag.“ — „Aber diese unendlichen Veränderungen im Laufe eines Jahres“, hub Ernst wieder an, „diese Pracht, dieser Glanz, diese beinahe fürstliche Umgebung, nein es ist unbegreiflich!“ — „Emsigem Bestreben und rastloser Thätigkeit“, versetzte Ruprecht, „ist Alles möglich, und wenn ein Greis ein Werk unternimmt, da thut es noth, daß er mit der Vollendung eile, wenn er sie

noch erleben will. Die Herstellung Stollbergs in ihrer jetzigen Gestalt wurde im strengsten Winter ausgeführt; es sollen Viele dabei umgekommen sein, aber Stollberg steht und trotzt nun wieder Jahrhunderten. Ja, mein Sohn, ein fester Wille vermag Alles. Es war eine Zeit, wo Rossums Geschlecht am Boden hinrankte, wie die Schlingen des Epheu, aber es hat sich erhoben zur gewaltigen Eiche, und seine Feinde sind gedemüthigt." — „Gedemüthigt, und wie?" sprach Ernst dumpf vor sich hin, und sein Antlitz wendete sich mit einem Ausdrucke der Besorgniß nach dem seines Vaters, das in hoher Röthe aufflammend die wilde Freude gesättigter Rachbegier überschattete. „Ja, gedemüthigt sind sie", rief Herr Ruprecht, „Alle, so viel ihrer sind, und jedem ward es entgolten. Tagelang hab' ich meine Reisigen geübt, und habe nicht Frost, nicht die Unbilden des Winters gescheut, aber als sie geübt waren, und als der Prunksaal hier fertig, da that ich meine Prachtrüstung an und ließ meine Vasallen hieher entbieten. Es kamen ihrer nicht viele, und die kamen, bewiesen sich so trotzig und störrisch, als sie sich Dir bewiesen hatten. Ich forderte die entrissenen Ländereien wieder, sie verweigerten sie, ich rügte die Mißbräuche, sie läugneten sie, ich drohte, meine lehensherrlichen Rechte in Vollzug zu setzen, sie verlachten meine Drohungen; da ließ ich sie von dannen ziehen, jeden ungekränkt. Aber noch dieselbe Nacht brach ich auf mit meiner

Schaar, und rückte zuerst vor des Enzingers Gehöfte, das brannte ich nieder, zerbrach die Mauern, verwüstete die Saaten, dann fiel ich auf das Vorwerk des von Teesdorf, dem that ich deßgleichen, dann zog ich vor das Gehöfte des Wallrein, und keiner sieht mehr wo es gestanden, und als ich dies gethan, da gaben die andern nach, die Ländereien wurden zurückerstattet, die Mißbräuche abgestellt, und als ich sie zwei Tage nachher aufbot mit Roß und Mann, da leistete mir jeder die Lehenspflicht und keiner blieb mir daheim, nicht einer, der einen Speer werfen und ein Schwert schwingen konnte."

„Und wohin zogt Ihr mit Euren Lehensleuten, Vater?" fragte Ernst, der nicht ohne Theilnahme der Erzählung seines Vaters zuhörte. Dieser aber, nachdem er einen Becher hastig hinuntergestürzt hatte, fuhr fort und sprach: „Wohin ich gezogen bin? Meine Schulden habe ich eingetrieben, mit meinen Pergamenten bin ich ausgezogen und mit vierhundert Lanzenspitzen als Zeugen, und Alle erkannten meine Forderung; da mußte ich nicht mehr hören: ‚Ei, was fällt Euch bei, Ihr irrt Euch wohl, das ist ja eine alte Sache, lang bezahlt und lang verjährt!' da hörte ich guten Geldklang, und wer nicht zahlte, dem bot ich Fehde, und wem ich Fehde bot, der unterlag; frage im Lande umher, frage die von Windischgrätz, die Rauber und die von Murau, ob sie nicht gefühlt haben, wie scharf Rossums Schwerter

schneiden!“ — „Begreife das, wer kann.“ — „Die Macht liegt nicht im Arm; hier liegt sie“, sprach Ruprecht, die Hand an's Herz legend, „in der gewaltigen Brust, im starken Willen. Der vermag Alles, das Unmögliche erreicht er, und das Glück muß ihm gehorchen. So hat meine Rache alle meine Feinde ereilt, keinen ausgenommen, nicht einmal jene Roßtäuscher, die es wagten, zu Neustadt Hand an mich zu legen; Gewinnsucht, vielleicht der Wahn, — ich gedenke jenes Vorfalls nicht mehr, — ließ sie auf Stollberg heraufkommen, um mir Pferde zum Verkaufe anzubieten. Ich aber erkannte sie, das Burgverließ nahm sie auf und behielt sie so lang, als der Schooß der Mutter das Kind. Aber die dumpfige Luft muß ihnen übel bekommen haben, denn zwei gingen drauf, und ob die übrigen zu ihren Pferden, die ich frei im Walde hinlaufen ließ, wiedergekommen sind, das weiß ich nicht!“ — „Wie, zwei starben?“ rief Ernst, während Ruprecht in ein höhnisches Gelächter ausbrach; bald aber wieder ernst geworden, fuhr dieser fort und sprach: „Mein Sohn! Rossum ist nicht mehr was es war. Ich bin durch Leoben gezogen wie im Triumphe; mein Waffenrock war köstlicher Sammt mit Gold gestickt, und von Gold funkelten meine Begleiter; das Volk stand und flüsterte leise: ‚Das ist der alte reiche Rossum, ein alter Name und ein mächtiges Haus; seht doch die Banner und die prächtigen Rosse mit ihren reichen Decken!‘ Auf Schloß

Meran ritt ich ein — es war um die Belehnung zu empfangen, mit herzoglicher Pracht, wie man seit Jahren nicht gesehen. Zu Tische bin ich dort gesessen mit Herzogen und Fürsten, und sie waren mit mir, als wäre ich ihr älterer Bruder." — „So empfingt Ihr viele Ehren an Herzog Otto's Hoflager?" bemerkte Ernst, aus trübem Vorsichhinstarren erwachend. — „Nicht nur Ehren", erwiderte Ruprecht, den geleerten Becher vor sich hinsetzend, „nicht nur Ehren, auch neuen Vortheil, neue Mittel zur Verherrlichung des Namens Rossum. Herzog Friedrich hielt sich damals noch zu Meran auf, und hielt große Stücke auf Marien, die noch immer ist, was sie war, nicht die Freundin, die Schwester unserer Gertrud, will ich sagen Agnes. Auf diese Weise gelang es mir, den Herzog dahin zu bringen, mir für den Rest der Gabe des Herzogs Otto das von der Kammer eingezogene Wefels zu überlassen." — „Wie, was sagt Ihr? Wefels ist wieder Euer!" rief Ernst, mit einer Art von Entsetzen von seinem Sitze aufspringend. — „So ist es", erwiderte Ruprecht, „und nicht blos diese, auch noch viele andere Gnadenbezeigungen darf ich von Herzog Friedrich erwarten, und um so gewisser, da er binnen weniger Monate sein Beilager mit unserer Agnes feiern wird!" — „Nein, es ist nicht möglich!" rief Ernst, dessen Erstaunen immer zunahm, „Gertrud, sagt Ihr? mit Herzog Friedrich?" — „Ja, sage ich, und so ist es", versetzte Ruprecht, an dem Erstaunen

des Sohnes sich weidend, „und nicht wahr", fuhr er lächelnd fort, „davon hat die alte Plaudertasche, der alte Kuno Dir noch nichts erzählt? Aber höre nur weiter. Kaum war ich vor einigen Monaten in die Steiermark zurückgekehrt, so brach hier eine Empörung der Landesherren gegen Herzog Friedrich in vollen Flammen aus. Dieser, rasch aus Tirol zurückkehrend, sammelt, was ihm an Getreuen übrig bleibt, sein Vertrauen ernennt mich zu seinem Kriegshauptmann und bevollmächtigt mich zur Vollstreckung der Acht gegen die Empörer. So waren denn auch meine mächtigsten Feinde in meine Hände gegeben, denn an der Spitze jener Verschwörung standen nächst Stubenberg, Marschalk Mehrenberg und der Vater Deiner Helene" — „Helenens Vater!" rief Ernst; Ruprecht aber ließ sich nicht unterbrechen, und fuhr fort: „Zuerst rückte ich gegen die Erbfeinde unseres Namens, gegen die Stubenberg aus, und schlug sie glücklich aus dem Felde, nahm ihnen mehrere Festen ab, unter denen auch Meidenberg ist, das ehemals unser war, und ich denke, der Herzog wird es mir als Belohnung für meine guten Dienste zusprechen." — „Auch Meidenberg, also wirklich auch Meidenberg", sagte Ernst, dumpf vor sich hinmurmelnd; Ruprecht jedoch schenkte die leeren Becher wieder voll und fuhr fort: „Dann zog ich gegen Helenens Vater, der noch immer der Reiche hieß, und der Schimpf, den er Dir angethan, wurde gerächt. Bei Nacht überfiel ich das stolze

Scherfenberg, und in ein paar Stunden war sein Besitzer bettelarm, und irrte im Lande, vergebens nach einem sicheren Obdach suchend, umher."

Ernst war aufgestanden, eine heftige innere Bewegung ließ ihn nicht ruhen. Ruprecht aber fuhr fort und sprach: „Erst heute aber hat das Beil der Rache den letzten Schuldigen getroffen. Zwei Monde lag ich vor Mehrenbergs Feste; er wehrte sich wie ein Rasender. Doch allem Widerstande zum Trotz wurde Wall auf Wall erstiegen, und heute blieb von Mehrenberg nichts als ein Thurm mehr übrig; den ließ ich mit Brennholz umgeben, dies anzünden — von Unterhandlung wollte ich nichts hören — und so ist er denn mit den Wenigen, die ihm übrig blieben, verbrannt." Mit diesen Worten leerte er den gefüllten Becher, während Ernst mit starrer Gleichgiltigkeit vor ihm dastand. Ruprecht aber schob jetzt den Armstuhl zurück, und sich dem Kamin nähernd, fuhr er fort: „Die Beute war ziemlich reich, auch der goldne Stab darunter, der sich so lange hier zu Stollberg befand; morgen werde ich ihn dem Herzog mit der Nachricht zusenden, daß in diesem Theil des Landes die Acht vollzogen sei. Wen er nun zum Marschalk machen wird, das weiß ich nicht, doch daß ich Ansprüche auf diese Würde habe, ist gewiß. Meidenberg wird mir sicherlich nicht entgehen, und auf Agnes darf ich in Betreff des Stabes wohl auch rechnen." —

Er hielt inne, seine Züge belebten sich, seine Augen funkelten, er trat zu Ernst, und hub an: „Vielleicht, mein Sohn, ist der Zeitpunkt nah, in welchem Rossum wieder ganz das sein wird, was es war; und allein durch meine Bemühungen, durch mein ernsthaftes Streben, um den bittern Preis qualvoller Nächte, zahlloser Kummertage, um Frau Bertha's frühzeitigen Tod ist es gelungen. Doch freudig sehe ich auf die durchschrittene Bahn, so dornenvoll sie war, zurück, denn wenn ich hinausschaue in die Nebelferne der Zukunft, so sehe ich ein mächtiges, ruhmerfülltes Geschlecht, das mich dankbar, wie unsern Ahnherrn Berchthold verehrt; denn was er gründete, das habe ich erhalten, was er schuf, dem Rachen der Alles verschlingenden Vernichtung entrissen; wenn er der Stifter heißt, so werde einst ich der Retter heißen."

Und wieder hielt er inne und heftete den Blick auf Ernst, der regungslos und stumm vor ihm stand und bemüht schien, die Bewegung, die seine Züge unwillkürlich verriethen, dem forschenden Auge des Vaters zu entziehen. „Und Du schweigst, Ernst?" begann Herr Ruprecht, „hast Du für Deinen alten Vater kein Wort des Dankes, für so viele Bemühungen nicht einmal einen abgenützten Lobspruch? Bist Du kein Rossum mehr, daß die Größe Deines Hauses Dich kalt läßt?" — „Vater", hub Ernst nach einer Weile, in welcher Ruprecht, entrüstet wie es schien, auf und nieder schritt, mit sichtbar innerem Kampfe und vor Aufregung zitternder Stimme an: „Vater! der Mensch

ist nicht blos von der Erde und ist nicht blos für die Erde, und keines der irdischen Güter, keine der Gaben des Glückes, denen der Mensch mit so heißer Sehnsucht nachjagt, ist so werthvoll, daß es nicht einen Preis gäbe, um welchen sie zu theuer erkauft wäre. Ich kann mich der Größe Rossums nicht erfreuen, denn ich fürchte, ihr Preis war zu hoch." — „Sinnloser!" rief Ruprecht und seine Augen funkelten, „Sinnloser", was redest Du? Zu hoher Preis, sagst Du? Das Leben ist des Lebens Preis, und Leben ohne Ehre ist Tod. Das Glück des Lebens für ein ehrenvolles Leben hinwerfen, ist das ein theurer Kauf? Und für wen schloß ich diesen Handel? Für Euch, für meine Kinder, die mich tadeln." — „O Vater", entgegnete Ernst, und seine Miene wurde mit jedem Worte fester und sicherer, „sagt das nicht; was Ihr thatet, geschah nicht für uns; wir waren Euch wohl Werkzeug, nie Zweck; der Schall eines Namens, die Größe derer, die nach uns kommen sollen, das war das Ziel Eures Strebens, nicht wir, nicht unser Glück!" — „Du schwatzest thöricht wie ein Knabe!" rief Ruprecht äußerst aufgebracht; „habt Ihr nicht allen Vortheil meines Strebens, habe ich Euch nicht reich, mächtig, angesehen gemacht, da Ihr arm, kraftlos und verachtet war't? — Geh, Thor! die heiße Sonne Palästina's hat Dein Gehirn vertrocknet und Dich des Verstandes beraubt!" — „Mein Vater", entgegnete Ernst mit ruhiger Besonnenheit, „die heiße

Sonne Palästina's hat mein Herz mit magischen Gluthen erwärmt, es von den Schlacken der Leidenschaft gereinigt und die reine heilige Flamme der Liebe darin angezündet. Wie könnte ich sonst, Euer Sohn, der Euch Alles verdankt, wie könnte ich so ernst zu Euch sprechen, wenn mich nicht die Liebe beseelte, wenn mein heiliger Zweck mich nicht einen Augenblick über Euch stellte. Wenn Ihr auch, was Ihr gethan habt, für uns gethan hättet, der Preis, Vater, der Preis war zu hoch!" —

„Ich bin von den Vorurtheilen der Zeit nicht so befangen", fuhr Ernst nach einer Weile fort, während Unmuth Ruprecht nicht zum Worte kommen ließ, „ich bin von den Banden des Aberglaubens nicht so umstrickt, daß ich vermuthen sollte, was die Menge vermuthet, denn unser Erlöser hat die Macht der Hölle gefesselt und in Bande gelegt. Aber die Entwicklung Eures Schicksals kam so plötzlich, schritt so rasch bis zum äußersten Gegensatze Eures vorigen Zustandes fort, und im Leben, wenn es auch keinen Zauber gibt, herrscht die dunkle Macht der Vergeltung, umspinnt mit unsichtbaren Fäden den Schuldigen, reißt ihn fort und stürzt ihn in Abgründe, die kein Senkblei erreicht."

„Ha! aberwitziger Thor", unterbrach ihn Ruprecht mit schallendem Gelächter, „hat auch Dir der alte Kuno seine Märchen vorerzählt, von Kobold und Gespenstern, von dem „Auge Gottes" in der Capelle und von meinem Meisterschusse, den er einen

Frevel nennt? Glaubt er mich im Bunde mit dem Teufel? Gäbe es einen, so wäre ich es vielleicht. Aber es gibt keinen. Der Teufel ist die Schwäche des Menschen, und den hat mein starker Wille besiegt, und alle die Luftgestalten dazu, die Ihr andern heilig nennt und verehrt. Darum mach' ein Ende mit Deinen Predigten, oder suche Dir in der Gesindestube Zuhörer." — „Mein theurer Vater", hub Ernst wieder an und seine Wangen röthete eine heilige Gluth, während er zu Ruprecht sprach, der noch immer lachend und höhnend auf und nieder schritt: „Mein theurer Vater! was zwischen dem Ewigen und Euch an jenem Gewitterabend vorging, ich weiß es nicht, ich will es nicht wissen; aber jener Abend war — von jenem Abende ging der Umschwung Eures Schicksales an, von jenem Abende an flossen die Gaben einer unsichtbaren Macht in Strömen auf Euch hernieder; und, wenn es anders erlaubt ist, von der Wirkung der Gabe auf den Werth des Gebers zu schließen, so war es eine unheilvolle Macht. Nur heftiger erwachte Eure Begierde nach Größe, von Höhe klimmtet Ihr zur Höhe, und wozu benütztet Ihr dann Eure Macht, Euer Ansehen? Nicht zum Segnen, nicht zum Vermitteln, nicht zum Versöhnen, wie der von Nazareth that, nein — nur Rache war Euer blutiges Geschäft!"

„Sage mir", hub Ruprecht an, indem er vor Ernst, nicht ohne einigermaßen von der Begeisterung

des Sohnes ergriffen zu sein, stehen blieb, „sage mir, hast Du denn so ganz der entschwundenen Zeiten vergessen, Deines Aufenthaltes in Stollberg, Deiner Liebe, Deiner Leiden? Bist Du nicht selbst mit kochendem Blute, mit flammendem Blicke vor mir gestanden, und hast Rache über die gerufen, die Dich beleidigt? Was tadelst Du mich also, daß ich sie jetzt nahm, da sie in meiner Kraft stand?“ — „Mein Vater“, entgegnete Ernst, und seine Blicke begegneten ohne Scheu dem forschenden Auge Ruprechts, „ich bin ein Mensch, und habe gefehlt. Mich, wie Euch, wie uns Alle riß der Sturz unsers Hauses in ein sturmbewegtes Leben, in die Fremde hinaus; heimatlos, mit Verzweiflung im Herzen zog ich umher, da kam ich an das Grab des Erlösers, da wandelte ich, wo er gewandelt hatte, wo er Liebe gelehrt hatte, und so kam ich heim mit Ergebung, mit Liebe im Herzen. Ich finde Euch, der einen andern Weg gegangen, der Macht und Größe errungen, ich finde meinen Vater umgeben von Macht und Herrlichkeit, aber entblößt von den Tugenden, die sonst in reichem Maße sein eigen waren. Eure Milde ist zur Grausamkeit, Eure Menschenliebe zu Haß geworden, Ihr betet nicht mehr, Ihr läugnet den, von dem wir Alle ausgingen, wie Strahlen von der Sonne! Da übermannte es mich, mein Vater! ich vergaß den eigenen Fehler, und wahrlich, ich durfte es, denn nicht der sündige Mensch, nicht Euer

Sohn, der Fehler hat wie Ihr — das Wort der Liebe, Gott spricht durch mich!" — Ruprecht stand erschüttert, seine Wangen erbleichten, die Gluth der Augen verlosch: „Wenn es Täuschung war!" murmelte er vor sich hin. „Aber nein", fuhr er nach einer Pause düsteren Sinnens fort, und die gebeugte Gestalt des Greises richtete sich in würdevoller Haltung wieder empor: „Nein, es ist nicht, ich verlache Eure Himmel, ich verlache Euch Leichtgläubige, ich verspotte Euern Wahn. Mein Gott wohnt in meinem Herzen, denn dort wohnt meine Kraft. Geht Ihr und erbettelt vom Zufall, was Ihr Euch selbst geben könntet, ich habe ihn bekämpft, ich habe ihn bezwungen, ich bin sein Herr."

Und nun schritt er wieder ungebeugt wie vorher den Saal hinauf, während Ernst tief ergriffen das Gesicht mit beiden Händen bedeckte und erst nach langer Zeit wieder Worte finden konnte. „Mein Vater", begann er jetzt, indem er mit mühsam gewonnener Fassung sich Ruprecht näherte, „die Sterne stehen hoch am Himmel, und meine reisemüden Glieder mahnen mich, daß es Zeit sei, an Ruhe zu denken. Gute Nacht denn, und möchtet Ihr, mein Vater, doch bald zur Einsicht gelangen, daß für uns Menschen kein Heil ist als im Glauben."

Mit diesen Worten wollte er sich entfernen, Ruprecht aber, seine Hand ergreifend, sprach mit milderem Klang der Stimme, als ihm sonst wohl eigen

war: „Sieh, mein Sohn, erspare Dir Schmerz, mir Unmuth und Kränkung. Versuche nicht, meine Ueberzeugung zu erschüttern, sie steht fest, und muß fest stehen. Du bist noch jung; Jugend sieht Alles in einem überirdischen Lichte, weil in ihr das Blut noch rasch ist, und die Lebenskraft frischer. Aber Du wirst von Deinem Wahne zurückkommen, wenn Du lange hier verweilst, und wenn Du erst lange gelebt hast, denken wie ich. Drum gib es auf, mich bekehren zu wollen; denn sieh, gerade Du, der lebenskräftig und blühend vor mir steht, bist mir der triftigste Grund gegen die Lehre, die Du predigst. Oft, wenn ich in einsamen Stunden von meinen großen Werken ermüdet über das, was war und was werden sollte, in düsteres Sinnen versank, kam mir der Gedanke, wenn nun jene Thoren doch recht hätten, wenn Du, der Du Dich selbstständig und Herr Deines Schicksals wähnst, doch nur ein Werkzeug in der Hand eines Mächtigen wärest, bestimmt, die Wege des Unerforschlichen zu wandeln, wenn Alles, was Du jetzt mühsam aufgehäuft und nach langem Streite errungen, wenn es nur einen Augenblick bleiben, und dann wieder zerstreut werden sollte, wie es zerstreut war, da Du es sammeltest; wenn das einzige Ziel Deines Lebens — Rossums Größe — von Dir nur erreicht werden sollte, um in wenigen Jahren sie wieder hinstürzen zu sehen; wenn Dein Sohn nicht wiederkehrte, wenn

Du der letzte Rossum wärest? ‚Wahrlich‘ — sprach ich dann zu mir selbst —, dann wäre es schlimm, dann müßte ich einsehen, daß eine Macht ist, der der Mensch sich beugen muß oder untergehen im fruchtlosen Kampf; wahrlich, dann wäre ein Gott, und ich ein Sünder!‘ So dachte ich oft, und düstere Gedanken zogen durch meine Seele. Aber sieh, da kamst Du wieder, unverdorben, blühend stark wie die Eiche, und aus Dir werden rüstige Sprossen erzeugt werden, der alte Name wird wieder aufleben, Rossums Größe in Jahrhunderten fortbestehen, und so weiß ich, daß kein Gott ist und daß ich recht hatte!“

„Was hast Du aber?“ rief er jetzt, indem er staunend bemerkte, daß Ernst plötzlich bleich wurde bis an die Lippen, sein ganzer Körper fieberisch zuckte, und Angstschweiß in großen Tropfen auf seiner Stirne stand; „was hast Du?“ rief Ruprecht, besorgt werdend, „was hast Du, rede? Die Reise hat Dich erschöpft, Dein Gemüth ist bewegt, geh, geh zur Ruhe.“ — Ernst aber warf einen schmerzlichen Blick auf den greisen Vater und sprach: „Die Macht des Himmels ist gewaltig und ihre Wege sind unergründlich. O Vater, geht in Euch, reinigt Eure Seele von dem Irrglauben, der sie beflecket, glaubt an einen allbarmherzigen, ewigen Gott; denn wißt, der Vernichtung habt Ihr gearbeitet, für Vergessenheit gestrebt und getrachtet, Ihr seid der letzte

Rossum, nach Euch wird keiner mehr sein, denn ich bin — Tempelherr!“ —

„Was sagst Du?“ rief Ruprecht mit einem Schrei des Entsetzens, „Tempelherr?“ — „Ja, mein Vater“, entgegnete Ernst, „ich habe das Gelübde der Keuschheit geschworen, dies Zeichen ist nicht blos das Zeichen meiner Pilgerfahrt, es ist das Zeichen meines Standes!“

Ruprecht war in einen Armstuhl gesunken, seine Lippen zuckten, sein Haupt lag tiefgebeugt auf der Brust, große Thränen drangen aus den starren Augen; endlich sich mühsam sammelnd, winkte er Ernst sich zu entfernen. Ernst zögerte, aber endlich, als er die abwehrende Hand Ruprechts mit heißen Küssen bedeckt hatte, verließ er schweigend den tief erschütterten Greis.

Ruprecht saß lange, es war ihm als stünde er schwindelnd am Rande eines unermeßlichen Abgrundes, das Gebäude seiner Hoffnung war in sich selbst zusammengebrochen, und Schwefelflammen leckten aus den Trümmern hervor. Die Vergangenheit trat wie ein rächender Engel vor seine Seele; mit einem Male erwachte wieder, was er längst erloschen geglaubt hatte, der Gedanke an seine ferne Jugendzeit, an die Lehren seiner frommen Aeltern, an die Bibel, die er so oft hatte vorlesen müssen; Alle fielen ihm ein, die auf Gott vertraut hatten, Abraham und Hagar, Jakob und der ägyptische

Josef; alle Gebete, die man ihm eingelernt hatte, sein lang vergessener Abendsegen, und unwillkürlich von der Erinnerung fortgerissen, faltete er die Hände, und sprach vor sich hin: „Vater unser!“ Er erschrack vor diesen Worten, und im Geiste ging jener Gewitterabend an ihm vorüber; die Donner desselben hallten ihm wieder in's Ohr; er bebte, seine Thränen flossen immer häufiger und immer rascher kreisten seine Gedanken. Jetzt sprang er auf. „Fort“, rief er heftig, als wollte er sich selbst entfliehen, „fort!“ und so verließ er hastig den Prunksaal. Aber als er durch die mondhellen Gänge hinschritt, kam er an der Thür vorüber, die zu Frau Bertha's ehemaligem Gemache führte; er stand still und legte schüchtern die Hand an die Klinke. Die Thür ging auf und er trat in das dunkle, stille Gemach. Ein eisiger Luftzug kam ihm entgegen; die Ursache desselben mochte die angelehnte Thüre der Capelle sein. Ruprecht ging auf sie zu, es schauderte ihm, als er sich der Thüre nahte; er mochte sie nicht zuwerfen, denn er fürchtete, der Wiederhall des Gewölbes möchte einem Donner gleichen; er blickte durch die halboffene Thüre; in der Capelle lag helles Mondlicht und beleuchtete so seltsam den weißen Gruftstein; da fing sein Herz an, sich nach Frau Bertha zu sehnen, seine Thränen quollen wieder hervor, er stürzte in die Capelle und die Thüre fiel hinter ihm zu.

Am nächsten Morgen schlich der alte Kuno, wie gewöhnlich, mit dem Frühesten in die Capelle, um sein Morgengebet zu verrichten, und mit ihm kam Ernst im vollständigen Templergewande, um, wie die Regel des Ordens es befahl, sein Brevier zu beten. Jetzt waren sie in Frau Bertha's Gemach gekommen, und da sie nun der Capelle nahten, so brachen sie das Gespräch, das sie bisher mit einander geführt hatten, ab; doch kaum hatte der alte Kuno die Capellenthür geöffnet, so fuhr er, wie entsetzt, zurück. Ruprecht trat ihm entgegen; die Unordnung seines Anzuges, die Stiere seines Blickes, die Verstörtheit seines Ansehens, vor Allem aber der Umstand, daß Ruprecht die von ihm so lange vermiedene Capelle wieder besucht hatte, versetzten Kuno in ein grenzenloses Erstaunen, Ernst aber in eine wehmüthig frohe Stimmung, denn er sah seinen Vater wieder auf dem Pfade des Heils.

Ruprecht hatte indessen den alten Kuno lange Zeit starren Blickes betrachtet, endlich schien er ihn zu erkennen: „Bist Du es, Alter?" sagte er; „so früh auf, Du bist ja doch kein Schütze. Ja, wer ein Schütze ist wie ich!" — Hier brach er in ein krampfhaftes Lachen aus, das er jedoch zu unterdrücken bemüht schien. Nach einer Weile, in welcher er sich wie erschöpft auf die Schulter des Alten gelehnt hatte, hub er wieder an, und sprach: „Höre, Alter! laß mir die Capelle ausbessern und auf's

schönste, daß sie zu der schönen Burg passe, und laß die Fenster wieder herstellen, die Nächte sind kalt, und das Mondlicht hat keine Wärme. Nicht wahr, alter Knabe?" — „Wie", rief der alte Kuno entzückt, „ist es Euer Ernst, wollt Ihr wirklich die Capelle herstellen lassen? Gott lohne Euch dafür!" Ruprecht schien Kuno's Rede nicht mehr zu vernehmen, er starrte eine Weile vor sich hin, dann begann er von Neuem: „Und höre, schickt mir nach Mehrenberg; sucht mir den verbrannten Marschalk und bringt ihn zur Ruhe. Bei Nacht ist's Schlafenszeit, sagt ihm, und ich nehme keine Besuche an als höchstens von Frau Bertha, meiner Gemahlin. Hab' ich nicht recht?" — „Was habt Ihr denn?" sagte Kuno, Ruprecht besorgt anblickend. „Euch ist nicht wohl." — Ruprecht aber fuhr fort: „Ja und gehe mir in's Burgverließ und lasse mir die Mehrenberger Gefangenen frei — wenn sie nicht schon gestorben sind, wie die zwei Roßtäuscher", setzte er nach einer Pause hinzu; „ja, laß sie frei, wenn sie nicht todt sind."

In diesem Augenblicke näherte sich Ernst seinem Vater, denn Ruprechts Verstimmung, sein Irrereden ließ das Schrecklichste befürchten, und Ernst konnte seine Angst nicht länger bemeistern. Aber kaum hatte Ruprecht seinen Sohn bemerkt, den weißen flatternden Mantel und das rothe Kreuz, das ihn schmückte, gesehen, als er mit dem Ausdruck des

Entsetzens zurückfuhr: „Geh'!" rief er mit gebrochener Stimme, „geh, geh fort!" und sich den umklammernden Armen Kuno's plötzlich entreißend, floh er in stürmischer Eile in sein einsames Gemach, und ließ Ernst und Kuno in grenzenlosem Staunen und nicht geringer Unruhe zurück.

Indessen schien trotz der Besorgnisse Ernst's der Seelenzustand Ruprechts nur ein vorübergehender und eine Folge der in heftiger Erschütterung durchwachten Nacht zu sein. In kurzer Zeit schien er gänzlich hergestellt, nur war an die Stelle des Irreredens eine Art von Stumpfheit getreten, die oft in Blödsinn ausartete. Er sprach wenig mehr, und saß tagelang mit gekreuzten Armen, dumpf vor sich hinstarrend; — wenn sonst in der würdevollen Haltung seiner Gestalt trotz seines Alters sich Kraft und Hoheit ausgesprochen hatten, so schienen diese ihn jetzt gänzlich verlassen zu haben; sein Rücken krümmte sich mit jedem Tage mehr, seine Kniee zitterten, seine Augen wurden immer schwächer, und nur für Augenblicke loderte der alte kräftige Geist in ihm wieder empor. Sehr wohlthätig mußte auf den Greis in dieser Stimmung die Ankunft Mariens wirken, die, ihren Bruder zu sehen, noch vor der Abreise Agnes' an den Hof ihres fürstlichen Bräutigams nach Stollberg geeilt war. Die gütige Natur schien in ihr Frau Bertha wiederholt zu haben, und die zarte Aufmerksamkeit, die kindliche Sorgfalt, mit der sie

Ruprecht behandelte, mußte einen um so erfreulicheren Einfluß auf sein zerrüttetes Gemüth haben, als er die Ruhe seines Sohnes Ernst durchaus nicht mehr ohne die größte Ueberwindung ertragen konnte. Selbst die Ueberredung Mariens konnte diese Abneigung nicht beschwören, obwohl sie sonst eine fast unumschränkte Gewalt über Ruprecht ausübte, der unter ihrer Pflege gleichsam neu auflebte und zu einem Andern ward, als er vordem gewesen. Sie bewog ihn, die Leitung der Ausbesserung der Capelle, weil er immer Freude am Bauen gehabt hatte, zu übernehmen, und als diese auf's prächtigste hergestellt, mit kostbaren gemalten Fenstern, mit Marmorgetäfel und vergoldetem Schnitzwerke versehen war, beredete sie ihn, hauptsächlich auf Antrieb des alten Kuno, Auftrag zur Herstellung des Auges Gottes zu geben, das noch immer in dem Zustande, in welchen es Ruprechts Schuß versetzt hatte, in einer Ecke der Capelle lehnte. Ruprecht zauderte lange, ehe er seiner Tochter willfahrte; es geschah endlich, aber Marie bereute es, ihn jemals daran gemahnt zu haben, denn Herr Ruprecht gerieth für einige Tage wieder in das blöde Hinbrüten, aus dem sie ihn mit so vieler Mühe emporgerissen, und es brauchte lange Zeit, bis dieser Zustand durch ihre Pflege überwunden wurde.

Ein Ereigniß jedoch, das sie hierin sehr unterstützte, war die Ankunft eines Boten von Herzog Friedrich, der Ruprecht und seine Kinder zur Feier

seines Beilagers mit Agnes von Meran nach Neustadt lud, zugleich aber eine Urkunde überbrachte, welche Ruprecht Burg Meidenberg und die dazu gehörigen Ländereien als Erblehen zusicherte. Ruprechts Freude über diese Nachricht war so gewaltig, daß sie seine gelähmte Geisteskraft wieder mit frischen Schwingen begabte und ihn mit einem Male aller Fesseln der Schwäche und Krankheit entledigte. Er traf sogleich Vorkehrungen, um das in den Händen der Stubenberg verwahrloste Meidenberg in einen des Namens Rossum würdigen Zustand herzustellen; was die Einladung zur Hochzeitsfeier Gertrudens betraf, so schlug er sie aus und ließ blos Marien unter Ernst's Begleitung die Reise nach Neustadt unternehmen, die diese auch um so freudiger antraten, da sie Ruprecht durch die Erwerbung Meidenbergs beschäftigt und somit vor jedem Rückfall in seine Gemüthskrankheit gesichert wußten. Der alte Kuno war indessen voll frommen Eifers auf die Herstellung des Auges Gottes bedacht gewesen. Zu Leoben lebte ein alter Mann, der in seiner Jugend zu Byzanz und ein Schüler des berühmten Athenodor Hypsora gewesen war. An diesen wandte sich Kuno, und der Maler begann auf die Verheißung eines ansehnlichen Lohnes ungesäumt sein Werk.

Durch die Gewalt des Schusses hatte sich die Farbe von einem großen Theile des Gemäldes abgelöset, das Auge war kaum mehr kenntlich, der

blaue Himmel und der Sternbogen ganz verschwunden, nur die Gewitterwolke war noch in ihrer nächtlichen Schwärze deutlich zu sehen. Der erfahrene Maler erkannte jedoch aus diesen Resten, daß dies Gemälde von einem der vorzüglichsten Meister aus Byzanz gemalt worden sei, und machte sich darum, als nur einmal die Verletzung, welche die Holztafel durch den Schuß erlitten hatte, wieder hergestellt war, mit verdoppeltem Eifer an die Arbeit.

Endlich war sie fertig, und der Künstler verließ die Burg, um nach einigen Wochen, wenn das Bild vollkommen getrocknet sein werde, wiederzukehren, es mit schützendem Firniß zu überziehen und die verheißene Belohnung in Empfang zu nehmen. Der alte Kuno konnte sich vor Freude nicht fassen, als er das blaue. freundliche Auge wieder mit alter Milde herablächeln, mit seinem Nimbus die dunklen Wolken zum blauen, mit dem Friedensbogen geschmückten Himmel verklären sah; erst mit dem dämmernden Abend verließ er die Capelle, um mit frühem Morgen das Bild von neuem unter brünstigen Gebeten sehnsüchtig zu betrachten. Aber wie sehr fand er sich getäuscht, als er am nächsten Morgen die erst gestern vollendete Arbeit ganz in jenem Zustande der Zerstörung wiedersah, in den es an jenem Gewitterabend versetzt worden war. Die frischen Farben hatten sich theils geschält und abgeblättert, theils schienen sie sich gänzlich verflüchtigt zu haben,

und das ganze Bild war eben so unkenntlich, als es vor seiner Ausbesserung gewesen war.

Der alte Kuno eilte ohne Zeitverlust zu dem Maler nach Leoben, dem er die bittersten Vorwürfe über seine Fahrlässigkeit machte, der er das Mißglücken der Arbeit zuschrieb. Der Maler aber, kaum den Worten Kuno's glaubend, verfügte sich neuerdings nach Stollberg; als er aber dort sah, daß es war, wie ihm gesagt worden, schrieb er den Unfall einem Versehen in der Zurichtung der Farben oder des Auftragens derselben zu, und begann unverdrossen die Arbeit von neuem. Aber als sie vollendet war, erfolgte wieder, was früher erfolgt war. Das Erstaunen des Malers über diesen Umstand, so außerordentlich es sein mochte, war doch bei weitem nicht so groß als die Besorgnisse, die in Kuno's Seele durch diesen wunderbaren Vorfall aufgeregt wurden. Seit langer Zeit schon war es ihm unumstößliche Gewißheit geworden, daß das Heil des Namens Rossum und das Auge Gottes in der Capelle im innigsten Zusammenhange stünden. Seine Seele bebte bei dem Gedanken, daß dem Hause ein Unheil widerfahren sollte, dem Hause, mit dem er durch fünfzig volle Jahre Glück und Noth, Leid und Freude getragen, und das in seiner Liebe so feste Wurzeln geschlagen hatte, daß es kein Streich treffen konnte, den er nicht auf seine Weise mitgefühlt hätte. Er beschloß daher, zur Wiederher-

stellung des Auges Gottes, was in seinen Kräften stünde, zu versuchen, und so wurde ein Mönch aus Kloster Admont, der sich ein wenig auf's Malen, noch besser aber auf's Exorcisiren verstand, zu Rathe gezogen, unter dessen Schirm und mit dessen geistlicher Beihilfe der Maler das Werk zum dritten Male beginnen sollte.

Man fing nun an, die Tafel mit Weihwasser zu besprengen, zu beräuchern, der Mönch ließ es an lateinischen Gebeten nicht fehlen, und so lange der Maler am Bilde malte, brannte eine geweihte Kerze an seiner Seite. Aber es war umsonst, auch dieser Versuch hatte keinen bessern Erfolg als die übrigen; da warf der Maler seinen Pinsel hin, und schwor, er wolle mit diesem Bilde nichts mehr zu schaffen haben, der Mönch aber schüttelte den Staub von seiner Kutte und verließ eiligst ein Haus, auf welchem, wie er sagte, ein unauflösbarer Fluch hafte. Nur Kuno gab noch nicht alle Hoffnung auf; er wünschte zu sehnlich, das Auge Gottes hergestellt zu sehen, um so schnell an der Erfüllung dieses Wunsches zu zweifeln und that alles Mögliche, was zur Verwirklichung desselben beitragen konnte. Marie, die indessen von der Feier des herzoglichen Beilagers zurückgekehrt war, unterstützte ihn in seinen Bestrebungen und setzte, jedoch insgeheim und ohne Vorwissen Ruprechts, dem auch nur die Erinnerung an das Auge Gottes

verderblich zu werden schien, einen Preis für die so schwierige Ausbesserung jenes Gemäldes aus; weil aber seit den urältesten Zeiten die Kunst immer nach Brod ging, so verfehlte diese Maßregel nicht, aus den benachbarten Ländern Preisbewerber in Menge herbeizuziehen, die jedoch alle unverrichteter Dinge wieder abziehen mußten, so daß der alte Kuno immer ängstlicher und hoffnungsloser wurde.

Herr Ruprecht hatte sich indessen ausschließend mit der Herstellung Meidenbergs beschäftigt, er brachte ganze Tage auf der ziemlich weit von Stollberg entlegenen Feste zu, und unter dem wachenden Auge des Herrn ging die Arbeit rasch von statten, so daß sie bald zur Vollendung gediehen war. Aber auch Ruprechts Gemüth war in dem Drange der Geschäfte wieder erstarkt; sein kräftiger Geist hatte jene unheimlichen Schauer, die Ernst's Wiederkehr über ihn ausgegossen hatte, von sich abgeschüttelt. Und da jetzt Marie — ohne den Bruder, der, Ruprechts Abneigung gegen ihn und ihren Grund wohl kennend, an Herzog Friedrichs Hofe zurückgeblieben war — in Begleitung Herrn Tannauers nach Stollberg zurückkehrte, so gewann sein Gemüth bald die vorige Zuversicht wieder, und nur selten tauchten die Ereignisse seiner letzten Vergangenheit wie warnende Male aus dem Gewirre von Zerstreuungen auf, in welchen er sein Gedächt=

niß zu betäuben und zu ertödten bemüht war. Als nun aber auch Herr Tannauer, der Aelteste seines in Tirol reich begüterten Hauses und ein Liebling Herzog Otto's, bei ihm um die Hand Mariens anhielt, in deren Herzen das Angedenken an den Schwächling Hartmann schon längst von dem feurigen, kraftvollen Tannauer verdrängt worden war, da stiegen auch wieder Ruprechts Lieblingsgedanken mit erneuertem Reize in seiner Seele empor. Der Gedanke, daß der Name Rossum mit ihm aussterben solle, war ihm zu unerträglich, als daß er ihn für einen Ausspruch des Himmels angesehen hätte. Schon einmal hatte das Glück sich seinen Wünschen fügen müssen, und es sollte noch einmal dazu gezwungen werden. Tannauer war nicht der einzige seines Namens, er hatte Brüder; Ernst konnte Ruprechts Lehen als Tempelherr nicht besitzen, wenn nun Herzog Friedrich, an den sie nach Ruprechts Tode als Mannslehen mit Uebergehung Mariens zufielen, um seiner Gemahlin Agnes, um Ruprechts Verdienste willen gestattete, daß sie an Herrn Tannauer übergingen, so konnte es nicht schwer sein, diesen zur Vertauschung seines Namens mit dem der Rossum zu bewegen, und so war dem alten dürren Stamme ein frisches grünes Reis eingepreßt, und der Name Rossum lebte trotz des Rathschlusses des Himmels durch Jahrhunderte fort. Ruprecht fühlte sich gleichsam verjüngt, als dieser Gedanke in ihm zum Vorsatze geworden war;

er knüpfte sogleich zur Ausführung desselben die nöthigen Unterhandlungen an, und Ernst's Warnung, die Warnungen des eigenen Herzens waren vergessen. So kam die Fastnacht heran und mit ihr der zu Mariens Vermählung festgesetzte Tag. Ruprecht, der eine Vorliebe für Burg Meidenberg gewonnen, und diese Feste zum einstweiligen Wohnsitze des jungen Paares bestimmt hatte, brach dann in den ersten Morgenstunden mit einem fürstlichen Gefolge dahin auf, um die geliebte Braut dem sehnsüchtigen Bräutigam zuzuführen.

Den alten Kuno hatte, so sehr gerne er mitgegangen wäre, um seine geliebte Herrin dem Manne ihres Herzens antrauen zu sehen, sein hohes Alter und die Gicht, mit der er behaftet und deren Anfall er erst vor Kurzem mit Mühe und Noth entgangen war, auf Stollberg zurückzubleiben genöthigt. Er stand noch vor den Thoren der Feste, und sah mit feuchtem Blicke dem festlichen Zuge nach, der, den Roßkogel hinabziehend, so eben in den Krümmungen des Thalweges verschwand, und war gerade im Begriffe, in die Burg zurückzukehren, als plötzlich aus dem Dunkel des Waldes ein Pilger zu ihm trat. Sein aschgraues Gewand, der mit Muscheln verzierte Hut, der Kreuzstab mit der daran befestigten Feldflasche, die mit Staub dichtbedeckten Schuhe, noch mehr aber das bleiche und sichtliche Spuren tiefen Kummers an sich tragende Gesicht

verrieth, daß er eine weite Strecke Weges, vielleicht sogar vom gelobten Lande, herkomme. Wenn überhaupt in jenen frommen Zeiten Gastfreundschaft eine allgemein geübte Tugend war, so wurde sie doch mit verdoppelter Bereitwilligkeit jenen zu Theil, die sich rühmen konnten, Palästina gesehen und am Grabe des Erlösers gebetet zu haben. Auch Kuno stand keinen Augenblick an, den heiligen Mann mit der schuldigen Ehrfurcht zu empfangen, und trotz der eisigen Morgenluft seinen Scheitel eiligst entblößend, begrüßte er den Pilger mit dem gewöhnlichen Gruße jener Zeiten: „Gelobt sei Jesus Christus!“ — „In Ewigkeit, Amen!“ erwiderte der Pilger, indem er sich bekreuzte; — und nach einer Weile, nach dem Hohlwege hinweisend, in welchem eben die letzten Reiter aus Herrn Ruprechts Gefolge verschwanden, fuhr er fort: „Ist das nicht der Burgherr, der da den Berg hinunterzieht?“ — „Ja wohl“, entgegnete Kuno, ihm freundlich zunickend, „ja wohl ist es der Burgherr, und er geht einen fröhlichen Gang, denn er führt seine Tochter heute zum Altar. Gott gebe ihnen viele Freude! Aber, frommer Pilgersmann“, fuhr er fort, „wenn auch der Burgherr fort ist, Euch soll es darum weder an Herberge noch an Erquickungen fehlen. Kommt nur mit hinein!“ —

Mit diesen Worten wollte er in die Burg zurückkehren; der Pilger aber, ihm in den Weg tretend, sprach: „Ich kam nicht um Herberge noch

um Erquickungen hieher. Das Ziel meiner Reise ist nicht mehr fern, und daheim ruht sich's am besten. Aber man sagt mir, hier sei ein Bild, dessen Herstellung die größten Meister zu Schanden mache. Ich bin auch ein Maler; laßt mich das Werk versuchen, vielleicht gelingt es mir." — „Ei! Seid Ihr ein Maler?" versetzte Kuno, indem er befremdet den Pilger näher in's Auge faßte; „hm! Eure Züge sind mir so bekannt, war't Ihr nicht schon einmal hier?" — „Es ist möglich, daß Ihr mich irgendwo gesehen habt", entgegnete der Pilger, „aber führt mich doch zu dem Bilde, wenn's Euch beliebt!" — „Ei!" versetzte der alte Kuno, indem er in Begleitung des Pilgers die Zugbrücke hinschritt, die gleich hinter ihnen sich rasselnd emporhob, „ei — ei, habt Ihr's denn gar so eilig? Ihr werdet doch, bevor Ihr das Werk beginnt, einen Becher echten Firneweins nicht verschmähen, und mir altem Knaben etwas von Euern Abenteuern und Eurer Pilgerfahrt mittheilen. Wenn Ihr den Preis gewinnt, der auf die Herstellung des Bildes gesetzt ist, so sind die paar Stunden Versäumniß ja nicht in Anschlag zu bringen, denn ich sage Euch, es ist ein hoher Preis, ein Becher bis an den Rand mit Goldstücken gefüllt. Darum kommt, und laßt uns eins trinken, ehe Ihr anfangt zu malen. Seht, da ist mein Stübchen, ein recht warmes, freundliches Stübchen, und der Wein — man

kann gar nicht mit Worten sagen, wie gut der Wein ist. Kommt herein! In der Capelle aber ist's kalt und unheimlich, Ihr kommt noch immer zeitig genug hin. Kommt herein!"

Der Pilger aber, Kuno's Reden nicht beachtend, sprach: „Meine Zeit ist gemessen, ich sehne mich nach der Heimat, führt mich zum Bilde!" — „Ei, wenn Ihr's denn nicht anders haben wollt, so habt es denn!" rief Kuno, unmuthig die schon geöffnete Thüre seines Stübchens wieder zuwerfend; „wenn Ihr meinen Wein nicht braucht, mein Wein braucht Euch nicht, ich kann ihn allein auch trinken."

So schritt er durch die öden Gänge und Hallen hin, indem er allerlei von Uebermuth und Thorheit vor sich hinmurmelte; der Pilger aber folgte ihm lautlos nach, bis sie endlich in der Capelle angelangt waren. „Da ist es", sagte Kuno, auf das in der Ecke lehnende Bild hinweisend; „nun seht, wie Ihr damit zurecht kommt." Der Pilger hob das Bild auf, betrachtete es lange, dann aber mit vieler Geschicklichkeit einen Betstuhl als Staffelei benützend, stellte er es im gehörigen Lichte auf, nahm sodann seine Brodtasche ab, aus der er Farben, Pinsel und Palette hervorlangte, und schickte sich jetzt an, die Farben zuzubereiten. Kuno, der erwartet haben mochte, der Pilger werde von ihm über Mancherlei Auskunft begehren, und dies und jenes zu erfahren wünschen, schaute seinem stillen Treiben lange ge-

duldig zu; endlich aber, da er sah, daß der Pilger durchaus keine Rücksicht auf ihn nehme, verließ er ganz unwirsch und verdrießlich die Capelle. „Das ist mir ein störrischer Geselle", murmelte er vor sich hin, indem er in sein Stübchen zurückkehrte, „der könnte einem Gastfreundschaft und allen menschlichen Umgang verleiden; nicht einmal einen Becher Wein mit mir zu leeren. Ein sonderbarer Geselle, das!"

Er beschloß nun, ohne fernere Rücksicht auf den Pilger, dem jedoch zur Mittagszeit in reichlichem Maße Speise und Trank in die Capelle hinaufgeschickt wurde, mit den zu Stollberg zurückgebliebenen Burgleuten das Hochzeitsfest Fräulein Mariens auf das herrlichste zu feiern. Was an Vorrath vorhanden war, wurde aufgetischt, Wein floß in Strömen, und der alte Kuno, die lebendige Chronik des Hauses Rossum, schüttete in unerschöpflicher Fülle, was sein alter Kopf an alten Geschichten, wunderbaren Märchen und Sagen enthielt, nie stockenden Redeflusses in die Gemüther seiner gläubig zuhorchenden Gäste aus. Wie nun das Fest bereits mit dem Morgen angefangen, so endete es auch erst spät am Abend. „Es ist nahe an acht Uhr", sprach der alte Kuno, indem er aufbrach, „laßt uns zur Ruhe gehen, das lange Schwärmen taugt nichts." Und mit diesen Worten seine Handleuchte anzündend, entfernte er sich, während die jüngeren Gäste seinen Rath überhört zu haben schienen und sich

noch nicht von dem rastlos kreisenden Becher loszureißen vermochten.

Der alte Kuno schlich indeß, wie er täglich zu thun pflegte, nach der Burgcapelle, um dort sein Abendgebet zu verrichten. Als er aber vor ihrer Thüre angelangt war, bemerkte er, daß Licht darinnen sei, und jetzt erst erinnerte er sich des Pilgers, und daß er an der Herstellung des Auges Gottes arbeite. Er trat ein; der Pilger saß regungslos vor dem Bilde, zu seiner Seite stand ein angezündetes Altarlicht und sein Mittagsbrot, das aber, wie es schien, unberührt geblieben war. Das Halbdunkel, das der spärliche Schimmer der Kerze verbreitete, schien die Blässe seiner Mienen zum Grauenvollen zu erhöhen, seine Augen waren starr auf das vor ihm aufgestellte Bild geheftet, und die Hände, die Palette, Pinsel und Malerstock hielten, ruhten regungslos in seinem Schooße. Als aber Kuno jetzt, neugierig die Frucht seiner Arbeit zu sehen, sich ihm näherte, stand er rasch auf, und mehr zu sich selbst als zu Kuno sprechend, sagte er: „Es ist vollendet!" — „Was", sagte der alte Kuno, rasch hinzutretend, „vollendet? Wie ist das möglich, noch keiner ist so schnell fertig geworden! Vollendet, sagt Ihr?" Der Pilger aber begnügte sich, schweigend auf das Bild hinzuweisen, und als jetzt Kuno vor demselben stand, sah er, daß der Pilger Wahrheit gesprochen. „Meiner Seele", rief der Alte bewun=

dernd und staunend aus, „meiner Seele, es ist fertig, kein Pünktchen fehlt, und wie schön, wie herrlich, keiner hat noch so schön gemalt, wenn nur diesmal die Farben aushalten!“ — „Sie werden aushalten“, entgegnete der Pilger, ohne den Blick von dem Bilde zu verwenden. — „Aber sagt mir doch“, fuhr Kuno fort, der das Gemälde jetzt näher in's Auge gefaßt hatte, „das Bild sieht ja ganz anders aus, als vordem! Von der Gewitterwolke und den Blitzen ist nichts mehr zu sehen; überall ist blauer Himmel, aus dem Engelsköpfe hervorgucken; da ist nichts dunkel und nächtlich düster, und die Strahlen, die von dem Auge ausgehen, verklären Alles mit überirdischem Lichte!“ — „So ist es“, erwiderte der Pilger, „vor dem Auge Gottes ist Alles klar und licht, und die Gewitterwolke mit dem zuckenden Blitze brütet nur um die Herzen der Menschen!“ — Kuno sah befremdet den Pilger mit einem Blicke an, als wollte er sagen: ‚Ich habe Euch nicht verstanden.‘ Da aber der Pilger nicht geneigt schien, seine Rede zu erklären, sondern den wehmüthigen Blick fest auf das Gemälde richtete, so kehrten endlich auch Kuno's Blicke dahin zurück. „Aber wie, was habt Ihr gemacht?“ rief er jetzt plötzlich staunend aus; „sieht das Auge nicht gerade so aus, als ob es weinte, und an den langen seidnen Wimpern der klare Tropfen da, das ist eine Thräne, und der Blick des Auges ist so trüb, wie sag' ich

nur, so verschleiert, so feucht, ja ja, es weint, es ist kein Zweifel mehr!" — „Ja, es weint", erwiderte der Pilger, „denn es ist das Auge des Erbarmens, des Mitleids, der Milde. Sein Blick ist der Strahl wiederbelebender Milde und Gnade, nicht der Blitz tödtender Rache." — „Wenn nur die Farben aushalten", sagte Kuno, der seinen Blick von dem Gemälde noch immer nicht abwenden konnte, „wenn nur Ihr den Preis gewönnet, Ihr verdientet ihn vor Allen." — „Der Preis ist gewonnen", sagte der Pilger, der indessen seinen Quersack wieder umgehangen, seine Geräthe zu sich gesteckt, und den Kreuzstab zur Hand genommen hatte, „der Preis ist gewonnen", sagte er, „denn der Liebe entgeht kein Preis!" Kuno aber, der sich jetzt umwendend zu seinem größten Erstaunen den Pilger reisefertig vor sich stehen sah, rief aus: „Wie, was fällt Euch denn bei? Wollt Ihr nicht den Morgen abwarten und den Preis mitnehmen? Was eilt Ihr denn? Und wo wollt Ihr denn hin in der pechfinsteren Nacht?"

Der Pilger war indessen, Kuno's Reden nicht achtend, fortgeschritten; jetzt aber, in dem dunklen Hintergrunde der Capelle angelangt, glaubte Kuno, so weit es die schwache Beleuchtung unterscheiden ließ, ihn noch einmal sich umwenden zu sehen; „ich gehe heim", sprach er, und mit diesen Worten war er in den Schatten des Gewölbes verschwunden. Kuno

stand, zur Bildsäule erstarrt; der Klang, mit dem diese Worte ausgesprochen wurden, war nicht so hohl und tief als die Stimme des Pilgers, die aus seiner Brust dumpf wie aus einem Grabe hervordrang. Jene Worte tönten weich und hell wie Silberglöckchen, und Kuno entsann sich, daß er diese Stimme schon einmal, ja sehr oft gehört habe, aber wann und wo und von wem? wußte er in diesem Augenblicke nicht zu unterscheiden. Es gelang ihm endlich sich zu fassen, und schnell entschlossen nahm er seine Leuchte, und eilte dem Fremden, der die Thüre noch nicht erreicht haben konnte, nach. „He, Pilgersmann, frommer Pilgersmann!" rief er, indem er durch die wiederhallenden Burggänge so rasch als möglich hinhumpelte, „kommt doch nur zur Besinnung, und laßt Euch nur für diese Nacht beherbergen, Ihr müßt ja Hals und Beine brechen, wenn Ihr jetzt den Berg hinunter steigen wollt." Aber nur der Wiederhall antwortete seinem Rufen, der Pilger war nicht zu sehen, und als Kuno jetzt bei dem Burgthore angelangt war, schwur ihm gleichwohl der Thorwärter stein- und beinfest zu, keine lebende Seele habe seit dem Einbruche der Nacht die Burg verlassen, Thor und Pförtchen seien fest verriegelt, und wenn er nicht anders durch Mauern gehen könne, so müsse der Pilger noch in der Burg sein. Auf diese Weisung schritt Kuno auf die Stube der Knechte zu; es war ja möglich, daß der Jubelruf

der noch immer wachen Zecher ihn hineingelockt hätte; allein auch dort hatte man von einem Pilger nichts gehört und gesehen. „So hat er sich entweder in dem weitläufigen Burggebäude verirrt, oder es muß ihm ein Unfall zugestoßen sein“, sagte Kuno und befahl einigen der Knechte, sich mit Handleuchten zu versehen, und die Gänge und Hallen zu durchstreifen.

Die Suchenden zerstreuten sich, wie Kuno geheißen hatte, nach verschiedenen Richtungen, aber Alle fanden sich in der Capelle, die man zum Sammelplatze bestimmt hatte, ohne auch nur eine Spur des Pilgers entdeckt zu haben. Als sie nun über dies seltsame Ereigniß erstaunt in einer Ecke des Gewölbes beisammen standen und sich beriethen, fiel zufällig das volle Licht einer Handleuchte auf den weißen Gruftstein, und als Kuno, dem immer sonderbarer zu Muthe wurde, schärfer darauf hinsah, gewahrte er in der Mitte des Steines einen handbreiten Spalt; er trat näher hinzu, man konnte durch den Riß deutlich die Stufen bemerken, die in die Gruft hinabführten, und jetzt fielen ihm mit einem Male die Züge des Malers ein, die ihm so bekannt gewesen waren; er zweifelte nicht mehr, wem jene Stimme angehörte, mit schreckensbleichem Munde rief er: „Frau Bertha!“ und sank bewußtlos in die Arme seiner Begleiter.

Indessen war es auf Burg Meidenberg sehr lustig hergegangen, obwohl das herzogliche Ehepaar das Fest nicht, wie man zu glauben Ursache hatte, mit seiner Gegenwart beehrte. Friedrich hielten Regierungsgeschäfte in Wien zurück, und Agnes konnte sich zu einer Trennung von ihrem Gemahl um so weniger entschließen, da sie die Neuvermählten in kurzem bei sich zu sehen erwartete. Dagegen war Ernst erschienen, um alle seine Lieben noch einmal wiederzusehen, ehe er nach Palästina, wohin sein Stand ihn rief, zurückkehrte. Auch waren viele edle Herren und Frauen der Nachbarschaft auf Meidenberg geladen worden, das Fest zu verherrlichen. Als nun die Trauung vorüber und Marie aus einer Rossum zu einer Tannauerin geworden war, begann ein prachtvolles Turnei; manche Lanze wurde zur Ehre der schönen Braut gebrochen, mancher glänzende, weitfunkelnde Harnisch bekam tiefe Schrammen, und oft gingen selbst ihre Träger nicht leer aus. Dann folgte ein Ringstechen; als aber der Tag sich zu neigen begann, da legten die Ritter die Last der Rüstungen ab, und sich zu den Frauen gesellend, begannen sie nun den heitern Streit, in dem Blicke besiegen und Worte statt Streichen fallen und wo die Preise süßer als goldene sind. Endlich aber rief Glockenschall die edlen Gäste zum Bankett.

An einer langen Tafel, fast unter der Last der Gerichte und der kostbaren Trinkgefäße, mit denen sie

beladen war, sich biegend, reihten sich die Anwesenden, wie Zufall und Neigung sie zusammenführte; am oberen Ende der Tafel aber saß das Brautpaar und ihm zur Seite Herr Ruprecht. Der heitere Geist der Freude belebte die ganze Versammlung, überall tönte fröhliche Rede, Gelächter und Lieder erschallten, der Becher kreiste, es wurde immer lauter und lauter, nur das Brautpaar saß still und in sich gekehrt, denn der Mund fließt nur von Fröhlichkeit über, die Freude verschließt ihn. Aber auch Ruprecht, der den ganzen Tag hindurch heiter, ja recht froh gewesen war, war ganz still geworden. Eine düstere Stimmung war über ihn gekommen, und längst verklungene Erinnerungen bestürmten wider seinen Willen seine Seele. So oft sein Blick auf dem blühenden Paare an seiner Seite verweilte, fiel ihm unwillkürlich Frau Bertha ein; eine unerklärliche Sehnsucht nach der Hingeschiedenen erfaßte ihn, so daß ihm fast die Thränen in's Auge traten, wenn er dachte, daß sie ihn so früh verlassen habe und gerade in einem Zeitpunkt, wo er ihrer am meisten bedurft hätte. Wenn er dann auf Ernst hinübersah, der stumm und gedankenvoll vor sich hinschaute, fiel es ihm schmerzlich auf's Herz, daß nun auch er sich losreiße vom Vaterhaus, wie Marie es gethan, daß kein Enkel, der Rossum heiße, jemals in seinen Armen ruhen, daß unwiederbringlich hinstürzen solle, was er mit so vieler Mühe, mit so vielen Aufopfe-

rungen erstrebt hatte. Wohl gedachte er neuerdings seines Vorsatzes, den Eidam zu seinem Sohne zu machen, und nun kamen die Sorgen, ob es gelingen werde, und ob die Schritte, die er diesfalls gethan, bald zu dem erwünschten Ziele führen würden; doch dann fiel ihm auch wieder Agnes ein, wie sie stets sich dankbar gezeigt, und dem Hause, in dem sie aufgewachsen war, liebevoll ergeben gewesen war. So saß er in trübem Nachdenken, er achtete nicht des Geräusches um ihn her.

Mittlerweile aber war es Abend geworden; Dämmerung brach ein, die noch mit Schnee bedeckten Höhen sahen in dem Dunkel blendender als sonst durch die hohen gewölbten Fenster des Saales herein, und einzelne Sterne flimmerten einsam an dem winterlichen Himmel. Ruprecht gedachte nun jenes Abends zu Neustadt, aber er gedachte seiner mit Grauen, und es war ihm, als würde er ihn jetzt, wenn er ihn noch einmal verleben könnte, anders beschließen als damals; dann fiel ihm Frau Bertha wieder ein, und wie sie oft auf seine Schultern gestützt, die blauen Augen bittend zu ihm gewandt, gesagt habe: „Ruprecht, Ruprecht! Glanz ist nicht Glück!" Sein ganzes Leben ging an ihm vorüber, und es war ihm, als wäre es eins von den Märchen, die Frau Bertha so oft ihren Kindern erzählt hatte, nur viel verworrener und grauenhafter.

Indeß hatte die Dienerschaft angefangen den Saal zu beleuchten, und bald strahlten die hohen Fenster hell funkelnd in die immer schwärzer werdende Nacht hinaus. Aber Ruprecht wurde d'rum nicht besser, denn in uns muß es licht sein, daß es um uns hell und freundlich werde; das Gedränge der Leute, das Geräusch der Stimmen, das Gewimmel um ihn her war ihm unerträglich geworden; er befahl einem Diener, daß man ohne Aufsehen sein Roß satteln solle, er werde in kurzer Zeit und in nur geringer Begleitung Meidenberg verlassen und nach Stollberg heimkehren.

Das Bankett war seinem Ende nahe, und man schickte sich an, in den stattlich erleuchteten Gemächern den Hochzeitsreihen zu beginnen, als plötzlich der Thorwart mit Hornesruf die Ankunft eines Fremden verkündete. Man erschöpfte sich in Vermuthungen, wer es sein könnte, ein Reisender oder ein Gast, der sich verspätet hatte, als jetzt die Thüre des Saales sich öffnete und der Ankömmling hereintrat. Es war Berchthold vom Emmenberg, einer der Kämmerlinge Herzog Friedrichs; er erwiderte, die Länge des Saales hinschreitend, die zahlreichen Grüße, mit denen er von seinen anwesenden Freunden empfangen wurde, so flüchtig als ihm nur immer möglich war, jetzt aber, am oberen Ende des Saales und beim Brautpaare angelangt, verneigte er sich ehrfurchtsvoll vor Frau Marie und begann also:

„Meine erlauchte Gebieterin, Herzogin Agnes, läßt ihre herzgeliebte Freundin Frau Marie Tannauer grüßen und küssen, und sendet ihr zum freundlichen Andenken ein kleines Brautgeschenk.“ Mit diesen Worten überreichte Emmenberg Marien ein niedliches rothsammtenes Kästchen, indem er hinzusetzte: „Wenn es auch spät kömmt“, sagte die erlauchte Herrin, „so wird es ihr doch willkommen sein, weil es von mir kömmt.“ Frau Marie war im Begriffe, dem freundlichen Gesandten ihrer Freundin einige verbindliche Worte zu sagen, aber ein Blick, den sie auf das Kästchen in ihren Händen warf, beraubte sie aller Fassung und machte sie verstummen. Ihre Wangen wurden purpurroth, wie der Sammt des Kästchens, und Emmenberg entfernte sich, ein Lächeln mit Mühe verbergend, während Herr Tannauer mit leuchtenden Augen die bräutliche Jungfrau in seine Arme schloß. Das Kästchen war nämlich so künstlich geformt, daß es eine Wiege vorstellte, in der unter rothsammtener Hülle ein goldenes Kindlein lag; als man aber den Kopf des Kindleins berührte, sprang der Deckel des Kästchens auf, und ein von köstlichen Steinen funkelndes Geschmeide zeigte sich Marien und der neugierigen Menge, die sich schnell um sie versammelte. Während aber Marie in holder Verwirrung, und zugleich vor Freude und mädchenhafter Scheu erröthend wie eine Damascenerrose, alle diese Herrlichkeiten betrachtete,

war Emmenberg grüßend zu Herrn Ruprecht getreten und hub also an: „Mein erlauchter Herr und Herzog bietet Euch Gruß und Handschlag und sendet Euch dies, damit auch er sein Scherflein beitrage zur Feier dieses Freudentages.“ Und mit diesen Worten zog er aus einer mit Gold reich verzierten Scheide einen goldenen Stab hervor und legte denselben mit einem versiegelten Schreiben vor Ruprecht hin. Diesem aber, als er den Stab erblickte, stieg das Blut in's Gesicht, seine Augen leuchteten, er sprang hastig vom Stuhle auf und griff nach dem Stabe, den er aufmerksam betrachtete. Indeß waren mehrere der anwesenden Gäste, meist Landesherren der Steiermark, aufgestanden und zu Herrn Ruprecht neugierig hingetreten, selbst der Kreis, der sich um das Brautpaar gebildet hatte, löste sich, und Marie, Herr Tannauer und Ernst umstanden, nicht minder gespannt als die übrigen, den Vater. Dieser aber legte nach einer Weile den Stab wieder schweigend vor sich hin. „Laßt uns den Willen unsers erlauchten Herrn vernehmen“, sagte er, indem er das Schreiben ergriff. Er erkannte in der Aufschrift die Hand Herzog Friedrichs, seine Hände bebten, er zögerte eine Weile, das Siegel zu erbrechen, endlich that er es. „Mein lieber Getreuer“, fing er an, als wolle er die Zuschrift vorlesen, aber seine Blicke waren schneller als seine Zunge. Er legte den Brief nieder, und den goldenen Stab ergreifend, rief er mit blitzen-

den Augen und jubelnder Stimme: „Rossum ist, was es war, ich bin Marschalk der Steiermark!“ — Da ertönten von allen Seiten laute Glückwünsche, der Saal, kaum todtenstill und geräuschlos wie eine Gruft, wiederhallte mit einem Male von dem verworrenen Gebrause der Stimmen, Marie sank schluchzend an des Vaters Brust, Ernst drückte ihm schweigend die Hand. Ruprecht aber hatte nicht einen Augenblick seine Fassung verloren; er schwieg, aber sein Blick haftete lang auf Herrn Tannauer, und kaum auf der vorletzten Stufe angelangt, dachte er schon die allerletzte zu erklimmen. Nach einer Weile aber griff er wieder nach dem Schreiben des Herzogs, um es, was er in dem Drange seiner Freude nicht gekonnt hatte, zu Ende zu lesen. Er entfaltete das Blatt, aber in demselben Augenblicke rief er: „Wer löscht die Lichter aus? Welch unzeitiger Scherz!“ — „Was sagt Ihr, die Lichter?“ fragte Marie, die ihm zunächst stand. Aber Ruprecht rief mit zorniger Geberde: „Zündet die Lichter wieder an. Treibt keine Narrenspossen!“ — „Mein Gott“, sagte Ernst besorgt hinzutretend, „die Lichter brennen hell!“ — „Willst auch Du mich narren?“ schrie Ruprecht, mit dem Fuße stampfend; „Licht her, sag' ich, Licht! Ist's jetzt Zeit zu Fastnachtsstreichen?“ Herr Tannauer aber hatte von einem Armleuchter eine brennende Kerze herabgerissen, und sie nun Ruprecht hinreichend, sprach er: „Hier ist Licht!“ —

„Wo, wo?" fragte Herr Ruprecht, sich von ihm abwendend. — „Gerechter Gott, er ist blind!" rief Marie, und sank mit einem Schrei des Entsetzens bewußtlos auf den Estrich hin. Herr Ruprecht aber war in seinen Stuhl zurückgesunken, sein Antlitz war todtenbleich, die weißen Haare hingen wirr um seine Schläfe, und halb außer sich preßte er die zitternden Hände vor die erloschenen Augen.

Alles ringsum war todtenstill, und das Aechzen Mariens, die noch immer mit der Ohnmacht rang, tönte wie das Stöhnen einer Sterbenden durch den weiten Saal. Ernst aber, der seine Fassung am ersten wieder gewonnen hatte, trat zu Herrn Ruprecht und sich liebevoll über ihn hinbeugend sagte er: „Vater, beruhigt Euch, es ist nur vorübergehend; die plötzliche große Freude, ein starker Schwindel hat euch umnebelt." Ruprecht aber, dieser Worte nicht achtend, hatte die Hände von den starren, ewig dunklen Augen weggezogen, und nach einer Weile hub er mit hohler, zitternder Stimme an: „Blind, sagt Ihr, blind. Ihr Thoren! ich bin nicht blind, nein, ich sehe, ein blutiges Auge sehe ich, ganz deutlich sehe ich's, wie es schmerzlich mit den Wimpern zuckt, wie das Blut in Strömen herniederfließt; Blut, sage ich? Nein, es ist Lava, es brennt, es blendet mich! fort! fort! Ich will Dich nicht sehen, ich will blind sein!" — „Beruhigt Euch doch, Vater!" sagte Ernst, die eigene heftige Bewegung zu unter-

drücken bemüht; „verscheucht diese Bilder aufgeregter Erinnerung, sammelt Euch!" — Ruprecht aber schien seine begütigenden Worte nicht zu hören. „Wehe!" schrie er jetzt mit einem Male furchtbar kreischend auf, „wehe! das Auge fängt an zu flammen, immer feuriger kreist es, immer glühender; die Flammen lecken nach mir, jetzt öffnet sich's wie ein grundloser Rachen, und überall nur Gluth und Gluth, weh, es ist die Hölle! — O, sie ist furchtbar!" — Noch einmal bemühte sich Ernst, den Vater zu beruhigen, dessen Reden immer gräulicher, dessen Geberden immer drohender wurden. Ernst konnte bei solchem Anblick seine Thränen nicht mehr zurückhalten, Ruprecht aber, plötzlich aufspringend, rief mit der Stimme eines Rasenden: „Gebt mir meinen Stab, meinen Stab her, sage ich! Ich bin Marschalk der Steiermark, was geht mich die Hölle an, und wenn mich tausend Mehrenberge hineinziehen wollten, ich bin Marschalk! Meinen Stab her — fort mit Euch, ich bin Marschalk, fort, fort!" — Mit diesen Worten machte er eine Bewegung gegen die Saalthür. Tannauer, in dessen Armen Marie noch immer bewußtlos ruhte, rief, es bemerkend: „Haltet, haltet ihn!" Wirklich wollten auch Einige sich Ruprechts bemächtigen. Dieser aber, mit Riesenkraft sich losmachend, riß sein Schwert aus der Scheide und es in furchtbaren Kreisen um sich her schwingend, rief er unaufhörlich: „Fort mit Euch, Gesindel, fort mit Euch, ich will nicht

in die Hölle!" Ernst dagegen, bereits von dem Schwerte seines Vaters verwundet und zurückzuweichen genöthigt, rief den Uebrigen rastlos zu: „Haltet ihn, haltet ihn!" Diese aber, wenig geneigt, von einem Rasenden sich verwunden zu lassen, thaten nicht mehr, als emsig den Ruf wiederholen, so daß Ruprecht trotz des Gedränges ungehindert die Saalthür erreichte. Er warf sie hinter sich zu, und die wohlbekannte Treppe mehr hinunter taumelnd als steigend, war er bald im Burghofe angelangt. Er rief mit Donnerstimme nach seinem Rosse; die Knechte, nichts von dem Vorgegangenen ahnend, führten es ihm vor. Er schwang sich in den Sattel, und noch ehe seine Begleitung sich beritten machen konnte, hatte er seinem Rosse die Sporen gegeben, und sprengte in Windeslauf zum Thore hinaus. In diesem Augenblicke erschien Ernst im Burghofe. „Die Zugbrücke hinauf!" rief er, aber es war zu spät, Ruprecht war schon über sie hinaus, und in dem Dunkel der Nacht den Blicken der Nacheilenden entschwunden. —

Auf der Straße von Meidenberg nach Leoben aber geht der Weg eine Zeit lang an einem Abgrunde hin, in dessen Tiefen ein Bach den grünen Fluthen der Mur zueilt. Als nun die Ruprecht Nacheilenden wenige Berittene in Eile zusammengerafft und mit Fackeln versehen, Ernst an ihrer Spitze, jener Tiefe sich näherten, war es ihnen, als

wenn es unten röchelte und stöhnte. Ernst hielt sein Roß einen Augenblick an, und der Klagelaut drang vernehmlicher zu ihm empor. „Es ist geschehen", sagte er mit tiefem Schmerze, „sein Schicksal hat ihn ereilt, ehe wir es konnten." Er sprang nun vom Pferde, und während er einen seiner Begleiter um Hilfe nach Meidenberg zurücksandte, stieg er mit den übrigen in die Tiefe hinab. Es war, wie er geahnt hatte.

Herr Ruprecht lag unter der Wucht des zerschmetterten Rosses wie begraben, mit Blut überströmt und besinnungslos da. Der Sturz hatte ihn fast unkenntlich gemacht; an Rettung war nicht mehr zu denken. Er wurde mit eiligst herbeigebrachten Seilen aus der Tiefe emporgezogen, und sodann auf einer Bahre nach Meidenberg zurückgeschafft. Man glaubte mehrmals, er würde unterwegs verscheiden. Als man aber im Burghofe angelangt war, schien ihm für einen Augenblick die Besinnung wiederzukehren. Er versuchte sich zu erheben, eine Art von Lächeln schwebte über die entstellten Züge. „Freundliches blaues Auge, blauer Himmel, Sonnenschein, Regenbogen!" stammelte er, „nichts mehr von Blut und Graus und Hölle — freundliches blaues Auge, Bertha's Auge!" — Er sank zurück und war verschieden! — Ernst aber, der an seiner Seite betend kniete und die erstarrenden Hände des Vaters mit heißen Thränen überströmt

hatte, stand jetzt auf, und den weißen Templermantel mit dem rothen Kreuze über die Leiche hinbreitend, sprach er: „Er ruhe in Frieden!"

So starb das Haus Rossum aus, sein Schild wurde abwärts gekehrt und sein Name ist verschollen; doch die Farben des Auges Gottes, wie es der Pilger zu Stollberg hergestellt hatte, verblichen nicht, und dauerten aus noch durch viele Jahre. Ernst aber und Marie erblindeten kurze Zeit nach Herrn Ruprechts Tod, und auch die Kinder und Kindeskinder der letzteren mußten die Schuld ihres Ahnherrn büßen, wie ihnen verheißen war, bis in's dreizehnte Glied.



Zwei Aufsätze

über

Brevio's Novellen

von der Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens.



I.*)

Giovanni Brevio, seiner Herkunft nach ein Venetianer, lebte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts und gehörte dem geistlichen Stande an. Ob er, wie einige behaupten, Domherr zu Ceneda gewesen, muß dahingestellt bleiben; gewiß ist es, daß er als ein angesehener Prälat häufig und mit Vorliebe zu Rom verweilte, und daß er als Schriftsteller der Reinheit seiner Sprache und der Eleganz seiner Schreibweise wegen von den Autoritäten seiner Zeit, Berni, Bembo, Guidiccioni, sogar von dem berüchtigten Pamphletisten Aretin anerkannt und geschätzt wurde.

Was die Werke Brevio's betrifft, so scheint sein „Trattato della creanza de' Prelati", eine Abhandlung, die Aretin sehr schätzte und zu deren

---

*) (Aus dem sechsten Bande des Jahrbuches für romanische und englische Literatur wieder abgedruckt.)

16*

Veröffentlichung er den Verfasser dringend aufforderte, verloren gegangen zu sein; dagegen sind uns von den Briefen Brevio's mehrere in verschiedenen Briefsammlungen erhalten. Seine poetischen Werke sind unter dem Titel: „Rime e Prose volgari di monsign. Gio. Brevio, per Antonio Blado Asulano“, Roma 1545, gesammelt im Druck erschienen. Die Sammlung enthält seine Gedichte (Rime), dann sechs Novellen, welche sich allerdings durch Reinheit und Eleganz der Sprache auszeichnen, aber mitunter höchst anstößige und daher für einen Geistlichen, wenigstens nach den Begriffen unserer Tage, um so weniger zukömmliche Stoffe behandeln; ferner eine auch schon früher mehrmals im Druck erschienene Uebersetzung der von Isokrates an den König Nicocles gerichteten Abhandlung über die Aufgabe und die Pflichten der Herrscher, endlich einen discurso della vita tranquilla, und einen andern della miseria umana, welchem letzteren sich vier kleine Novellen, die man heutzutage Anekdoten nennen würde, anschließen.

Brevio's Rime e Prose volgari haben seit jener ersten keine neue Auflage mehr erlebt; das Buch ist daher eine nur Wenigen zugängliche Seltenheit geworden. Anders verhält es sich mit den darin enthaltenen sechs Novellen; diese letzteren zogen bald nach ihrem Erscheinen dadurch die Aufmerksamkeit auf sich, daß bezüglich der einen, welche das Erden-

wallen und die Heirath des Höllenfürsten Belfagor behandelt, die Behauptung aufgestellt wurde, nicht Brevio, sondern Machiavelli sei ihr Verfasser, eine Controverse, die selbst heute noch nicht entschieden ist, und wohl auch kaum jemals zu einem endgiltigen Abschlusse gelangen dürfte. Zudem wurde die Mehrzahl dieser Novellen von Sansovino in die verschiedenen Ausgaben seiner Cento novelle aufgenommen, und endlich besorgte Giovita Scalvini unter dem Pseudonym Dionisio Pedagogo eine neue vollständige Ausgabe derselben, welche im Jahre 1819 zu Mailand unter dem Titel: „Novelle di Monsign. Giovanni Brevio, edizione formata sulla rarissima di Roma, per Antonio Blado Asulano del 1545“, s. l. 1799, erschienen ist.

Vier Jahre später gab Giuseppe Monico, obwohl nur in einer sehr geringen Anzahl von Exemplaren, auch die vier kleinen von Brevio seinem discurso della miseria umana beigefügten Novellen unter dem Titel heraus: „Quattro novelle di M. Giovanni Brevio intitolate della miseria umana, ora per la prima volta riprodotte, cavate dalla rarissima edizione di Antonio Blado Asulano“, Roma 1545, Treviso, Antonio Paluello, 1823. Gamba bezeichnet in seiner Bibliographie der italienischen Novellen diese vier Stücke als beiweitem weniger wichtig, als die früher erwähnten sechs umfangreichen Novellen; allein gerade diese vier No-

vellen sind es, die in cultur- wie in literarhistorischer Beziehung zu näherer Erwägung auffordern.

Brevio eröffnet seinen Trattato della miseria umana mit der Betrachtung, daß der Mensch eigentlich viel schlechter daran sei als das Thier, indem dies von Geburt an in seinen Eigenschaften entsprechenden Verhältnissen sich befinde, wo jener, nackt und hilflos geboren, sich weder zu bergen, noch seine Nahrung zu suchen verstehe, und nichts als etwa zu weinen vermöge, eine traurige Vorbedeutung des Elends und der vielfachen Leiden, die ihm im Leben bevorständen. Er weiset ferner darauf hin, wie viele verkrüppelt, blind, stumm oder blödsinnig geboren würden, und wie oft die Natur dort, wo sie die herrlichsten und reichsten Geistesgaben verliehen habe, doch zugleich grausam die Mittel versage, diese Begabung geltend zu machen; er zählt die Gefahren her, mit denen die Elemente, der Krieg, zahllose und mitunter unheilbare Krankheiten das Leben des Menschen verbittern und bedrohen, und beschließt die Aufzählung aller dieser Quellen menschlichen Elends, indem er die Qualen hervorhebt, die der Mensch durch seine Leidenschaften andern und sich selbst bereitet; wie Ehrgeiz, Habsucht, zügellose Begierde zu Gewaltthaten aller Art hinreißen, ja wie Einigen von der Natur und ihren Sternen sogar in bestialischem Zorn und cannibalischen Gelüsten gegen sich selbst und ihr eigenes Blut zu wüthen verhängt sei.

Diesen kurzen, aber im Detail mit vieler Schärfe und Bitterkeit ausgeführten Entwickelungen schließen sich unmittelbar die vier Novelleten an, offenbar um als Belege für die Richtigkeit der Weltanschauung des Verfassers zu dienen.

Obgleich nun die erste und vierte dieser Novellen, mit Gräueln aller Art angefüllt, die Nachtseiten der menschlichen Natur vollkommen genügend ausbeuten, so erscheinen doch die zweite und dritte durch die Art und Weise der Behandlung des Stoffes noch beiweitem merkwürdiger. Sie folgen hier in wortgetreuer Uebersetzung, da bei dem Lapidarstile, den der Verfasser für diese Novelleten ohne Zweifel absichtlich wählte, ihm nachzuerzählen kaum weniger Raum erfordern dürfte.

„Auf einem der Schlösser des Vicariates von Sinigaglia, einer Stadt in der Mark Ancona, lebte ein Ehepaar, welches drei Kinder besaß, deren ältestes acht, das zweite aber sieben Jahre alt war. Dem ältesten hatte der Vater ein Lamm geschenkt, welchem der Knabe ein Glöckchen am Halse befestigte, und das er, wohin er auch ging, hinter sich herführte. Nun begab es sich, daß, sei es nun aus Neid oder Tücke, vielleicht nur aus Einfalt, dem

jüngeren Bruder das Gelüste ankam, das Lamm zu schlachten. Er fragte demnach den Bruder: „Wollen wir dein Lämmchen nicht abkehlen?“ worauf dieser aber mit Nein! antwortete, und erklärte, daß er um keinen Preis zugeben wolle, daß es sterbe. Diese und andere ähnliche Worte waren zu wiederholten Malen zwischen ihnen gewechselt worden; eines Tages aber, während beide Brüder in dem Hofraum des Hauses sich befanden und der ältere mit seinem Lamme spielte, sprang der jüngere die Treppe hinauf, ergriff ein Messer und stieß es dem Lamme, ehe sein Bruder sich dessen versah, in die Kehle, worauf das arme Thier, einen lauten Schrei ausstoßend, alsbald verendete. Der Aeltere, auf diesen Schrei emporfahrend und den Bruder mit dem blutigen Messer in der Hand vor sich sehend, ging diesem sogleich mit einem andern Messer, das ihm zur Seite lag, zu Leibe und verwundete ihn gefährlich, und dieser wieder ihn, indem sie beide schrieen und sich gegenseitig tödtlich verletzten. Ihre Mutter stand in der Küche beim Feuer und machte in einem Kessel Wasser sieden, um damit ihr Linnenzeug zu waschen, wobei sie die Wiege zur Seite stehen hatte, in der ihr jüngstes Knäbchen schlief. Als sie nun durch das

Geschrei der Knaben im Hofe erschreckt, sich in Eile aufmachen wollte, um nachzusehen, was zu solchem Lärm Anlaß gebe, faßte ihre Schürze, aus Zufall oder aus bösem Geschick, einen der Henkel des Kessels, so daß das bereits siedende Wasser sich über Leib und Kopf des schlafenden Kindes ergoß und es jämmerlich verbrühte. In den Hof getreten sah die unglückliche Mutter dort die beiden Knaben todt auf der Erde hingestreckt, und fand, in die Küche zurückgekehrt, gleicherweise auch den dritten vom Leben geschieden, worauf sie, von rasendem Schmerze überwältigt, in der Verzweiflung einen Strick ergriff, ihn an einem Balken befestigte und die Schlinge, die sie daraus bereitet, sich um den Hals legend einen Schemel bestieg, den sie dann mit den Füßen fortstieß, und so in den Lüften schwebend hängen blieb. Bald darauf kehrte ihr Gatte nach Hause zurück, und als er im Hofe die beiden Knaben mit dem Lamme todt hingestreckt, das dritte Kind in der Wiege verbrüht, seine Frau aber erhenkt fand, stürzte er vor Schreck und Entsetzen todt zur Erde."

Die nächstfolgende Novelle eröffnet der Verfasser mit diesen Worten:

„Noch viel grauenvoller aber ist, nach meiner Ansicht, was ich jetzt zu erzählen beabsichtige.

Vor wenig Jahren lebte zu Florenz ein Mann, der ein Mädchen von beiläufig vier Jahren oder etwas darüber und ein Knäbchen von einem Jahre hatte, welches letztere er und seine Frau, wie Eltern zu thun pflegen, häufig in Gegenwart des kleinen Mädchens auf den Arm nahmen, mit ihm spielten und schäkerten, und bisweilen, indem sie das Mündchen des Kindes umfaßten und es seiner Schwester zeigten, lachend zu ihr sagten: „Ein solches Mündchen hast du doch nicht!" wobei sie das Knäbchen zärtlich küßten. Da nun Vater und Mutter dieses Spiel vor der Kleinen mehrmals wiederholten, erwachte in dieser der eifersüchtige Argwohn, sie werde von ihren Eltern weniger geliebt, als dies bei ihrem Brüderchen der Fall zu sein scheine, weil sie nicht sein Mündchen habe. Als sie nun eines Tages mit dem Bruder allein im Hause zurückgeblieben war, ergriff sie ein Federmesser und schnitt dem Kinde die Lippen weg, worüber das Kind sogleich starb. Der Vater aber, der nach Hause

kommend und das Kind todt findend, von der Kleinen, die nicht zu läugnen vermochte, den Vorgang erfahren hatte, tödtete sie unverweilt mit eigener Hand. Wie nun die Mutter, die mittlerweile mit einer Gevatterin in der Nachbarschaft verkehrt hatte, dazu kam, bedrohte sie ihr Gatte nicht nur und warf ihr vor, daß ihr Mangel an Vorsicht und Sorgfalt Schuld trage, daß die Kleine das Knäbchen umgebracht, sondern stieß ihr, sie ergreifend, das Messer in den Hals und schnitt ihr unbarmherzig die Gurgel ab, worauf er von Zorn und Wuth überwältigt, augenblicklich die Klinge in das eigene Herz bohrend, sich selbst erstach."

Es wird nicht in Abrede gestellt werden können, daß die Nichtigkeit menschlicher Zustände, die geheimnißvolle Tücke des Zufalls und die dämonische Gewalt der Leidenschaft, die in einem unbewachten Augenblick wie Lawinensturz das Lebensglück ganzer Familien zu vernichten vermag, in diesen Novellen je wortkarger, um so eindringlicher und mit solcher Bitterkeit und Schärfe geschildert sind, daß es fast unmöglich scheint, in dem Gebiete der Novellenliteratur alter und neuer Zeit ein ihnen ebenbür-

tiges Seitenstück aufzuweisen. Gleichwohl liegt ein solches ganz nahe und möchte sogar, wie aus dem nachfolgenden Auszuge hervorgehen dürfte, Brevio's Novellen noch überbieten.

Ein Bauer zählt in seinem Stübchen ein Häuflein sauer erworbener Thalerscheine nach, die er zum Ankauf einer Kuh bestimmt hat; seine Frau und sein Knecht sollen sie ihm heimbringen. Er erwartet sie mit Ungeduld und tritt endlich, um nach den Zögernden auszublicken, vor die Hausthüre, nachdem er früher am Lichte ein Zeitungsblatt angesteckt und damit seine Pfeife angebrannt hat. Sein Knäblein, von dem Aufflammen des Zeitungsblattes ergötzt, benutzt seine Abwesenheit, sich das Vergnügen dieses Anblicks dadurch wiederholt zu gewähren, daß es die auf dem Tische liegen gebliebenen Thalerscheine Stück für Stück verbrennt. Der Vater kehrt zurück und schleudert in blinder Wuth das Kind an die Wand, an der es mit zerschmettertem Schädel liegen bleibt. In diesem Augenblicke läßt sich draußen das Gebrüll der Kuh hören, mit der die Frau und der Knecht endlich angekommen sind. In

rathloser Verzweiflung eilt der Bauer auf den Dachboden und erhenkt sich. In die Stube getreten bricht die Frau bei dem Anblick des todten Kindes ohnmächtig zusammen. Der Knecht ruft und sucht nach dem Bauer, ergreift endlich das Licht, klimmt, von dem Hute, der dem Bauer entfiel, auf die rechte Fährte gebracht, die Leiter zum Dachboden hinan und geräth zwischen die Beine des Erhenkten, die er an den Messingschnallen der Schuhe für jene des Bauern erkennt. Entsetzt stürzt er die Leiter hinab und bricht das Genick, während das Licht, ihm entfallend, einen Haufen Stroh in Brand setzt, welcher um sich greifend das Haus, die Leichen des Kindes, des Bauers, des Knechtes, die ohnmächtige Frau und sogar die Kuh verzehrt, die nach der Art dieser Thiere ins Feuer hineinläuft.

Der Verfasser dieser Novelle, „die Kuh“ betitelt, ist Friedrich Hebbel, der allerdings den Stoff künstlerischer aufgefaßt, die Charaktere sorgfältiger durchgeführt und die Motive feiner ausgearbeitet hat als dies bei Brevio's Novellen der Fall ist, gleichwohl aber in Beziehung auf den versöhnungslosen Pessimismus und auf die grausame Consequenz

in dem Zusammenwirken von Zufall und Schuld, die er seiner Erzählung aufprägt, sich völlig auf den Standpunkt der Weltanschauung stellt, den Brevio vor 300 Jahren eingenommen. Selbst darin kommen Beide überein, daß sie sich in der Darstellung nicht nur der unbedingtesten Objectivität befleißen, sondern darin auch so weit gehen, daß der Leser, sobald er des ersten zerquetschenden Eindrucks der Begebenheit Herr geworden, vergebens auch nur nach einer Andeutung sucht, wie dem Erzähler oder überhaupt nur irgend Jemand kund werden konnte, welches entsetzliche Verhängniß alle die Leichen hingeschlachtet habe, die ihre Erzählungen vor uns aufhäufen.

Gleichwohl würde sich jeder im Irrthume befinden, der auf diesen Umstand hin schließen wollte, daß Hebbel Brevio's Novellen gekannt und aus ihnen die Anregung zur Erfindung der seinigen geschöpft habe. Hebbel hat sich allerdings einige Jahre in Italien aufgehalten, allein die Originalausgabe von Brevio's „Rime e Prose volgari“, Roma 1545, ist eine so große Seltenheit, und auch die von Giuseppe Monico besorgte Ausgabe seiner „Novelle della miseria umana“, Treviso 1823, erschien in einer so geringen Anzahl von Exemplaren, daß kaum vorausgesetzt werden darf, daß Hebbel die eine oder die andere gekannt habe. Im Gegentheil spricht der Anschein dafür, daß ebenso wie

ohne Zweifel Brevio's Novellen mehr oder weniger wirkliche Begebenheiten zu Grunde liegen, auch Hebbel in einem thatsächlichen Ereignisse, höchst wahrscheinlich in dem Feuerwerk, zu welchem das arglose Kind die Thalerscheine des Vaters benutzt, die Anregung und den Ausgangspunkt zu seiner Schöpfung gefunden habe.

Allerdings mag es befremden, daß Monsign. Brevio, der katholische Prälat, und Friedrich Hebbel, der Gönner der Schopenhauer'schen Philosophie, sich auf demselben Felde begegnen, und so entschieden in gleicher Richtung nach dem gleichen Ziele hinarbeiten, allein auch dieses Befremden dürfte schwinden, wenn erwogen wird, daß dem einen wie dem andern, wie verschieden auch ihre Standpunkte der Weltanschauung ohne Zweifel gewesen, doch wenigstens die Durchführung dieses einen Themas gleichmäßig nahe lag, denn der Spiritualismus des Christenthums wie die Nirvanalehre der Inder beruht zuletzt auf keinem andern Grunde, als auf der Einsicht in den raschen Umschwung und Wechsel der menschlichen Geschicke und auf der Ueberzeugung von der Nichtigkeit alles Irdischen. Um nachzuweisen, daß weder Brevio noch Hebbel mit der ihren Novellen zu Grunde liegenden Tendenz allein stehen, dürfte es genügen, an das Buch Hiob und an die Alten zu erinnern; denn auch diesen letzteren ist die Erkenntniß der Nichtigkeit des Irdischen und des

Elends des menschlichen Lebens nicht fremd geblieben, nur daß ihr Schönheitssinn einerseits verschmähte, sie mit so realistischem Detail nachzuweisen, wie dies Brevio und Hebbel gethan, und daß sie andererseits die Verwickelungen des menschlichen Lebens zunächst und vorzugsweise von ihrer tragischen Seite in Betracht zogen. Sophokles faßt Alles, was in dieser Beziehung darüber in seiner Zeit sich sagen ließ, in dem einen Vers zusammen:

Der Loose höchstes ist, nicht geboren sein.
(Oedip. Kol. v. 1288.)

II.*)

Der vorhergehende Aufsatz über Brevio's Novellen von der Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens hebt die auffallende Formähnlichkeit hervor, in welcher Brevio vor mehr als dreihundert Jahren und Hebbel in unserer Zeit ihrer pessimistischen Weltanschauung Ausdruck gaben. Die vor kurzem erfolgte Veröffentlichung einer handschriftlichen Familienchronik durch den Druck bietet nun Anlaß, dieselben Novellen Brevio's von anderer Seite her neuerdings in Betracht zu ziehen, und sie mit gleichartigen und gleichzeitigen deutschen Aufzeichnungen zu vergleichen. Die zu dieser Untersuchung auffordernde Familienchronik ist die bekannte Zimmerische Chronik, welche durch Dr. Barack auf Kosten des literarischen Vereines zu Stuttgart herausgegeben

*) (Bisher ungedruckt.)

Elends des menschlichen Lebens nicht fremd geblieben, nur daß ihr Schönheitssinn einerseits verschmähte, sie mit so realistischem Detail nachzuweisen, wie dies Brevio und Hebbel gethan, und daß sie andererseits die Verwickelungen des menschlichen Lebens zunächst und vorzugsweise von ihrer tragischen Seite in Betracht zogen. Sophokles faßt Alles, was in dieser Beziehung darüber in seiner Zeit sich sagen ließ, in dem einen Vers zusammen:

Der Loose höchstes ist, nicht geboren sein.
(Oedip. Kol. v. 1288.)

II.*)

Der vorhergehende Aufsatz über Brevio's Novellen von der Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens hebt die auffallende Formähnlichkeit hervor, in welcher Brevio vor mehr als dreihundert Jahren und Hebbel in unserer Zeit ihrer pessimistischen Weltanschauung Ausdruck gaben. Die vor kurzem erfolgte Veröffentlichung einer handschriftlichen Familienchronik durch den Druck bietet nun Anlaß, dieselben Novellen Brevio's von anderer Seite her neuerdings in Betracht zu ziehen, und sie mit gleichartigen und gleichzeitigen deutschen Aufzeichnungen zu vergleichen. Die zu dieser Untersuchung auffordernde Familienchronik ist die bekannte Zimmerische Chronik, welche durch Dr. Barack auf Kosten des literarischen Vereines zu Stuttgart herausgegeben

*) (Bisher ungedruckt.)

zu Tübingen 1869 in vier Bänden erschienen ist, und welche im zweiten Bande S. 221—23 zwei Erzählungen enthält, die sich zu Brevio's Novelle II., wie solche im sechsten Bande des Jahrbuches für romanische und englische Literatur mitgetheilt wurde, wie ältere Geschwister, wenn nicht gar wie Eltern zum Kinde zu verhalten scheinen.

Diese Erzählungen lauten wortgetreu also:

Umb die zeit, *)........., do hat sich ein erschrockenliche that zu Hechingen begeben. Es hat ain metzger daselbst, so unfer von der kirchen gesessen, uf ain zeit ein kalb vor seiner behausung gestochen und gemetzget. Indess hat der messner, als ain priester in der kirchen mess gehapt und elevirt, klinglt. Der metzger, wie dann ainest vor jaren mehr andacht in der welt gewest, dann laider iezo beschicht, lauft der kirchen zu. Darin verhundert er sich so lang, das hiezwischen seiner söne zwen, waren ieder über acht jar nit alt, mit ainandern sprachten von metzgen, und wie sie dann mehrmals gesehen iren vatter das vich stechen, also überredt der ein knab sein brue-

*) D. i. um die Zeit, als der Geist eines abgeschiedenen Herrn Schmeller von Ringingen Spuk getrieben, ein Ereigniß, das die Chronik etwas unbestimmt als einige Jahre vor 1508, also um das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts stattgehabt anzunehmen scheint.

der, dass er sich auch uf den schragen nider leget. Den selbigen stach er. Wie nun der knab heftig anfacht, wie billich, zu schreien und blueten, aber gleiwol baldt darauf verschiede, so badet ohne alle geschicht und zu unfahl der knaben muetter ein junges kindt im haus. Die erhört das geschrai baider knaben vorm haus, lauft eilends herauss, den jamer zu stillen, aber es war zu spat. Interim vergist die guet frau ires jungen kinds im badt, und dieweil sonst niemands im haus, der desshalben zugesehen, do ertrinkt dasselbig auch. Der metzger kompt usser der kirchen, ersicht das gross herzlaidt. Das bekommert in so hoch, das er angesichts aller umbstendt mit ainem brottmesser sich entleibet. Die betruebt muetter wardt verhuetet etlich zeit, damit sie ir nit auch den todt anthete. Die stiftet über etlich zeit hernach ein ewig liecht geen Stetten ins closter, zu langwiriger gedechtnuss der sahen. Aber der knab, so sein brueder also, wie oblaut, entleibt, der wardt von dem alten graf Jos Niclausen von Zollern diser begangnen that halben fengclichen eingezogen und fur recht gestellt und peinlichen beclagt. Also nach erwegung aller umbstende do legten die richter dem knaben ain glitzenden newen goldtguldin fur und darneben ein schönen grossen epfel, darunder gaben sie im

die wal. Also usser ingeben des glücks do name der knab den epfel; domit bewis er sein kundtheit und unverstandt und erhielt im auch damit selbs das leben und das der dolus malus bei im entschuldiget wardt; kam also mit dem leben darvon. Er ist hernach verschifftet worden, das man grundtlichen nit wissen mag, wohin er kommen, aber wol zu achten, er sei auch umb den bronnen gangen.

Fast ain gleichformige historiam haben wir, so bei wenig jaren, circa annum domini 1520, unfer von der statt Bremen in ainem stettlin, dem stift gehörig, beschehen. Alda auch ain metzger gewonet, der het zwen junger söne; die sachen einsmals umb fassnachtzeit iren vatter die schwein stechen und wurst machen; sprach der ain zu seim brueder: „Lieber, leg dich nider, ich will dich auch stechen und wurst aus dir machen, wie unser vatter thuet.“ Der ander antwurt: „Ja, wen du mir nit wellest wee thuen.“ Und als im das vom brueder versprochen, da legt er sich nider. Der ander facht an und sticht; do ist der jung auch nit unbehendt, zuckt ain brottmesser und schneidt dem andern die gurgel ab, das sie gleich baide uf der stett bleiben. Die muetter, die auch ain jungs kind, ein kneblin, badet, die lauft dem geschrai zu, befindt den jammer und baide

knaben in zugen ligen, eilt wider zum jungen kind, das war schon auch ertrunken. Da fallt sie in soliche verzweiflung, das sie an ain girtel sich erhenkt. Der man kommt gleich hiernach ins haus, rueft der frawen, sie der ursachen des grossen unfals zu befragen, sucht sie damit allenthalben im haus und findt die nach langem erhenkt und todt. Darab nimpt er ain sollichen kommer, das er in einer onmacht niderfelt und vor laidt stirbt. Das alles bleibt biss an dritten tag verschwigen, dann das haus beschlossen, iedoch wardt von den nachpurn, so tags, so nachts, ein grosse ungestime im haus gehört. Wie das des freundtschaft furkompt, brechen sie ins haus und finden den jammer. Das verkundten sie dem bischof. Der verordnet, in der sach fleissige nachforschung zu haben, und bewilliget darneben, so etwar were, der dieser verloffner sachen übelthätter und stifter grundlichen konte offenbaren, dem wellte er die böst pfrondt, so selbiger zeit ledig, sein lebenlang übergeben. Wie das der messner in selbigem flecken vernimpt, berueft er den bösen geist zu sich. Der erscheint im und macht ain pact mit ime, so er ime die thatt eröffnen und zu der pfrundt helfen werde, so well er mit leib und seel sich im ergeben. Der bös gaist verprucht im das, befilcht im darauf,

er soll unverzogenlich zu der obrigkait geen, so weel er im beistendig sein und einsprechen, was er reden solle. Das thuet der messner, und wiewol er vorhin gar wenig kont, so erzellt er doch den handel offenlich durch nachvolgende carmina:

Fervex et pueri, puer unus, nupta, maritus
Cultello, nimpha, fune, dolore cadunt.

Die Familienähnlichkeit zwischen dem Inhalte dieser Erzählungen und Brevio's Novelle II ist eine so unzweifelhafte und schlagende, daß man auf den ersten Blick die deutschen Berichte mit dem wälschen ganz und gar für identisch zu halten geneigt und kaum versucht ist, die Punkte in's Auge zu fassen, in deren Angabe die deutschen Berichte sowohl unter sich selbst als von Brevio's Novelle II abweichen.

Diese Verschiedenheiten, so unwesentlich sie erscheinen mögen, verdienen gleichwohl in Erwägung gezogen zu werden.

Als Schauplatz der Begebenheit wird hier Hechingen in Schwaben, dort ein Städtchen im Stift Bremen, von Brevio eines der Schlösser des Vicariats von Sinigaglia in der Mark Ancona angegeben.

Zu Hechingen wird die Begebenheit nach der etwas undeutlichen Angabe der Chronik als gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vorgefallen anzunehmen sein; für das Ereigniß im Stift Bre-

men wird circa 1520 als Zeitbestimmung angegeben; bei Brevio fehlt diese letztere gänzlich.

In den beiden deutschen Berichten ahmen die Knaben spielweise das Handwerk ihres Vaters nach, der zu Hechingen ein Kalb, in dem Städtchen des Stiftes Bremen ein Schwein schlachtet. Bei Brevio gerathen die beiden Brüder in Streit eines Lammes wegen, das der jüngere wider den Willen des älteren abkehlt.

Bei der Geschichte, die von Hechingen erzählt wird, bleiben die Mutter und der Brudermörder am Leben, wogegen bei dem Vorfalle, der von dem Städtchen im Stift Bremen berichtet wird, wie in Brevio's Novelle II, Niemand von den Betheiligten die Katastrophe überlebt.

Brevio verschmäht es auch nur anzudeuten, wie er, wie überhaupt Jemand zu der genauen Kunde des Vorfalls gekommen sei, den er in seiner Novelle II berichtet; bei der Erzählung, die zu Hechingen spielt, sind natürlich die Ueberlebenden als Berichterstatter anzunehmen, während bei jener von dem Städtchen im Stift Bremen ein pfründegieriger Meßner durch einen Pact mit dem Bösen befähigt wird, das Räthsel des grauenhaften Ereignisses mit einem lateinischen Distichon aufzulösen, eine so sagenhafte Wendung wie der Proceß des Hechinger Brudermörders, der durch die Wahl des Apfels zu Gunsten desselben entschieden wird. Was aber jenes Distichon

betrifft, so muß nebenbei bemerkt werden, daß in demselben Fervex offenbar statt Vervex verschrieben ist, Vervex selbst aber, da in dem Berichte nur von einem Schwein, nirgends von einem Hammel die Rede ist, statt Verres verschrieben sein dürfte.

Wenn nun die Frage in's Auge gefaßt wird, ob bei der auffallenden Aehnlichkeit, die zwischen den deutschen Berichten, namentlich jenem, der als Schauplatz des Ereignisses das Städtchen im Stift Bremen angibt, und Brevio's Novelle II besteht, anzunehmen sei, daß Brevio aus den deutschen Quellen geschöpft habe, oder umgekehrt diese aus Brevio, so ist die Beantwortung derselben eine sehr schwierige. Brevio's „Rime e prose volgari“ sind zu Rom 1545 in Druck erschienen; die Abfassung der Zimmerischen Chronik durch den Grafen Froben Christoph von Zimmern und dessen Geheimschreiber Hanns Müller fällt beinahe in die selbe Zeit, nämlich in das fünfte und sechste Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts; allein sie wurde aus älteren Familienurkunden und Aufzeichnungen, die aus viel früheren Zeiten herrühren, zusammengetragen, und ist daher gegenüber von Brevio's Berichte jedenfalls als die ältere Geschichtsquelle anzusehen, wie denn auch die jetzt hier mitgetheilten Erzählungen, ganz abgesehen davon, daß eine derselben die bestimmte Zeitangabe circa 1520 enthält, sich durch ihre Verquickung mit Sagenhaftem und Wunderbarem als ältere Nach-

richten documentiren. Daß also die deutschen Berichte aus wälschen Quellen geschöpft hätte, kann durchaus nicht angenommen, wohl aber muß die Möglichkeit zugegeben werden, daß, ohne auf die Feldzüge nach Italien, an denen die Herren von Zimmern Theil genommen, oder auf deren Fahrten nach dem heiligen Lande ein besonderes Gewicht zu legen, bei diesen oder andern Gelegenheiten jene sagenhaften Berichte aus Deutschland nach Italien gelangt, und dort heimisch geworden seien. Dafür aber, daß dies wirklich der Fall gewesen, liegt nirgend ein überwiegender Grund vor, und Möglichkeit gegen Möglichkeit gehalten, ist es eben so wahrscheinlich, daß beide die deutschen Berichte wie der wälsche aus einer gemeinsamen ältern, vielleicht in der Heimath des arischen Volksstammes zu suchenden Quelle geschöpft haben, denn daß die Sage eine Wanderpflanze ist, deren Samen wunderbar fortwuchernd plötzlich zu den verschiedensten Zeiten und an den entlegensten Orten in Halme und Blüthen schließt, darüber liegen so viele thatsächliche Beweise vor, daß es einer näheren Begründung dieser Ansicht wohl nicht bedarf.

Wenn aber auch die Frage, aus welcher Quelle Brevio hier Novelle II geschöpft, nicht wohl endgiltig zu entscheiden ist, so ist dafür doch das Eine gewiß, daß diese Novelle II nicht als eine irgend einer Chronik oder mündlichen Ueberlieferung nach-

erzählte Anekdote zu betrachten ist, sondern daß sie den beiden sagenhaften Berichten der Zimmerischen Chronik als eine Erzählung gegenübersteht, bei deren Abfassung eine Künstlerhand bewußt und absichtsvoll gewaltet hat. Dafür sprechen einerseits die Kürze und entschieden absichtliche Gedrungenheit des Stiles und der Ausdrucksweise, gegenüber der naiven und anspruchslosen Geschwätzigkeit der deutschen Berichte, und anderseits zwei Momente, die in Brevio's Novelle zu bemerkbar hervortreten, um übersehen werden zu können. Erstens erscheint in der Zimmerischen Chronik als die natürliche und den gegebenen Verhältnissen ganz naheliegende Veranlassung der Katastrophe der Nachahmungstrieb des einen Knaben, der das Gewerbe des Vaters zum Scheine an dem Bruder üben will, und ihn, aus dem Spiele Ernst machend, wirklich hinschlachtet, wie jener das Kalb oder das Schwein. Brevio kann aber bei seiner Tendenz, in seinen Novellen die Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens herauszustellen, dies natürliche und unschuldige Motiv als erste Veranlassung zur Katastrophe nicht brauchen; er greift tiefer; nicht kindischer Unverstand, nicht das blinde Walten eines unglücklichen Zufalls, sondern der angeborne, oft schon im Kinde so deutlich hervortretende Hang zum Bösen, zur Rechthaberei, zum Neid, zur Eifersucht, zur Gewaltthätigkeit, diese Nachtseiten der menschlichen Natur bilden in der

Novelle II, noch mehr aber in der Novelle III, den Ausgangspunkt seiner Erzählungen, und er thut auf seinem Standpunkte auch ganz recht, gleich von vorne herein diesen Grundton anzuschlagen, denn daß es nicht blos seine äußeren Verhältnisse, nicht blos die nachtheiligen Einflüsse ungünstiger Zufälle, sondern vor allem die körperlichen und geistigen Anlagen des Menschen sind, die in der Rückwirkung auf ihn selbst und in der Wechselwirkung mit Andern sein Leben zu einem elenden und erbärmlichen machen können und machen, wird wohl Niemand in Abrede stellen wollen. Das zweite Moment, das hier in Betracht zu ziehen kömmt, ist der schon früher hervorgehobene Umstand, daß Brevio bei der unbedingtesten Objectivität der Darstellung sich doch jeder Andeutung enthält, in welcher Weise die Begebenheiten, deren Bild er vor uns aufrollt, und die Motive, aus welchen sie hervorgingen, ihm selbst bekannt wurden, und überhaupt irgend Jemand bekannt werden konnten. Man würde Brevio zu nahe treten, wenn man ihm nicht zutraute, daß er ein wenigstens ebenso gutes Auskunftsmittel, dieser Schwierigkeit zu begegnen, hätte finden können, als die in den Berichten der Zimmerischen Chronik in Anwendung gebrachten; auch an einer Vergeßlichkeit von seiner Seite ist nicht zu denken; im Gegentheil, er hat bewußt und absichtlich jeder auch der geringsten Aufklärung in dieser Beziehung sich

enthalten, und lieber von dem kunstunkundigen Leser den Vorwurf, seine Erzählung verliere allen realen Boden, weil alle Vermittlung zwischen dem Berichteten und dem Berichterstatter fehle, hinnehmen, als den Eindruck der von ihm dargestellten Begebenheiten durch ein interesseloses Anhängsel über die Art und Weise, in welcher die Kunde derselben überliefert worden sei, abschwächen wollen. Hebbel, offenbar von derselben Ansicht geleitet, hat in seiner Novelle „Die Kuh" denselben Weg eingeschlagen, und kein echter Künstler wird anstehen, wenn nicht beide zu vereinbaren sind, einen Theil der gemeinen Wahrscheinlichkeit aufzuopfern, um den geistigen Inhalt seines Werkes um so einleuchtender hervortreten zu lassen und dessen Gesammteindruck zu verstärken.

Friedrich Halm's sämmtliche Werke.

Inhalt der 12 Bände:

Band 1. Gedichte.
" 2. Griseldis. — Der Adept. — Camoens.
" 3. Imelda Lambertazzi. — König Wamba. — Ein mildes Urtheil.
" 4. Die Pflegetochter. — König und Bauer. — Der Sohn der Wildniß.
" 5. Sampiero. — Eine Königin. — Donna Maria de Molina.
" 6. Verbot und Befehl. — Der Fechter von Ravenna.
" 7. Neue Gedichte. — Charfreitag.
" 8. Iphigenie in Delphi. — Vor hundert Jahren. — Wildfeuer.

Nachlaß,

herausgegeben von F. Pachler und E. Kuh.

" 9. Neueste Gedichte.
" 10. Begum Somru. — Ein Abend zu Titchfield. — John Brown. 1. Akt. — König Wamba. 2. Akt.
" 11. Erzählungen I.: Die Marzipan-Lise. — Die Freundinnen. — Das Haus an der Veronabrücke.
" 12. Erzählungen II.: Die Marquise v. Quercy. — Das Auge Gottes. — Zwei Aufsätze über Brevio's Novellen von der Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens.

